



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

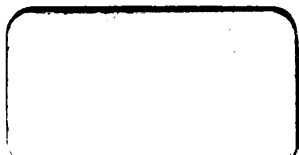
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

















Geschichte

# der deutschen Literatur

im neunzehnten Jahrhundert.

---

Verfasser und Verleger behalten sich das Recht einer Uebersetzung ins Englische und  
Französische vor.  
Leipzig, den 1. October 1856.

Geschichte  
der  
**Deutschen Literatur**  
im neunzehnten Jahrhundert

Von  
**Julian Schmidt.**

---

Dritte, wesentlich verbesserte Auflage.

Dritter Band.  
Die Gegenwart.

---

Leipzig.  
Friedrich Ludwig Herbig.

1856.



70. JAHRE  
ABSCHEIDUNG

PT 351

S3

1856

v3

An Gustav Freytag.

770743

Verfasser und Verleger behalten sich das Recht einer Uebersetzung ins Englische und  
Französische vor.  
Leipzig, den 1. October 1856.

Geschichte  
der  
**Deutschen Literatur**  
im neunzehnten Jahrhundert

Von  
**Julian Schmidt.**

---

Dritte, wesentlich verbesserte Auflage.

Dritter Band.  
Die Gegenwart.

---

Leipzig.  
Friedrich Ludwig Herbig.  
1856.

Verfasser und Verleger behalten sich das Recht einer Uebersetzung ins Englische und  
Französische vor.  
Leipzig, den 1. October 1856.

**Geschichte**  
der  
**Deutschen Literatur**  
im neunzehnten Jahrhundert

von  
**Julian Schmidt.**

---

**Dritte, wesentlich verbesserte Auflage.**

**Dritter Band.**  
**Die Gegenwart.**

---

**Leipzig.**  
**Friedrich Ludwig Herbig.**  
**1856.**

TO THE  
LIBRARY OF THE  
CONGRESS

PT 351

S3

1856

v.3

An Gustav Freitag.

770743





Leipzig, den 15. September 1853.

Erinnern Sie sich noch an unser erstes Zusammentreffen? Es war im Anfang des Jahres 1848, die Lärmglocke der Revolution hatte noch nicht geschlagen. Wir waren mit Ruge, mit Fröbel, dessen „Republikaner“ wir eben im Theater gegen die üble Gesinnung der Socialisten vertheidigt, mit den jungen Oesterreichern in gemüthlicher Eintracht zusammen. Nur ein paar Monate, und die bisher verhüllten Gegensätze traten ans Tageslicht, eine Hand hob sich gegen die andere.

Der Dichter der Valentine und des Waldemar hatte mich schon lange angezogen, ehe ich ihn persönlich kannte. Es ging mir wie fast allen Ihren Lesern: was man auch gegen die Stücke einzuwenden hat, man gewinnt daraus den Dichter lieb und wünscht sich ihm zu nähern. Ihre Probleme waren mir zu individueller Natur. Ich fand in dem Verhältniß zwischen dem romantischen Georg und der romantischen Valentine, zwischen dem blasirten Waldemar und der blasirten Georgine keine innere Nothwendigkeit, und daher schien es mir, daß der Schluß bei aller geistreichen Motivirung nur dann überzeugete, wenn man gewisse Voraussetzungen zugab. Aber ich fand darin eine Sprache, die bei vollendeter Bildung die reine Natur athmete; eine klar durchdachte Technik und überall die Spuren einer ächten Dichterseele. Von dem Allen fand ich bei den meisten der neuern deutschen Dichter das Gegentheil. Bei uns hatte sich die Idee festgesetzt, das Kennzeichen eines Dichters sei die Krankheit, die Selbstvergötterung, der Weltschmerz; aber ich habe nie daran geglaubt, ich war stets der Ueberzeugung, der Dichter unterscheide sich nur dadurch vom gewöhnlichen Menschen, daß er die Gegenstände lebhafter, reiner und idealer sehe. Einen Dichter ohne Lust am Leben, ohne erhöhtern Sinn für die Wirklichkeit, und was damit zusammenhängt, ohne Fülle des Gemüths habe ich mir nie vorstellen können; und eine dichterische Natur wehte mir aus Ihren Stücken entgegen, wie ich sie nachher in dem Menschen wieder fand.

Die Ereignisse nahmen gleich darauf eine so ernste Wendung, daß einem starken Gemüth das heitere Spiel der Poesie unmöglich wurde. Je wärmer der Einzelne fühlte, je eifriger strebte er nach allgemeiner Thätigkeit. Die verwandten Elemente suchten sich, und in der Regel ergab sich dann, daß Neigungen und Principien Hand in Hand gingen. Unsere Bildung, unsere Gesinnung, unsere sittlichen Principien stimmen fast durchweg überein, während in unserer Natur ein Gegensatz stattfindet: ich denke, das ist die richtige Grundlage eines dauernden Verhältnisses.

Denke ich an unsere gemeinsame Thätigkeit zurück, so glaube ich, daß, so oft uns auch ein Irrthum begegnet sein mag, wir uns keine ernstlichen Vorwürfe zu machen haben. Wir haben nach bestem Wissen und Gewissen Gerechtigkeit ausgeübt; wir haben niemals eine persönliche Rücksicht walten lassen, nie die Sache aus den Augen gesetzt; keine Menschenfurcht hat uns berührt; wir haben die Gefühlsströmungen der Masse so wenig geachtet, als die Empfindlichkeit der Einzelnen, die wir in ihrem Glauben an sich selbst stören mußten; wir haben es treu und ehrlich mit dem Vaterlande gemeint, am meisten da, wo wir seine Neigungen bekämpften.

Ich glaube nicht, daß es Viele geben wird, die, was bleibend und was vergänglich an meinen Bestrebungen ist, richtiger zu unterscheiden das Verständniß und die Neigung haben. Aus diesem Grunde und als Erinnerung an mehrere Jahre ernsten und bewegten Zusammenwirkens schreibe ich Ihnen dies Buch zu: zugleich aber als Zeichen meiner herzlichen Freundschaft.

---

Leipzig, den 31. October 1855.

Zwischen meinem vorigen Brief und dem heutigen liegen gerade zwei Jahre, und in dieser Zeit ist mit dem Buch eine so vollständige Umgestaltung vor sich gegangen, daß Sie kaum noch die alte Physiognomie erkennen werden. Ich fühle einigermaßen die Verpflichtung, mich darüber zu erklären, und der alte Freund, mit dem ich seit einer Reihe von Jahren alle Hoffnungen und Sorgen gemeinschaftlich durchlebt, ist wohl die geeignetste Person, an die ich diese Erklärung adressiren darf.

Früher, als es sonst zu geschehen pflegt, spielte mir ein Zufall die Schriften der romantischen Schule in die Hand, und die seltsamen Dithyramben, in denen sie der Welt eine neue Religion verhießen, erregten in

mit Hoffnungen, welche die allgemeine Entwicklung längst widerlegt hatte. Ich erinnere mich, daß am nachhaltigsten zwei Bücher auf mich einwirkten: Schleiermacher's Reden über die Religion und Fichte's Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Aus dem einen lernte ich, in der Religion noch einen andern Inhalt zu suchen, als die verständige Moralität, die man uns auf der Schule mitgetheilt, und das andere zeigte mir, wie ein starker männlicher Geist auch in den Verirrungen eines ungesunden Zeitalters den Faden festzuhalten verstand, der Vergangenheit und Zukunft verknüpfte.

Die historischen Studien meiner Universitätszeit zeigten mir bald, daß es sich in der Geschichte um andere Dinge handelte, als um die Launen und Träume vereinzelter Gemüther, und der Respect vor den Thatfachen unterdrückte die Neigung zu den Ideen. Alle Speculation war mir zuwider, und ich setzte dem geistvollen Lehrer, der eifrig bemüht war, uns für die Philosophie zu gewinnen, verstockten Widerwillen entgegen. — Königsberg ist von der übrigen Culturentwicklung ziemlich entfernt, und die Bekanntschaft mit der neuern Literatur ist unter den Studirenden gering. Die Kreise indeffen, die sich damit beschäftigten, waren voll vom Ruhm des jungen Deutschland; Gukow, Laube, Karl Beck waren gefeierte Größen. Ich kann wohl sagen, daß ich damals über diese Neigungen des Publicums erschraf, denn die Rohheit der Sprache, die Unklarheit der Gedanken und die Krankhaftigkeit der Empfindungen in jenen Schriften stachen nicht nur gegen Goethe und Schiller, sondern auch gegen meine alten Freunde aus der Romantik auf das Widerwärtigste ab. — Einige Jahre nach ihrem Erscheinen fiel mir Gervinus' Literaturgeschichte in die Hand, und ich las sie mit Entzücken. Allein in der Kenntniß der neuesten Literatur glaubte ich mich ihm überlegen, und es schien mir nothwendig, die Lücken durch das Studium der gleichzeitigen Philosophie zu ergänzen, die doch in tausend Verzweigungen mit der Dichtkunst verflochten war.

Als ich nach Berlin kam, fühlte ich mich in eine ganz neue Atmosphäre versetzt. Alle Welt disputirte über Ruge und Feuerbach, redete in der Sprache der deutschen Jahrbücher und beschäftigte sich damit, Standpunkte zu überwinden. Wir Königsberger hatten in Bezug auf unsern Liberalismus ein gewisses Selbstgefühl. Hier suchte man uns nun zu demonstrieren, dieser Liberalismus sei ein zurückgebliebener Standpunkt, und nur ein Philister könne für freie Verfassung und für sittliche Grundlagen des Volkslebens schwärmen. Die Jahrbücher waren eben eingegangen, und Kenner versicherten mit allgemeiner Uebereinstimmung, daß der neueste Fortschritt durch Bruno Bauer vertreten wäre. Es war schwer, mit solchen Gegnern zu disputiren; denn man mochte sagen, was man wollte, sie

zeigten sofort den Paragraphen des Systems vor, in welchem dieser Gedanke als „aufgehobenes Moment“ bereits enthalten sei. Um ernsthaft auf ihre Widerlegungen einzugehen, mußte man sich durch Hegel durchgearbeitet haben.

Es ist ein Unterschied, ob man sich in das Studium der Hegel'schen Philosophie als angehender Student wie in irgend eine andere Wissenschaft einführen läßt, oder mit einer wenigstens theilweise fertigen Bildung daran geht. Auch in dem letztern Fall übt dieser außerordentliche Geist mit der Zeit seinen Zauber aus. Bei Sätzen, die zuerst als absurd erscheinen, hat es etwas Schmeichelhaftes, wenn man wie durch plötzliche Eingebung den geheimen Sinn entdeckt. Es liegt in dem consequent durchgeführten Spiritualismus etwas Berauschendes, und so war gerade die dunkelste seiner Schriften, die Phänomenologie, diejenige, in welche ich mich mit der größten Begierde versenkte. Fast alle Ideen, die mich irgend einmal ergriffen, fand ich in dieser geheimnißvollen Schattenwelt wieder. Zwar sahen sie aus wie abgeschiedene Geister, aber selbst in ihrem blaffen Todtenantlitze lag noch etwas Imponirendes.

Keinen Augenblick habe ich das Gefährliche dieser Dialektik verkannt, aber dem Einfluß der Form konnte ich mich nicht entziehen. Das alte Vorhaben, die Geschichte der Literatur in ihrem ideellen Zusammenhang darzustellen, wurde in der Geschichte der Romantik ausgeführt; freilich anders, als ich mir früher gedacht. Aus den lebendigen Individualitäten wurden Begriffe, die sich einander verschlangen, um in neuen Begriffen wiedergeboren zu werden. Wenn ich heute das seltsame Buch aufschlage, wird mir selber wunderlich zu Muth, und es ist mir ganz fremd, während ich in meinen Seminararbeiten von der Universität her so ziemlich meine heutige Art wieder herauskenne.

Das Buch blieb ein Jahr oder länger liegen; ein zufälliger Umstand brachte die Vorrede, die unter dem Titel: Metamorphosen der Romantik, gewissermaßen eine spiritualisirte Inhaltsanzeige gab, in die Grenzböten. Der Aufsatz gab Veranlassung, daß das Buch gedruckt wurde, und daß ich seit der Zeit die literarischen Artikel in den Grenzböten schrieb.

Da in dieser Zeit die Revolution ausbrach und in ganz Deutschland kein Mensch zu finden war, der sich um romantische Angelegenheiten gekümmert hätte, hielt es der Verleger ein Jahr zurück, und so entstand der Irrthum, es sei mein neuestes Werk. Ein Recensent erinnerte mich an mehrere meiner Artikel über die Junghegelianer und zeigte mir, daß ich daraus hätte Selbstkritik lernen können. Jene Artikel waren in der That

eine Selbstkritik gewesen, und mit der Geschichte der Romantik hatte ich die mir fremdartige Methode auf immer abgestreift. Nur eine Spur war davon zurückgeblieben, und ich glaube, daß das für jeden Geschichtsschreiber, der die philosophische Schule durchgemacht, die nächstliegende Gefahr ist. In dem Bewußtsein, daß in der Geschichte der nothwendige Causalnexus ebenso walidet, wie in der Natur, hebt man nur diejenigen Erscheinungen hervor, die diesen Causalnexus versinnlichen: man läßt die Individualitäten in Beziehungsbegriffe auf. Ich hatte das lebhafteste Gefühl von dem ungeheuern Abstand der drei Perioden der Literatur, mit denen ich mich beschäftigte; aber da es mir darauf ankam, den innern Zusammenhang nachzuweisen, suchte ich gekünstelt diejenigen Punkte hervor, in denen sich die Verwandtschaft zeigte. Das ist zum Theil auch noch in der vorigen Ausgabe meiner Literaturgeschichte der Fall.

Wenn meine Empfindungen der ältern Literatur gegenüber durch die phänomenologische Form der Darstellung zuweilen ein falsches Licht erhalten haben, so bekenne ich mich dagegen den Berühmtheiten der neuesten Poesie gegenüber gern als schuldig. Ich bekenne, daß mir die Periode unserer Dichtung, in der Guklow eine gefeierte Größe war, fast in dem Licht erscheint, wie die Periode Hoffmannswaldau's und Lohenstein's, und daß ich die feste Ueberzeugung habe, noch vor Ablauf eines Menschenalters werde dies Urtheil das allgemeine sein.

Ihnen gegenüber ist diese Selbstkritik um so mehr am Platz, da ich nicht umhin kann, diesmal die Kritik auch auf Sie auszudehnen. Zwar kann ich die Forderung manches wohlmeinenden Recensenten, ich solle über jede Erscheinung der neuesten Literatur etwas sagen, nicht gelten lassen, ich fühle mich nur verpflichtet, theils die wirklich bedeutenden Erscheinungen hervorzuheben, theils an den schlimmsten Ausgeburten, die aber einen starken Anhang im Publicum gefunden haben, die Verkehrtheit des leitenden Princip's nachzuweisen. Auf Alles was dazwischen liegt, einzugehen und den Grad des Werthes zu bestimmen, durch den sich die eine Non-Entität von der andern unterscheidet, fühle ich mich nicht verpflichtet. Einzelne Beispiele werden ausreichen, und die Ausführlichkeit, mit der ich z. B. Guklow bespreche, weil dieser der bekannteste ist, muß einen Ersatz für die Hunderte gewähren, von denen ich doch nur dasselbe sagen könnte. Allein wenn ich über Sie schwiege, würde der Grund, daß wir Freunde sind und gemeinsam nach einem Ziele streben, nicht mehr stichhaltig sein.

Wenn ich in der vorigen Ausgabe schwieg, so lag der Grund nicht darin, daß ich in meinem Urtheil durch Freundschaft bestochen zu werden fürchtete. In der Kritik eines Freundes, den man in seinen Gedanken

und Empfindungen, in den Motiven seines Handelns und in der Methode seines Schaffens Schritt für Schritt verfolgt, liegt vielmehr ein anderes Bedenken. Man sieht bei ihm Alles in einem physiologischen Zusammenhang und fühlt sich leicht versucht, den Menschen zu schildern, wo man den Schriftsteller schildern soll. Ganz beseitigen läßt sich dieser Uebelstand nicht, ich habe mich nur bemüht, so wenig indiscret zu sein als möglich.

Und nun noch einen herzlichen Gruß. Wir können der Zukunft mit Zuversicht ins Auge sehen; denn unser Verhältniß hat sich in schweren Zeiten erprobt; es war nicht jene Freundschaft, die nur in den ersten Aufwallungen der Jugend geschlossen wird, sondern jene männliche Beziehung, die sich selbst in den Gegenständen vergißt. Sie ist nicht poetisch, aber sie ist ernst und inhaltreich; und sie ist, wie ich wohl mit einigem Stolz sagen darf, deshalb nicht weniger erfrischend für uns, weil ihre Früchte auch Andern zu Gute kommen.

---

Gr. Lengden bei Göttingen, den 7. September 1856.

Daß mir so schnell Gelegenheit werden würde, Ihnen wieder einen Gruß zu senden, hätte ich nicht erwartet, ja in mancher Beziehung hätte ich gern etwas mehr Ruhe gewünscht; indeß freut es mich doch lebhaft, und ich fühle die Verpflichtung, dem Publicum für seine freundliche Aufnahme dadurch meinen Dank abzustatten, daß ich das Buch wiederum soweit vervollkomme, als es in meinen Kräften steht.

Zunächst waren einige Errata wegzuschaffen, auf die ich freilich kein übergroßes Gewicht lege, weil mein Buch kein Compendium sein soll. Nur Eins thut mir leid, mein unfreiwilliger Mordversuch gegen Professor Hotho. Da dieser Versuch ohne Folgen geblieben ist, da Hotho seitdem durch ein treffliches Buch die Fortdauer seines Lebens schlagend erwiesen hat, so wird er mir Vergebung nicht versagen.

Im Lauf dieser Zeit sind ferner einige Werke von Belang erschienen, die eine Besprechung nothwendig machten, andere, die schon früher erschienen waren, hatte ich erst zu spät zu Gesicht bekommen, oder nur flüchtig berührt. — Einige vortreffliche Monographien gaben mir Gelegenheit, einzelne Abschnitte meines Buchs zu ergänzen und zu berichtigen: das Leben Humboldt's von Gaym, die Geschichte der neuesten Theologie

von Schwarz, das Leben Lied's von Röpke, die Encyclopädie der Staatswissenschaften von Mohl, der zweite Band von Roberstein. Möchten diese mit ebensoviel Geist als Gründlichkeit bearbeiteten Werke recht viele Nachahmungen finden, denn nur auf diesem Wege gewinnt die Literaturgeschichte eine bleibende Grundlage.

Das Wichtigste bei der neuen Ausgabe möchte aber sein, daß ich mit einer wesentlich veränderten Stimmung daran gehe. Es scheint mir, daß die schlechte Zeit unserer Literatur ein baldiges Ende finden wird, und daß meine Voraussage in dieser Beziehung sich früher, als ich gedacht, bewahrheitet. Schon den ungewöhnlichen Erfolg meiner zweiten Ausgabe kann ich mir nicht anders erklären, als daß eine große Majorität des Publicums meine Ueberzeugungen theilt. Ich weiß sehr wohl, daß der Kritiker nichts eigentlich schaffen kann, und daß er nur dann eine Wirkung hat, wenn er klar und zusammenhängend dasjenige versteht, was im Stillen Jedermann denkt. Ein zweiter Beleg sind mir die Tageskritiker. Nicht bloß mit Bewunderung, sondern mit Freude finde ich meine Ueberzeugungen jetzt in allen möglichen Blättern wieder, denn es kommt in der That nur darauf an, daß die richtigen Ideen ausgesprochen werden, und es ist gleichgültig, wer sie ausspricht. — Viel wichtiger ist ein dritter Umstand. In den drei letzten Jahren ist mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen auf dem Gebiet der Literatur, die zwischen Kunst und Wissenschaft in der Mitte steht, eine glänzende Erscheinung auf die andere gefolgt, und es zeigt sich darin nicht bloß, daß das productive Talent noch immer in unserer Nation lebt, wenn es sich auch andere Canäle sucht, sondern es weht durch alle diese Schriften ein gemeinsamer, fester, hoffnungsreicher Glaube. Das Ziel, das wir zu erreichen haben, steht fest, an der Kraft und dem ernststen Willen fehlt es auch nicht, und so ist es denn wohl kein bloßer Traum, wenn wir uns mit der Hoffnung schmeicheln, es wirklich zu erreichen. Wenn ich also bei meiner ersten Ausgabe das Gefühl hatte, gegen einen gefährlichen Gegner zu kämpfen, gegen jene Literatur, die nicht bloß falsche Formen, sondern auch falsche sittliche Begriffe verbreitete, so scheint mir dieser Gegner jetzt überwunden, d. h. an den Platz zurückgedrängt, der ihm zukommt. Mittelmäßige Schriftsteller hat es zu allen Zeiten gegeben; das Bedenkliche in unserer Periode war nur, daß sie es wagen durften, sich als die Führer der allgemeinen Bewegung zu betrachten. — In diesem Gefühl habe ich jetzt die Polemik bedeutend eingeschränkt, denn es ist unnütz, gegen vergessenes Schlechte zu eifern; und Sie können glauben, daß es mich sehr glücklich macht, statt dessen auf die hoffnungsreiche Morgenröthe einer neuen Zeit hinzuweisen, einer



Zeit, wo wir uns nicht mehr auf die stille Gemeinde, sondern auf die Nation berufen können.

In einer politischen Zeitung, die das System der Ritter vom Geist zu vertreten scheint, macht mir ein Kritiker (Titus Ulrich) den Vorwurf, ich gehöre einer politischen Partei an; er begründet ihn durch weitläufige Beweise. Gern und mit Stolz bekenne ich mich als schuldig. Wenn ich für meine Versuche irgend eine Bedeutung in Anspruch nehmen darf, so ist es diese: daß meine sittlichen, ästhetischen und politischen Ueberzeugungen aus demselben Princip entspringen. Das Schöne, das Gute, das Wahre ist nicht von einander zu trennen. Weil ich einer Partei angehöre, die durch eine Idee getragen wird, bin ich den Personen gegenüber völlig unbefangen: die Personen fallen, die Idee bleibt bestehen.

---

## Dritter Band.

Die Gegenwart.

Jüngling, merke dir in Zeiten  
Wo sich Geist und Sinn erhebt:  
Daß die Muse zu begleiten,  
Doch zu selten nicht versteht.  
Goethe.

1. bi  
2. bi  
3. bi  
4. bi  
5. bi  
6. bi  
7. bi  
8. bi  
9. bi  
10. bi  
11. bi  
12. bi  
13. bi  
14. bi  
15. bi  
16. bi  
17. bi  
18. bi  
19. bi  
20. bi  
21. bi  
22. bi  
23. bi  
24. bi  
25. bi  
26. bi  
27. bi  
28. bi  
29. bi  
30. bi  
31. bi  
32. bi  
33. bi  
34. bi  
35. bi  
36. bi  
37. bi  
38. bi  
39. bi  
40. bi  
41. bi  
42. bi  
43. bi  
44. bi  
45. bi  
46. bi  
47. bi  
48. bi  
49. bi  
50. bi  
51. bi  
52. bi  
53. bi  
54. bi  
55. bi  
56. bi  
57. bi  
58. bi  
59. bi  
60. bi  
61. bi  
62. bi  
63. bi  
64. bi  
65. bi  
66. bi  
67. bi  
68. bi  
69. bi  
70. bi  
71. bi  
72. bi  
73. bi  
74. bi  
75. bi  
76. bi  
77. bi  
78. bi  
79. bi  
80. bi  
81. bi  
82. bi  
83. bi  
84. bi  
85. bi  
86. bi  
87. bi  
88. bi  
89. bi  
90. bi  
91. bi  
92. bi  
93. bi  
94. bi  
95. bi  
96. bi  
97. bi  
98. bi  
99. bi  
100. bi

## Erstes Kapitel.

### Das junge Deutschland.

In der romantischen Periode bildet die Zeit der Freiheitskriege den historischen Hintergrund: lange vor dem Ausbruch des Kampfes machte sich der Geist, der in ihnen zur Erscheinung kam, in Wissenschaft und Kunst geltend, und lange nach seiner Beendigung zitterte er in den Gemüthern nach. Auch die neue Periode hat einen geschichtlichen Hintergrund: die Revolution. Diese häßliche Seite drängt sich unmittelbar hervor; schwerer wird es, sie mit dem Vorhergehenden in Zusammenhang zu bringen.

Der Idealismus endigte in einer einfachen Verleugnung der Wirklichkeit. Mit oberflächlicher Vielseitigkeit hatte die Romantik die indischen Götter mit Elefantenrüsseln, die bleichen byzantinischen Heiligenbilder und die Sputzgestalten des deutschen Heldenthums in einen großen Mariätenladen aufgespeichert und sich in kindischem Behagen an diesen bunten Bildern ergötzt. Die Uebersättigung führte zur Unnatur. Zu träge, das Gesetz der Wirklichkeit mühsam zu erforschen, stellte man sich willkürliche Aufgaben: man mühte sich ab, sich in die Empfindung eines Attila zu versetzen, man grübelte darüber nach, wie der Judith zu Ruth gewesen sei, als sie dem Holofernes das Haupt abschlug: aber man verlernte es, für die einfachsten Conflict des wirklichen Lebens den Helden seiner Dichtung ein schickliches Benehmen zu leihen. Die Virtuosität im Genuß wie im Schmerz machte den Mann der Zeit. Jenes krampfhaftes Ringen nach einem unendlichen und nur für ein höheres Gemüth verständlichen Glück krystallirte sich in dem Mythos von Don Juan und Faust, die sich für Repräsentanten der Menschheit ausgaben und eben darum aufhörten, künstlerisch darstellbare Individuen zu sein. Aber die Deutschen gingen von kleinen und verkümmerten Verhältnissen aus, ihre Perspec-

tiven waren aus der Ahnung des Herzens genommen, nicht aus dem Eindruck des wirklichen Lebens. Die Werther, die Allwill, die Titan mochten mit ihren Ketten rasseln, so viel sie wollten, sie konnten sie nicht abwerfen: es war die Armuth des äußern Lebens, die ihren Flug hemmte. Die große Erscheinung, in welcher sich das Zeitalter prophetisch zusammenfaßt, gehörte nicht den Deutschen an. Lord Byron war der Mann, wie ihn sich die nächste Vergangenheit geträumt: der Genius mit dem Kainsstempel des schuldvollen Gedankens. Auf den Höhen des Lebens geboren und doch voller Begeisterung für die Freiheit, ein Bezauberer aller Herzen und doch mit unglücklichem Streben einem beständig schwindenden Ideal nacheilend, skeptisch bis zur Blasirtheit und bis zum übermüthigen Hohn, und doch voller Sehnsucht nach den Heilighümern, welche die Menschheit eingeüßt, war er die letzte und blendendste unter jenen poetischen Gestalten, deren Zauber sich die Welt, wenn auch mit unwilligem Widerstreben unterwarf. Sein Leben und seine Dichtung war reich und glänzend, seine Seele von ächtem Adel, und doch war der Kern seines Wesens angekränkt, denn sein edler Instinct wurde nicht geläutert durch die Idee der Pflicht, er suchte die Erregung um der Erregung willen: er war im tiefsten Sinn ohne Inhalt, wie die Zeit, deren Bild er der Nachwelt überliefern wird, und seine Muse war die Verzweiflung.

Die Virtuosität im Glauben hatte zuletzt allen Glauben untergraben. Weil das Ideal nur in der Sehnsucht, nicht in der Kraft, vorhanden war, suchte man die innere Wärme durch gewaltsame Ueberspannung zu ersetzen; weil man die Sprache der Natur verloren hatte, beschwor man aus der trüben Tiefe des Gemüths Stimmungen herauf, die Niemand verstehen konnte, weil sie außer allem vernünftigen Zusammenhang lagen. Dies fragmentarische Denken hob alle Kunst auf, weil nur wo allgemeine, jeder gesunden Natur zugängliche Ideen die angemessene Form finden, Kunst besteht. Die Hitze des übersteigerten Idealismus geht in Blasirtheit über, der künstlich gestutzte Glaube in eitlen, altflugen Skepticismus. Zuletzt ist alles Gedächtnissache. Eine Reminiscenz verwirrt die andere, weil das Licht des eigenen Denkens fehlt; man zweifelt, weil das Eine zu dem Andern nicht stimmt, weil man in seinen unklaren Visionen niemals recht weiß, ob man es mit Christus oder Vesal zu thun hat; bis der erschrockene Zauberlehrling, dem in der Mitte seiner fremden Geister graut, sich einbildet, die Welt sei wahnsinnig. Es ist ein sehr bedenkliches Zeichen der Zeit, wie gern die Dichter den Wahnsinn schildern, wie oft er grauenvoll in das Leben begabter Menschen eintritt.

Vor der französischen Revolution waren die Ideen, Wünsche und

Hoffnungen auf ein gemeinsames Ziel gerichtet: man fand es nicht in der Wirklichkeit, aber man zweifelte nicht an seiner Zukunft. Die Katastrophe zeigte aber, daß auch in den Idealen eine dämonische Kraft sich versteckte, die dem Leben feindlich sei. Fortan wetteiferte die Philosophie mit der Kunst, die Rückseite der Ideen zu durchforschen, das Unrecht des Rechts und das Recht des Unrechts sophistisch zu begreifen. Man entdeckte die tiefere Bedeutung des Bösen für die Zwecke Gottes, man rechtfertigte Richelieu wie Alba durch Gründe der Staatsklugheit, die man mit nachträglicher Weisheit in ihre Seele legte. Nicht ungestraft bricht man die Form, die sittliche Ueberlieferung, die Logik der Geschichte. Wer eigenes Leben in sich fühlte, hielt es nicht mehr für nöthig, den geschichtlich entwickelten *bon sens*, die öffentliche Meinung zu ehren: er schuf sich seinen eignen Maßstab für die Pflichten des Empfindens und Handelns, er fing die Geschichte der Welt mit seinen Launen an, und der Wankelmuth wurde die Gottheit der Welt. Die Sophistik, mit welcher man alle sittlichen Bestimmungen so lange hin- und hergewendet hatte, bis nicht nur das Gefühl für Recht und Unrecht, sondern auch die Empfindung des Schickslichen bis auf den Grund verkehrt war, machte es unmöglich, einen Gedanken, einen Zweck festzuhalten und in künstlerischer Fülle auszubreiten. In der ewigen Unruhe des Zweifels, der Begierde und der Furcht verschwammen die Charaktere in's Unbestimmte, und die Bewegung des Gedankens verlor ihren gemessenen Lauf. Zuletzt warf man die Ideale, an die man nicht mehr glaubte, die sittlichen und religiösen Formen verzweifelnd über Bord und stürzte sich ohne Compaß in die Fluth der Wirklichkeit. Diese Vertiefung in die gemeine Wirklichkeit ist das Wesen der jungdeutschen Literatur: sie war der Romantik gegenüber im Recht, sie war nicht zu vermeiden; durch die gemeine Wirklichkeit mußten wir uns durcharbeiten, um zur Wahrheit zu dringen.

In der romantischen Periode war die Bewegung national, in der jungdeutschen weltbürgerlich. Seitdem durch die abenteuerliche Vermehrung der Verkehrsmittel der enge Kreis des landsmannschaftlichen Verbands gesprengt ist, kann von jenem ausschließlichen und spröden Patriotismus, wie er im Zeitalter der Freiheitskriege gepredigt wurde, nicht mehr die Rede sein. Seine und Börne ertheilten von Paris aus ihre Orakel, und unser Publikum zehrte von Pariser Novellen und Theaterstücken. Für alle verstimmtten Gemüther bot sich Amerika als Zufluchtsort, im Genuß der Freiheit der Heimath zu vergessen; alle Interessen drängten sich in den großen Weltstädten zusammen, und mächtige Parteien wagten es, die Solidarität der Parteinteressen durch sämmtliche Länder Europa's als Motto auf ihre Fahnen zu schreiben und offen zu erklären, die Partei gehe ihnen über das Vaterland.

Das absterbende idealistische Zeitalter fand seinen Leitstern im Humanismus; das neue realistische in der Naturwissenschaft. Was die Alterthumskunde an Tiefe und Breite gewonnen, hat sie an unmittelbarer Einwirkung auf das Leben und an Gestaltungskraft eingebüßt. Die Philologen des vorigen Jahrhunderts waren Kinder an Wissen, wenn man sie neben die heutige Gelehrsamkeit stellt; aber sie beherrschten die allgemeine Bildung, die Schule, die Poesie. Jetzt dehnt sich die Wissenschaft so in's Ungeheure aus, daß kein Philolog das Gesamtgebiet derselben nach allen Richtungen hin zu umfassen vermöchte. Sie vertieft sich immer mehr ins Detail, immer spröder und stolzer sondert sie sich vom Gemüthsleben ab, dem sie in ihren guten Tagen so reiche Schätze zuführte. In der Theologie führt das gründlichste Studium zuweilen zu einer vollständigen Losagung vom Christenthum; in der Medicin verleiden die wissenschaftlichen Fortschritte die unbefangene Ausübung der ärztlichen Thätigkeit; in der Jurisprudenz behauptet Herr von Kirchmann, sie sei überhaupt keine Wissenschaft; in der Philosophie neigt man sich mehr und mehr zu der Ansicht, alles bisherige Speculiren sei ein müßiges Spiel gewesen. — Was dagegen die Naturwissenschaft erkennt, bezieht sich unmittelbar auf das Leben. Jedes neue Gesetz, jede neu festgestellte Thatsache wird augenblicklich auf einen praktischen Zweck angewendet. Vieles von dem, was uns als alltägliche Erscheinung so geläufig geworden ist, daß wir kaum noch darauf achten, würde im vorigen Jahrhundert wie ein Märchen geklungen haben. Bei der Riesenhaftigkeit dieser Fortschritte liegt der Irrthum nahe, den ganzen Zweck der Bildung in dieser Ueberwindung der Natur durch den Geist zu suchen, und die andere Seite, die Erhebung und Läuterung des Gemüths, in den zweiten Rang zu verweisen. Die ideellen Mächte, von denen doch allein die höchsten menschlichen Erregungen ausgehen, werden auf einen immer engeren Kreis eingeschränkt.

Der jetzige Stand der Wissenschaft ist ein stetiges Hinausstreben aus dem subjectiven Ideal des vorigen Jahrhunderts, aus der Imagination in die Praxis. Die historische Kritik des Restaurationszeitalters war vorwiegend constructiv, sie suchte die Schätze der Vergangenheit von dem Schutt zu säubern, der sich darüber gebreitet; die moderne Kritik hatte in ihrem ersten übermüthigen Anlauf die Neigung zur Mephistophellschen Verneinung. Wer wollte darin die Berechtigung verkennen? Die Romantik hatte so viele Luftschlösser und Wahngelbde aufgeführt, daß man diese zuerst beseitigen mußte, um nur den Blick frei zu machen; und wenn das nicht ohne Bitterkeit möglich war, so lag in dieser Bitterkeit mehr sittlicher Ernst, als in der trägen wohlfeilen Phantastik, mit der man sich früher in Illusionen wiegte.

Wenn die Romantik nach einer neuen Religion suchte, so war das eine Religion für die Künstler, die sich ganz in dem Gebiet der Ideale bewegen und mit dem gemeinen Leben nichts zu thun haben sollte. Der Inhalt der modernen Religionsversuche dagegen — der St. Simonismus, das Mormonenthum u. s. w. — ist der gemeine Mann mit seinen Bedürfnissen. Wenn die romantische Schule in der Kunst eine eingebilddete Welt aufbaute, die alle Analogien der Wirklichkeit hartnäckig verleugnete, so treibt der Socialismus die Kunst in die roheste Nachbildung des wirklichen Lebens. Die eine Kunstform wie die andere hatte mit Mysterien zu thun, aber die romantische Kunst mit den Mysterien der Elfen, Nixen und Kobolde, der Götter und Gespenster; die moderne mit den Mysterien des Arztes und des Criminalisten. Sie zerlegt mit anatomischer Schärfe die Schwächen und Schlechtigkeiten der menschlichen Natur und der sittlichen Verhältnisse, um zu zeigen, daß das Ideal nicht wirklich ist. Mit einem Fanatismus, der eine um so größere Gewalt entwickelt, da er eigentlich ganz vom Verstande ausgeht, bekämpft sie die Illusionen des sittlichen Lebens, und sucht so lange das Scheußliche auf, angeblich um die Abhülfe desselben herbeizuführen, daß sie zuletzt nur noch am Scheußlichen ihre Freude hat.

Der Inhalt der romantischen Kunst war das Ideal, und ihr galt das für ideal, was der Wirklichkeit widersprach; der Inhalt der modernen ist die Wirklichkeit. Die eine hatte theoretische, die andere praktische Anforderungen; jene konnte bei Illusionen und Träumen stehen bleiben, diese steht nur das Leben und seine Schmerzen. Daher ist die moderne Kunst in ihrem Grundcharakter pessimistisch. — Real ist, was der Idee, was dem Ideal widerspricht: — dieses Glaubensbekenntniß Victor Hugo's wurde der Leitstern der modernen Weltpoesie. — Was ist die höchste Realität? fragt der Dichter: der Gott, der am Galgen hängt: — Die Restaurationspoesie hatte alle Gegenstände, deren sie sich bemächtigte, mit idealen Farben übermalt, sie glaubte an das höhere Leben der Ideen; die moderne Poesie geht von dem Bewußtsein der Ohnmacht und Hohlheit alles Glaubens aus. Sie fühlt, daß ihr der Boden unter den Füßen entzogen ist, daß die Sterne, die bisher dem Pfad der Menschheit geleuchtet, nicht mehr feststehen. Die Dichter sämtlicher Nationen wetteifern, die Rehrseite des Lebens darzustellen; das Heilige wird mit Füßen getreten, das Verworfenen geheiligt. Diese Poesie des Welt Schmerzes, der Vorbote einer innern Revolution der Gesellschaft, ging nicht aus einem Behagen am Gemeinen und Häßlichen hervor, sondern aus einem hochfliegenden Idealismus, der in seinem vergeblichen Ringen nach Gestaltung sich endlich mit Trauer und Borne darauf resignirte, eine unermessliche Wüste zu beleuchten, in der nur das vorhanden ist, was nicht sein soll.



Sonst glaubte man, daß die Kunst den Verus habe, Freude am Leben einzufößen, und auch da, wo sie Trauriges und Schreckliches darstellte, die Seele durch Erschütterung und Schmerz zu kräftigen und zu veredeln. In unsern Tagen scheint das Gegentheil eingetreten zu sein. Weit entfernt, Ideale zu schaffen, d. h. Gestalten, an denen jeder Mensch ohne Unterschied seine Freude haben muß, versenkt sich die Dichtung mit unheimlicher Vorliebe in die geheimen Abgründe des Lasters und Glends, und sucht Ekel am Leben zu erregen; sie häuft die zerstreuten Gräuelp der Wirklichkeit zusammen und stellt sie als das allgemeine Symbol der Weltordnung dar. Das Weltbürgerthum fand sich nicht auf den Höhen des Lebens zusammen, sondern in seinen schmutzigen Tiefen; Gefängnisse und Lazarethe waren die heiligen Stätten, zu denen der Weltbürger pilgerte. Bulwer macht in Paul Clifford (1830) einen Dieb und Straßenräuber, in Eugen Aram (1831) einen Raubmörder zum Helden; Balzac in seinem Balthazar, George Sand in ihrer Lelia einen gebrandmarkten Galeerenflaven. Der Roman schlägt seinen Lieblingsßiß im Lazareth, in der Folterkammer, im Bordell und im Tollhaus auf. Man schildert Zustände, die sich aller Beobachtung entziehen: verliebte Zwerge oder Ungeheuer nicht als komischen, sondern als rührenden Gegenstand; man sucht einem Nero, Heliogabal, einer Messalina nachzuempfinden, Plumentrinker, Spiellet, hysterische Weiber, die aus Mangel geschlechtlicher Befriedigung auf allerhand Tollheiten gerathen, Knaben, die beim Anbrechen der Pubertät in wüste Träume versallen u. s. w., zu zeichnen; zuletzt stürzt man sich mit dem Wahnsinn eines Vampyrs in frische Gräber, um sich an dem Leichengeruch zu weiden. Mit besonderer Vorliebe beschäftigt man sich mit derjenigen Klasse, welche in den Augen der Welt als die verworfenste gilt, den öffentlichen Mädchen, die sich für Geld preisgeben. Von Manon Lescaut an bis zur Cameliendame, welch scheußliche Reihe von Engeln aus dem Bordell! Alle Welt kennt Eugen Sue's Fleur de Marie, die im Schmutz der gemeinsten Winkelhäuser der Cité in Beziehung auf das Innerste ihrer Seele so jungfräulich und heilig bleibt, wie die Mutter Gottes, nach der sie den Namen hat. Wie eine solche Reinheit und Keuschheit möglich ist, wenn man sich alle Nächte den viehischen Umarmungen betrunkenen Diebe und Mörder hingiebt, das kümmert den romantischen Socialismus nicht, dem es zur Versinnlichung seines Hauptdogma's, daß das Laster nicht Laster ist, auf ein paar Unmöglichkeiten mehr oder weniger nicht ankommt.

Diese Paradoxien wurden nicht mit dem Uebermuth der ältern Romantiker vorgetragen, welche ihre Freude daran hatte, den gemeinen Verstand zu verhöhnen, sondern sie waren zerstückt durch das Streben, die Menge zu befriedigen. Die Richtung der neuen Literatur ging nicht, wie

die Romantik, gegen den Strom der öffentlichen Meinung, sondern mit demselben: sie war nicht reactionär, sondern demagogisch. Die junge Philosophie wetzte in belletristischen Tändeleien mit den Dichtern: sie legte ihre Amtsmiene ab und buhlte um die Gunst der Menge. Zuletzt waren ihre Mysterien so populär geworden, daß es für eine Schande galt, nicht darin eingeweiht zu sein, und daß aus dem philosophischen Fortschritt eine Massenbewegung wurde. Die schönen Seelen, die sich sonst im Asyl der Kunst von dem Lärm des Lebens isolirt, drängten sich nun als Ritter vom Geist auf den Markt, um nach ihren Einfällen und Stimmungen die Welt umzugestalten.

Die Träger der neuen Richtung könnte man sich leicht versucht fühlen, mit der romantischen Schule zu vergleichen: es ist derselbe geistreiche Dilettantismus, dasselbe Coteriewesen, dasselbe Haschen nach ungewöhnlichen Wendungen, dasselbe Uebergewicht der Intention über die Ausführung. Aber der Dichter, der an der Spitze dieses Zeitalters steht, und in dem sich alles, was an frevelhafter Kraft noch übrig war, zusammendrängt, war ein echter und bedeutender Dichter, sofern man diese schöne Bezeichnung da anwenden darf, wo die Gesundheit fehlt. Wie schwer Heine an sich selbst, an der Kunst und am Volk gesündigt, wir dürfen nicht vergessen, daß er uns manche köstliche Gaben dargereicht hat, welche seinem Andenken Ehre machen.

Heinrich Heine, der Neffe des reichen jüdischen Banquier Salomon Heine in Hamburg, wurde December 1799 in Düsseldorf geboren. Seine Mutter war eine Christin und Adlige. Zum Handel bestimmt und erzogen, war Heine eine Zeit lang zu Hamburg thätig, verließ dann das Geschäft und wandte sich zum Studium der Jurisprudenz, zunächst in Bonn. Die Jugendeindrücke des huntbewegten Lebens am Rhein; die Sagen, die noch in Geschichten und Liedern im Volk lebten, die germanistischen Studien und die Vorträge des gefeierten A. W. v. Schlegel wurden maßgebend für seine poetische Richtung. Nur empfing er die Romantik aus zweiter Hand, vollständig zubereitet und geformt, mit einer Bildung, der sie eigentlich fremd sein mußte; er lebte sich nicht, wie seine Vorgänger, unmittelbar und mit der ganzen Fülle seines Gemüths in sie hinein, er empfand sie als einen schreienden Contrast gegen alle seine realen Vorstellungen, gegen seine politische und religiöse Gesinnung, gegen seine Lebensgewohnheiten und gegen seine Logik. Die romantische Schule hatte das Leben dem Ideal geopfert; Heine hielt das Leben in seiner ganzen derben Sinnlichkeit, in allen Consequenzen der Leidenschaft und des Verstandes fest: er idealisirte gleichzeitig das Leben der Sinne und das Leben des Traumes. Beides spielte verworren in einander

und gewann dadurch eine Beleuchtung, die ebenso reizen als befremden mußte.

Von Bonn begab sich Heine nach Berlin, wo er den intimen Umgang Barnhagen's und seiner Gemahlin Rahel genoß, mit Grabbe und Uechtritz poetische Versuche trieb und bei Hegel philosophische Collegien hörte. Der Kreis der jungen Docenten, der sich um Rahel sammelte, bestand aus erfahrenen Lebemännern, denen nicht verborgen blieb, daß über kurz oder lang die Philosophie mit dem Bestehenden brechen müsse. Von dieser Seite wurde dem jungen Dichter, der von den Freiheitsbewegungen der Zeit auf's lebhafteste ergriffen war, die Philosophie begreiflich. Seine sprudelnde Phantasie und sein starker Instinct haben ihm Manches gezeigt, was sich dem Eingeweihten verbarg. Die dialektische Spitzfindigkeit in seiner Liebesfopphist und die Leichtigkeit in der Verwandlung der Ideen, die er in seinen mythologischen Visionen entfaltet, hat er sich in Berlin erworben. Die Mittheilungen, die er später den Franzosen über die deutsche Literatur zum Besten gab, sind trotz der leichtsinnigen Arbeit in ihrer Art ebenso bedeutend, als das Werk der Frau von Staël. Frau von Staël fand in der deutschen Dichtung und Philosophie ein schöpferisches Religionsgefühl und eine träumerische Frömmigkeit; Heine sieht in der gesamten neuern Literatur seit Kant und Goethe einen Krieg auf Leben und Tod gegen den Glauben, eine kühne dämonische Lust an der Auflösung jener heiligen Mächte, die bisher das menschliche Herz versöhnt. Wenn er von dem Streben seiner eigenen Zeit zu viel in die vergangene Periode übertrug, die wenigstens nicht mit Bewußtsein in ihrem Bildersturm zu Werke gegangen war, so hat doch der Erfolg gelehrt, daß er in der Hauptsache richtig gesehen. Er selber hat an diesem Zersetzungsproceß redlich mitgearbeitet; indem er die Gegensätze in prägnanter Bildlichkeit zusammenfaßte.

Heine beschloß seine Studien in Göttingen; er erhielt 1825 die juristische Doctorwürde, trat in demselben Jahr zum Christenthum über, bereiste Italien und England und lebte dann abwechselnd in Berlin, München und Hamburg; — in welcher Weise, darüber mögen die „Florentinischen Nächte“, die „Memoiren des Herrn von Schnabepelowski“ und viele seiner Lieder Aufschluß geben. — Bereits 1822 erschien ein Band lyrischer Gedichte, 1823 die beiden Tragödien Radcliffe und Almansor mit einem Rahel gewidmeten lyrischen Intermezzo. Die beiden Tragödien sind formlos und eigentlich auch ohne Inhalt. Es spricht sich darin die bei einem jungen Dichter natürliche Nauf lust aus, die sich in den Zeiten der Stürmer und Dränger gegen die Tyrannen und Philister gerichtet hatte, die aber diesmal zur Abwechslung, um den Fortschritten der allgemeinen Bildung gerecht zu werden, den lieben Gott

und die Welt im Allgemeinen zum Gegenstand nahm. Trotz einzelner Schönheiten von jener düstern Art, wie sie durch Lord Byron in Kurs gesetzt war, machen jene Werke im Ganzen einen unerfreulichen und trotz der sich selbst überstürzenden Kraftsprache langweiligen Eindruck.

Selten hat ein Buch in Deutschland eine so laute und allseitige Theilnahme hervorgerufen, als der erste Band der Reisebilder (1826). Die Verschiedenheiten des Alters und des Standes verschwanden vor diesem mächtigen Eindruck. Die vorwärts strebende Jugend begeisterte sich an den trunkenen Dithyramben, und die ergraute Diplomatie schlürfte mit geheimem Entzücken das süße Gift, dessen Verderblichkeit sie keinen Augenblick verkannte. Fürst Metternich und Genz, sein Vertrauter, waren nicht weniger entzückt, als der Demagog, der mit genauer Noth ihren Verfolgungen entging. Die Reisebilder waren das erste freie Aufathmen nach einer schweren und schwülen Atmosphäre. Zum ersten Male hörte man inmitten der Nachtunholde, mit denen die Leichenphantasie der Restaurationsdichter uns besenkt, ein lautes, übermüthiges und aus der Seele kommendes Gelächter. Dieses große Verdienst dürfen wir Heine nicht vergessen. Es that Noth, daß ein jeder Hanswurst mitten unter diesen Raritätenkram sprang, mit seinem hölzernen Schwert rechts und links um sich schlug, und durch seine possenhaften Sprünge im Volk jene Heiterkeit erregte, die allein im Stande war, den trüben, umwölkten Blick aufzuhehlen. — Es ist nicht schwer, in der Stimmung der Reisebilder die einzelnen Elemente herauszufinden. Wir erkennen den Studenten, der dieses Maskenspiel redlich durchgemacht, und der gerade in das Alter gekommen ist, in den Idealen seiner „blöden, süßen Jugendeselei“ etwas Drolliges zu finden. Es knüpft sich daran die frühe und intime Bekanntschaft mit den rheinischen Sagen und Geschichten, die mit der Gläubigkeit der romantischen Ueberlieferung aufgefaßt und durch possenhafte Zusätze gewürzt werden. Der junge Verwandte eines reichen Hauses, der vielleicht mehr durch Berichte, als durch eigene Erfahrung die Ueberzeugung erlangt hatte, alle Schönen seien käuflich, wechselt alle Augenblicke seine Rolle mit dem gemüthlichen Studenten, der zu Träumereien und zu thranenvoller Liebe geneigt ist; die deutsche Gemüthlichkeit steht hart neben übermüthiger Lüsterheit. Der Skepticismus, in dem sich die Gegensätze aufheben, ist nicht der angebotene Menschenverstand der Aufklärung, sondern die Erbitterung eines Idealisten, der zu stark von dem Getränk des Geistes gekostet hat und nun der üblen Nachwirkungen sich entledigen will. — Der Eindruck, den dieses seltsame Werk nach allen Seiten hin ausübte, kommt zum Theil auf Rechnung der Zeit, der die Form der Reisebilder eine neue und überraschende Erscheinung war. Ein verhärteter Dogmatismus, dessen wirklicher Inhalt abstirbt, fällt allmählig aller Welt zur Last; die leere Phrasenhaftigkeit der

Romantik war nicht mehr im Stande, wirkliche Theilnahme zu erregen, man sehnte sich nach Befreiung von den Fesseln einer Autorität, die man nicht mehr achten konnte. Heine's Poesie stellte nun plötzlich die Kunst auf den Kopf; sie war dem Anschein nach das Extrem jenes Naturalismus, zu dem man wieder zurückstrebte, wie man in den Zeiten der Stürmer und Dränger den Instinct als den Befreier von der Theologie begrüßt hatte. Daß die wirklich poetischen Seiten Heine's keineswegs ein Product des Naturalismus, daß sie vielmehr mit feinstem künstlerischen Gefühl herausgearbeitet waren, das wußte der Dichter sehr geschickt zu verdecken. Zugleich war man froh, daß alle Beziehungen zu dem positiven Inhalt der Religion und Sittlichkeit aufhörten, und leitete aus diesem schönen Ausdruck einer zufälligen Subjectivität für seine eigenen Launen und Einfälle die vollste Berechtigung her. Man erfreute sich an der frechen Rebellion gegen alle Geseze der Schönheit; man freute sich, alle Vorurtheile mit Füßen getreten und von den lästigen Idealen einmal die häßliche Kehrseite enthüllt zu sehen. Boß und die andern Dichter hatten die idyllische Schönheit beschränkter sittsamer Verhältnisse in so liebenswürdigen Farben gemalt; Heine zeigte die Langeweile solcher Zustände und erweckte die Sehnsucht nach unerhörten colossalen Lastern. Man freute sich, die Verworfenheit in einem glänzenden Schimmer zu erblicken; man freute sich über die Vergötterung dessen, was man bisher verurtheilt, und über den Hohn gegen das, was man bisher angebetet. Das alles ging eigentlich nicht aus einer innern Verderbniß der Natur hervor, sondern nur aus einem Widerwillen gegen die Hohlheit der bisherigen Phrase. Jeder Bruch der Autorität ist mit häßlichen Erscheinungen verbunden; am häßlichsten ist die Frechheit der nackten Subjectivität, die sich dem Gesez, das ihr allein ein Bürgerrecht im Reich des Geistes giebt, entzieht und sich in ihrer schamlosen Natürlichkeit brühet. — Niemals hat ein Dichter mit einer so ausdauernden Zudringlichkeit die Welt mit seiner eigenen Person beschäftigt, niemals ein Dichter seine Person in so widerlichem Lichte gezeigt. Heine ließ sich gern mit Byron vergleichen, einmal hat er sogar den Einfall gehabt, er sei doch viel tugendhafter, als der englische Lord. Byron's Scepticismus setzt sich über viele Formen der steifen Sittlichkeit Altenglands hinweg, aber nicht über die angeborenen Gebote der Ehre. Der thränenreiche Fallstaff dagegen wird durch die Scheu, sich auf einem wahren und bleibenden Gefühl ertappen zu lassen, zu den größten Albernheiten verleitet. Wenn er es einen Augenblick für nöthig hielt, die Stärke und Innigkeit seiner Gefühle an den Tag zu legen, zu jammern, daß er unendlich elend sei, weil er nicht unendlich glücklich sein könne; daß die Treulosigkeit von Agathe, Beatrice, Cécilie u. s. w. sein Herz gebrochen habe: — so schämt er sich gleich darauf, und überrascht uns durch irgend

eine Unfähigkeit, um ja nicht in den Verdacht zu kommen, daß es ihm mit seinen Herzensgeschichten ernst sei. Wenn er Augenblicke hat, die an Furcht und Entzücken streifen, so vernichtet er sie sogleich durch jene Ironie, die das kaum Geschaffene in seine Atome auflöst. Er glaubt und liebt nur, um seinen Glauben und seine Liebe frevelhaft zu verspotten. So mannichfaltig belebt der Schein ist, den ihm die Welt entgegenstrahlt, so hat diese Welt doch keinen Kern, weil sein eigenes Gemüth ohne Kern ist, und jener Schimmer war nur das Phosphoresciren der Fäulniß. Heine's Phantasie ist eine rasch auflodernde Flamme, die sich schnell in sich selbst verzehrt. Der starke Athem des Gefühls geht ihm ab, und seine Ironie ist ein Zeichen von Schwäche, die Beschönigung für den Mangel an größter Gestaltungskraft; sie hebt die Sentimentalität nicht auf, sie giebt ihr nur jenen Hautgout, wie sie der blafirte Gaumen des Zeitalters verlangte.

Die Sentimentalität ist ein Product des Materialismus. Der Materialist trägt in der Seele das dämmernde Bewußtsein, daß dennoch in der Welt nicht Alles Materie sei; wenn ihm sein kurzer Verstand die Materialität aller Dinge noch so bündig demonstirt, so sträubt sich doch dagegen sein Gefühl, es beschleicht ihn zuweilen das geheime Bedürfnis, in den Dingen noch etwas Urgeistiges anzuerkennen, und dieses unklare Sehnen und Bedürfen erzeugt jene unklare Empfindsamkeit. Sentimentalität ist die Verzweiflung des Materialismus, der sich selber nicht genügt und nach etwas Besserem ins unbestimmte Gefühl hinaus schwärmt.

Bei Voltaire war der Witz der Kern der Poesie; bei Heine ist er die Schutzwaffe, übermächtige Ideen und Empfindungen von sich abzuwehren. Seine Frivolität ist nichts als aufgelöste Romantik. Er hat frühzeitig die Schwärmerei des Spiritualismus durchgemacht: in seinen Idealen enttäuscht, findet er eine geheime Lust darin, das Ideal, wo es ihm vorkommt, zu beschimpfen. Und trotzdem ist die Empfindung des Heiligen vielleicht niemals so lebhaft in ihm, als wenn er alle Kobolde der Unterwelt heraufbeschwört, es zu zerreißen, wie wir dann am wenigsten an die Wahrheit seines Gefühls glauben, wenn er am salbungsvollsten davon redet. Dieser ewige Wechsel zwischen Glauben und Ironie ist in einem weichen, allen Eindrücken leicht zugänglichen Gemüth in unserer Zeit fast unvermeidlich. Die lyrische Unbefangenheit der frühern Periode war nur unter der Voraussetzung möglich, daß man an eine überirdische Welt glaubte, berufen, alle Räthsel und Widersprüche des menschlichen Lebens zu lösen. Diesen Glauben hatte die alte Aufklärung keineswegs angetastet: sie hatte zwar eins nach dem andern von den Geheimnissen des Christenthums aufgelöst und verwischt, aber an die Wahrheit des Jenseits hatte sie sich nicht gewagt, so wenig wie an die Wahrheit des außerweltlichen Gottes. Nun gehen wir nicht mehr so leichtsinnig mit den heiligen Ueberlieferungen um,

wir ehren und pflegen sie aus poetischem Interesse: dafür ist jener zweifellose Glaube an das Jenseits schwächer und schwächer geworden, wir haben zu ernst und zu eifrig das Leben und die Natur zergliedert, um in dem ernsthaftesten Proceß des Lebens, im Tode, ein bloßes Spiel zu sehen. Schon den stillen und frommen Hölty schaut, unter Rosen und Myrten verborgen, überall das bleiche Antlitz des Todes mit wehmüthigen Augen an. Aber Hölty hat Lust am Leben und der Tod ist für ihn nur das Ende des schönen Lebens: Heine dagegen vertieft sich mit unheimlicher Lust in die Mysterien dieses Nichtseins, er malt sie mit einer glühenden Einbildungskraft aus, und selbst wenn er darüber spottet, geschieht es mit einem geheimen Schauer. Der Glaube an die Realität des Todes ist in Heine's gesamnter Poesie der Leitton.

Das Leben ist gar zu spaßhaft süß, und die Welt so lieblich verworren. Sie ist der Traum eines weinberauschten Gottes, der sich aus der zehenden Götterversammlung à la française fortgeschlichen, und auf einem einsamen Stern sich schlafen gelegt, und selbst nicht weiß, daß er alles das auch erschafft, was er träumt — und die Traumgebilde gestalten sich oft buntschneefig toll, oft auch harmonisch vernünftig — — aber es wird nicht lange dauern, und der Gott erwacht, und reißt sich die verschlafenen Augen, und lächelt — und unsere Welt ist zertorren in Nichts, ja sie hat nie existirt — — Gleichviel! ich lebe. Bin ich auch nur das Schattenbild in einem Traum, so ist auch dieses besser, als das kalte, schwarze, leere Nichtsein des Todes. Das Leben ist der Güter höchstes, und das schlimmste Uebel ist der Tod.

Seltene Religion, die mit einem solchen Erguß beginnt! seltene Kunst, die eine so schwindstüchtig bleiche Morgenröthe der jungen Zeit begrüßt! — In einem abscheulichen Lied vergleicht Heine die Liebe mit einem Stern, der vom Himmel herunter auf einen Misthaufen gefallen sei und nun von den Schweinen angenagt werde. In einem seiner frühesten Gedichte, Götterdämmerung, welches damit schließt, daß alle Dämonen der Unterwelt auf den Himmel eindringen und seine Lichtgestalten unter wildem Hohn in den Schmutz treten, beginnt der Dichter mit dem Gefühl des Frühlings, das alle Herzen zu neuem Leben erwecke, nur das seinige nicht, denn er habe zu tief in das Innere der Natur geschaut: —

— In der Jungfrau Scham-Errothen  
 Seh' ich geheime Lust begehrl'ich zittern;  
 Auf dem begeistert stolzen Jünglingshaupt  
 Seh' ich die lachend bunte Schellentappe;  
 Und Fragenbilder nur und fliehe Schatten  
 Seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht,  
 Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus.  
 Ich sehe durch den Grund der alten Erde,  
 Als sei sie von Krystall, und seh' das Grausen;

Das mit dem freudigen Grüne zu bedecken  
 Der Mai vergeblich strebt. Ich seh' die Todten:  
 Sie liegen unten in den schmalen Särgen,  
 Die Händ' gefaltet und die Augen offen,  
 Weiß das Gewand und weiß das Angesicht,  
 Und durch die Rippen kriechen gelbe Würmer u. s. w.

Nachdem nun durch die unreine Umhüllung die zarten, in der alten Weise gedichteten Lieder legitimirt waren, wagten diese selbstständig hervorzutreten. Zuerst erschien das Buch der Lieder 1827, das von allen Componisten des heiligen römischen Reichs verarbeitet worden ist. Jede neu erschienene Schrift brachte einige lyrische Beiträge, die dann sofort von den Nachahmern auf eine sinnlose Weise zerpfückt wurden, so daß man so ziemlich jede Zeile von Heine fragmentarisch irgendwo wieder antrifft. 1844 erschien das Wintermärchen, 1847 Atta Troll, 1852 der Romancero, 1854 die neuen Lieder. Der Hauptinhalt in allen diesen sind zwar zunächst die kleinen Liebesklagen, die Naturbeschreibungen vom Meer u. s. w., aber fast in jeder dieser Sammlungen finden sich einzelne kühnere, im großen poetischen Stil ausgeführte Gemälde: Herr Olaf, Frau Rette, der Lannhäuser, der Besuch im Kyffhäuser, die Hastingschlacht &c. Gerade die schlechtesten Gedichte haben den größten Anklang gefunden, namentlich die empfindsamen und weltchmerzlichen Lieder mit einem possenhaften Schluß. Die schönsten seiner Lieder sind wohl üppiger, blühender, als die Uhland'schen, aber im Grunde noch von derselben Art: denn daß er die schwäbischen Gelbveiglein durch indische Lotosblumen ersetzt, die mittelalterlichen Schäfer und Troubadours durch moderne Poeten mit zerissenem Gemüth, die verschleierte Gottesbräute durch hektische Töchter der Freude, will nicht viel sagen. Der Fortschritt liegt zunächst in der Melodie: sie ist leidenschaftlicher bewegt, lebendig, geeignet, schnell die Seele zu ergreifen. Bei Uhland liegt der Reiz in der Einheit der Stimmung und in der Innigkeit des Gemüths, bei Heine in dem melodischen Wellenschlag der Leidenschaft, der die Seele fortträgt, auch wo sie sich sträuben möchte. An sich sind seine Stoffe durchaus nicht moderner — daß er hin und wieder auch das Unschöne und Uelbaste besingt, ist ein zweifelhaftes Verdienst; die besten seiner Lieder beschäftigen sich mit den hergebrachten Stoffen, Nachtigall, Liebe, Frühling, Mondschein u. s. w. Aber er weiß das Gefühl des Contrastes zu erregen, und bringt durch Perspektiven, durch Vertheilung von Schatten und Licht, durch eine nicht immer correcte, aber glühende Farbengebung ein Leben in seine Figuren, das etwas Berausches hat. Freilich bleibt unsere Stimmung nicht ganz unbefangen. Während Goethe's Lieder in jeder Stimmung gleichmäßig ergreifen, muß Heine einen günstigen Augenblick abwarten. Wenn wir für seine ironischen



Schatten, die nicht eigentlich zur Zeichnung gehören, sondern nachträglich in einer fremden Stimmung hinzugefügt sind, nicht die richtige Perspective treffen, so verwirren und beleidigen sie uns. — Am schälfsten sind die Dithyramben von klingender Rhetorik über das große Herz, die große Liebe u. s. w.; am reinsten und tiefsten ausgebildet die individuellen Darstellungen des wirklichen Lebens. In diesen zeigt sich ein wunderbarer Realismus der Farbe und Zeichnung, und selbst bei den einförmigsten Gegenständen — den Möben, der Brandung, dem betheerten Schiffsjungen \*) — versteht er, durch kleine unscheinbare Striche ein Leben und eine Physiognomie hervorzubringen, die sich unwillkürlich der Einbildungskraft und dem Gedächtniß einprägen. Der Dichter hat, wo er nicht absichtlich schwärmt, einen scharfen Instinct für das Wesentliche, und das ist die Hauptsache bei der Plastik. In der lieblichen Vergidylle liegt das Interesse nicht in dem Geplauder über Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, sondern in der unaussprechlichen Innigkeit der Farbe und Stimmung, in jener heimlich trauten Stille eines vollen Herzens, die den buntesten Bildern der Phantasie Rhythmus und Maß verleiht. Diese Seite seines Gemüths verleugnet sich nie ganz, wo er es mit individuellem Leben zu thun hat. In manchem seiner Gedichte finden sich Züge nicht nur eines wahren, sondern tiefen Gefühls; Momente des Glaubens, die er umsonst zu verbergen sucht; Spuren einer ursprünglich edlen Natur. Es macht im Wintermärchen einen ganz wunderlichen Eindruck, wenn man die gemüthlichen, fast an Empfindsamkeit streifenden Gedichte, in denen er sich an Deutschland erinnert, mit den cynisch frivolen zusammenstellt, in denen er es verhöhnt. Nicht die ersten, sondern die letzten machen den Eindruck der Coquetterie.

Freilich gewinnen auch diese Stimmungen durch seine sonstige Poesie eine andere Beleuchtung. Seine kennt die wirkliche Liebe, das Gefühl für Freiheit, für das Vaterland, aber es ist nicht der Urquell seiner Poesie. Seine unmittelbare Reizung und sein Idealismus richten sich auf widersprechende Gegenstände, und in dem Augenblick, wo er dem einen angehört, erscheint der andere ihm unheimlich und erregt ihm Grauen. Seine eigene Natur kommt ihm alsdann seltsam vor, und er muß sich erst künstlich Muth einsprechen: —

— — Fürcht' dich nicht, ich bin  
Kein Gespenst, ich bin kein Spuk;

---

\*) — Hinter'm Schmuze seiner Wangen  
Sprüht es roth, wehmüthig juckt es  
Um das breite Maul, und schmerzlich  
Schau'n die großen, schönen Augen u. s. w.

Leben kocht in meinen Adern,  
Bin des Lebens treuester Sohn.

Doch durch jahrelangen Umgang  
Mit den Todten nahm ich an  
Der Verstorbenen Manieren  
Und geheime Seltsamkeiten.

Meine schönsten Lebensjahre  
Die verbracht' ich im Kyffhäuser,  
Auch im Venusberg und andern  
Katakomben der Romantik. —

Er hat nicht bloß seine Jugendjahre in diesen Katakomben zugebracht, sie verfolgen ihn in seinen Träumen, und er kehrt zu ihnen zurück, wenn er sie längst überwunden zu haben glaubt. Sein Leben und seine Dichtung ist ein unausgesetzter fruchtloser Kampf des Verstandes gegen die Romantik, und dadurch ist seine Empfindung in sich selber entzweit, unsicher und krankhaft. Wenn der Kritiker in den überlieferten religiösen oder sittlichen Vorstellungen durch Analyse die verschiedenen Seiten herausfindet, die sie der Reflexion darbieten, so versteht es der Dichter, all diese Stimmungen unmittelbar neben einander anzuschlagen, und da er mit gleicher Virtuosität in der weichen wie in der harten Tonart spielt, so werden wir im ersten Augenblick betäubt, bis wir seine Handgriffe ins Auge gefaßt haben; dann aber tritt Verstimmung ein. So sind die Geschichten von der Lotosblume, die sich nach dem Monde sehnt, von dem nordischen Fichtenbaum, der von der indischen Palme träumt, und von der Lilie, die sich in die Fluthen des Ganges tauchen möchte, trotz ihres zarten Dufts arm an wirklichem Inhalt und wirklicher Empfindung. Jene pantheistische Sehnsucht der verschiedenen Naturgegenstände, jene „Meere von blauen Gedanken,“ die sich über das Herz des Dichters ergießen, sind nur das Vorspiel zu den Fragen im Romancero, z. B. zu dem in eine Pariser Tänzerin verliebten Elephanten, der vor Liebesgram kläglich umkommt. Die unterirdische und die überirdische Welt tummeln sich bunt durcheinander. Die süßesten Wohlgerüche und der faule Geruch der Verwesung mischen sich zu einer Atmosphäre, welche den Sinn gefangen nimmt. Mit der ausgelassenen Lust eines Kindes hängt der Dichter, der Erbe Brentano's, in der Kirche unzuchtigen Gedanken nach und betet in schlechten Häusern. Es liegt in diesen grellen Contrasten ein Etwas, das der Wahrheit und Natur widerstrebt. Die Klänge, die wir hören, dringen zu tief in unser Ohr, als daß wir an ihrer Natürlichkeit zweifeln könnten, aber es sind Naturlaute jener verwilderten Bildung, die selber zwischen Wahrheit und Lüge nicht mehr zu unterscheiden weiß. Und seltsam, auch in der Lüge ist eine gewisse Wahrheit.

Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand  
 Mich aller Thorheit entled'ge;  
 Ich hab' so lang als ein Comödiant  
 Mit dir gespielt die Comödie.

Die prächtigen Coulissen, sie waren bemalt  
 Im hochromantischen Stile,  
 Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,  
 Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Und nun ich mich gar säuberlich  
 Des tollen Lands entled'ge,  
 Noch immer elend fühl' ich mich,  
 Als spielt' ich noch immer Comödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt  
 Sprach ich, was ich gefühlet;  
 Ich hab' mit dem Tod in der eigenen Brust  
 Den sterbenden Fechter gespielt. —

Am wohlsten wird dem Leser, wenn der thränenreiche Pierrot seine Maske abwirft und der lustige Harlekin herausspringt. Dann fühlt er seine volle Kraft: er hat an der verkehrten Welt ein naturwüchsiges Behagen; von fixen Ideen ist er nicht eingeeengt, sein Gemüth spielt in übermüthiger Luft mit dem Himmel und der Hölle. — Heine nennt seinen Atta Troll (1847) in der Dedication an Barchin das letzte Waldblied der Romantik. Die einzige Wendung, die der Romantik übrig blieb, war, in demselben Augenblick über das Mysterium zu lachen, wo sie davor schauderte: ein Fortschritt, an dem Fr. Schlegel nur durch seine Pedanterie gehindert wurde. Die Verwandtschaft mit Tieck, Brentano und Hoffmann springt in die Augen; die Elemente, selbst die Stimmungen sind die nämlichen, aber die Macht der Phantasie ist bei Heine viel gewaltiger, kühner und frevelhafter. Bei Jenen ist immer noch viel Abhängigkeit von hergebrachten Urtheilen und Vorstellungen; Heine versenkt auch diese Momente des Enthusiasmus, nachdem er sie mit der wildesten Phantasie ausgebeutet, zuletzt mit possenhaftem Schmerz in die unterschiedlose Nacht der Ironie. Im Atta Troll liegt der auf einer Jagd durchwachte Dichter in unruhigem halbem Schlaf in einer Herentüche, von wüsten Gerüchen betäubt; er hört die Hexe eintönig murmeln, indem sie ihren Sohn, der eigentlich ein Leichnam ist, mit einer Salbe bestreicht, die ihm ein scheinbares Leben verleiht. Fragenhafte Vogelgesichter schauen ihn von allen Seiten unheimlich an, und wie er einschläft, sieht er in einem Traumgeßicht einen grotesken Tanz von Bären und Gespenstern; später ziehen die Götterbilder der griechischen, jüdischen und germanischen Mythologie wie die wilde Jagd vor seinem Fenster vorüber. Dieser tolle Spuk, in dem der Dichter den Taumel seiner eigenen Gedanken darstellt, würde der Anlage nach auch

von Hoffmann erfunden sein können, aber wie glänzend ist die Ausführung! Hoffmann hat weder von seinen Phantasiebildern, noch von der Realität, die er kritisiren will, eine klare Vorstellung. Bei Heine sprudelt Beides in unwiderleglicher Lebendigkeit hervor, und gestaltet sich rasch zu zierlichen Arabesken, die sich im buntesten Humor ineinander schlingen. Seine Poesie setzt sich über Raum und Zeit, über die Grundbegriffe der Logik hinweg, um sich bald ins Märchen zu verflüchtigen, bald in dem Schmutz der Wirklichkeit stecken zu bleiben, aber überall ist es der neckische Kobold der guten Laune, dessen lustiges Gesicht uns unvermuthet aus der Bärenhöhle, aus dem einsamen Wald und aus der Gespensterküche entgegenlacht. Heine's Phantasie zwingt uns nicht, aus uns selber herauszugehen, wir können über ihre wildesten Schauerbilder lachen, und wir wissen, der Dichter lacht mit uns. Im Atta Troll ist übrigens auch die Tendenz romantisch. Es ist eine unausgesetzte Geißelung des tugendhaften, liberalen und patriotischen Philisters; aber was sind die leichten Britschgiebe, die Tied oder Hoffmann aushellen, gegen die Keulenschläge dieses unverwundlichen Humors; und dabei ist es ein Humor, dem wir uns mit gutem Gewissen überlassen, dessen Reiz wir uns willig eingestehen können, denn nichts ist dem wahren Gefühl schädlicher, als diese pharisäische gezielte Ernsthaftigkeit, die keinen Spaß versteht und die salbungsvoll zu predigen anfängt, wenn Kinder mit einander spielen.

Heine hat den Spuk der Romantik nicht bloß verschauelt, er hat ihn zu einem humoristischen Ideal umgedichtet. Was bei der romantischen Schule in Reflexionen und Studien aufgegangen war, krystallisirte sich bei ihm in unmittelbarer Lebendigkeit. Durch seinen Humor wird Vieles in Arnim, Brentano und Eichendorff begreiflich, selbst in Grimm, wozu uns sonst der Schlüssel fehlen würde. Der Umfang seiner idealen Anschauungen ist ebenso unbegrenzt, aber sie gewinnen eine blendende sinnliche Klarheit. Freilich ist das Licht ein künstliches, die Perspektiven verwandeln sich; die Formen gewinnen eine andere Bedeutung; nur die Empfindungen des Dichters, und das ist der Unterschied gegen die frühern Romantiker, geben den Leitton zu dem Wechsel der Stimmungen.

Die mythologische Bildung der Zeit, in der er aufgewachsen war, so ungründlich und leichtfertig er sie sich aneignete, war viel breiter und tiefer, als die der Romantiker. Man hatte die indische, die nordische und die altdeutsche Sage durchforscht und eine Fülle anschaulicher Figuren zusammengestellt, die dem Dichter einen reichern Stoff boten, als die blassen, abstracten und etwas sentimentalen Phantasiebilder, die Schlegel zuerst entgegentraten. Den pantheistischen Naturdienst, den die Gelehrsamkeit als heidnischen Rest im Christenthum entdeckt, stellt er in dem höchsten phantastischen Reiz aufs neue der Religion des Geistes gegenüber; allerdings

ein ganz anderer, als der Göttercultus unserer classischen Dichter, die ihn aus der Naturanschauung Griechenlands herübergeholt. Heine's Lebensatmosphäre ist die romantische Welt, und die Götter von Hellas finden darin nur insofern ihre Stelle, als sie durch das Christenthum in böse Wesen umgewandelt sind. Wir können aus seinen Schriften das vollständige System einer unheiligen Mythologie zusammenlesen: Fragmente aus jenen Uebergangsformen, wo die alten Götter ihrer ursprünglichen Majestät entkleidet und zu dem demüthigen Dienst unseliger Dämonen verdammt waren. Durch den Sieg des Christenthums von ihrem Thron gestürzt, in der Verbannung bei den Barbaren, müssen sie sich in die lächerlichsten Verkleidungen bergen, um ihren Verfolgern zu entgehen. Venus verlegt ihre Orgien in den Hirsberg, Bacchus muß sich mit der schmutzigen Kutte eines Mönchs umhüllen und kann nur in nächtlicher Weile an geheimer Stätte seine Entzückungen feiern, und Jupiter sitzt gar als verkümmelter Eremit in einer abgelegenen Polarregion, wo er mit widerwärtigen Lappländern verkehrt und sich durch Kaninchenfang das Leben fristet. Viel mythologische Stoffe hat Heine für spätere Dichtungen für Oper und Ballet zurecht gemacht, z. B. den fliegenden Holländer und den Lannhäuser, die Willys, die Lorelei und ähnliche Meerweiber; Barbarossa im Kyffhäuser; Diana, die Fee Abunde und Herodias. Ueberall hat er den alten pantheistischen Naturglauben wieder ins Leben gerufen, der durch den strengen Dienst des einen Gottes zu Boden gedrückt war: freilich als Spuk, in einer nächtigen Färbung, wie es bei einer Empörung gegen die herrschende Religion nicht anders sein konnte, aber doch geistvoll und in hunder Bewegung. — Später werden diese Dichtungen immer unheimlicher, gespenstische Frazenbilder und Nachtunholde drängen die anmuthig-poesierlichen Koboldgestalten zurück. So ist im Romancero die Schilderung des mexicanischen Kriegsgottes, dem die gefangenen Spanier geschlachtet werden, eine seltene Mischung frazenhafter und abscheulicher Vorstellungen, und wie vor seinem verschörfelten, lächerlichen Bilde, welches doch zugleich ein inneres Grausen erregt, der handwurstartige Oberpriester sein Messer weht und der Gott ihm das Geheimniß seines Untergrundes und seiner Rache ins Ohr flüstert, haben wir etwas von der Empfindung Hoffmann's, wenn ihn die Schauer seiner eignen Dichtung überkommen. In der „Waldeinsamkeit“ sucht der Dichter seine alten Freunde, die neckischen Elfen und Nixen, die Kobolde und Alräuschen, die ihm in seiner Jugend so vielen Spas gemacht, und die ihm geheime Weisheit gelehrt, wieder auf. Er findet sie nicht wieder, sie haben sich ihm entfremdet, die Natur hat ihre Geheimnisse vor ihm versteckt.

Es glosen mich an unheimlich blöde

Die Larven der Welt! Der Himmel ist öde.

Ein blauer Kirchhof, entgöttert und stumm.  
Ich gehe gebückt im Walde herum. —

Der Bach rauscht trostlos gleich dem Styrer;  
Am einsamen Ufer sibt eine Rixe,  
Lodtblaß und stumm, wie ein Bild von Stein,  
Scheint tief in Kummer versunken zu sein.

Mitleidig trat ich zu ihr heran —  
Da fährt sie auf und sieht mich an  
Und sie entflieht mit entseßlichen Mienen,  
Als sei ihr ein Gespenst erschienen.

Das ist nicht das zufällige Fragenbild einer Laune; es ist der Ausdruck für den Dualismus einer Bildung, in welcher der Verstand dem Gefühl fortwährend widersprach, und welche sich daher, sobald sie einmal aufhörte, unmittelbar thätig zu sein, als Lüge vorkommen mußte. Das Unheimliche des romantischen Princips, das Ideal dem Leben feindselig entgegenzustellen, mußte bei dieser farbenreichen Darstellung aus Tageslicht kommen, und wenn man unter Religiosität Uebereinstimmung des Gewissens mit den Idealen des Herzens verstehen darf, so enthüllt sich in Heine's Dichtung die Romantik als die vollendete Irreligiosität. — Jene Mischung von Voltaire'scher Aufklärung und deutscher Empfindsamkeit in seinen ersten Jugendgedichten ist ihm auch im Alter geblieben. Heute findet er eine portische Seite dieses oder jenes Gottes heraus, gleichviel ob er aus Judäa oder aus Griechenland stammt, dann betet er ihn an, oder er spricht von ihm mit gnädiger Herablassung, je nach Gutbefinden; den andern Tag fallen ihm die lächerlichen Seiten ein; die sich von dem Anthropomorphismus nicht trennen lassen, dann lästert er ihn oder leugnet seine Existenz. Durchgehend ist nur die Abneigung gegen das Christenthum, insofern dieses die Religion des Geistes ist. Die Fahne, die er gegen das Christenthum aufpflanzt, ist der Cultus der Sinnlichkeit, um dessen willen um die nämliche Zeit die St. Simonisten in Frankreich sogar Lucifer als einen verleumdeten Engel aus seiner langen Verbannung zurückzurufen wagten. Heine ist unermüdblich in immer neuen Anklagen gegen den Spiritualismus. Das Christenthum ist ihm die traurige Aschermittwoch, die alle Blumen erstickt und die Welt mit Gespenstern anfüllt; die Religion des Opfers und die Kreuzigung, die der ganzen Erde ein Leichenaussehen giebt. „Wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Ist auch Mancher von uns schon genesen, so kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen und er fühlt sich unglücklich, als der einzige Gesunde unter lauter Siechen.“ Dies ist der Standpunkt, von dem aus er sich alle Erscheinungen des Christenthums zurechtlegt. Man erinnert sich an Schlegel's Symbolisirung der gothischen

Baukunst, die sehnfüchtig himmelanstrebenden Pfeiler, das Ornament der Rose als Sinnbild der Liebe u. s. w. Heine hat auf seine Weise mit gleichem Recht oder Unrecht eine entgegengesetzte Erläuterung versucht. Ihm ist das Kreuz das Sinnbild für die beständige Kreuzigung des Lebens, die Rose das Symbol des Blutes, das Gott zum Opfer vergossen werden soll, die gemalten Fenster sollen in der Kirche die unheimliche Farbe der Verwesung verbreiten, die Abbildungen der Märtyrer und Heiligen nicht ein vorübergehendes Factum, sondern die allgemeine Pflicht des Christen ausdrücken u. s. w. Dieser Schauer des sinnlichen Lebens vor dem christlichen Spiritualismus trifft in vielem Einzelnen das Richtige, er ist aber in seinem tiefsten Grunde nichts Anderes, als der Abscheu der Frivolität gegen den Ernst der Religion. Heine verstand sehr wohl die Seiten des Göttlichen, welche die Phantasie oder das Gemüth aufschließt, denn er ist nach beiden Richtungen hin eine hochbegabte Natur, aber von dem Gott Kant's und Fichte's, den das Gewissen offenbart, hat er nie eine Ahnung gehabt. Darum ist ihm unter allen Religionsformen am meisten der Protestantismus verhaßt, obgleich er zufällig in diese Kirche eingeführt wurde; und er hat bald den heidnischen Göttern, bald den katholischen Heiligen Altäre aufgerichtet. Die Vorliebe seiner letzten Zeit für den Katholicismus nimmt uns nicht Wunder. Wohlverstanden, für den Katholicismus aus den Zeiten Leo's X. „Auch ich war in meiner Jugend,“ schreibt er in den Bekenntnissen, „von der geheimen und unendlichen Süßigkeit dieser spiritualistischen Poesie berauscht, und das Entzücken des Todes, das darin waltet, erregte in mir zuweilen einen Freudenschauer. Auch ich begeisterte mich damals für die unbefleckte Königin des Himmels und beschrieb in coquetten Versen die Legenden ihrer grenzenlosen Barmherzigkeit u. s. w.“ Seine Bestimmung, setzt er hinzu, wäre eigentlich gewesen, ein galanter Abbé zu sein; und malt sich mit Behagen die Situation aus, wie er als Papst den vor ihm knieenden Gläubigen seinen Segen ertheilt haben würde. Es hat unter den Päpsten so manchen gegeben, der Heine's Geistesverwandter war.

Wenn es aber in dem Gemüthe des Dichters einmal Ernst wurde, was freilich selten geschah, so war es nicht das griechische Heidenthum, auch nicht der Katholicismus, der seine Seele ausfüllte, sondern die Reminiscenzen der alten jüdischen Religion, in der er erzogen war, und dieses einzige positive Gefühl, so sehr er sich seiner durch Hohn und Spott zu erwehren sucht, ist die menschlich achtungswertheste Seite in seinem Wesen. In den Spielen seiner Phantasie konnte er sich mit Recht einen Romantiker nennen, der die Kapuze von sich geworfen (un romantique défroqué), aber im Innersten seines Wesens ist er nie etwas Anderes gewesen als Jude, und das rechnen wir ihm zur Ehre an. In unbewachten Augen-

hlicken treten bei ihm stets die Sympathien für diese Religion hervor, von der er uns manche gemüthliche Bilder gegeben hat; so die Schilderung des Passahfestes und des Ghetto überhaupt im Rabbi von Bacharach; ferner die hebräischen Melodien im Romancero, wo unter andern die Geschichte des Prinzen Israel, der durch neidische Götter in einen Hund verwandelt sei, eine tiefe Empfindung verräth. Selbst der Wettgesang zwischen dem Rabbi und dem Mönch, der, abgesehen von dem cynischen Inhalt, ein Meisterstück ist, spricht diese Theilnahme für das unterdrückte Volk aus. Aus diesem Gefühl der Unterdrückung schreibt sich zum Theil die Abneigung gegen das Christenthum her. „Ich glaube,“ sagt er einmal, „dieser Gott reiner Geist, dieser Parvenu des Himmels, der jetzt so moralisch, so kosmopolitisch und universell gebildet ist, hegt ein geheimes Mißtrauen gegen die armen Juden, die ihn noch in seiner ersten rohen Gestalt gekannt haben und ihn täglich in der Synagoge an seine ehemaligen obskuren Rationalverhältnisse erinnern.“ —

Wie dieser Instinct auf die Darstellung der Religion einwirkte, so war es auch in der Politik. In den ersten Bänden der Reisebilder trat nichts deutlich hervor, als die Vergötterung des Kaiser Napoleon, ursprünglich nur eine heftige Reaction gegen die Burschenschaft. Gefärbt durch die Stimmung des Mitgefühls für eine gefallene Größe, hat für den jungen Nachwuchs die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes eine neue und wunderbare Beleuchtung gewonnen. Man hat die abenteuerlichen Weltfahrten von den Pyramiden bis zu den Schneefeldern Moskau's in ein Gesamtgemälde vereinigt und den Helden desselben in eine mythische Person verwandelt, die den Gefühlen des Hasses und der Furcht entzogen ist. In Heine's Anbetung des Franzosenthums sprach einerseits der Jude, der sich von der Schmach des deutschen Volks nicht unmittelbar mitgetroffen fühlte, dann aber auch der Rheinländer. Bleibend ist in Heine's politischen Ansichten nur der Haß gegen das Preußenthum, wie in seinen religiösen der Haß gegen den Protestantismus. Es zeigt einen richtigen Instinct, daß er sich durch die in Preußen allmählig eingeschwärzte Romantik nicht täuschen ließ, daß er in der natürlichen Grundlage dieses Staats den Gegensatz der Romantik erkannte und verfolgte, mit einer Bitterkeit verfolgte, die zuweilen an Görres erinnert. Das Praktische, Unromantische war ihm in allen Staaten verhaßt. Auch die Engländer liebte er nicht. Dagegen konnte er sich für das Entgegengesetzte begeistern, wo er einen poetischen Rimbus sah, für das Schwert in der Hand des russischen Kaisers und für die dreifache Krone nicht weniger, als für die rothe Freiheitsmütze, wenn sie auch das lächerliche Haupt Robespierre's bedeckte. — Wenn wir in den ersten Bänden der Reisebilder die Abgötterei mit dem französischen Wesen auf Kosten Deutschlands noch ertragen,



weil sie sich als das giebt, was sie ist, als Caprice und poetische Stimmung, so wird sie unerträglich in den folgenden Theilen, und namentlich in den Berichten der Allgemeinen Zeitung über französische Zustände. Einzelne lyrische Declamationen abgerechnet, ist in seinen sämtlichen Werken keine Zeile, die sich ernsthaft mit Politik beschäftigte. Er hat für die deutsche Journalistik das souveräne Feuilleton erfunden, die Ausbeutung ernsthafter Fragen zu belletristischen Zwecken. Er hat zweierlei vor Augen: der öffentlichen Meinung, die damals entschieden freheitsdürstig war, gerecht zu bleiben und dem Besitzer der Allgemeinen Zeitung keinen zu argen Anstoß zu geben. Auf der einen Seite kommt er fortwährend darauf zurück, daß er ein leidenschaftlicher Anhänger, gewissermaßen ein Märtyrer des monarchischen Princips sei, daß er die Republikaner hasse, und daß diese ihm den Tod geschworen hätten; auf der andern ist er ein Märtyrer der Freiheit und lebt für sie im traurigen Exil. Es ist in Beidem Lüge und Wahrheit. Seine Abneigung gegen die Republikaner entsprang aus der ästhetischen Abneigung gegen den Puritanismus mit seinen schlechten Manieren und gegen die Politik überhaupt, wenn sie über sinnliche Contraste hinausging. Bei seiner Unwissenheit durch jede bestimmte politische Frage in Verlegenheit gesetzt, hilft er sich durch einen spöttischen Ton, und weiß es so einzurichten, daß man nie ins Klare kommt, ob er etwas im Ernst oder Scherz behaupte. Zuletzt kommt man dahinter, daß diese poetisirende Prosa eine einfache Effecthabscherei ist: die Zusammenstellung von Vorstellungen, die man nicht gewohnt ist, sich in Verbindung zu denken. — Die politische Opposition hatte seine auf ihren Schild gehoben, weil man annahm, daß jedes dreiste Wort gegen die Regierungen und gegen die Kirche auch positiv im Sinn der öffentlichen Meinung gesagt sein müsse. Aber die Neigungen des Dichters waren von Anfang an aristokratischer Natur, und dies Mißverhältniß mußte an den Tag kommen, sobald die Politik anfang eine bestimmte Form anzunehmen. Sehr ergötzlich ist die Art, wie er in den Bekenntnissen sein Zusammentreffen mit dem Schneider Weitling, dem Chef der deutschen Communisten, in Hamburg erzählt. Dieser erzürnt ihn zunächst dadurch, daß er ihn als seines Gleichen behandelt; dann setzt er ihn durch das Gefändniß außer Fassung, er habe im Gefängniß gefessen, und zwar in Ketten. Da geht der feine Mann in sich: er habe die Ketten von den Händen des Schneider Johann Bodhold geküßt und als Reliquien verehrt, aber mit dem lebendigen Schneider, der in Ketten gelegen, habe er nichts zu thun haben wollen. Das Gefändniß ist charakteristisch, denn der Romantiker hat seine Einbildungskraft stets anderwärts, als seinen Verstand und sein Herz.

Der Pariser Aufenthalt führte ihm die deutsche Demokratie näher und

zeigte sie ihm nicht gerade in eleganten Formen. In Deutschland selbst bemächtigte sich der Liberalismus allmählig der Poesie; Gefinnung und Entschlossenheit wurden die Stichworte des Tages, die Frivolität kam außer Kurs. Seit der Zeit hat Heine die deutschen Tendenzbären, die Männer von Charakter, aber ohne Talent, mit unermüdlichem Spott ge- geißelt. Es war zweckmäßig, dem Volk, dem neuen Souverän, dem von allen Seiten auf unwürdige Weise geschmeichelt wurde, einen Aristophanischen Spiegel vorzuhalten; allein beim Eintritt einer ernsten Zeit werden die Tendenzbären, wie ungeschickt sie sich bewegen, über die Glückstritter den Sieg davonzutragen. Heine's politische Orakel sind bereits vergessen, und es wäre für seinen Ruf besser gewesen, wenn er sich in dieses seiner Natur widerstrebende Gebiet gar nicht eingelassen hätte: denn wer seiner augenblicklichen Laune keinen Widerstand entgegenzusetzen weiß, soll es nicht unternehmen, die Zustände der Welt zu bessern. — Noch schlimmer wird die Sache, wenn auch die scheinbare Beziehung auf geschichtliche Gegenstände aufhört, und in der persönlichen Polemik die gemeine Natur zum Vorschein kommt. Das deutsche Publicum, welches dem Genie einen Freibrief giebt, das Unwürdigste ungestraft zu verüben, hat von ihm Dinge ertragen, die sonst jeden Menschen aus den Reihen der guten Gesellschaft verbannt haben würden. Seine Polemik gegen Menzel, Börne, Platen, Raßmann u. s. w. ist das Schmutzigste, was die polemische Literatur aller Zeiten und Völker kennt, und es ist nicht eine heftige Ueberzeugung, sondern gereizte Eitelkeit, die sie eingiebt. Seine Persönlichkeit war stets der Mittelpunkt seiner Schriften; daher lebte er lange Zeit in dem krankhaften Wahn, alle Welt mache sich über seine politische Consequenz Gedanken, und es läme dem Publicum vor allen Dingen darauf an, nicht ob es zwischen England und Frankreich zum Krieg kommen werde, sondern ob Heine von Ludwig Philipp erkaufte sei oder nicht. Wenn Ludwig Philipp bei der Pension, die er dem deutschen Dichter erteilte, wirklich die Absicht gehabt hat, ihn zum Reden oder Schweigen zu bringen, so ist er ein leichtsinniger Verschwender gewesen. Heine bekennt einmal, durch die Kraft seines Genius sich schwer versündigt, und mit jenem mythischen Beil des Nachrichters, das er so schwärmerisch befinzt, Sterbliche und Unsterbliche getödtet zu haben; aber diese Sünde liegt nur in seiner Einbildung.

Heine's Frivolität war viel bedenklicher, als die Frivolität Voltaire's. Voltaire hat gegen Dinge, die den meisten Menschen als heilig gelten, einen argen Spott ausgeübt, aber in seinem Spott war ein positiver Inhalt, eine kräftige Leidenschaft gegen das, was er für schlecht hielt. Heine's Gemüth dagegen ist an nichts gefesselt, er ist in seinem Spott ebenso un- fähig, wie in seiner Liebe. Ein frivoles Gemüth hat ebensowenig eine innere Lebensentwicklung, als ein schwärmerisches; ja bei allen Wand-

lungen ist sein wahrer Lebensinhalt noch einförmiger. Die Schwärmerei kann sich in ihren Gegenstand immer gründlicher vertiefen, sie kann sich stärken, befestigen, sie kann sich durch Gefühl und Nachdenken reinigen. Der Frivolität dagegen fehlt der feste Boden, auf dem sie vorwärts schreiten kann. Nichts ist ruchloser, als Heine's Versuch, nach dem Vorbilde Robespierre's das höchste Wesen wiederherzustellen. Er versichert, er sei auf seinem Sterbebett in sich gegangen und als verlорener Sohn zum lieben Gott zurückgekehrt, nachdem er jahrelang bei den Hegelianern die Schweine gehütet; er habe eingesehen, daß ein persönlicher Gott der armen Seele nöthig sei. Von den griechischen Göttern habe er schon seit fünf Jahren unter Thränen Abschied genommen, als er zum letzten Male der Venus von Milo die marmornen Füße geküßt, und so bleibe ihm denn nur der christliche Gott übrig. Aber man kann von ihm sagen, wie Daniel von Franz Moor: in seinem Munde verwandelt sich selbst das Gebet in Lästerungen.

Ich war kein abstracter Denker, und ich nahm die Synthese der Hegel'schen Doctrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirt, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. Dieser thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmuth und Selbstaufopferung, daß ich dadurch die brillantesten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verbunkelte. War ich doch selbst jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugniß. Ich war die Urfrömmlichkeit, ich war unsündbar, ich war die incarnirte Reinheit; die anrühligsten Magdalenen wurden purificirt durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und erröthend wie keusche Rosen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen sie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Diese Restaurationen beschädigter Magdthümer, ich gestehe es, erschöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab ohne zu feilschen, und unerschöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit. So lange solche Doctrinen noch Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen blieben und in einer vornehmen Coterie-Sprache besprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns standen, während wir bei unsern philosophischen Petits-Soupers blasphemirten, unverständlich war, so lange gehörte auch ich zu den leichtsinnigen Esprit-Forcs, wovon die meisten jenen liberalen Grands-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umsturzideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verschleusen suchten. Als ich aber merkte, daß die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieselben Themata zu discutiren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich sah, daß

Schmierlappen von Schuster- und Schneidbergesellen in ihrer plumphen Herbergsprache die Existenz Gottes zu läugn'n sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Brantwein und Tabak zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, das begriff ich jetzt durch den Geruchssinn, durch das Mißbehagen des Flets, und mit meinem Atheismus hatte es, gottlob! ein Ende.

Die Poesie seines siebenjährigen Schmerzenslagers bis an seinen Tod 1856 gewährt ein trauriges, ja ein abschreckendes Bild. Man empfindet ein tiefes Mitleid, aber dies ist mit einem andern, schlimmern Gefühl gepaart. Die alten süßen Löhne aus dem Buch der Lieder sind verloren gegangen, die Gedichte bewegen sich nur in häßlichen, abscheulichen Vorstellungen und werden von einer krankhaften Todesfurcht unheimlich angehaucht, die der Dichter vergebens durch wüste, frivole Späße zu verschrecken strebt. Der Geist ist ganz in die Materie versenkt, der Glaube an den Tod ist das Letzte, was übrig bleibt.

Heine's Einfluß auf die neuere Literatur ist unermesslich. Die ganze Lyrik folgt seiner Manier, selbst wo sie die Stoffe erweitert und einen größern Formenreichtum entwickelt. In den Schriftstellern des Salons erkennt man ihn wieder (Fürst Büdler, Gräfin Hahn, Laube, Sternberg, etc.), und ebenso geht der philosophische Radicalismus in seine Stimmungen, seine Gedanken und seine Formen ein. Heine's Frivolität war die notwendige Reaction gegen die krankhafte Jugendbündlerei der Görres, Fouqué, Jahn, der Schwabenschule; gegen das Sehnen und Dämmern der romantischen Schule und der belehrten Naturphilosophie. Nur wollte das Unglück, daß man den Uebergangsmoment fühlte. Heine's Einfluß haben wir es zu danken, wenn die Vermischung der Frivolität und des Pathos, der Jote und des Gebets als das höchste Gesetz der Poesie aufgestellt, der Wiß zum Maßstab der Wahrheit gemacht wurde. Zwar läßt Goethe mit Recht seinen lieben Gott sagen: von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last. Nur wird der Schalk gefährlich in einer Zeit, die ihm keinen Widerstand entgegensetzen kann, weil sie über ihre eigenen sittlichen Vorstellungen im Unklaren ist. Es ist nicht schwer und ein Zeichen schwacher weiblicher Charaktere, die kleinen Widersprüche der Ideen schnell aufzufinden, und dann in der Gefühlseligkeit zu schwelgen, daß man über seine Zeit erhaben sei. Wir Deutschen sollten gegen solche Naturen sehr auf der Hut sein.

Heine überragt alle seine Nebenbuhler so entschieden, daß, wenn die kleinen persönlichen Beziehungen vergessen sind, die ganze Periode von ihm den Namen empfangen wird; Vieles von dem, was er geschaffen, gehört zu den Leistungen ersten Ranges. Aber seinem Charakter fehlt die Harmonie und darum fehlt seinen Werken die Größe. Was auch die Ro-

mantiger sagen mögen, das Unästhetische ist immer unschön, und das Schöne hat keinen schlimmern Feind, als denjenigen, der es vom Guten trennen will. Seine übermüthige Phantasie, sein glänzender Witz wurden zwar häufig durch den gesunden Menschenverstand zurechtgewiesen, aber nicht durch das Gewissen, und seinem geistvollen Auge fehlte jene warme Liebe zur Natur, aus der allein die Fülle der Anschauung hervorgeht. Er ist der Erste in seiner Gattung; möchte er auch der Letzte sein!

Im Zeitalter der Restauration war unter den Schriftstellern der Jude eine Ausnahme: in dem geschäftlichen Zweige der Literatur, der Journalistik, bilden sie jetzt die ungeheure Mehrheit. Daher die Empfindsamkeit, wenn man auf das Judenthum zu sprechen kommt. Fast sieht es so aus, als seien die Juden noch immer das auserwählte Volk und durch ein Privilegium gegen die Angriffe geschützt, die sich jede andere Nation gefallen lassen muß. Gegen die Deutschen haben Börne, Heine und ihre Glaubensgenossen eine ganze Scala von Schimpfwörtern angewendet, vom „Bedientenvolk“ an bis zum „Nachtstuhl“, und gegen das Christenthum nicht minder; wagt man es aber, auf den ewigen Judenthmerz zu lächeln, wagt man es zu bezweifeln, daß Shylock ein Märtyrer war, so ringt die gesamte Journalistik über den Mangel an Aufklärung und Toleranz die Hände. Tadeln man die Eigenthümlichkeiten der jüdischen Nation, so ist das ein Angriff auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit; kritisiert man die religiösen Gebräuche, so ist es ein Hohn gegen ein Märtyrervolk. Der Grund dieser seltsamen Empfindsamkeit ist nicht das Rechtsgefühl, sondern vor Allem die Begeisterung für Heine und Börne. Die Juden sollten nicht vergessen, daß von ihnen die religiöse Exklusivität ausgegangen ist. So etwas rächt sich unausbleiblich in der Geschichte, und die Unschuldigen müssen für die Sünden ihrer Väter büßen. Außerdem wird der religiöse Gegensatz mehr und mehr ausgeglichen. Die politische Emancipation der Juden, d. h. ihre rechtliche Gleichstellung mit den christlichen Staatsbürgern und die Aufhebung der Beschränkungen, die sie vom Eintritt in eine beliebige Laufbahn abhielten, ist zwar noch nicht völlig durchgeführt, aber es sind doch überall Schritte dafür gethan, und wir werden voraussichtlich darin immer weiter kommen. Es bleibt nur noch das sehr begreifliche gesellschaftliche Vorurtheil. Die Classe, mit der man im bürgerlichen Leben am vielfältigsten verkehrt, die Trödler, die Hausirer, die Schacherjuden, prägt der Phantasie ein bestimmtes Bild vom Judenthum ein, so daß jeder Jude sich gleichsam erst persönlich die Anerkennung erkämpfen muß. Ebenso hat man z. B. gegen die Deutschen das Vorurtheil, sie seien phantastisch, unpraktisch, unentschlossen u. s. w., und jeder einzelne Deutsche muß sich die Anerkennung, daß er nicht phantastisch, nicht unpraktisch,

nicht unentschlossen ist, erst mühsam erklämpfen. Es ist angenehm, wenn man, wie die Edelheute, einen Empfehlungsbrief für die „gute Gesellschaft“ bereits in seinem Namen mit sich trägt, und es ist unangenehm, wenn sich an die Abstammung im Gegentheil ein Vorurtheil anknüpft; aber das Eine wie das Andere reicht doch nur für die erste Bekanntschaft aus. Es haben sich in dem gegenwärtigen Jahrhundert so viele Juden in allen Zweigen der Kunst und Literatur ausgezeichnet, daß in jedem bestimmten Fall jenes Vorurtheil sich auf einen einzigen zweifelhaften Blick beschränkt; nie wird die wirkliche Tüchtigkeit eines Juden ihr Ziel, die allgemeine Anerkennung verfehlen; aber es wäre für sie selbst zweckmäßiger, wenn sie nicht in ängstlicher fieberhafter Unruhe, sondern in ausdauernder gelassener Thätigkeit diesem Ziele nachstrebten.

Zwischen Heine und Börne tritt bei aller Verschiedenheit auch wieder eine große Familienähnlichkeit hervor. Sie besteht darin, daß beide den Thatfachen nichts entgegenbringen, als die Enegetik ihrer Laune, die an sich leer, doch unerschöpflich ist in der Verneinung des Gegebenen; die ihr Urtheil über die Gegenstände nicht aus der Natur derselben schöpft, sondern aus den Beziehungen zu ihrer Stimmung und Laune. — Ludwig Börne, oder eigentlich Ludwig Varuch, wurde 1786 zu Frankfurt geboren. Auf der Universität zu Berlin lebte er im Hause der berühmten Henriette Herz, die ihn dann nach Halle an Schleiermacher und Steffens empfahl. Das Studium der Medicin gab er 1807 auf und widmete sich in Heidelberg und Gießen den Staatswissenschaften. Nach seiner Rückkehr erhielt er in seiner Vaterstadt eine Anstellung als Polizeilactuar, die mit dem Ende der französischen Herrschaft aufhörte, ihm aber eine lebenslängliche Pension eintrug. Seit der Zeit lebte er als Journalist, schrieb Theaterrecensionen und kleinere politische Aufsätze, die sich von dem damaligen Liberalismus in der Idee nicht wesentlich unterschieden. In der Form war Jean Paul sein Vorbild, dem er 1826 eine glühende Lobrede hielt; dagegen war ihm Goethe's kalte weltmännische Art zuwider, und er war einer der Ersten, die mit Nachdruck die Schattenseiten des verehrten Dichters hervorhoben. 1817 trat er zur evangelischen Kirche über. Nach der Julirevolution nahm er seinen dauernden Aufenthalt in Paris. Er wurde Republikaner, trat in einen nicht erfreulichen Verkehr mit den deutschen Flüchtlingen in Paris, den Heine in seinem sonst sehr gehässigen Buch über Börne (1840) wohl ziemlich richtig schildert, und sprach in seinen Briefen aus Paris über Deutschland in einem so leidenschaftlichen und erbitterten Ton, wie man ihn bisher noch nirgend gehört. Die strengen Verbote fruchteten nichts, denn die Rhetorik jener Schriften war in der That ungewöhnlich anziehend und fand in der allgemeinen Mißstimmung

der Jugend gegen die kläglichen Verhältnisse des deutschen Bundes eine ausreichende Grundlage. Der Liberalismus hatte bisher zu sehr mit dem Verstande raisonnirt, das überströmende Gefühl und der Witz bei Börne wirkten ungleich ergreifender; man gewöhnte sich daran, ihn als einen Märtyrer der deutschen Freiheit zu betrachten, und bei seinem Tode 1837 wurde er von der Partei beinahe canonisirt.

Börne's Einfluß auf unsere Jugend ist ungeheuer. Unser Radicalismus ist nichts als eine Systematik der Zornausbrüche, die vorübergehend sehr am Platz waren, die aber über das Verneinen nicht hinausgehen. Die unbehülliche Ehrlichkeit unsers Volks, das sich nie recht in den Unterschied von Scherz und Ernst zu finden weiß, ist Schuld daran. Die Engländer ergößen sich an ihrem Punch, aber sie suchen in ihm nicht die Quelle politischer Weisheit, bei uns dagegen hat für viele Kreise der Kladderadatsch die Geltung eines Evangeliums. Das hat nicht allein den Nachtheil, daß man sich in politischen Dingen ein schiefes Urtheil bildet, sondern den viel schlimmern, daß man mit diesem Urtheil eine That gethan zu haben glaubt, und sich vollständig damit befriedigt. Durch einen guten Witz oder einen kräftigen Fluch glaubt der Schüler Börne's seine Seele gerettet, und er freut sich seines Lebens wie nach wohlgelegenem Tagewerk. — Ueber dem Haschen nach Contrasten zu einem komischen oder sentimentalen Effect verliert der Witz den Sinn und das Verständniß der Thatsachen; mit ein paar Formeln ist er über alles Detail der Staatswissenschaft hinaus. Alle praktische Politik ist ihm zuwider, denn er bewegt sich im Unbedingten, im Entweder-Oder. „Unter Mäßigung wird verstanden: die Einen wollen den Tag, die Andern wollen Nacht, der Minister aber will Mondschein, um beide Parteien zu befriedigen.“ Das ist schlagend, handgreiflich, leicht zu übersehen, man kann es sich ausmalen, da ist kein Verstand so dumm, der das nicht begriffe. Darum ist es tausend und abertausendmal wiederholt, und damit ist Jeder verurtheilt, der nicht alle Aristokraten oder alle Demokraten löpft. Die völlige Gedankenlosigkeit jenes Entweder-Oder kümmert die heitern Spaziergänger nicht, die nur dann Politik treiben, wenn sie sich auf die neue Abendnummer ihres Caricaturblattes freuen. Der gesunde Menschenverstand glaubt, Alles widerlegt zu haben, was ihm Langeweile macht. Ein ernsthaftes Studium, eine Tag für Tag fortgesetzte Arbeit ist ihm langweilig. Er speculirt auf den Analleffect der Revolution, ein Zauberwort, welches die Formel enthält, das Unmögliche wirklich zu machen, wie der Himmel des mit der Erde unzufriedenen Frommen; der glorreiche Vorbehalt, mit welchem man sein Gewissen salvirt, wenn man hienieden fünf gerade sein läßt: in der Aussicht auf eine wunderbare Umwälzung überhebt er sich der mühevollen Arbeit, die vielleicht hoffnungslos Tag um Tag schafft:

in dem Verlangen, nur in großen Effecten sich zu zeigen, verlernt er die Anstrengung, die nie ermattet. Aber nur in dieser Ausdauer gedeiht das Leben. Der Wig, auf das wirkliche Leben angewendet, geht an seinen eigenen Widersprüchen unter, die er darum nicht sieht, weil er sich lediglich in Abstractionen bewegt. Das Feuer der sittlichen Entrüstung weiß sich keinen Rath, wenn es schaffen soll; es endigt in einem faulen Pessimismus, der nicht nur den Verstand verdreht, sondern auch die Gesinnung.

— Es ist wunderbar, daß Börne's Verehrer nicht durch die handgreiflichen Fehlgriiffe außer Fassung gesetzt sind, die er jedesmal macht, wo er sich auf einen bestimmten Fall einläßt, wenn er einmal aus der Ironie auf „Wohlgeboren und Allerhöchstdieselben“ hinausgeht. Am tollsten sind die Widersprüche in seinen Wünschen und Idealen. Heute poltert er darüber, daß die Deutschen nicht ein Nationalgefühl haben, wie andere Völker, daß man sie ungestraft beleidigen kann, während die Franzosen sogar für die Ehre ihres Klima's auf die Mensur gehen, morgen schlägt er einen ebenso großen Lärm darüber auf, wenn dieses Nationalgefühl sich wirklich zu regen beginnt, wenn die Deutschen Franzosenfresser werden. Wie es gerade seiner Laune bequem ist. Daß dies eintönige Poltern das deutsche Volk nicht ermüdete, lag an zwei Umständen; einmal hatte es den Ausbruch eines vollen Gemüths, dann wurde es durch jene witzigen Paradoxien gewürzt, die den Reiz eines artigen, aber nicht schweren Räthsels haben. — Das gilt ebenso von seinen Kritiken, Reisebriefen, Novelletten — die übrigens einen erstaunlichen Mangel an Gestaltungskraft verathen. In jeder einfachen Theaterrecension ist die Totalität seiner Seele, der gesammte Welt Schmerz über Deutschlands Verwahrlosung, die trauernden Juden und die Hofräthe, und wo irgend der Stoff es zuläßt, auch jene paradoxe Genialität, die durch scharfe Betonung irgend einer Seite dem Bilde ein völlig verändertes Ansehen giebt. Diese Reizung, die sittlichen Begriffe umzukehren, theilt Börne mit Heine, der einer Agrippina und Lucretia Borgia, weil sie sich eines wohlgeformten Beins erfreuten, eine unschuldige Kleinigkeit, wie Giftmord, nachzusehen geneigt war. Bei Börne ist das nicht Frivolität, denn in bürgerlichen Dingen ist seine Gesinnung fest und gesund, sondern die bei einem recht verstockten „gesunden Menschenverstand“ fast immer vorkommende Reizung, der Abwechslung wegen einmal über die Schnur zu hauen. — Seine ästhetische Kritik machte durch die Lebhaftigkeit seines Stils durch die Mischung von Gemüthlichkeit und Leidenschaft in seinem Wesen und durch die unbegrenzte Popularität seines Instincts einen großen Eindruck, und dieser schlug sowohl zum Guten als zum Bösen aus. Gegen die jammervollen Ausgeburten einer überreizten Einbildungskraft reichte sein Instinct im Grunde aus; aber sein Mangel an Bildung gab, wo es sich um eine ernsthafte Frage handelte,



zu den seltsamsten Mißverständnissen Veranlassung. Er war reiner Naturalist und ließ sich ganz von Stimmungen leiten; es würde schwer sein, aus einem seiner polemischen Ausfälle eine allgemeine Regel zu ziehen, die für die Ausübung und Beurtheilung der Kunst fruchtbar werden könnte. Zwar sind sie mit so viel Munterkeit geschrieben, daß wir noch heute diese Sammlung von Recensionen über ziemlich gleichgültige Bücher nicht ohne Theilnahme lesen: es ist ein anmuthiges Geplauder, das uns befaßt, wenn es uns auch nicht belehrt. Aber je größer der Erfolg dieses unverkennbaren Talents war, desto mehr hat es seine Nachfolger verführt, buhlerische Künste zu treiben. — Man muß sich über diesen Punkt scharf aussprechen, weil die Stellung, welche Börne in unserer Literatur einnimmt, in keinem Verhältniß zu seinem wirklichen Gehalt steht. Allein die Schuld davon trägt weit mehr das Publicum, als der Schriftsteller. Börne schrieb, so gut er es verstand, wie Einer aus dem Publicum, der Wiß und Gefühl genug hat, sich durch die sophistischen Verdrehungen der Zeit nicht verwirren zu lassen: wenn ihn das Volk deshalb als Propheten verehrte, so war das unzumuthig, allein er hat dazu keine Veranlassung gegeben. Zeiten, in denen die Bildung so ganz außer Verhältniß zu den bestehenden Einrichtungen steht, bringen stets einseitige Talente hervor, wie Zunino, Courrier und Börne. Das Zeitalter war der ewigen Schönrederei müde und freute sich an einem dreist ausgesprochenen Urtheil, wenn es auch nicht gehörig begründet war, und namentlich an einem regen, in einer verständlichen Richtung sich fortbewegenden Gefühl. Wenn sich später die belletristische jungdeutsche Literatur mehr in das concrete Leben zu vertiefen suchte, so war das ein Fortschritt, aber die Art und Weise, wie sie es ausführte, sticht sehr häßlich gegen die unbefangene und naive Manier Börne's ab: sie wurde der Wirklichkeit doch nicht gerecht und verlor die Sicherheit des Instincts.

So wenig Inhalt Börne und seine Gleichgesinnten der Jugend zuführten, so erweckten sie doch in ihr den Wahn, sie sei durch eine tiefe Kluft von der alten Zeit getrennt, die alten Mächte, die alten Rechtsformen hätten sich überlebt; und nur eine Revolution könne die Menschheit retten. Abgesehen von der Verlehrtheit, ein vollständiges Abbrechen mit der Vergangenheit für wünschenswerth zu halten, ist es auch ein Irrthum, an die Möglichkeit zu glauben. Nicht einmal die Ansiedler in den Urwäldern von Amerika fanden eine tabula rasa vor: dort begegnete ihnen die locale Nothwendigkeit, und mit sich führten sie die sittliche Bestimmtheit ihres bisherigen geschichtlichen Lebens. Die Revolution ist wie ein Gewitter: es zündet Bäume und Häuser an, verwüßt die Saaten, reinigt die Luft, aber so wie es vorüber ist, tritt die alte Natur wieder hervor. Nicht einmal das äußerliche Mäuerwerk des alten Staats kann völlig gebrochen

werden, denn die Voraussetzungen bleiben, und die Barrikadenkämpfer werden sich immer nur auf Augenblicke der Gewalt bemeistern. Die Schöpfung eines Staats aus dem Begriff heraus ist am wenigsten möglich in einem Zustand der Trunkenheit. Die Revolution an sich schafft nichts; sie verwandelt die Arbeit der Geschichte in die fieberhafte Aufregung eines Hazardspiels; sie löst nur die gebundenen Kräfte. — Aber ein positiv wohlthätiger Einfluß dieser Schriftsteller ist dennoch hervorzuheben. Durch den Einfluß der Freiheitskriege hatte sich in der deutschen Jugend eine Feindseligkeit gegen Frankreich verbreitet, die für den Fortschritt der Civilisation die unheilvollsten Folgen haben mußte. Es war nothwendig, hier wiederum eine Verbindung anzubahnen.

Der Kampf unserer Dichter gegen die Regeln und das Herkommen der französischen Literatur war ebenso gerechtfertigt gewesen, als der Kampf unserer Burleskenmacher gegen die Sitten der Fremden, die uns unterdrückt hatten. Aber daß der Rückschlag zu weit gegangen war, daß wir wieder Anknüpfungspunkte finden mußten, wenn nicht der Haß gegen die Franzosen zu einem Haß gegen Bildung und Freiheit führen sollte, diese Wahrheit wurde durch die Julirevolution und ihre Gegenwirkungen in Deutschland bewiesen. Die Opposition, welche den Juliaufstand vorbereitete, war gegen die schimpfliche Pfaffen- und Adels Herrschaft der Restauration gerichtet, und der Vorwurf, daß sie zu wenig positive Symbole ins Feld führte, ist nur halb begründet. Allein mit dem Sieg der Julirevolution wurde eine ganz verschiedene, weiter greifende Bewegung frei gemacht: der Socialismus, der seine Angriffe nicht gegen die politischen, sondern gegen die Einrichtungen des bürgerlichen, sittlichen und religiösen Lebens richtete. Er versprach allen Menschen ein gleiches Anrecht auf Glück und Genuß zu geben. Wenn man dergleichen in ein System bringt, so fühlt sich bald das Unhaltbare und Widersprechende der einzelnen Sätze heraus; aber als romantische Sehnsucht übt es eine zauberische Wirkung, die sich innerhalb der Masse leicht bis zum Fanatismus steigert. Der Socialismus bemächtigte sich unmittelbar nach der Julirevolution der französischen Belletristik, die auf starke Contraste specularie. 1830 erfolgte das erste öffentliche Auftreten der St. Simonisten, die sich zwar durch ihr theatralisches Wesen bald lächerlich und dadurch für Frankreich unmöglich machten, die aber namentlich in Beziehung auf die Unheiligkeit der Ehe eine Menge anregender Ideen ausstreuten. Gleichzeitig schrieb Alfred de Musset seine *Contes d'Espagne et d'Italie*, die an Zügellosigkeit Alles überboten, was die Literatur bisher gekannt. 1831 brachte Alexander Dumas in seinem *Anthony* die nackte Unzucht auf die Bühne, und seit 1827 schrieb Balzac jene mystischen Romane, die in einer trunkenen Analyse alle sittlichen Begriffe zersetzten, alle Ideale in

ein verkehrtes Licht stellten und jeden Widerstand des Herzens gegen die Sophistik des Verstandes mit einer infernalischen Genialität überwandten. 1832 begann George Sand mit *Indiana* und *Valentine* die Reihe jener Romane, die in der süßesten einschmeichelnden Poesie das Gift der Unfittlichkeit verbreiteten. Lamennais trat mit seinen „*Worten eines Gläubigen*“ 1832 einer wilden, inhaltlosen, aber glänzenden Rhetorik als Vorkämpfer in die Reihen der Feinde des Staates und der Religion. Gleichzeitig begannen Eugen Sue und Soulié ihre lusternen Schauergeschichten. — Der massenhafte Eindruck dieser Literatur auf das deutsche Volk wurde durch das immer mehr um sich greifende Wanderleben der höhern Stände vermittelt. So seltsam die Zusammenstellung auf den ersten Blick aussieht: das Weltbürgerthum der Demokratie fand seine verwandte und ebenbürtige Ergänzung in der nachlässigen Schreibart der höhern Stände, die nun anfangen, sich zur Literatur herabzulassen, und die den heiligen Geist aus der nämlichen Quelle schöpfen, dem Pariser Feuilleton. Der hohe Adel — er möge uns den Vergleich verzeihen — ist ebenso heimatlos als der Jude. Die Aristokratie der verschiedenen Völker steht sich näher, als die verschiedenen Stände eines und desselben Volks. In Deutschland war der Adel dem Volk um so mehr entfremdet, da er seine eigene Sprache gar nicht oder schlecht verstand und sich mit seinen Neigungen und Interessen innerhalb der Pariser Gesellschaft bewegte. Das hatte nun freilich seit Goethe aufgehört, aber die Spuren der alten Gefinnung waren doch geblieben, und als nun die vornehme Welt in die Literatur eintrat, verwerthete sie das Ausländische und Weltbürgerliche viel unbefangener, als die verbündete Demokratie.

Hermann Fürst von Büdler-Muskau, geb. 1785, hatte studirt, seine Militärcarriere gemacht und schon von frühester Jugend viel im Auslande gelebt. Nach den Freiheitskriegen schuf er jene berühmten Parkanlagen zu Muskau, welche für die vornehme Welt eine wichtige Anregung waren, ihren Luxus mit Geschmack zu verbinden. Endlich gaben ihm die frischen Eindrücke seiner Reisen Veranlassung, sich in die Literatur zu begeben. Im Jahre 1830 erschienen die Briefe eines Verstorbenen, ein Reisetagebuch aus England, Frankreich und Deutschland, welche mit Recht Aufsehn erregten, denn es war zum ersten Mal in Deutschland, daß der Schleiер der vornehmen Welt von einem Eingeweihten gelüftet wurde. Der Name des Verfassers wurde erst später bekannt. Seine Reisen dehnten sich seitdem immer weiter aus, wurden immer abenteuerlicher und ebenso wuchs die Zahl seiner Schriften: *Tutti Frutti* 1834, *Semilasso's* vorletzter Weltgang, *Traum und Wachen* 1835, *Semilasso in Afrika* 1836, *Südpflücker Bilderzaal* 1840, *Aus Mehmed Ali's Reich* 1844, *Die Rück-*

fehr 1846. Mit einer Ungenirttheit, die wunderbar gegen das bisherige ängstliche Kunststreben in der Literatur abstach, die aber zuweilen durch eine große Anmuth gewann und durch die Masse des Stoffs imponirte, wurden hier alle möglichen Fragen der Politik, der Religion und der Literatur abgehandelt, und man war versucht, als originelles Denken anzunehmen, was doch eigentlich nur der Besitz einer Bildungsgeschicht war, von dem man bisher keine Kenntniß gehabt. — Bei dem Ueberdruß, den uns zuletzt seine ewig wiederholten Reiseversuche gemacht haben, vergessen wir gewöhnlich, daß sein erstes Werk wirklich ein gutes Buch war. Es hat uns eine Seite des englischen Lebens aufgeschlossen, mit der wir heutzutage wohl vertraut sind, die uns aber damals noch fremd war: das sociale Leben der Aristokratie. Die Briefe eines Verstorbenen haben zunächst durch den guten Stoff, der dem vornehmen Reisenden zugänglich war, dann aber auch durch die Feinheit der Beobachtung und durch den ganz eigenthümlichen Esprit einen bedeutenden Einfluß auf unsere Literatur ausgeübt. Sie haben im Verein mit Heine jenen ungenirten weltmännischen Ton angeregt, der, eine wünschenswerthe Erholung von unserer gewöhnlichen Schulsprache, sehr bald in Manier verfallen ist. In frühern Zeiten bemühte man sich, so schwärmerisch, begeistert und idealistisch als möglich zu sein; heutzutage möchte sich jeder Schriftsteller als Pelham geben, etwas blasirt, kühl und höflich, ohne Illusionen und ohne Vorurtheile, aber an gute Kleidung und gutes Essen gewöhnt. Die alte Empfindsamkeit war weniger geizt, als dieser herablassende Dilettantismus des Lebens, der doch zuletzt nur ein Symptom geistiger Armuth ist. Die schriftstellerische Persönlichkeit des Fürsten macht einen nicht gerade angenehmen Eindruck. Wir können auch aus seinen spätern Schriften, die viel schwächer sind, noch immer lernen, denn er hat mehr Gelegenheit gehabt, ungewöhnliche Dinge zu sehen, als ein Anderer; er hat ein gutes Auge und im Grunde einen sehr gesunden Menschenverstand. Aber vergleichen wir z. B. den Ernst, mit dem die englischen Reisebeschreiber an ihren Gegenstand gehen, den Eifer und die Gründlichkeit, mit der sie selbst ihre Vergnügungen und Zerstreuungen betreiben, mit der geizten Nachlässigkeit des Fürsten, in der er die ernsthaftesten Dinge bespricht, mit jenem raillirenden Ton, der immer nur das geheime Bewußtsein einer unvollkommenen Beherrschung des Stoffs ausdrückt, so können wir nicht zweifelhaft darüber sein, wem wir den Vorzug geben. Aus Fürst Büdler haben die Modeschriftsteller ebenso wie aus Heine gelernt, auszusprechen, was ihnen gerade einfällt und wie es ihnen einfällt. Auch sein Stil hat auf unsere Literatur nicht vortheilhaft eingewirkt. Er ist in vielen Sprachen zu Hause und hat mit dem feinen Tact eines Weltmanns überall den Schaum abgeschöpft; aber er hat dadurch jene Einheit des Stils und des

Gedankens gerührt, die doch mehr ist, als der Schimmer eines bunten, unfertigen Denkens. Freilich läßt sich Manches in einer fremden Sprache weit angemessener ausdrücken, als in der unsrigen, aber damit hört es eben auf, unser eigenes Denken und Empfinden zu sein. — Seit dieser Zeit finden wir in den Gesamtwerken fast jedes irgend bekannten Schriftstellers mehrere Bände Reisebeschreibungen, in denen Alles an Ideen, Empfindungen und Reflexionen aufgespeichert wird, was in einem Roman bei dem besten Willen nicht verwerthet werden konnte. Paris, London, Rom werden nur noch als erste Stationen betrachtet, und wer nicht wenigstens im Orient gewesen ist, darf in der Gesellschaft nicht mitreden. Diese Unruhe ist auch ein Symptom von dem Dilettantismus unserer Zeit. Man will leicht, rasch und lebhaft angeregt sein, um flüchtig das Ungewöhnlichste zu genießen, ohne sich in dauernde Verhältnisse zu vertiefen. Es zeigt sich darin die Unruhe und der Rhythmus eines Lebens, dessen Ideale der Wirklichkeit entgegenstehen, die fliegende Sehnsucht nach einem unbestimmten Glück und die Flucht aus dem ewigen Einerlei der Selbstanschauung, die man als Qual empfindet. Der Reisende ist immer egoistisch; er verbraucht die Gegenstände zu seinen Zwecken und hat zu ihnen kein unmittelbares Verhältniß. Diese Gewohnheit trägt er dann auf das heimische Leben über, und hört auf, bei sich selbst zu Hause zu sein.

Die Bewegungen des deutschen Liberalismus seit dem Jahre 1830 folgten im Wesentlichen der französischen Richtung. Durch einzelne erfolgreiche Aufstände wurde in mehreren der kleinen Staaten die constitutionelle Verfassung nach französischem Muster hergestellt, und wenn auch die Bewegung an den Hauptplätzen unterdrückt wurde, so bildete sich doch dadurch jene liberale und radicale Partei, die, nur dem Grade, aber nicht dem Inhalt nach von einander verschieden, sich dem Fortschritt der französischen Entwicklung angeschlossen. Noch viel augenscheinlicher war der Einfluß des französischen Socialismus auf die belletristische Literatur, die übrigens zunächst nichts weniger als praktisch verfuhr, da sie sich nicht an die untern Schichten des Volks, sondern an die vornehme Gesellschaft wandte. Diese Gesellschaft war hohl genug, um ihren Einflüssen eine vorbereitete Stimmung entgegenzubringen. Die neufranzösische Romantik mit ihrer schwärmerischen Triviolität, mit ihrer lästernen Tugend war für sie wie gemacht, und es gehörte ein starker Glanz dazu, um sie zu dem Bewußtsein zu bringen, daß sie mit solchen Sympathien ihre eigenen Interessen untergrub. Dieser Glanz, der mit dem offenen Kampf gegen das junge Deutschland endigte, ging von einem Mann aus, der nicht eigentlich die Interessen der Reaction, sondern den alten deutschen burschenschaftlichen Liberalismus vertrat.

Wolfgang Menzel (geb. 1798) hatte seit 1829 die Kritik des Stuttgarter Morgenblatts in Händen und übte dadurch einen bedeutenden Einfluß aus, der durch seine einseitig und unwissenschaftlich, aber höchst pikant geschriebenen Werke: Geschichte der Deutschen 1824, die deutsche Literatur 1828 und das Taschenbuch der neuesten Geschichte 1830 — 1835 verstärkt wurde. Heilsam für Kunst und Literatur konnte dieser Einfluß nicht sein, weil seine Bildung zu unvollkommen und sein Urtheil zu launenhaft war; allein für die Auflösung des in sich selbst Zerfallenen hat er nicht ungünstig gewirkt. Zwar hing er in seinen Sympathien von der Romantik ab, aber nicht von jener verwässerten Romantik, die sein Vorgänger im Amt, Adolph Müllner, gepflegt, sondern von jener belehrten Romantik, die sich in das nationale und religiöse Bewußtsein vertieft hatte. Heute wird Niemand mehr, selbst in den Reihen der äußersten Demokratie, in Zweifel darüber sein, daß der Einfluß der neufranzösischen Literatur auf unsere politische, religiöse, sociale und literarische Bewegung ein nachtheiliger gewesen ist, weil er uns unsere sittliche Basis entzog und unser Empfindungsleben in unnatürliche Bahnen ablenkte. Heute wird ferner Keiner mehr darüber in Zweifel sein, daß der unbedingte Goethe-Cultus der freien Bewegung unserer Poesie geschadet hat.

Wolfgang Menzel brachte am 11. September 1835 im Morgenblatt einen Artikel, in welchem er auf den verderblichen Einfluß der französischen Irreligiosität hinwies und außer Heine und Börne noch eine ganze Reihe von Schriftstellern als Träger derselben namhaft machte. Die Sache machte Aufsehen, es wurden Untersuchungen angestellt, und der Bundestag gab sich dazu her, in seiner Sitzung vom 10. December 1835 das junge Deutschland als eine literarische Schule zu charakterisiren, „deren Bemühungen unverhohlen dahin gingen, in belletristischen, für alle Classen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzumwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören.“ In Folge dessen wurden scharfe Maßregeln gegen die künftigen Versuche dieser Schriftsteller angeordnet, und obgleich diese wettkampften, dem hohen Bundestag ihre literarische Unschuld zu versichern, so wurden sie doch mehrere Jahre hindurch (bis 1842) überwacht. Der Zorn der liberalen Partei über diese Maßregel richtete sich nicht gegen den Bundestag, sondern gegen Menzel. Es erschienen eine Reihe Anklagen von Gupfow, Heine, Börne, Strauß, Paulus, Daumer u. s. w., und es dauerte etwa zwölf Jahre fort, daß jeder junge Literat, der sich als Träger der neuen Ideen die ersten Sporen verdienen wollte, mit einer Philippica gegen Menzel anfang. Seit 1848 hat seine Thätigkeit am Morgenblatt aufgehört, und wenn er auch seit der Zeit eine neue Literaturzeitung begründet hat, so gehört er doch unzweifelhaft zu den vergessenen Größen.

Wenn wir das Gehäßige einer Denunciation und das Unvernünftige einer polizeilichen Maßregel gegen eine literarische Richtung bei Seite stellen, wenn wir ferner darüber hinweggehen, daß der Eifer des Bundestags eigentlich nicht der Unsitte, sondern der politisch-kirchlichen Agitation galt, so werden wir finden, daß jene Vorwürfe gegen die verderbliche Richtung der jungen Literatur nur zu vielen Grund hatten. Denn eben jene literarische Richtung, die sich nicht etwa auf die bezeichneten Schriftsteller einschränkte, sondern sich auf den bei weitem größten Theil der deutschen Journalistik ausdehnte, und die durch jene Bundesmaßregel nicht um ein Haar breit von ihrer Bahn abgelenkt wurde, hat sich durch tausend geheime Canäle in das innere Leben des deutschen Volks eingetreffen und es ausgehöhlt. Es mußte das Unwetter des Jahres 1848 kommen, um uns darüber aufzuklären, wie faul nicht nur unsere äußerlichen politischen Zustände, sondern auch unser inneres Empfinden, Denken und Leben geworden war. — Der jungdeutsche Ton an sich war nicht etwas Neues. Unsere Analyse der Tieck'schen Novellen läßt sich in Beziehung auf die Charakterbildung Wort für Wort auf das junge Deutschland anwenden, nur daß der fein gehaltene Ton des romantischen Dichters ins Grobe und Fragenhafte gezogen wurde. Ebenso läßt sich der Einfluß Jean Paul's nachweisen: das Durcheinanderwerfen aller Gebiete des Denkens und Empfindens, aller Formen der Poesie und Prosa, gesteigert durch die dialektische Gewandtheit in der Auffindung ungewöhnlicher Gesichtspunkte, die man den Hegel'schen Traditionen verdankte. Am sonderbarsten nimmt sich die Nachahmung des Goethe'schen Geheimrathsstils aus. Wenn Goethe in seinem spätern Alter sich allmählig eine resignirte Stimmung aneignete, in der ihm das Gleichgültige ziemlich ebenso viel werth war, wie das Bedeutende, so wird diese Wichtigthuerei bei jungen Dichtern, die mit voller Kraft ins Leben eingreifen sollten, geradezu lächerlich.

Hat die Mittelmäßigkeit eine wiewohl uneingestandene Ahnung von der Gewöhnlichkeit ihrer Leistungen, so schmückt sie dieselben wohl, um die Plattheit zu verbergen, mit heterogenen Reizmitteln. Der Erfolg ihrer Anwendung wird jedoch nur sein, die Flachheit der Conception, die Armuth der Ausführung um so fühlbarer zu machen. Heutzutage betrügen sich Dichtlinge vorzüglich mit dem gefährlichen Lobe, das ihnen wohl gezollt wird, geistreich zu sein. Wirklicher Reichtum des Geistes, gewonnen aus der Weite vielseitiger Erfahrung, aus der Tiefe gewaltiger Kämpfe, wie selten ist er nicht! Wie gewöhnlich dagegen ist jenes Halbgemisch von Anschauung und Reflexion, von Poesie und Philosophie geworden, dessen vermorrte Bunttheit man heutzutage geistreich zu nennen beliebt. Die Impotenz hat jetzt an der dialektischen Reflexion das Mittel, den Schein des schöpferischen Producirens einen Augenblick hindurch vorzutäuschen. \*)

\*) Rosenkranz, Aesthetik des Häßlichen, S. 207.

Dazu kam noch eine grenzenlose Selbstüberschätzung, der Glaube an eine ganz unerhörte Mission in der Culturgeschichte der Menschheit, verbunden mit einer absoluten Rathlosigkeit über das, was man eigentlich der Welt Neues zu bieten habe, und mit der Bereitwilligkeit, sich jeder Stimmung und Laune des Publicums, jedem vernehmlichen Zeichen der öffentlichen Meinung zu fügen, um nur einen Inhalt zu gewinnen, dem man dann durch ironische Striche und durch paradoxe Wendungen leicht ein Gepräge der Originalität geben konnte. Man ging von den ungeheuerlichsten Voraussetzungen aus, und kam zu einem trivialen Schluß, indem man die Bestimmtheit der Figuren abschwächte und die Nothwendigkeit des Schicksals in Willkür und Launen auflöste. Daher jene Kollusken, die sich jedem Gelüft des Dichters fügten, sich jedem Problem anbequemen. Auffallend war die dreiste Zuversicht in den Behauptungen, bei einer unerhörten Unwissenheit. Wie haben diese „Epigonen“ eine Frage erledigt, die klare Einsicht, bestimmtes Wissen und logische Schärfe erfordert; dagegen verstehen sie es sehr wohl, bei jeder beliebigen Frage eine Menge von Nebenbemerkungen anzubringen, die mit jener Frage nicht mehr zusammenhängen, als die kosmogonische Gelehrsamkeit Ephraim Jenkinson's im Landprediger von Wakefield mit den unschuldigen Bemerkungen, an die er sie anknüpft, die aber doch zeigen, daß man es mit geistreichen Leuten zu thun hat. Außerdem verstehen sie es viel besser, als Jenkinson, ihre Unwissenheit hinter einer unüberwindlichen Brustwehr neugebildeter Worte und Wortcombinationen zu verstecken, die eigentlich nichts sagen, bei denen man aber verweilt, um zu ergründen, ob der Verfasser nicht doch etwas habe sagen wollen. — Dieser Ton wurde seit den Zulitagen in der ganzen deutschen Belletristik herrschend. In der Auswahl der Personen, aus denen das junge Deutschland bestehen sollte, hat der Zufall die Hauptrolle gespielt: die unbedeutendsten Menschen, z. B. Kühne, wurden als gefährlich bezeichnet, wenn sie mit Guklow oder Mundt verkehrten. Die persönliche Eitelkeit lockerte sogar das Band der Coterie, und kaum waren sie durch den Bundestag als allgemeine Ruhestörer bezeichnet, so fielen sie mit einer Bitterkeit über einander her, die zuweilen weit über die Grenzen des guten Geschmacks hinausging.

Um nun zu zeigen, wie enge sich die jungdeutsche Literatur mit den Ausläufen der Romantik verflocht, dürfen wir nur auf das Buch von der Poesie der Restauration zurückweisen. Tied, L. Scherer, Immermann u. s. w., von der gläubigsten Romantik ausgehend, verlieren sich zuletzt in jene nebelhafte Atmosphäre des modernen Pessimismus, in der man nichts sieht, als die Nichtigkeit der Welt. Eigensinn und Laune, die Epigonen, Münchhausen, das Haus Dürerweg u. s. w. sind so jungdeutsch als möglich; die Freude an der Analyse hat vollständig den Schöpfungs-



trieb und die Empfänglichkeit aufgezehrt. Dann traten in der Zeit nach der Julirevolution auch jene Frauen noch einmal in die Literatur ein, deren Entwicklung mit der Romantik zusammengefallen war. Bettinens und Rahel's Briefe erschienen ungefähr gleichzeitig 1835. Wenn man die Letztere die Mutter des jungen Deutschland nennt, so meint man damit nicht bloß ihr persönliches Verhältniß zu Goethe. Die geistige Verwandtschaft ihrer scharfen, zersetzenden Natur mit der jungdeutschen Art- und Weise, zu empfinden, liegt auf der Hand. Bettine fing an, den Staat zu reformiren, und verkündete ihr Schwebereigion, in der sie wenigstens einen Jünger fand, Daumer. So eine Stimmung liegt in der Luft, es ist wie eine geistige Epidemie, der zuweilen auch der Gesundeste nicht entgeht.

Der von der Romantik angeregte hochfliegende Idealismus führte in letzter Konsequenz, weil er gegen Sitte und Gesetz ankämpfte, wieder zu dem excentrischen Naturalismus der Sturm- und Drangperiode zurück. Auf's Neue ging man auf eine Verherrlichung der rohen titanischen Kraft aus, nur mit dem Unterschied, daß zu den Zeiten Klinger's und der Räuber die wirkliche Leidenschaft sich Luft machte, während jetzt das von einem düstern Skepticismus zersetzte Gefühl auf dem Wege der Doctrin zur Leidenschaft zurückkehrte. Bei dem Dichter, dessen ganzes Leben ein Ausdruck jener Zersahrenheit war, in der die neue Poesie das Abbild der wirklichen Welt finden wollte, bei Grabbe, finden wir Hyperbeln, die noch weit über die Kraftsprache der Räuber und des Ardinghello hinausgehen; z. B.: Auch an die Hölle kann man sich gewöhnen u. s. w. Er schildert fast ausschließlich Titanen, die das Bewußtsein hegen, das Niveau der gewöhnlichen Sterblichen weit zu überragen, und in diesem Bewußtsein jeden Augenblick das Unerhörte empfinden, denken und thun. Aber wenn er nur das Uebermaß der Kraft achtet, so gilt seine Liebe nur der zweckwidrig angewandten, der leichtsinnig vergeudeten Kraft, und seine eigentlichen Helden müssen den Hanswurst, das Thier und den Gott in sich vereinigen. Wunderlicherweise liebt er den Shakspeare nicht, und doch sind Figuren wie der Bastard im König Johann die Quelle seiner Charakterbildung. Wenn diese ironischen Titanen, die alle etwas von Kaliban haben, eine entschiedene Virtuosität darin zeigen, das Erhabene in schlechte Witze aufzulösen, so drücken sie damit nur die pessimistische Grundstimmung des Dichters aus, der zwar die Kraft hatte, des Heiligen zu spotten, aber nicht, es darzustellen. Die Schwäche fühlt sich als Stärke, das ist der Grundzug des modernen Titanismus. — Christian Grabbe war 1801 in Detmold geboren. Schon auf der Schule galt er als Genie, ein Lehrer sah in ihm den zweiten Shakspeare. Schon damals führte er ein excentrisches Phantasielieben, schon damals stürmte er durch

geistige Getränke auf seine Gesundheit, weil er im Rausch das Zeichen einer genialen Kraft sah. Auf der Universität Leipzig (1820) hielt er es für ebenso unpassend, in eine Verbindung einzutreten, die doch ungeheuerliche, reizbare Persönlichkeiten einigermaßen an Disciplin gewöhnt, als ein zusammenhängendes, folgerichtiges Studium zu treiben. Er trieb sich in Caffeehäusern umher, trank, und ging mit der Absicht um, Schauspieler zu werden. Die beiden Stücke „Gothland“ und „Scherz, List, Ironie und tiefere Bedeutung,“ die ihm einen lobenden Brief von Tieck einbrachten, wurden hier geschrieben: ein Ausfluß derselben Stimmung, welche den Radcliffe und Almanzor hervorgerufen hat. — In Berlin 1821 lebte er als Ebenbürtiger in dem Kreise von H. Heine, L. Robert, Uechtritz u. s. w.; er versuchte, sich eine literarische Stellung zu erwerben. Es gelang ihm nicht, und er mußte sich entschließen, die gemeine Laufbahn des bürgerlichen Lebens anzutreten. Für diese unerhörte Entwürdigung seines Genius rächte er sich durch Geringschätzung gegen die Spießbürger seiner Vaterstadt und durch ein excentrisches Leben. Die Verrücktheiten, die uns sein Biograph Ziegler (1854) ganz treuherzig erzählt, gehen über alle Beschreibung. Nach einigen anderweitigen Liebesversuchen verheirathete er sich 1835. Die Bekanntschaft mit seiner Frau, mit der er schon früher ein Verhältniß gehabt, wurde durch Freiligraths Gedichte erneuert. Die Ehe ist ein ernster Prüfstein für den sittlichen Werth des Menschen: was Ziegler von dieser Ehe erzählt, ist nicht bloß abgeschmackt, sondern scheußlich. Die strafbare Vernachlässigung seines Amtes wurde nebenbei immer größer, so daß man ihn endlich 1834 veranlaßte, seine Entlassung zu nehmen. Er begab sich, indem er seine Frau zurückließ, nach Frankfurt, wo er sich an E. Duller anschloß. Von dort wandte er sich an Immermann um Hülfe; ein freundlicher Brief desselben veranlaßte ihn, sich nach Düsseldorf überzusiedeln. Immermann beschreibt ihn in seinen Memorabilien: er scheint eine gutartig angelegte Natur gewesen zu sein, sogar nicht ohne anständige Velleitäten; aber der Grad der Bildung, den er in seinen Briefen zeigt, erweckt doch nur eine geringe Theilnahme. Mit Immermann entzweit, kehrte er 1836 nach Detmold zurück, vollständig gebrochen und den Tod im Herzen. Sein Ende mag bei Ziegler nachlesen, wer eine Vorliebe für die Mysterien des menschlichen Lebens hat.

Grabbe ist nach dem herrschenden Zeitgeschmack fast überall falsch gewürdigt. Gewöhnlich sucht man in ihm eine titanische, uergewaltige Kraft, die aber theils durch dissolutes Leben, theils durch Mangel an Bildung auf Abwege gerathen sei. Wir finden dagegen bei ihm wenig poetische Kraft, d. h. wenig Fähigkeit, positiv zu schaffen, dagegen einen ziemlichen Vorrath dilettantischer Bildung und einen raschen Blick für nicht uninteressante Gesichtspunkte. Er hat, abgesehen von einzelnen kleinen Genre-

bildern, nicht eine Scene geschrieben, in der sich eine bedeutende Naturkraft offenbarte, dagegen sind seine Entwürfe zuweilen nicht ohne Interesse. Leicht verwechselt man die geistvolle Disposition eines Problems mit dem poetischen Schaffen. Aber dieses muß von innen herauswachsen, der Stoff muß sich unter den Händen des Dichters zur idealen Form gestalten, und so etwas geschieht nur bei einer wirklich schöpferischen Kraft, während beim Entwurf ein gebildeter Mann mit kritischem Scharfsinn und einiger Phantasie zuweilen leichter das Richtige trifft, als der naive Dichter. — Die ersten dramatischen Dichtungen Grabbe's (1827) liegen außerhalb aller Kritik. Vor Allem zeichnet sich das erste Stück dieser Reihe, „Herzog Gothland,“ durch eine Anhäufung sinnloser Greuel und durch eine schwülstige Sprache aus; auch das folgende Lustspiel mit dem sonderbaren Titel „Scherz, List, Ironie und tiefere Bedeutung,“ ist ein merkwürdiges Product verfehlter Anstrengungen, eine komische Wirkung hervorzubringen. Der Dichter häuft alles Widersinnige, dem er einmal in der Wirklichkeit begegnet ist, oder das ihm eine erregte Phantasie eingegeben hat, zusammen, und einzelne Einfälle frappiren in der That, aber man begreift dieses Behagen nicht, mit dem er sich ohne Ende in einen Wust von Abgeschmacktheiten vertieft. Die Neigung dazu ist in seiner spätern Entwicklung geblieben; noch im Jahre 1835 hat er die harmlose Geschichte von „Aschenbrödel“ dadurch poetischer zu machen gesucht, daß er sie mit einer Reihe von Studentenwizen und baroden literarischen Anspielungen würzte. — Die historischen Stücke, zu denen er später überging, sind zum Theil in einem gebildeten Stil geschrieben und leiden nicht an jenen Atrocitäten. Dagegen macht sich in ihnen ein anderer Uebelstand fühlbar. Der Dichter sucht sich seine Helden nicht der Wirklichkeit gemäß in einer plastisch abgerundeten Gestalt zu vergegenwärtigen, sondern er malt sie sich nach der Reflexion aus, mit der eine spätere philosophische Auffassung der Geschichte ihren Werth und ihre Bedeutung analysirt hat. Das zeigt sich gleich in seiner ersten Tragödie Friedrich Barbarossa (1829). Die Motive der drei Hauptpersonen, des Kaisers, des Papstes und Heinrich des Löwen, werden nicht aus ihrer Natur, nicht aus der Leidenschaft des Moments hergeleitet, sondern aus allgemeinen sittlichen Ideen, die nur leider sämmtlich anticipirt sind. Alle drei wetten in geistreichen Redensarten über das Zeitbewußtsein, über den Beruf und die Bestimmung eines großen Mannes und vergleichen; dadurch wird eine kräftige Action, ein lebendiger Dialog unmöglich. Außerdem finden wir sowohl in dem Runde der handelnden Personen, als in dem sie umgebenden Chor, die beständige Neigung zu lyrischen Exclamationen und zu einer übertriebenen Bildersprache; die Helden reflectiren viel zu sehr über ihre Größe, als daß man an ihre wirkliche Größe glauben sollte. — Unmittelbar an dieses

erste Stück schloß sich die Fortsetzung Kaiser Heinrich VI. (1830). Die Fehler sind dieselben, es kommt noch der weitere hinzu, daß die Handlung weit mehr auseinander fällt, und daß die Anhäufung von Episoden fast jeden Zusammenhang aufhebt. Dagegen liegt in der Anlage des Hauptcharakters eine wirklich poetische Intention, und der letzte Act, in dem diese Intention reiner hervortritt, macht trotz des demüthigenden Ausgangs einen dramatischen Eindruck; auch sind einige volksthümliche Figuren nicht schlecht geschildert. Ein sonderbarer Einfall ist die Erscheinung der weißen Frau, die Heinrich dem Löwen seinen nahenden Tod verkündet: als er sich bei ihr erkundigt, wie es im Himmel ausseht, erwidert sie erschrocken: „Ganz anders, anders droben, als du dir denkst, ich kann's, ich mag's, ich darf's nicht sagen, weh mir!“ worauf sie verschwindet. — Das ist so ein Hinweis auf die Nacht des Unbekannten, der trotz seiner materialistischen Wendung stark an die alte Romantik erinnert. — Vollständig verwildert ist das Drama: Napoleon, oder die hundert Tage (1831). Was sich ein Dichter dabei denkt, ein Theaterstück zu schreiben, in welchem auf der Bühne die ganze Schlacht von Waterloo dargestellt wird, wo ganze Batterien abgefeuert, ganze Regimenter zusammengeköpft, große Cavaliemanöver ausgeführt werden, ist schwer zu sagen. — Grabbe bemüht sich, nach allen Seiten hin gerecht zu sein, gegen Napoleon, gegen Blücher, Wellington, nur nicht gegen die Bourbons. Die Begeisterung gilt dem französischen Helden, der aber ungeschickt gezeichnet ist; dagegen ist der alte Napoleonische Soldat, jener geniale Theristes oder Kaliban, der dem lieben Gott ein Schnippchen schlägt, eine originelle Schöpfung. — Hannibal (1835) macht unter allen historischen Tragödien die größten Ansprüche. Eigentlich sind auch hier nur einige Scenen auf dem Markt von Carthago, so wie im Lager gelungen; die reuommistischen Stellen sind diesmal stärker als je, man glaubt häufig, sich bereits bei Hebbel zu befinden; die Schilderung des Triumvirats von Carthago, nach der Analogie des venetianischen, so wie des römischen Senats, in welchem Cato, während die Carthager die Mauern von Rom stürmen, den Antrag stellt, Carthago zu zerstören, ihrer Uebertreibung wegen lächerlich; das Drama bemüht sich, eine große historische Perspective zu sammeln, es stellt daher die Zerstörung Numantia's (133) unmittelbar neben den Rückzug nach Capua (212), die Zerstörung Carthago's (146) vor Hannibal's Tod (183); in ähnlichen Anachronismen geht es das ganze Stück durch. — Die Hermannsschlacht erschien erst nach des Dichters Tod. Sie ist gesucht realistisch, und geht darin weit über das weise Maß hinaus, das sich Kleist gesteckt hatte. Ein anderes Drama Marius und Sulla ist unvollendet geblieben; der blafte, aber geniale Faun, der sich mit Luß am Blut berauschte, jener entsetzliche Typus einer von Gott

verlassenen Zeit, hat des Dichters wärmste Sympathien. — Wenn nun diese Mischungen von heroischem Uebermuth und cynischer Ironie in der Beziehung auf bestimmte historische Grundlagen wenigstens einigermaßen ihre Schranke fanden, so hat dagegen der Dichter in dem Drama Don Juan und Faust 1829 durch Combination dieser beiden Ideale der romantischen Zeit, in denen der Titanismus gipfelt, die höchste Stufe der Poesie zu ersteigen geglaubt. In der Figur des Faust legt er nur seine Grübeleien über das Wesen der Gottheit nieder, daß sie eigentlich der allmächtige Wahnsinn sei, oder daß man von ihr nur noch Trümmer habe u. s. w. Sein eigentlicher Held ist Don Juan, der zwar schließlich vom Teufel geholt wird, der aber dabei das Gefühl hat, ein Leben des schrankenlosen Genusses sei eines solchen Opfers wohl werth. Man sieht, daß es nicht Erinnerungen aus dem wirklichen Leben, sondern Reminiscenzen aus frühern dichterischen Bearbeitungen waren, die unsere Epigonen inspirirten. Sowohl Shakspeare als Mozart und Goethe würden in das größte Erstaunen gerathen sein, wenn sie hätten voraussehen können, was schwächliche Nachkommen aus ihren Schöpfungen machen würden. Die Vermessenheit der Subjectivität und die Verachtung des Wirklichen, die sie in Hamlet, Don Juan und Faust individuell dargestellt, sollte nun zu einer gemeingültigen Theorie erhoben werden. Die Vergötterung des endlichen Gemüths ist der tiefste Fall aus dem Reich der Ideale. Der Einzelne, der sich mit seinen zufälligen Wünschen und Ansprüchen als den Mittelpunkt der Welt ansieht, steht auf der niedrigsten Stufe der Menschheit; er ist böse, er ist unfrei und — er ist albern. Eine bittere Wahrheit, die wir dieser anspruchsvollen Maske nicht verschweigen können. Daß Hamlet mit seiner überlegenen Geistreichigkeit ein Bild der kläglichsten Schwäche und Hülflosigkeit ist, haben wir theoretisch vollkommen begriffen, aber praktisch sind wir noch überreich an ähnlichen Figuren, die bald eine Krone, bald eine Freiheitsmütze auf dem Kopf tragen. Don Juan ist noch handgreiflicher: die raffinirte Selbstsucht und die Nichtachtung sittlicher Schranken, das unruhige Sinnen und Trachten, sich in jedem Augenblick in werthloser Lust zu befriedigen; je werthloser die Beschäftigung ist, in der man sich zu genügen pflegt, je weniger allgemein menschlichen Inhalt sie bietet, desto raffinirter wird die Selbstsucht, die Sonderung der persönlichen Interessen von den allgemeinen der Gesellschaft. Don Juan ist eigentlich eine Figur aus dem römischen Kaiserreich. Wer damals die Mittel in Händen hatte, kam in der Unruhe seiner Gelüste auf die wahnsinnigsten Einfälle; er ließ sich ein Gericht Pfauenzenzen kochen, oder er ließ tausend Sklaven von wilden Bestien zerreißen, um seine abgestumpften Sinne zu kühlen, oder er zündete, um ein recht kolossales Schauspiel zu haben, die Stadt der Cäsaren an. Wer die Mittel nicht hatte, ersetzte den wirklichen Genuß durch phantasti-

sehen, wozu auch der Mächtigste zuletzt kommen mußte, weil ihm endlich zur Lust die physische Befähigung abging. In unserm Epigonenthum zeichnet sich die Maske des modernen Heliogabal gewöhnlich durch etwas Großsprecherei aus. In Mozart's Oper ist es sehr charakteristisch, daß der verliebte Held trotz seines Sündenregisters von viertausend Namen kein einziges Opfer verführt. Wir müssen gestehen, daß wir in den meisten Fällen bei ähnlichen Sündenregistern einen gelinden Zweifel nicht unterdrücken können. Ähnlich geht es uns mit dem Faust, diesem wunderlichen Kinde des Reformationszeitalters, dem Zwillingbruder des Paracelsus. In einer solchen Uebergangsperiode strömt, was Jahrtausende an Kenntnissen aufgespeichert, in roher barbarischer Fülle zusammen; tausend Antworten, ehe man fragt, und wenn man zur Frage kommt, ist man durch das beständige Recipiren so abgestumpft, daß man zu träge ist, eine Antwort zu suchen. Faust versichert, er habe sämmtliche Wissenschaften studirt und sei zu dem Resultat gekommen, man könne nichts wissen. Dieses Resultat eines universell unruhigen Studiums, das mehr in die Breite als in die Tiefe geht, hat Niemand einleuchtender widerlegt, als der Dichter des Faust in seinen naturphilosophischen Gedichten. Wer die Naturwissenschaften studirt, durch eigne Forschung gefördert und in ihrer Anwendung aufs Leben verfolgt hat, der ist nicht recht bei Sinnen, wenn er behauptet, er wisse nichts. Nur Dilettanten zweifeln an der Möglichkeit, das Wesen der Dinge zu erkennen.

Unter den Versuchen, diesem unfruchtbaren Problem eine neue Seite abzugewinnen, haben Lenau's Gedichte den meisten Beifall gefunden. Im Faust tritt bei dem eintönigen Rhythmus die Gedankenarmuth um so unangenehmer hervor. Der Zusammenhang ist dem ersten Eindruck nach etwas deutlicher, als bei Goethe; doch ist der Unterschied nicht groß, und man wird noch viel mehr durch Episoden gestört; ja, wenn man näher zusieht, ist die Einheit des Gedichts nicht in den Ideen, sondern nur in der Stimmung, und das Ganze löst sich in Episoden auf. Das Schönste sind diejenigen Stellen, in denen unmittelbare Anschauungen vorliegen, z. B. das Rauschen der Wellen ums Schiff und die dabei aufsteigenden Nachtgedanken; das Bild der Uferschenke, das Kloster am See u. s. w. Freilich braucht man dazu nicht einen Faust zu schreiben. — Charakteristisch ist, daß Lenau seinen Helden im Mephisto untergehen läßt: der Dichter kann nur den Frieden geben, den er selber hat. — Der Don Juan besteht aus zerstreuten Scenen, die unter sich keinen weiteren Zusammenhang haben, als den gemeinsamen Gegenstand, und die man nach Belieben durcheinander mischen könnte. Von einer innern Entwicklung des Helden ist keine Rede; es ist auch schwer zu sagen, was man sich für eine andere Entwicklung denken sollte, als allmälige Erschlaffung und

Blasirtheit. Nach Renau's erster Absicht sollte Don Juan an einem unverthilgbaren Frieren und Frösteln sterben. B. Auerbach hielt ihm entgegen, „daß das ein wesentlich pathologischer Schluß sei, vielmehr müßte Don Juan ethisch an der Erkenntniß und Erfahrung untergehen, daß er, der Alles genießen zu können glaubte, wahre Frauenliebe nie genossen habe, da dies in höchster Beglückung nur Dem würde, der als Individuum wieder ein anderes ganz sein nenne.“ Ein Don Juan, der in der Liebe nichts weiter sieht, als die Leidenschaft, wird sich kaum zu dieser Erfahrung sammeln. Es kommt bei einem Blasirten vor, daß er bei seinen vielfältigen poetischen Empfindungen, auf denen er gleich dem Virtuosen zu spielen versteht, sich auch einmal in Begeisterung für die Tugend hineinschwindelt und nach dem Glück einer bescheidenen Hütte begehrt, aber das geht entweder mit in der Reihe seiner sonstigen Einfälle, oder es verliert sich in unfruchtbare Müdigkeit. Wenn in der Oper Don Juan vom Teufel geholt wird, so entspricht das jenem Frösteln oder dem Schluß der gegenwärtigen Ausgabe, daß sich Don Juan von einem Feind erstechen läßt, weil ihm das Leben langweilig ist. — Es wird nicht uninteressant sein, daneben die schlechteste Bearbeitung desselben Problems zu stellen, den Faust von Marlow 1839, dessen Inhalt wir Gottschall nach erzählen. Faust hat zunächst auf einem Kirchhofe einen Monolog mit Hamlet, der ihm über das Brodhaus'sche Conversationslexicon, über Ludwig Uhland und nebenbei über die Gerüche der Verwesung sonderbare Auskunft ertheilt. Nicht lange darauf erscheint Faust auf einem unbewohnten Eilande im stillen Ocean, wo er, der Schiffbrüchige, nach einem Gesang der Meergötter und einem Dialoge zwischen Nereus und Heraклеitos erwacht. Während seines Erwachens werden wir in eine udermärktische Dorfschenke geführt, in welcher ein Dorfsbarbier, der allzu vorlaut ist, durch die Rache eines Guckkastenmannes verduftet. Darauf hält Faust am Amazonenstrome einen Monolog, voll Angst vor den Riesenwundern und Schrecken der Natur, wofür ihm die Stimmen in den Lüften eine Strafpredigt zu Theil werden lassen. Dann erscheint, nachdem sich Faust dem Demiurg, der Naturgewalt, verschrieben, ein Südlicht; Ariel singt; eine Rache setzt sich auf den Guckkasten; der Wirth der udermärktischen Schenke und der Guckkastenmann unterhalten sich; Letzterer apostrophirt Faust als einen der Unterwelt Verfallenen; die Phantasmagorie zerfließt und Faust erwacht gänzlich am Meeresstrande, um mit Heraклеitos ein philosophisches Gespräch zu halten. Mitten in diesem Gespräche wird Faust plötzlich zu Stein, denn Heraклеitos hat ihn in eine Grotte geführt, in welcher Jeder versteinert, der noch die Fesseln der seelischen Naturgewalt trägt. Der rothwamfige Cavaliere erscheint nun ironisch triumphirend, und ein Gesang von Echoimmen beschließt den ersten Abschnitt, Natur u. s. w. —

Auch der Demiurgos von Jordan 1852 gehört in diese Reihe. Jordan stellt es als eine Erniedrigung der Poesie dar, eine Milbe, oder einen Baum, oder eine Tischlerwerkstätte zu besingen, anstatt einen Gott oder das Ganze des Universums u. s. w. Allein so ist die Frage nicht richtig gestellt. Wenn der Genius eines Dichters so groß ist, und einen Gott oder das Ganze des Universums in einem concreten Bilde zu lebendiger Gegenwart vorzuführen, so werden wir ihn deshalb nicht tadeln, sondern wir werden ihn loben und preisen. Wenn aber das Talent eines Dichters zu einer so schwierigen Aufgabe nicht ausreicht, wenn mit seinen weltumfassenden Tendenzen nichts weiter gewonnen wird, als eine zusammenhangslose Reihe blasser Schemen, so werden wir ihn auffordern, von seinem zwecklosen Unternehmen abzulassen, und statt dessen etwas zu schildern, was er mit seinem Sinn, seinem Gemüth und seiner Einbildungskraft wirklich umspannen kann, sei es auch nur eine Milbe, ein Baum oder eine Tischlerwerkstätte. Der Dichter soll sich an den individuellen Fall halten, den er voller Lebendigkeit anschaut und in seinen inneren Motiven überieht. Wir wollen Dante und Milton verehren, denen der religiöse Inhalt ihrer Zeit Stoff zu Götterbildern bot, aber wir wollen ihnen nicht nachahmen, denn uns fehlt dieser Stoff. Kräftige und gewaltige Menschen zu schildern wird unsere Zeit noch immer im Stande sein, denn sie ist noch im Stande, sie hervorzubringen; welchen Namen ihnen dann der Dichter beilegt, wird ziemlich gleichgültig sein, denn das Aushängeschild thut nichts zur Sache. Wenn er von einer Person nichts weiter zu geben weiß, als altkluge Redensarten, so wird es ihm nichts helfen, wenn er diese Person Lucifer oder Agathodämon tauft, denn dem Dichter wird nur angerechnet, was er wirklich darstellt. Charakteristisch für das Epigonenhafte des Gedichts ist der Versuch, den Aeschyleischen Prometheus, den Faust und den Hiob in einer zweiten, verbesserten Auflage zu reproduciren. Noch merkwürdiger sind die Geständnisse des Dichters über seine eignen politischen Metamorphosen. Er stellt sich dar als der Gott Agathodämon, der Mensch wurde, um das Verhältniß des Guten und Bösen im menschlichen Leben an seiner eignen Erfahrung zu prüfen. Diese Selbstvergötterung wird durch den Inhalt der Geständnisse nicht gerechtfertigt. Bei einer edlen Natur tritt nach jeder Katastrophe eine innere Reinigung des Gemüths ein, die persönlichen Beziehungen verschwinden und man empfindet eine, wenn auch nicht große, doch stark erregte Zeit in den richtigen Dimensionen. Aber die Ideen, die uns hier als politische Weisheit aufgetischt werden, sind dem oberflächlichsten Schaum der öffentlichen Meinung abgeschöpft; die große Erschütterung hat die Seele des Dichters nicht geläutert, und selbst der unreife Radicalismus, mit dem er ins Parlament trat, steht höher, als die zerfahrenen



politischen Einsälle, die als Bodensatz seines Glaubens übrig geblieben sind.

Grabbe ist nach seinem Tod von einer Reihe von Dichtern als Märtyrer der Poesie gefeiert, theils wegen seiner Intentionen, die gerade so weitumfassend und nebelhaft waren wie der Zeitgeist, theils wegen seiner Schicksale. Er hatte ein liederliches Leben der unwürdigsten Art geführt und war schmachlich zu Grunde gegangen: dies natürliche Resultat eines fieschen Charakters galt nun als der Fluch des Genius. Man zählte die deutschen Dichter zusammen, die theils in Liederlichkeit untergegangen waren, theils im Irrenhaus geendet hatten, leider eine große Zahl, und bewies damit die Verwandtschaft des Genius und der Poesie mit der Krankhaftigkeit und dem Wahnsinn; man setzte einen unheiligen Kalender des Genius zusammen, dessen Heilige verdient hätten, von Hoffmann besungen zu werden. Dieser Umstand verdient Aufmerksamkeit, da das erhöhte Selbstgefühl des poetischen Talents, welches sich aus der frühern Zeit herschreibt, im Conflict mit dem realistischen Trieb der Gegenwart die neuern Dichter in ein ganz ungesundes Verhältniß zum Leben bringt. — Die meisten lassen sich nicht durch einen überwiegenden Drang der Empfindung, sondern durch das Bewußtsein eines gewissen Formtalents zur Poesie bestimmen. Dieses Formtalent wird ihnen durch Schule und Lectüre frühzeitig angeregt und entwickelt, und mit den Formen wird ihnen zugleich ein conventioneller Inhalt angeeignet. Ohne sich dessen bewußt zu werden, heuten sie die Empfindungen früherer Dichter aus, bekannte Melodien klingen in ihr Ohr und regen sie zu kleinen Modulationen und Fiorituren an. So entsteht eine Poesie, die sehr anspruchsvoll ist und doch den Schatz des menschlichen Herzens nicht bereichert, die im Gegentheil das Gefühl verleitet, sich an unzweckmäßigen und krankhaften Gegenständen auszugeben. Sie verlieren die besten Kräfte ihres Herzens an eitles und nichtiges Wesen, und das geheime Bewußtsein dieses Verlustes bringt sie dazu, die Poesie als ein Unglück zu bezeichnen. Freiligrath schildert die Gabe der Poesie als einen Fluch, ja als einen Rainsstempel, der das Haupt des Dichters brandmarkte, so daß er von aller Welt gemieden werde. Den wahren Dichter macht die Poesie glücklich, denn sie befähigt ihn, was seine Seele belastet, äußerlich zu gestalten und sich davon zu befreien. Wenn das Auge geöffnet ist für die tausend verborgenen Quellen des Lebens, der ist gewiß reicher an Genuß als die übrige Welt und kann den Schmerz leichter überwinden, denn ihm gab ein Gott, zu sagen was er leidet. Wer die Poesie als ein Unglück empfindet, kann sicher sein, daß sie nicht sein Beruf ist, daß sie ihm nur in dem Sinn Sorge und Beschwerde macht, wie jede Aufgabe, der man nicht gewachsen ist. Statt der Gewalt der Empfindung zu erliegen, setzen sie sich Empfindungen zusammen, um Ruhm

zu erwerben, und fühlen sich gekränkt, wenn dieser ihnen nicht zu Theil wird. Sie hören auf, die Welt zu sehen, sie leben nur in ihren Stillsübungen, und spähen ängstlich nach den Mienen der Leute, ob diese begeistert lauschen. Dieser zweifelhafte Wechsel eines beständig fruchtlosen Strebens, statt gleich der echten Poesie die Seele zu adeln, macht sie kleinlich und verkümmert, und läßt eine bleibende Verstimmung zurück, die nicht selten in Blasirtheit übergeht. Viele Lyriker, die im Uebermuth ihres Formtalents die Welt zu erobern hofften, blos weil sie sie zu reimen verstanden, enden in einer altflugen, ideenlosen Aufklärung. Sie haben so lange in Empfindungen geschwelgt, so lange mit ihrem Herzen getändelt, daß sie nahe dabei sind, das Herz für eine Illusion zu halten und seinen besten Glauben mit Füßen zu treten. Am widerwärtigsten ist diese Eitelkeit, wenn sie ihre Mißstimmung auf die Zustände der Wirklichkeit überträgt, und diese für krank ansieht, weil ihr eignes Herz krank ist; wenn sie ihr eignes fiesches Wesen, ihre kleinlichen Hoffnungen und Sorgen mit dem Wesen, den Hoffnungen und Sorgen des deutschen Volks verwechselt. — Freiligrath hat die Natur des Dichters an verwahrlosten Genies, namentlich an Grabbe, studirt; darnach schildert er die Physiognomie des Dichters folgendermaßen: „Bleich, mit langem Bart, schwindstüchtig, von der Welt verkannt, mit geöffneten Adern“ u. s. w. Nachher stellt er die Frage auf: was ist Poesie? und giebt folgende Antwort, „mit glühendem Gesicht und einer Thräne im Auge,“ um jedes ironische Lächeln abzuschneiden: Wenn man auf einen Eichbaum steigt; wenn man sich einem Fischer am Meer auf die Schultern setzt und ihm die Odyssee aufs stuppige Haar legt; wenn man zu dreien oder vierten ausreitet; wenn man Nachts auf langen Brücken fährt; wenn man eine Kahnfahrt macht; wenn man einen Reger in Gummischuhen im Tauwerk betrachtet; wenn ein Pferd den Reiter abwirft und ihn zerschmettert u. s. w. — Freiligrath hätte noch eine beliebige Menge anderer Dinge anführen können, aber er hat in der Sache Recht, wenn er sich auch ungeschickt ausdrückt. Was er anführt, ist zwar nicht Poesie, aber es sind poetische Stoffe: der Stoff der Poesie kann nur das wirkliche Leben sein. Wenn der Poet in das Geschäft des Kritikers pfuscht, wird er, statt die Prosa zur Poesie zu erheben, die Poesie zur Prosa herabziehen. Unter allen Gegenständen der Poesie ist die Poesie selbst der unerquidlichste, und die Verstimmung unserer Poeten würde bald aufhören, wenn sie, statt beständig in den Spiegel zu sehen, die Welt ins Auge fassen wollten. — Die Idee von dem Glend des Dichters ist nur daraus zu erklären, daß man für den Dichter ein anderes Recht des Lebens in Anspruch nimmt, als für andere Menschen. Der Causalnegus macht sich im Leben des Dichters geltend wie überall. Leichtfinnige Gewohnheiten und sorgloses Leben rächen sich am Dichter wie

am Handwerker. Das Genie zeigt sich nicht bloß bei der poetischen Arbeit, am wenigsten in unsrer Zeit, wo die gewöhnliche Poesie das leichteste Handwerk von der Welt ist, und jedes Genie hat mit Noth und Sorge zu kämpfen, hat sich mit Anstrengung und folgerichtiger Willenskraft Bahn zu brechen. Der Dichter hat kein Recht, sich von diesem Loos aller Sterblichen zu trennen, und er zeigt sich selbst in einem verächtlichen Licht, wenn er die Schonung in Anspruch nimmt, die nur dem Schwächling zukommt. — Holtei's Lorbeerbaum und Bettelstab (1835) war das erste Stück, in welchem für den Genius eine eigenthümliche Weltordnung in Anspruch genommen wurde. Damals galt Unordnung und Regellosigkeit für das sichere Kennzeichen des Genius, und man war geneigt, auch ohne daß irgend eine Leistung dazu berechtigte, denjenigen für einen gebornen Dichter zu halten, der abweichend von Andern lebte und empfand. Holtei schildert einen Menschen ohne Halt und Charakter, der Frau und Kind hungern läßt und für eine Banquierstochter schwärmt, die ihm einmal wegen seiner Verse Artigkeiten gesagt; der von einem regel- und zwecklosen Leben sogleich in knechtische, tropige Abhängigkeit verfällt, der, weil seine Trauerspiele keine Anerkennung finden, alles menschliche Gefühl in seinem Herzen erstickt; und er schildert dieses krankhafte, von vornherein halb verrückte Individuum als den Typus eines deutschen Dichters. Man kann von der Poesie nicht verlangen, daß sie ein unsittliches oder willenloses Individuum allein aufrecht halte. Wenn der Künstler lebhafter empfinden muß als Andere, um lebhafter darstellen zu können, so gehört dazu auch die Herrschaft über diese Mannichfaltigkeit fremder Einflüsse und Stimmungen, denn ohne diese ist man unfähig zu gestalten. Wenn sich die Dichter darüber beklagen können, daß man die Würde ihrer Kunst an Zerrbilder eines verkümmerten Gemüths knüpft, so hat die Gesellschaft ein noch weit begründeteres Recht zur Beschwerde, wenn man ihr die Pflicht aufbürden will, diese Regellosigkeit des Genius nicht nur zu ertragen, sondern zu pflegen. — Man hätte glauben sollen, der Tasso würde durch die vollendete Kunst, mit der er eine beschränkte Seite des menschlichen Wesens darstellt, die spätern Dichter eher abschrecken, als ermutigen, einen ähnlichen Vorwurf für ihr Gemälde zu wählen. Es ist aber das Gegentheil geschehen; in zahllosen Romanen wurde der Dichter, der Künstler überhaupt, und im weitern Sinne der empfindsame und empfängliche Dilettant als der verkannte Göttersohn aufgefaßt, der sich in diese barbarische Welt nicht zu finden wisse, weil er über derselben stände. — Wenn wir uns aus den verschiedenen poetischen Darstellungen des Dichterlebens ein Bild von dem Wesen des Dichters machen wollten, so würde es nicht eben sehr günstig ausfallen. Wir müssen uns dieses Wesens gegen seine eigenen Freunde und Verehrer annehmen. Zwar giebt es eine Seite,

ohne die es nicht gedacht werden kann, und die leicht die Natur der realen Verhältnisse, mit denen es in Berührung kommt, verwirrt: die Neigung, die jeder ächte Dichter haben muß, alle realen Eindrücke von einiger Bedeutung in seine ideale Welt einzuführen, d. h. sie zum Gedicht zu verarbeiten. Indem der Dichter nach Goethe's treffendem Ausdruck sich von den Qualen einer jeden Empfindung, die ihn erfüllt, dadurch befreit, daß er sie künstlerisch bewältigt, läßt er sich nur zu leicht zu dem Glauben verleiten, daß er damit auch die Qualen der andern theilgenommenen Personen aufhebt, oder er sieht die Empfindungen Anderer nur als Gegenstände künstlerischer Darstellung an. Wenn man also das Wesen des Dichters abstract auffaßt, so müßte jeder Dichter ein unfittlicher Mensch sein, d. h. in jedem Dichter müßte sich die Realität des göttlichen und menschlichen Gesetzes und die Realität der sittlichen Verhältnisse in einen Schein auflösen. Aber kein Dichter ist bloß Dichter, er ist zugleich Mensch und hat als solcher die Fähigkeit und die Verpflichtung, in seinem Wesen die Idealität des wahrhaft Menschlichen ebenso darzustellen, wie in seinem Gedicht. Wenn Goethe im Tasso alle Schwächen und Verirrungen, denen der Dichter leichter ausgesetzt ist, als andere Menschen, in dem Bilde seines Helden concentrirt und uns dennoch für denselben zu interessieren weiß, so darf man nicht vergessen, daß diese Schwächen und Verirrungen nicht bloß dem Dichter, sondern dem Jüngling angehören; dieselben Sprünge in der Empfindung und der Leidenschaft an einem Manne dargestellt, würde höchstens einen Gegenstand für's Lustspiel geben.

Als Gegensatz gegen die Excentricität des Gefühls tritt die altfluge Ironie, die verfrühte Blaskirtheit hervor: die charakteristische Eigenschaft eines Dichters, der in der Tendenz Grabbe sehr nahe kommt, der aber an Talent ihm bedeutend überlegen ist, Georg Büchner. 1835 erschien von dem noch unbekannten Dichter ein Trauerspiel: Danton's Tod. Guxkow führte es durch eine günstige Recension ein, und das junge Deutschland wetteiferte, in Büchner den Propheten einer neuen Zeit zu verkünden. Sein frühzeitiger Tod in Zürich, Februar 1837, in Folge eines Nervenfiebers, schnitt diese Hoffnungen ab. Er war erst 24 Jahr alt, und hatte sich eben in Zürich als Privatdocent der Naturwissenschaften habilitirt, nachdem zwei Jahre vorher seine Studien in Gießen durch demagogische Versuche und Hindernisse unterbrochen waren. — Außer Danton's Tod enthält die Sammlung seiner Werke das Lustspiel Leonce und Lena, ein Novellenfragment und verschiedene Briefe. Das Novellenfragment behandelt das Schicksal des unglücklichen Dichters Lenz, des Jugendfreundes von Goethe, auf welchen Tied einige Jahre vorher (1828) durch die Ausgabe seiner dramatischen Schriften das Publicum aufmerksam gemacht hatte.

Am 20. ging Lenz durch's Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Thäler hinunter grünes Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen. Es war naßkalt, das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Aeste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen grüne Wolken, aber Alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so kurz, so plump. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf, bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopfe gehen konnte. Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der grüne Wald sich unter ihm schüttelte, und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas, wie nach verlornen Träumen, aber er fand nichts u. s. w.

Wenn das schon auf der ersten Seite so geht, so kann man sich das Weitere vorstellen. Jeder Versuch, den Wahnsinn im Detail darzustellen, wenn er etwas mehr sein soll, als das deutlich erkannte Resultat eines tragischen Schicksals, ist unkünstlerisch. Die Willkür der Erfindung hat einen unermesslichen Spielraum; sie kann nie fehl gehen, weil es für den Widersinn kein Maß giebt; sie bringt es aber auch nie zur Totalität, denn die hervorzurufenden Stimmungen contrastiren so gewaltsam mit einander, daß ein lebendiger Eindruck nicht möglich ist. Ueber das Widersinnige müssen wir lachen, und doch schaudert es uns vor diesem unheimlichen Selbstverlust des Geistes. Am schlimmsten ist es, wenn sich der Dichter so in die zerrissene Seele seines Gegenstandes versetzt, daß sich ihm selber die Welt im Fiebertraum dreht. Das ist hier der Fall. Es hängt das mit einer falschen ästhetischen Ansicht zusammen, die wir nicht genug bekämpfen können.

Die höchste Aufgabe des Dichters ist, der Geschichte, wie sie sich wirklich begeben, so nahe als möglich zu kommen. Sein Buch darf weder sittlicher noch unsittlicher sein, als die Geschichte selbst. . . . Der Dichter ist kein Lehrer der Moral, er erfindet und schafft Gestalten, er macht vergangene Zeiten wieder aufleben und die Leute mögen dann daraus lernen, so gut wie aus dem Studium der Geschichte und der Beobachtung dessen, was im menschlichen Leben um sie herum vorgeht. . . . Sonst müßte man über einen Gott Zeter schreien, der eine Welt erschaffen, worauf so viele Uebellichkeiten vorfallen. Wenn man mir sagen wollte, der Dichter müsse die Welt nicht zeigen, wie sie ist, sondern wie sie sein sollte, so antworte ich, daß ich es nicht besser machen will, als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie sie sein soll. Was die sogenannten Idealbilder anbelangt, so finde ich, daß sie fast nichts als Marionetten mit himmelblauen Rasen und affectirtem Pathos, aber nicht Menschen von Fleisch und Blut gegeben haben, deren Leid und Freude mich mitempfindend macht, und deren Thun und Handeln

mir Abscheu oder Bewunderung einflößt. Mit einem Wort, ich halte viel auf Goethe und Shakspeare, aber sehr wenig auf Schiller.\*)

Der Einwand, daß Gott doch wohl gewußt haben müsse, was er schuf, reicht nicht aus, denn für Gott ist die Welt Totalität, in der ein Unvollkommenes das andere ergänzt. Der Dichter aber, der nur ein Fragment darstellt, kann sich mit dem Unvollkommenen der Empirie nicht begnügen. Die Dichtung soll erheben, erschüttern, ergötzen; das kann sie nur durch Ideale. Freilich thun Marionetten mit himmelblauen Nasen diese Wirkung nicht; darum eben sind sie keine Ideale. Uebrigens ist dem Dichter auch nicht möglich, einen bloßen Abklatsch des Wirklichen zu geben; er muß idealisiren, er mag wollen oder nicht, und wenn er nicht nach der göttlichen Seite hin idealisirt, so idealisirt er nach der teuflischen, wie die ganze neue Romantik. — Wenn Büchner über Lenz die gewissenhaftesten Studien gemacht hat, um in der Schilderung seines Wahnsinns so naturgetreu als möglich zu sein, so ist dieses Studium doch nur Nebensache; Lenz ist ihm nicht bloß Gegenstand, sondern ein Spiegelbild der eigenen Stimmung, welche zugleich die der Zeit war. Die hofflose Traurigkeit der damaligen Poesie, jenes zitternde Behagen an dem absoluten Nichts, das sich träumerisch in die Nachtseiten der Natur vertiefte, um in dem süßen Schauer der allgemeinen Auflösung das quälende Gefühl eines zwecklosen Daseins zu verbergen, verleiht jener seltsamen Dichtung die durchsichtige Blässe und das hektische Roth, das nicht ohne einen gewissen Reiz ist. Mit der Schärfe eines krankhaft erregten Nervensystems ist die Reihenfolge der Seelenzustände in Rapport zu den entsprechenden Stimmungen der Natur gesetzt, und wir müssen das Talent, welches an einen unglückseligen Gegenstand verschwendet ist, im höchsten Grade anerkennen. — Das Lustspiel Leonce und Lena ist unter tiefstem Einfluß geschrieben. Leonce ist Prinz Zerbino, König Peter ist König Gottlieb, auch die Nebenfiguren sind entlehnt. — Lenz war ein Wahnsinniger, Leonce leidet an der Modetrankeheit des Spleens und der Blasirtheit.

„Ich habe alle Hände voll zu thun. Ich weiß mir vor Arbeit nicht zu helfen. Sehen Sie, erst habe ich auf den Stein 365 Mal zu spucken“ u. s. w. — „Was die Leute nicht Alles aus Langeweile treiben! Sie studiren aus Langeweile, sie beten aus Langeweile, sie verlieben, verheirathen und vermehren sich aus Langeweile und sterben endlich aus Langeweile, und — das ist der Humor davon — alles mit den wichtigsten Gesichtern, ohne zu merken, warum? Alle diese Helden, diese Genies, diese Dummköpfe, diese Sünder, diese Familienväter sind im Grunde nichts als raffinierte Müßiggänger. Warum muß ich es gerade wissen? Warum kann ich nur nicht

\*) Büchner in einer Selbstrecension.

wichtig werden und der armen Puppe einen Rock anziehen und einen Regenschirm in die Hand geben, daß sie sehr rechtlich und sehr nützlich und sehr moralisch würde?" — „Meine Herren, wißt ihr auch, was Caligula und Nero waren? Ich weiß es. — Mein Leben gähnt mich an, wie ein großer weißer Bogen Papier, den ich vollschreiben soll, aber ich bringe keinen Buchstaben heraus. Mein Kopf ist ein leerer Tanzsaal, einige verweltete Rosen und zerknitterte Bänder auf dem Boden, geborstene Violinen in der Ecke, die letzten Tänzer haben die Masken abgenommen und sehen mit todtmüden Augen einander an. O ich kenne mich, ich weiß, was ich in einer Viertelstunde, was ich in acht Tagen, was ich in einem Jahre denken und träumen werde. Gott, was habe ich denn verbroschen, daß du mich wie einen Schulknaaben, meine Lektion so oft hersagen läßt?" — Nach diesen Stimmungen hat er sich auch das Ideal eines Frauenzimmers gebildet. „Unendlich schön und unendlich geistlos. Ein köstlicher Contrast: diese himmlisch stupiden Augen, dieser göttlich einfältige Mund, dieses schafsnasige griechische Profil, dieser geistige Tod in diesem geistigen Leib.“ — Als er dies Ideal gefunden, will er im höchsten Augenblick ins Wasser springen; der Hanswurst hält ihn ab. „Mensch, du hast mich um den schönsten Selbstmord gebracht. Ich werde in meinem Leben keinen so vorzüglichen Augenblick dazu finden, und das Wetter ist vortrefflich. Jetzt bin ich schon aus der Stimmung. Der Kerl hat mir mit seiner gelben Weste und seinen himmelblauen Hosen Alles verdorben.“ — Endlich heirathet er, und das goldene Zeitalter beginnt: „Es wird ein Decret erlassen, daß, wer sich Schwielen an die Hände schafft, criminalistisch strafbar ist; daß Jeder, der sich rühmt, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu essen, für verrückt und der menschlichen Gesellschaft gefährlich erklärt wird; und dann legen wir uns in den Schatten und bitten Gott um Matronen, Melonen und Feigen, um musikalische Kehlen, classische Leiber und eine kommende Religion!“ —

Es ist der Geist des alten Hamlet, der in diesen frostigen Späßen sein Wesen treibt. Wir Deutschen haben für dies unheimliche Bild stets die wunderlichsten Sympathien gehegt. Wir schwärmten unsere eigene stofflose Unendlichkeit an; wir wiegten uns mit einer gewissen schadenfrohen Selbstzufriedenheit in diesem gemischten Gefühl der Größe und Erbärmlichkeit. Wir berauschten uns an dem Wahnsinn dieser glaubenlosen Welt, die von dem Geist nichts wissen will und daher überall Gespenster sieht. Wir waren hochmüthig in unserm Nichts und bildeten uns etwas darauf ein, in sophistischer Freiheit mit diesem Erdball und seinen Mächten spielen zu können, deren Quelle wir nirgend anders sahen, als in unsern eigenen Gedanken. Es ist ein Spiel der Freiheit, mit dem unheimlichen Abgrund des eigenen Innern zu scherzen, und darum angenehm; aber auch gefährlich. Denn wie die Realität sich in Visionen verliert, so bemächtigen sich die Visionen der Wirklichkeit. Wo das Leben zu einem bloßen Schein herabsinkt, wird es ein Reich des Bösen. Das zeigt sich sogleich, sobald wir

aus der träumerischen Phantastik in das Gebiet des realen geschichtlichen Lebens übergehen. — Gutzkow hat ungefähr gleichzeitig (1835) in seinem *Rero* den Leonce geschildert, dem das Schicksal einer Welt in die Hände gegeben ist. Aber *Rero* hat durch seine Ferne noch immer eine phantastische Färbung; im *Danton* hat Büchner denselben Charakter in sehr bestimmte, bewegte Verhältnisse gesetzt. Danton spricht und benimmt sich gerade wie Leonce, aber es wird uns viel unheimlicher dabei, denn wir fühlen Leben und Zusammenhang heraus. — Das Drama enthält eine Menge episodischer Figuren und Handlungen, die weder zum Verständniß des Ganzen etwas beitragen, noch an sich einen selbstständigen Werth beanspruchen dürfen. Die einzelnen Scenen sind lose aneinander gefügt, der Ausgang ist ein leerer, ja verrückter. Ueberhaupt ist Danton's Tod kein dramatischer Abschluß. Der Wendepunkt der Revolution war vielmehr der 9. Thermidor. Danton's Tod ist nur die wesentliche und nothwendige Einleitung zu Robespierre's Fall. Auch die beiden Charaktere bestehen nur durch ihren gegenseitigen Contrast. Erst wenn wir sehen, wie selbst die kräftigsten Naturen durch den Schwindel der Revolution aus ihren Fugen gerückt werden, können wir für die Erscheinung der beschränkten „Jugend“, die fest bleibt, eine gewisse Theilnahme empfinden; und erst wenn wir das Grauen über die Irrwege, zu welchen der kalte Fanatismus des Verstandes verleitet, in seiner Tiefe gefaßt haben, können wir der verbrecherischen Leidenschaft, in der ein Rest von natürlichem Gefühl geblieben ist, unser Mitleid schenken. Danton's Tod an sich bringt noch nicht jene sittliche Sühne hervor, die sich nur aus dem vollständigsten Untergang der „ersten Lüge“ in ihrer reinsten Form entwickeln kann. — In der Schilderung der Zeit, die eigentlich bei einem solchen Gegenstande das Schwerste ist, weil das unbetheiligte Publicum die wahnsinnigen Redeformen und die abnorme Handlungsweise, die nur aus einem bereits Jahre fortdauernden Fieber zu begreifen ist, ohne weitere Vorbereitung als Ordnung des Tages, ja die wüthendsten Gedanken, die vollständige Umkehr aller sittlichen Begriffe als die Sprache der öffentlichen Meinung anerkennen soll, hat es sich Büchner leicht gemacht, ungefähr wie Goethe im *Götz*; er excerpirt die Quellen, aber bei dem unendlich schwierigeren Material mit weniger Geschick. Mit Ausnahme von Danton sind alle Figuren Mosaisarbeit. Aber Danton ist eine wirkliche Gestalt von Fleisch und Blut, ein Hamlet mit einer Vorgeschichte, und das ist ein wesentlicher Fortschritt. Er hat sich im Vollgefühl seiner Kraft in die Revolution eingelassen, aber das Blut, das er selber und Andere vergossen, hat ihm Ekel gemacht; er sucht sich in sinnlichen Ausschweifungen zu betäuben, aber die Stimme seines Gewissens läßt sich immer von neuem hören; er hofft mitunter, daß mit dem Tode Alles zu Ende sein wird, und doch



scheut er wieder den Tod, und doch ist er wieder zu schlaff, einen Schritt zu thun, um seinem Verderben zu entgehen.

„Das ist sehr langweilig,“ sagt er zu Camille, als dieser ihn treibt, „immer das Hemd zuerst und dann die Hosen darüber zu ziehen und des Abends in's Bett und des Morgens wieder heraus zu kriechen, und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen, daß gar kein Absehen, wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig, und daß Millionen es schon so gemacht haben, und daß Millionen es wieder so machen werden, und daß wir noch obendrein aus zwei Hälften bestehen, die beide das Nämliche thun, so daß Alles doppelt geschieht, das ist sehr traurig.“ — Du sprichst in einem sehr kindischen Tone, bemerkt Camillo. — „Sterbende werden kindisch . . . . Es war mir zuletzt langweilig, immer im nämlichen Rode herum zu laufen und die nämlichen Faltten zu ziehen. Das ist erbärmlich, so ein armseliges Instrument zu sein, auf dem die Saite immer nur einen Ton angiebt. Ich wollte mir's bequem machen. Ich hab' es erreicht, die Revolution setzt mich in Ruhe, aber auf andere Weise, als ich dachte.“ — Und Frankreich bleibt seinen Herrern? — „Was liegt daran? Die Leute befinden sich ganz wohl dabei! Sie haben Unglück; kann man mehr verlangen, um gerührt, edel, tugendhaft oder witzig zu sein, oder um überhaupt keine Rangeweise zu haben? Ob sie nun an der Guillotine oder am Fieber oder am Alter sterben! Es ist noch vorzuziehen, sie treten mit gelenkten Gliedern hinter die Coulissen und können im Abgehen noch hübsch gestikuliren und die Zuschauer klatschen hören.“ — Endlich kurz vor seinem Tode: — Was willst du denn? — „Ruhe.“ — Die ist in Gott. — „Im Nichts . . . Aber Etwas kann nicht zu Nichts werden! Und ich bin Etwas, das ist der Jammer! Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt das Grab, worin es verfault“ u. s. w.

Wäre diesem Blasirten gegenüber die selbstgewisse „Tugend“ der Fanatiker in scharfem Lichte dargestellt, so wäre der Contrast gewiß sehr poetisch. Aber Büchner zersezt mit dem Scheidewasser seines Scepticismus auch die härtesten Gestalten. Selbst Robespierre sieht Gespenster, wenn er allein ist. —

Es ist lächerlich, wie meine Gedanken einander beaufsichtigen . . . . Ich weiß nicht, was in mir das Andere belügt. — Die Nacht schnarcht über der Erde und wälzt sich im wüsten Traum. Gedanken, Wünsche kaum geahnt, wirr und gestaltlos, die scheu vor des Tages Licht sich verkrochen, empfangen jetzt Form und Gewand und stellen sich in das stille Haus des Traumes. Sie öffnen die Thüren, sie sehen aus den Fenstern, sie werden halbwegs Fleisch, die Glieder strecken sich im Schlaf, die Lippen murmeln. — Und ist nicht unser Wachen ein hellerer Traum, sind wir nicht Nachtwandler u. s. w. . . . Die Sünde ist im Gedanken. —

Das ist zu fein subtilisirt für die dramatische Gestalt, obgleich an sich psychologisch nicht unwahr. Auf jeden Unbefangenen macht das Drama den Eindruck, daß die Revolution etwas Entsetzliches und Verabscheuungswürdiges sei. Auch in Büchner's Briefen an seine Braut, die gerade in dieser Zeit sehr trübe sind, spricht sich dieser Eindruck aus.

Ich studire die Geschichte der Revolution. Ich fühle mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. — Ich gewöhnte mein Auge an Blut. Aber ich bin kein Guillotinemeßer. Das muß ist eins von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch den es kommt, ist schauerhaft. Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen.

Und in dieser Stimmung stand er an der Spitze einer ziemlich verbreiteten geheimen Gesellschaft, welche Brandpamphlete in die Hütten des Volks schleuderte, um einen Krieg der Armen gegen die Reichen zu erregen. Er theilte nicht die Illusionen des ehemaligen Liberalismus, das Volk für bloß politische Ideen in Bewegung setzen zu können.

Für die große Classe giebt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiösen Fanatismus. Jede Partei, welche diese Hebel anzusehen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brod — und dann ein Kreuz oder sonst was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volke suchen, und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben. Sie mag austreiben, das ist das einzige Neue, was sie noch erleben kann. — (An Gustow, Ende 1836.)

Schlug ihm nicht das Gewissen, jenes Gewissen, das er in Danton mit so tiefer Empfindung nachgeföhlt? — Die Sache war arg genug. Wir können aus den mitgetheilten Fragmenten, namentlich dem „Landboten“ (von Büchner verfaßt, von Weidig dem größern Publicum appretirt) schließen, daß die Partei kein Mittel scheute, auch nicht das der Lüge (die Darstellung des Steuersystems als eines Diebstahls an den Armen ist von Seiten eines gebildeten Mannes eine Lüge), um auf's Volk zu wirken, und daß sie vor den blutigsten Consequenzen nicht zurückbebt. — Eine Revolution heraufbeschwören aus Langeweile und Blasphemie! Hamlet-Leonce

an der Spitze eines Jacobinerclubs kommt uns vor wie Nero, als er Rom anzündete, um einen schauerlich schönen Anblick zu haben. — Es ist die Consequenz jener skeptischen Selbstbeschauung, die uns die Romantik gelehrt; jenes Pessimismus, der aus aristokratisch frühreifer Ueberbildung hervorgeht, und der nachher in unserer äußersten Demokratie seinen Bodensatz gelassen hat. Ob man die Blasirtheit mit demokratischen oder pietistischen Phrasen beschönigt, darauf kommt wenig an. Büchner übertragt, trotz seiner Jugend, fast alle Poeten seiner Schule an Talent wie an Tiefe des Gefühls; aber es ist in seinem Denken etwas so frühreif Fertiges, sein Scepticismus und selbst seine Exaltation haben so wenig Jugendliches, daß man sich die weitere Entwicklung nicht recht vorstellen kann. Er würde immer in der Reihe der Reflexionsdichter geblieben sein, jener Dichter, bei denen das schärfste, kälteste Denken hart an die unheimlichen Rebel des Wahnsinns streift: und wir haben an Hebbel ein ausgeführtes Bild jenes Princip's, das bei Büchner nur in der Anlage vorhanden war.

Wir müssen hier einen Augenblick verweilen, weil es wichtig ist, die Symbolik der Revolution innerhalb der dichterischen Versuche zu verfolgen und die Wahlverwandtschaft nachzuweisen, die auch hier zwischen den Irrthümern der Kunst und des politischen Lebens herrscht. — Die Stücke Grabbe's und Büchners haben unzählige Nachahmungen hervorgerufen. Es giebt keine Phase der Revolution, die nicht in einem Drama oder Epos oder lyrischen Gedicht in Deutschland vielfältig besungen wäre. Am bekanntesten sind darunter Gottschall's Lambertine von Méricourt, Griepenkerl's Robespierre und Bammé's Charlotte Corday. — Für den Dichter ist eine Zeit, in der man die Greuelthaten in Bausch und Bogen taxiren muß, kein günstiger Vorwurf. Die dramatische Spannung muß sich in einer bestimmten Schuld, einer bestimmten Buße concentriren und die Personen, über deren Schuld und Schicksal wir zu Gericht sitzen sollen, müssen nicht in eine tropische Atmosphäre gestellt sein, welche die Zurechnungsfähigkeit zur Hälfte aufhebt. Wenn wir zweifelhaft sind, wie unser Verdict ausfallen würde, wenn wir als Geschworene säßen, so ist unsere Stellung als Publicum noch mißlicher. Die Schwierigkeit, die jeder historische Stoff dem Dichter bietet, weil er auf einer den Tagesempfindungen fremden, vielleicht entgegengesetzten Weltanschauung basiert, wird bei Revolutionen noch dadurch erhöht, daß in einer fieberhaft exaltirten Zeit die öffentliche Meinung, sonst doch durchschnittlich der Ausdruck des ungeschulten, gesunden Menschenverstandes, sich in das Gegentheil verkehrt. Nicht allein die Gedanken, die Empfindungen, selbst die Sprache verwandelt sich. Es redet alles einen wüsten Jargon, der den Zusammenhang mit den gewöhnlichen Vorstellungen des Lebens verloren hat. Wie soll dem

Publicum deutlich gemacht werden, daß es nicht vor einem Zollhause, sondern vor einem geschichtlichen Schauplatz steht! — Wenn trotz dieser in die Augen springenden Uebelstände der Stoff dennoch immer auf die Jugend eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt, so liegt der Grund zum Theil darin, daß man auf der Bühne am liebsten die Gegenstände vor sich sieht, mit denen man sich in seinen wirklichen Gedanken und Wünschen am lebhaftesten beschäftigt. Allein es ist nicht der einzige Grund, wie man aus dem ganz wunderbaren Verhältniß dieser Dichter zu ihrem Problem begreifen wird. — Die frühern Revolutionärs waren durchweg Idealisten, sie glaubten an eine glückliche Zukunft, die durch das vorübergehende Unheil einer allgemeinen Erschütterung nicht zu theuer erkauft wäre; sie glaubten nicht blos an die Idee der Revolution, sie glaubten auch an die Träger derselben. Ein genaueres Studium der Geschichte mußte nun freilich zeigen, daß die eigentlichen Führer der Revolution weder den Lorbeerkranz, noch die Märtyrerkrone verdienten. Französische Schriftsteller, die trotz dieser Einsicht die Revolution predigten (z. B. Michelet, Lamartine, Louis Blanc), halfen sich damit, daß sie die Einzelnen der sittlichen Verdamniß preisgaben, dagegen den wahren Träger des Fortschritts, das sogenannte Volk, zu einer mythischen Person umbildeten, die ungefähr gleich dem Chor der Alten das reine sittliche Bewußtsein der Menschheit vertrat. Auch diesem Hilfsmittel haben die deutschen Dichter entsagt. Sie schildern nach dem Vorbilde des Shakespeare'schen Coriolan, das sie bis in die Einzelheiten nachahmen, das Volk als den Inbegriff alles Unverständs und aller Gemeinheit und sind in der Charakteristik desselben ebenso raffiniert, als eintönig: es besteht in der Regel aus ein Paar Dieben und Trunkenbolden. — Noch schlimmer ist es mit den Helden der Revolution. Theils fordern sie ihr Schicksal durch Feigheit und Eigennutz heraus, theils sind sie herzlose Fanatiker. Bei einer mächtigen leidenschaftlichen Natur begreifen wir die wildesten Verwirrungen und können ihr unser Mitgefühl nicht versagen, der Fanatismus des Verstandes dagegen kann uns wohl in der Geschichte, aber nicht im Gedicht fesseln. Robespierre bleibt ein mesquines Geschöpf, so hoch auch das Piedestal sein mag, auf welches ihn die Verhältnisse und seine Umgebung stellen. Wir können an den Franzosen, die sich durch diesen kleinlichen Tyrannen knechten lassen, kein Interesse nehmen, denn der Gegenstand ihrer Furcht ist nicht ein lebendiges Wesen, sondern ein Symbol, eine Abstraction, ein Collectivbegriff und wir werden durch seinen Sturz nicht erhoben, denn die Entscheidung des 9. Thermidor war ein Ausfluß der Feigheit, die nichts mehr zu verlieren hatte. — Man begreift diese Verirrungen nur, wenn man sich daran erinnert, daß diese neue Dichtung die Fortsetzung der Sturm- und Drangperiode, die Fortsetzung von Lenz und Klinger, mit andern Worten die

Fortsetzung von Lohenstein war. Sie hielt es für ihre Aufgabe, wilde Leidenschaften, titanische Charaktere, entsetzliche Schicksale darzustellen. Sie strebte nicht nach der Versöhnung des Tragischen, sondern glaubte der Wahrheit nur dann zu entsprechen, wenn sie im Tragischen, d. h. in der Hoffnungslosigkeit, stehen blieb. — Und für diese Stimmung ist ein revolutionäres Zeitalter der geeignetste Gegenstand. „Was kein Shakespeare konnte“, sagt in einer Vorrede der bescheidene Griepenkerl, „kein Calderon, kein Racine, kein Corneille, ja selbst kein Schiller, das kann die Bühne der Gegenwart erreichen, wenn die Breter unter dem Rothurn der Wirklichkeit donnern.“ — In einer Revolution wird nicht bloß das irdische Glück der Menschen zertrümmert, auch die Ideale werden gebrochen und grinsend setzt sich der Hanswurst auf die Leichenhügel der Helden. „Was ist toller, als die Welt?“ fragte Grabbe in seinem ersten Jugendstück, im Gothland, „allmächtiger Wahnsinn ist's, der sie erschaffen hat.“ — „In diesen Thränen“, läßt er Faust sagen, „spüre ich es, es gab einst einen Gott, der ward zerschlagen, wir sind seine Stücke, Sprache und Wehmuth, Liebe, Religion und Schmerz sind Träume, nur von ihm.“ — In manchen der spätern Stücke von Shakespeare fehlt gleichfalls die Lösung des Räthsels. Der letzte Eindruck ist ein finsternes Grauen, das Leben erscheint wie eine Poffe; aber doch niemals ist diese Auflösung der lebendigen Mächte in ein Nichts mit jenem behaglichen, ja trivialen Humor verknüpft, mit dem diese jüngern Dichter sich am Entsetzlichen weiden. Sie machen den Eindruck blasierter Schwächlinge, die ihre Angst durch freches Geschwätz überdäuben. — Bei Gottschall wollen die Weiber der Halle den Aristokraten die Eingeweide aus dem Leibe reißen und sich Abendbrod kochen, oder die blutigen Leichname an den Laternenpfählen wie Wäsche zum Trocknen aufhängen. Bei Griepenkerl will man die Girondisten, die sich auf ihre Departements stützen, mit der Rabelschnur ihrer Provinz erwürgen. Einem ihrer Segner kommt es vor, als ob jedes Wort ein Ei ist, aus dem eine Made kriecht und als ob ein Haufen Maden einen Käse fresse. Bei Grabbe läßt der Lieblingsheld, ein humoristischer Kaufbold, einem Schneider auf der Bühne die Finger abhacken und sie in den Mund stecken als Cigarren der Ration. Das ist weder tragisch, noch komisch, es ist die reine Freude an der Bestialität. — Der einseitige Realismus, der das Ideal verleugnet, geht zuletzt so weit, im Verkehrten und Häßlichen stehen zu bleiben und dieses für das Natürliche zu halten. Der Mensch im Schwindel, im Fieber, in der Raserei ist ihm die Offenbarung des wahrhaft Menschlichen. Und so ist es auch in der wirklichen Revolution nicht die Verbesserung der Zustände, der die modernen Demagogen nachstreben, sondern die Lösung jeder unbändigen frevelhaften Kraft. Schon Heine hatte, um der Langeweile der Moral zu entgehen, das Auftreten gewaltiger, collossaler Laster gewünscht. Es zeigte

sich nun, daß er auch darin der Prophet des Zeitalters war. Das junge Deutschland sehnte sich nach der Revolution, nicht um die Menschheit zu beglücken, sondern um sich selber und gleichgestimmten Gemüthern die süßern Aufregung und den Schauer vor dem Unerhörten und Entsetzlichen zu verschaffen.

Unter den Schriftstellern, die man mit Recht oder Unrecht als die Träger der neuen Richtung auszeichnete oder brandmarkte, findet sich die genaueste Verwandtschaft mit Heine bei Laube, der ihm auch persönlich am nächsten stand. Heinrich Laube, 1806 in Schlessen geboren; studirte seit 1826 in Halle und Breslau Theologie und wandte sich 1831 nach Leipzig, um ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit zu leben. In die demagogischen Untersuchungen verwickelt, wurde er nach der Rückkehr von einer mit Gutzkow unternommenen Reise nach Italien 1834 aus Sachsen verwiesen, dann in Berlin verhaftet und neun Monate lang in der Hausvogtei festgehalten. Nach seiner Freilassung unternahm er mehrfache Reisen, bis er sich nach 1839 wieder in Leipzig niederließ. Es war bei ihm noch mehr als bei Heine ein bloßer Zufall, daß er in seiner Jugend in die Demagogie verwickelt war; die ursprünglich conservative Tendenz seiner Natur trat augenblicklich hervor, sobald seine eigenen Verhältnisse sich geordnet hatten. Die Schriften dieser frühern Periode gehören seiner jetzigen Gesinnung nicht mehr an, doch müssen sie in der Literaturgeschichte ihren Platz behaupten. — Abgesehen von den zahlreichen journalistischen Arbeiten, die eine sprühende Lebendigkeit des Geistes, eine große Gewandtheit in den Formen und einen nicht gemeinen Scharfsinn an den Tag legten, zugleich aber höchst ungründliche Studien und die Neigung, einem witzigen Einfall die Wahrheit zu opfern, sind es hauptsächlich zwei größere Werke, durch die er sich als Vorseher des jungen Deutschland in die Schranken gestellt hat. — Das erste war das junge Europa, Roman in vier Bänden, 1833—1837. Der Dichter stellt eine Reihe geistreicher junger Männer zusammen, die im Heine'schen Sinn von den Ideen des Jahrhunderts erfaßt waren, ohne doch den demokratischen Gewohnheiten der gewöhnlichen Liberalen verfallen zu sein, die ihre gymnastischen Uebungen gleich dem besten Turner betrieben, zugleich aber in den aristokratischen Salons die Blüthe der Ritterschaft darstellten. Diese jungen Männer verfolgt er in einer Reihe bunter Schicksale, wie sie die damaligen Zeitumstände mit sich brachten. Sie theilten sich an den burschenschaftlichen Untrieben, an der polnischen Insurrection, an der Auswanderung nach Nordamerika u. s. w. Das Ende war, daß sie sämmtlich, wenn auch auf verschiedene Art, von ihren Illusionen zurückkamen und an den Ideen der Freiheit verzweifelten. Nach der Absicht des Dichters sollte

der Grund dieser Enttäuschung in den Ideen oder in den Zeitumständen liegen; in Wahrheit aber lag er im Charakter und in der ungesunden Lebensweise der dargestellten Persönlichkeiten, die mit frühreifen, anticipirten Empfindungen ins Leben traten, in leicht erworbenem Dünkel sich über Gesetz und Tradition hinwegsetzten und nach Emotionen ausgingen, denen sie keine innerliche Kraft und Stetigkeit des Gemüths entgegensetzten. Sie waren ohne wirklichen Inhalt und konnten daher in ernsthaften Lebensconflicten in sich selbst nicht jenen Halt finden, welcher der Prüffstein des Charakters ist. Der entmuthigende Ausgang ist naturgetreuer und poetisch wahrer, als die spätere Erfindung der Ritter vom Geist, die das nämliche Problem behandelten, aber diesmal ohne alles Bewußtsein der innern Unvollkommenheit. — Die Reisenovellen, sechs Bände, 1834 bis 1837, waren im Stil wie im Inhalt eine Nachahmung der Heine'schen Reisebilder, deren gewagte Wize der Verfasser zuweilen wörtlich copirt. Das ungenirte burschikose Wesen dieser Reisebilder macht einen um so unangenehmern Eindruck, da man überall die Reflexion dabei thätig sieht, da es dem Dichter in den meisten Fällen mehr darauf anzukommen scheint, seine Bildung, als seine Empfindung an den Tag zu legen, und da das Stilbedürfniß über die Logik auf eine Weise dominirt, wie es in der deutschen Literatur noch nicht erhört war. Laube war in der historischen Bildung seinem Vorbild überlegen, und einzelne seiner Anschauungen sind glänzend, dafür geht ihm aber völlig jene Naturkraft ab, die uns bei Heine für viele Unvollkommenheiten entschädigt. Da wir in unserer Literatur noch immer an jener Vermischung von Prosa und Poesie leiden, so weisen wir auf einige Stellen jener Schrift hin, aus denen man sich ein Bild machen kann, wohin diese Vermischung endlich führt.

Im Hintergrunde standen leise flüsternd traurige hohe Bäume, die Alles mit angesehen hatten, und nächtliche Geschichten murmelten . . . Ich habe manches leise sprechende Blatt entziffert, denn ich kann schweigen, und wer viel schweigt, hört mehr; aber diese Blätter läspelten zu weit von mir, und das war mir ernstlich leid. Mein historisches Herz fühlt es, dort werden nicht nur Geschichten, es wird Geschichte erzählt. —

O Jupiter, warum sagst du einst Unsterblichkeit, wenn du wirklich nichts weiter warst, als ein Don Juan, den am Ende der christliche Teufel holte? Da unten ihr Schläfer und Schläferinnen, wacht auf, reclamirt die unbeschönigten olympischen Freuden, die ihr als Sünden steht, — emancipirt nicht bloß die Juden, sondern die natürliche Kraft, vertilgt die Furcht und ihre Tochter, die Heirath, von der Erde. O Jungfrau Maria, die du eben erst schlafen gegangen, die du keine Heirathspedantin warst und bist u. s. w. — Wahrscheinlich war ich trunken von Maria's Augen, und die guten Freunde der Knechtschaft, welche von mir sagen werden, ich sei ein besoffener Frevler, dürften nicht ganz Unrecht haben. Aber besser bin ich

doch, als sie die Leute gerne glauben machten, denn ich schreibe dergleichen nur, damit sie etwas Neues haben zur Verleherung meiner Sippchaft. —

An jenem Tage verwünschte ich die Jugend und meine Dummheit in einem Athem. Es war ein schrecklicher Mittag. Ich aß gerade Milchreis bei der Madame Lange auf der Kupferschmiedstraße in Breslau, und dort im weißen Engel verwünschte ich zum ersten Mal meine burschenschaftlichen Grundsätze, die mich schon in Halle und sonstwo um so viel Vergnügen gebracht hatten; im weißen Engel auf der Kupferschmiedstraße schwor ich dir ab, o Plato! —

Wenn wir die Romellen: die Schauspielerin, 1835, und: das Glück, 1837, erwähnen, so geschieht es nur, um auf die gänzliche Umänderung in seinen Ansichten und Bestrebungen hinzudeuten. Weit entfernt von den titanischen Umwälzungsprojecten seiner Jugend, geht Laube hier mit Vorliebe auf das Kleine und Unbedeutende ein und sucht ihm eine poetische Seite abzugewinnen; eine Aufgabe, die ihm freilich nicht gelingt, weil er zu wenig Humor besitzt, die aber eine gesündere Auffassung der Wirklichkeit verräth. Er hat den Ernst gefunden, die sittlichen Lebensverhältnisse zu würdigen, dem Gesetz der Gesellschaft mit Achtung nachzugehen und er bemüht sich um ein aufrichtiges Verständniß. In diesem Sinn werden wir seine spätere Einwirkung auf die Literatur verfolgen, durch die er zum Theil seine Jugendsünden wieder gut gemacht, während die Coterie bei den alten Illusionen stehen blieb. —

Unter sämmtlichen Schriftstellern der Gegenwart ist Niemand so geeignet, ein Totalbild von den Verwirrungen der Zeit zu geben, als Karl Gupkow.) Freilich können wir ihm deshalb die Zurechnungsfähigkeit nicht ersparen, denn die Modetrankeiten des Zeitalters sind doch nur auf der Oberfläche, sie haben den innern Kern unsers Wesens nicht angegriffen. Es muß daher jeder Einzelne seinen Antheil an der Verantwortung tragen, am meisten derjenige, der sich dem Zeitalter als Prophet entgegenstellt. — Gupkow trat zu früh in die Literatur. Er hatte nichts weiter erlebt, als die Nachwehen des Faustischen Dranges in der ganzen Verschommenheit der thatenlosen Restaurationsperiode. Durch paradoxes Ausprechen dieses Dranges erregte er Aufsehen und zog sich Verfolgungen zu; mit diesen glaubte er seiner Pflicht gegen das Allgemeine Genüge ge-

---

) Geb. 1811 zu Berlin, schrieb schon als Student das Forum der Journal-Literatur, wurde seit 1833 Mitarbeiter an Menzel's Morgenblatt und an der Allgemeinen Zeitung, wurde nach der Menzel'schen Anklage 1835 drei Monate verhaftet, verheirathete sich dann und setzte seine journalistische Wirksamkeit fort, bis 1839 seine Theaterarbeiten begannen.



than zu haben; sich weiter zu bilden, hielt er nicht für nöthig. Seitdem hat er mancherlei erfahren, aber nur als Mann von Fach, nur in Beziehung auf sein Geschäft, nur mit Reflexion; nicht unbefangen und unmitttelbar, wie es der Dichter muß, der uns Wahrheit geben will. Zu ungeduldig, die Zeit zu studiren und in ihrer Berechtigung zu begreifen, war er doch nicht kühn genug, ihr offen ins Gesicht zu schlagen; er buhlte um ihren Beifall, auch wo er sie zu verhöhnen schien. Die falsche Stellung, in welcher er seine ins Unendliche strebenden Charaktere dem Ideal gegenüber fand, er nahm sie selber ein. Darum hat er mit seiner Streb- samkeit und seinem Talent nie einen künstlerischen oder wissenschaftlichen Erfolg erzielt. Nur der Gläubige beherrscht das Leben, nur der Frivole befreit sich von ihm; wer keins von Beiden vermag, wird sein Slave. — Der Grundfehler seines Schaffens war der krankhafte, gegenstandlose Drang, ein berühmter Mann zu werden, gleichviel durch welche Mittel. In der Vorrede zu seinen Novellen 1834 klagt er darüber, daß der Genius in Deutschland so schwer Anerkennung finde. Er macht sich selbst Vorwürfe, daß er zu geistreich geschrieben habe. Er hört Stimmen im Publicum, die ihm sagen:

„Zu den Bedürfnissen steige herab, laß deine Götter Menschen werden gleich uns! Gib dir um keinen Preis den Anstrich der Neuheit, sondern wirf dich in die abgetragenen Kleider deiner Vorgänger!“ — In Folge dieser Betrachtungen beschließt er, etwa fünf Jahre hindurch in der Manier der beliebten Novellisten zu schreiben, um endlich ein Lesebedürfniß des Publicums zu werden. — „Dann soll aber auch der Augenblick gekommen sein, wo ich meine zweite Rolle zu spielen beginne. Man liebt mich, man bewundert mich, man ist von meinem stiltlichen Gefühl durchdrungen, man ist bereit, mir über Berg und Thal zu folgen. Ich habe dann das Publicum in meiner Gewalt, besinne mich nicht und stecke es in einen Sack. Ich trage es wohin ich will, heraus aus dieser trügerischen Welt, deren falsche Bilder ich so lange aufgesan- gen und wiedergegeben habe, in die Nähe des Firmamentes, in ätherische Re- gionen, in andere Sphären, Ideen, in Träume, welche bis auf ein Haar an die Wahrheit streifen, ich überspringe dieses Haar, das Publicum im Sack immer mit, es gewöhnt sich an die Bewegung, es hat den Rückweg in die All- täglichkeit verloren, es wird mir überall hin folgen“ u. s. w.

Diese mit Ironie zersetzte Selbstüberhebung wäre als vorübergehendes Moment einer jugendlichen Entwicklung zu entschuldigen. Eine ähnliche Krankheit der Empfindung hat jeder strebsame Mensch durchgemacht; für jeden ist ein Augenblick gekommen, wo er die Fesseln der Autorität von sich abschüttelte und in dem Taumel der neugewonnenen Freiheit sich für den Schöpfer einer neuen Zeit, für den Genius des Jahrhunderts hielt. Aber bei Gukow ist die Kinderkrankheit zu einer chronischen geworden: jene

Eitelkeit, die nie an einer einzelnen Schöpfung eine herzliche Freude gewinnt, sondern stets ins Weite greift und die Unvollkommenheit der gegenwärtigen Leistungen durch das Trugbild künftiger Größe ausgleicht. Er ist heute in seiner Empfindung noch ebenso unsicher, eitel und haltlos, als vor zwanzig Jahren. Wer daran zweifelt, der lese die Vorrede zu den „Rittern vom Geist“, in welcher Gustow, wie gewöhnlich, seine Ueberzeugung ausspricht, er habe damit wieder eine neue Phase der Literatur eröffnet. Der alte Roman hat sich auf das „Nacheinander“ beschränkt:

Der neue Roman ist der Roman des Nebeneinander. Da liegt die ganze Welt! Da liegt die Zeit wie ein ausgespanntes Tuch! Da begegnen sich Könige und Bettler! Die Menschen, die zu der erzählten Geschichte gehören, und die, die ihr nur eine wiederstrahlte Beleuchtung geben. Der Stumme redet nun auch, der Abwesende spielt nun auch mit. Das, was der Dichter sagen, schildern will, ist oft nur das, was zwischen zweien seiner Schilderungen als ein Drittes, dem Hörer Fühlbares, in Gott Ruhendes, in der Mitte liegt. Nun fällt die Willkür der Erfindung fort. Kein Abschnitt des Lebens mehr; der ganze runde, volle Kreis liegt vor uns; der Dichter baut eine Welt, und stellt seine Beleuchtung der der Wirklichkeit gegenüber. Er sieht aus der Perspektive des in den Lüften schwebenden Adlers herab. Da ist ein endloser Teppich ausgebreitet, eine Weltanschauung, neu, eigenthümlich, leider polemisch; Thron und Hütte, Markt und Wald sind zusammengedrückt. Resultat: Durch diese Behandlung kann die Menschheit aus der Poesie wieder den Glauben und das Vertrauen schöpfen:

daß auch die moralisch ungefaltete Erde von einem und demselben Geiste doch noch könne göttlich regiert werden. —

Gustow ist viel genannt, aber wenig gelesen worden. Wenn wir seine „Wally“, seinen „Uriel Acosta“, seine „Ritter vom Geist“ und allenfalls noch einige Lustspiele ausnehmen, so sind seine Schöpfungen am Publicum spurlos vorübergegangen. Wie das sich mit einander verträgt, ist eine Frage, die sich zwar sehr leicht beantworten ließe, auf die wir näher einzugehen uns gern ersparen möchten. — Gustow ist vor Allem Journalist. Die Aufgabe der Journalistik ist eine bedeutungsvolle, aber nur unter zwei Bedingungen. Entweder muß der Kritiker von einem festen Princip ausgehen, eine klare Einsicht in die Sache haben und unerschrocken den Strömungen des Tages Widerstand leisten, so heftig sie auf ihn eindringen. In diesem Fall wird er viele Anfechtung erfahren, aber zuletzt durchdringen. Oder er muß eine warme Empfänglichkeit für alles Positive besitzen. In diesem Fall wird er zwar keinen bedeutenden Einfluß auf die Literatur ausüben, aber er wird dem Volke nützlich sein,

indem er den Reichthum seiner Anschauungen und Kenntnisse vermehrt und ihm Muth am Leben und Genießen einflößt. Guklow hat weder eine unbefangene, liebevolle Theilnahme für das, was außerhalb seiner Sphäre geschaffen wird, noch den Muth, äußerlichen Strömungen dauernd zu widerstehen. Er wagt häufig durch Paradoxien die öffentliche Meinung zu reizen; aber auch dann folgt er unbewußt nur einer bereits vorhandenen Regung des öffentlichen Geistes, und sobald er instinctartig herausfühlt, daß ein starker Wind ihm entgegenweht, giebt er augenblicklich seine Versuche auf und läßt sich von einer andern Richtung ergreifen. Der Mittelpunkt seiner Bestrebungen, seine eigene Persönlichkeit, bleibt zwar immer dieselbe, er hat sogar eine ziemlich geringe Bildungsfähigkeit, aber in seinen Ansichten, Meinungen, Hoffnungen und Wünschen ist er jeden Augenblick ein Anderer; es fehlt ihm der sittliche Halt, das objectiv aufopfernde Interesse, ja es fehlt ihm jede Leidenschaft. Er ist leicht reizbar, und setzt alsdann die kleinen Regungen seiner Empfindlichkeit mit ununterbrochener Ausdauer fort; aber auch hier begegnet es ihm, daß seiner Polemik durch irgend eine Rücksicht die letzte Spitze abgebrochen wird. Um mit voller rücksichtsloser Leidenschaft für eine Sache in den Kampf zu gehen, dafür ist ihm seine Persönlichkeit zu wichtig. Wenn er von Zeit zu Zeit sich in der Hitze weit von der Heerstraße der öffentlichen Meinung verirrt, so wurde er doch beständig wieder dahin zurückgetrieben, denn da er immer mehr beifallslüftern als stolz war, so machte ihn jeder energische Widerspruch irre. In seiner Kritik finden wir fast nie eine ruhige Deduction, sondern stets Anläufe eines gemachten Enthusiasmus, einer Anempfindung, für die wir fast immer den nächsten Grund in einem persönlichen Verhältniß suchen müssen. So hatte er sich im Anfang in der Schule Menzel's gegen Goethe erhoben, nach seiner Trennung von Menzel trat er in der Schrift: „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte“ als Apologet des Dichters auf. Man würde vergebens nach einer bestimmten Aufklärung über die Bedeutung Goethe's suchen; aber es sind eine Reihe geistreicher Redefiguren darin, die wesentlich den Zweck haben, den Fortschritt im Bewußtsein der neuen poetischen Generation in der Beurtheilung der ältern zu präconisiren. In solchen Redensarten haben seit der Zeit die kleinen Feuilletonisten, die sich um den großen drängten, eine unglaubliche Fertigkeit entwickelt: sie meinen ein Kunstwerk erschöpfend beleuchtet zu haben, wenn sie die ungewöhnlichen Gesichtspunkte, die ihnen bei Gelegenheit desselben einfallen, in einer möglichst ästhetisch-philosophischen Form, d. h. im Feuilletonstil zusammenstellen.

In Maha Guru, Geschichte eines Gottes (1833) schildert Guklow einen Dalailama, den die Priefterschaft von der frühesten Kindheit auf in dem Glauben erzogen hat, er sei ein Gott, und der, als ihm

durch die Roth der äußern Umstände der Zweifel an seiner Gottheit gewaltsam aufgedrängt wird, den innern Kern seines Wesens verliert und als Verrückter endet, indem er mit Verrenkung aller Glieder in krampfhafter Erstarrung auf einer Säule stehen bleibt und sich dort von den Gläubigen ernähren läßt. Um von der geheimnißvollen Welt des Orient ein anschauliches und naturgetreues Bild zu geben, fehlte Guplow nicht bloß die positive Kenntniß, sondern auch die Ruhe der Beobachtung und vor Allem die Fähigkeit, aus seinen unmittelbaren Beziehungen herauszutreten. Es ist Manches darin, was auf die Absicht hindeutet, ein wirkliches Gemälde zu geben, aber zugleich eine Menge Züge, die nicht nur der wirklichen Natur des Orient, sondern auch der eingebildeten Natur, in die uns der Dichter einführt, widersprechen; Anspielungen auf die deutschen Zustände des Jahres 1833. Es wird auf Priester, auf Diplomaten, auf Spießbürger und Philosophen gestichelt: aber es fehlen gerade die charakteristischen Eigenschaften. Was an den Priestern von Tibet verspottet wird, trifft unsere Priester keineswegs; und so verliert die Satire ihren Stachel. Man hat in jedem Augenblick den Eindruck eines reflectirten Werks, und bei diesem fragt man nach dem Zweck. Ein Zweck ist nicht vorhanden, und so wird man verwirrt, gelangweilt und verstimmt. Es folgte (1835) die Vorrede zu den Briefen Schleiermacher's über die Lucinde. — In der Gesamtausgabe von Schleiermacher's Werken waren diese Briefe ausgelassen worden. Mit Unrecht, weil man bei einem geistvollen und eingreifenden Schriftsteller, wenn man ihn in seinem Gesamtwirken beurtheilen will, auch diejenigen Actenstücke nicht entbehren darf, die eine weniger hervortretende Seite seiner Natur verfinnlichen. Sonst aber war wider das Verdammungsurtheil nichts einzuwenden. Guplow, verführt durch die socialistischen Regungen der Zeit, sah darin die anticipirte Verkündigung eines neuen Evangeliums, zu dessen Apostel er sich selber berufen wähnte, und schrieb eine Vorrede, welche im Capitelstil gleichsam beiläufig dem Publicum anzeigte, er habe die Absicht, nicht nur eine neue Religion einzuführen, weil die alte verbraucht wäre, sondern auch eine ganz neue Basis der sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, mit Zugrundelegung der freien Sinnlichkeit u. s. w. \*) Etwas

---

\*) Ich glaube an die Reformation der Liebe, wie an jede sociale Frage unsers Jahrhunderts. — Man liebt nicht mehr idealisch, nicht einmal originell: die Liebe ist eine Tradition geworden, welche von der Vergangenheit borgt und deren höchste Freude die ist, in der That an ihrem Leibe die Mittel zu besitzen, das Ding so zu treiben, wie es von jeher in der Welt getrieben worden ist. Es ist so viel unnütze Unschuld verbreitet worden, daß alle heirathsfähigen Weiber dieser Zeit wie Kinder zu betrachten sind. — Nicht wahr, Rosalie, erst seitdem Du Sporen

Aehnliches versuchte Laube in seiner neuen Ausgabe Heine's, eines Dichters, der uns noch heute zum abschreckenden Zeichen dienen kann, zu welcher Verwahrlosung des Gemüths die Sinnlichkeit führt, wenn sie den Jügel der Sitte abwirft. Das Entsetzen, in welches die frommen Sittenwächter der europäischen Diplomatie über dergleichen Attentate geriethen, war nun freilich unmotivirt. Jene Lästerungen hätten eigentlich einen komischen Eindruck hervorbringen müssen, denn eine neue Religion führt sich nicht ohne Weiteres ein, und ein durchgreifendes sittliches Institut wie die Ehe ist auch nicht so einfach abzuschaffen. Daß aber ein vorlautes Absprechen über Gegenstände, die man weder mit dem Gefühl, noch mit dem Verstande gehörig durchdrungen hatte, sehr ernstes Tadel verdiente, darüber wird heute wohl Niemand mehr zweifelhaft sein. — Ganz im Sinne jener Vorrede war die Wally gehalten, die man damals (1835) zu verbieten für nöthig hielt. Sie war wohl hauptsächlich hervorgerufen durch den Eindruck der Vekia, die ein Jahr früher erschien, und von der sie in unsinnigen Paradoxien wie in krankhaft verschrobene Empfindungen bei weitem überboten wurde. Die Reflexionen, die in der Form von Tagebüchern, Briefen u. dgl. darin aufbewahrt sind, bezogen sich meistens auf die Religion und waren nicht so ganz neu, als der Verfasser glauben mochte, aber sie waren in einer pikanten Form zusammengestellt und enthielten einige überraschende Wendungen, die freilich nur auf halbe Wahrheiten herauskamen. \*) Desto verwerflicher ist die novel-

trägt an Deinen seidenen Stiefelchen und es von mir gelernt hast, den Carbonaro in Falten zu schlagen und ich eine neue Art von Inerpressibles für Dich erfinden mußte und Du überall als meinen jüngsten, innigstgeliebten Bruder giltst, weißt Du, was ich sprach, als ich sprach: Ich liebe Dich? Komm, küsse meine Hand, daß sie begeistert schreibe! — Freilich ist die sogenannte erste Liebe die reizendste; aber sie ist die schädlichste für die allgemeine Tradition und Kunst zu lieben, weil sie einmal pädagogisch ist, sodann den Genuß der Liebe nicht vollkommen und im ganzen Umfange gewähret und zuletzt eine so bindende Kraft sich angeeignet hat, daß über der Furcht, untreu zu sein, über einem ganz bürgerlichen Ehrgefühl, das von einem Amte, einem Geheimnisse, vom Ordinaratsen auf das Göttlichste und die Ewigkeit übertragen worden ist. — Die Vicare des Himmels aber, welche bei einer mißlichen und negativen Gelegenheit recht ausdrückliche und positive Verachtung in dieser Vorrede genossen haben, mögen mir ihre Kirchthüren verschließen, die ich nicht suche, und Sacramente entziehen, deren Symbole ich im Herzen trage! Auch zur Ehe bedarf ich Eurer nicht: nicht wahr, Rosalie? — Wo ist Franz? — Komm, Du holber Junge, den sie mir heimlich getauft haben! — Sprich: Wer ist Gott? — Du weißt es nicht: unschuldiger Atheist! philosophisches Kind! — Ach! hätte auch die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!

\*) J. B.: Gott duldet es, daß der Glaube an ihn Tagesordnung der Geschichte würde; er duldet es, daß noch heute der Atheismus wie das größte Ver-

listische Grundlage des Romans. — Guklow hat Recht, wenn er später das sinnliche Moment des Romans als untergeordnet betrachtet, wenn er die in demselben vorkommenden Lüsterheiten mehr mit den Visionen eines Mönchs, dessen Phantasie durch Entbehrung überreizt ist, als mit den Erinnerungen eines Rous in Vergleich stellt; aber jene sieche, unkräftige, in Phantasien schwelgende Sinnlichkeit ist keineswegs schöner und erhebender, als die Heinse'sche Frivolität. Die Scene, in welcher Wally von ihrem Gemahl, der sich verpflichtet hat, sie nicht zu berühren, und der eben daran ist, sie seinem Bruder zu verkaufen, einen nächtlichen Besuch erhält, ferner die Scene, wo Jeronimo sich unter Lasterungen vor ihren Augen erschießt, und die, in der sie sich vor Cäsar nackt ausziehen muß, um eine antiquarische Reminiscenz desselben zu befriedigen, alle diese Scenen sind nichts weiter als ekelhaft, ohne Reiz, ohne Poesie und ohne Verhältniß zu der Charakteristik der Personen oder zur Entwicklung der Handlung. Gerade wie in der Lelia sind die Charaktere embryonisch und die Fabel eine Mosaikarbeit aus verschiedenen Einfällen. Der Mangel an Ernst, die Abwesenheit aller Energie im Denken und Empfinden, welche die Reflexion ebenso aushöhlt, als die Charaktere, ist viel bedenklicher, als ein offener und frecher Angriff gegen Religion und Sittlichkeit. — In engem Zusammenhang mit der Wally steht das kleine Drama Kero, das in demselben Jahre erschien. Das Drama soll die sittliche Anschauung einer bestimmten Zeit enthalten, die in der Geschichte nicht ihres Gleichen findet, und doch bezieht sich die Satire alle Augenblicke auf die sittlichen Zustände der Gegenwart. Das ist um so bedenklicher, da der geistige Inhalt des Ganzen der sogenannte Welt Schmerz ist, das Ringen der Individualität gegen Gott, den man als den höchsten Ausdruck der Gerechtigkeit verehren soll, und der doch keine Gerechtigkeit ausübt: Ein solches Ringen ist nur denkbar innerhalb einer Religion, die den Begriff Gottes als des höchsten Wesens festgestellt hat, und eine solche Religion war zu Kero's Zeit noch nicht vorhanden. Trotzdem wird man das Drama nicht ohne Interesse lesen. Die Idee, in Kero den Ausdruck der vollendeten Glaubenslosigkeit darzustellen, die durch den Besitz einer an Allmacht grenzenden Gewalt zu einer trunkenen Selbstvergötterung gesteigert wird, hat eine größere Berechtigung, als die Nachbildung der Seele eines Dalai Lama, und man begegnet von Zeit zu Zeit Einfällen, die auf der Höhe des Problems stehen. — Das Jahr 1835 war die Sturm- und Drangperiode in Guklow's Leben gewesen. Er hatte sich in ein Gefühl

---

brechen von den Völkern behandelt wird. — Der Tod, das zunehmende Alter ist eine so folternde Grausamkeit des Schicksals, daß ich mich nie entschließen kann, das Gebot der Gottesliebe zu befolgen.

hinaufgeschraubt, dem seine Kraft nicht gewachsen war. Man fühlte es bei seinen Angriffen gegen das Christenthum heraus, daß er fortwährend über seine eigene Kühnheit erschrak; er fügte dann apologetische Nebenarten hinzu, die er ebenso wenig begründete, als seine Polemik. Nun kam die Erklärung des Bundestages und ein dreimonatliches Gefängniß hinzu, um ihn vollständig in Verwirrung zu setzen. In einer spätern Ausgabe der „Wally“ (1851) fragt er das Publicum:

Hätte sich nicht aus der Wally ein leidlicher Entwicklungsgang prognostiren lassen, wenn man auf zehn Jahre nicht dem Autor einen Todschrecken in die Finger gejagt und ihn gezwungen hätte, in Allem, was er ferner gab, sich gleichsam gegen sich selbst zu verwahren? Wenigstens gedenkt er mit Wehmuth der Nothwendigkeit, daß er einige Jahre hindurch den leitenden Faden seines innern bewußten Selbsts im Literaturlabyrinth fast verlor.

Wer sich so leicht „einen Todschrecken in die Finger jagen“ läßt, der sollte sich nicht als Reformator geben. In der Tendenz der folgenden Jahre ist in der That ein merkwürdiger Abfall. In den Dichtungen der frühern Periode war es die Absicht, das Große und Gewaltige zu feiern, in dem Roman *Seraphine* (1837) sucht der Dichter für das Unbedeutende, Alltägliche und Häßliche das Interesse des Publicums in Anspruch zu nehmen. Es ist das bis zu einem gewissen Grad möglich, und zwar in der humoristischen Form, wenn der Dichter es versteht, hinter einer anscheinend trivialen oder unschönen Außenseite die feinen und tiefen Züge des Seelenlebens aufzuspüren. Gupkow ist aber ohne Humor, wie ohne Freude am wirklichen Leben und an dessen Detail. *Seraphine* ist eine häßliche, oberflächliche und dabei empfindsame Person, eine Närrin, bei der man vergebens nach einem positiven Zug suchen würde. Und Gupkow hat sich diesmal nicht täuschen lassen, wie es ihm später meist widerfuhr; er weiß, daß sie eine Närrin ist, und nicht geeignet, das Interesse irgend eines Menschen zu erregen. — Einen bei weitem breitem Raum nimmt der Roman *Blasedow und seine Söhne* ein (1838), der vom Publicum wenig gelesen, aber von einem großen Theil der Kritik gefeiert wurde. *Blasedow* ist das Werk, in dem sich Gupkow's schlechte Seiten am frechsten hervordrängen. Der Anfang ist das Beste. Gupkow hat in dieser Zeit gelernt, was ihm später nur selten mißlingt, durch eine gut angelegte Exposition die Neugier des Publicums anzuregen. Schon durch den nur leicht travestirten Namen und durch die Beziehung auf das Erziehungswesen errathen wir eine satirische Bedeutung. Vater *Blasedow* hat den Grundsatz in sich ausgebildet, man müsse in den Kindern ihre ersten Neigungen belauschen, weil diese den Grundzug des Charakters und des Talents enthielten, und sie dem nach erziehen. So beobachtet er bei dem ältesten seiner Söhne die Neigung,

Figuren mit einem Stod oder mit einem Säbel bewaffnet an die Wand zu kriegeln, kommt dadurch zu dem Resultat, er sei zum Schlachtenmaler berufen, und richtet seine ganze Erziehung nach dieser Voraussetzung ein. Aehnliche Experimente stellt er mit seinen übrigen Kindern an und entläßt sie eines schönen Morgens mit einigen Groschen ausgestattet in die Residenz, um dort ihren verschiedenen Berufszweigen nachzugehen. Stattdessen ergreifen sie die einzige Lebensbeschäftigung, von der Guklow eine bestimmte Vorstellung hat. Sie werden Journalisten, gerathen in eine Menge hunder, aber uninteressanter Abenteuer und kehren endlich mit leerem Beutel und gebrochenem Geist zu ihrem Vater zurück, mit dem sie gemeinschaftlich nach Aegypten auswandern. — Die Absurdbität ist so ungeheuer, daß man nicht recht versteht, gegen wen die Satire gerichtet sein soll. Sinnlosigkeiten wie die beschriebene hat selbst Basedow nicht verübt; und dieser ist lange vergessen. Die gegenwärtigen Erziehungssysteme fehlen eher nach der entgegengesetzten Seite; sie generalisiren zu stark. Eine bloße Burleske ist es aber auch nicht, denn die possenhafte Voraussetzung wird ganz ernst, fast tragisch behandelt, und das Stück spielt in der wirklichen Gesellschaft, wenigstens in der Gesellschaft, wie sie sich Guklow als wirklich vorstellt. Freilich hat er zur Darstellung der Gesellschaft, ja zur Beobachtung kein rechtes Talent. Er hat zwar ein scharfes Auge für die kleinen Schwächen der Menschen, namentlich für die kleinen Sünden der Eitelkeit und für ihre persönlichen unmittelbaren Beziehungen zu ihm selbst oder zu seinen Lieblingshelden; allein sie werden ihm zu wenig objectiv, sie nehmen keine feste Gestalt an, sie zeigen sich nur von der häßlichsten Seite. Das gesellschaftliche Leben, welches er schildert, entspricht nur den ganz verbildeten Kreisen. — Das Widerwärtigste ist der Charakter des Haupthelden, des Schlachtenmalers; um so widerwärtiger, weil er der Vater einer ganzen Reihe Guklow'scher Helden ist: ein eingebildeter Geiz, der die frechsten Gaunereien verübt, lügt und betrügt, und bei dem von Rechtsgefühl und von Ehre nur so viel zurückgeblieben ist, wie es zu seinen endlichen Interessen stimmt. Und diesmal kann man den Dichter von der Mitschuld seines Helden nicht freisprechen; denn wenn er auch nicht Alles, was dieser thut, rechtfertigt, so hat er doch im Ganzen in ihm sein Ideal geschildert, den vollkommenen Gentleman des 19. Jahrhunderts, der zugleich Genie und Weltmann ist. Solche unfertige, halbgebildete, aber anmaßende und freche Schwäger, wie der Schlachtenmaler, haben uns zuerst unsern Stil, unsere Dialektik und unsere Empfindung verdorben, sie haben dann in den Zeiten der Revolution als herumreisende Ritter vom Geiße die Begriffe des Volks verdreht, und fassen jetzt das Leben von dem höhern Standpunkte der Diplomatie auf.



Theodor Mundt, der Dritte im Bund des jungen Deutschland, geboren zu Potsdam 1808, studirte in Berlin und lebte seit 1832 als rühriger Journalist in Leipzig, später als Privatdocent in Berlin. Die Revolution verschaffte ihm eine Professur in Breslau, die er später mit einer Stelle an der Berliner Universität vertauschte. — Mundt ist der Doctrinär der Schule, d. h. derjenige, der sich mit dem Inhalt der Probleme am eifrigsten und längsten beschäftigt hat. Bei Gutzkow und Laube war es im Grunde nur ein ästhetisches Wohlgefallen, was sie zu den modernen Ideen trieb, und sie ließen die Stichwörter fallen, sobald sie ihren Dienst gethan. Mundt hat sich ernster als sie mit der Hegel'schen Philosophie beschäftigt und weiß sich der Phraseologie derselben mit einem gewissen Geschick zu bedienen. Er hat ferner die breiteste Belesenheit und hat mehrmals versucht, einen wissenschaftlichen Anlauf zu nehmen, z. B. in der Geschichte der Literatur 1842, die eine Fortsetzung zu Fr. Schlegel sein sollte, und in der Geschichte der Gesellschaft 1844. Die Bücher zeigen nicht bloß eine ungewöhnliche Elasticität, sondern auch mitunter das ernsthafteste Bestreben; dem Gegenstand gerecht zu werden. Leider ist dies Bestreben überall durch journalistische Flüchtigkeit verkümmert, und da sein plastisches Talent selbst hinter dem seiner Freunde zurücksteht, so sind seine Schriften am frühesten in der allgemeinen Fluth der Literatur begraben. Auch seine spätern poetischen Versuche: Thomas Münzer 1841, Carmöla oder die Wiedertaufe 1844, Mendoza der Vater der Schelme 1847, die Rataadore 1850, haben keinen bleibenden Eindruck gemacht. Dagegen muß man seine Tendenzen mit einiger Aufmerksamkeit verfolgen, weil sich in ihnen am lebhaftesten der Instinct jener Uebergangsperiode ausspricht. — Wie alle seine Freunde, begann Mundt mit literarischen Studien, und schon in seiner Jugendschrift: Madelon oder die Romantiker in Paris 1832, spricht sich eine gewisse Unruhe und Zersahrenheit in den Gesichtspunkten aus. Allmählig gewinnt er indessen die Ueberzeugung, daß es mit der Bedeutung der Poesie überhaupt vorüber sei, und daß man ein neues Ideal aufzusuchen habe. Die „Kunst der deutschen Prosa“ (1837) geht darauf aus, die bisherige Trennung von Prosa und Poesie aufzuheben. Es ist charakteristisch für die Methode des jungen Deutschland, welches die Poesie auf Reflexion, die Prosa auf Imagination zu begründen suchte. In früherer Zeit betrachtete man als das wesentliche Erforderniß einer guten Prosa das Festhalten eines scharf abgemessenen Gedankenganges, aus dem sich das Resultat mit Nothwendigkeit ergeben mußte, so wie seinerseits der Weg durch das Resultat bestimmt wurde. Diese Klarheit und Einfachheit war durch die Romantik in Verruf gekommen, und man hatte sie mit Rührtheit identificirt; während es doch eine ausgemachte Sache ist, daß der leidenschaftlichste Denker auch der am meisten logische sein wird,

d. h. daß nur Derjenige einen energischen Gedankengang verfolgen kann, bei dem die Wahrheit zur Herzenssache geworden ist. Die nur zersetzende Kritik des Verstandes reicht für eine logische Deduction von Bedeutung ebenso wenig aus, als für ein Kunstwerk. Statt dessen hatte man jetzt gefunden, daß eine gewisse reizende Unordnung und Verwirrung der Gedanken für die höhere Prosa ebenso nothwendig ist, als für die Poesie. Man machte „Spaziergänge und Weltfahrten“, nicht um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, sondern um des Begees willen. Auf diesem Wege giebt es Gelegenheit zu glänzenden Einfällen, und selbst die sorglose Outmüthigkeit, mit der man den Gedanken freies Spiel gestattet, hat für eine begabte, aber nicht sorgfältig disciplinirte Natur etwas Reizendes. Aber auf die Dauer wirkt doch die Zwecklosigkeit ermüdend. Wir verlangen von einer Abhandlung die nämliche Spannung, die nämliche Continuität, wie bei einem Roman; in diesem soll uns die Geschichte, in jener der leitende Gedanke fesseln. — Indes lag in diesen Ideen insofern ein richtiger Instinct, als die alte idealistische Poesie in der That abgestorben war und absterben mußte, wenn nicht das deutsche Leben in einseitiger Ausbildung verkümmern sollte. — Bemerkenswerth ist ferner das Bestreben, die eigentliche Politik mit dem Socialismus im weitesten Sinne des Wortes zu vertauschen. In einem andern Jugendwerk: *Moderne Lebenswirren* 1884, denkt Mundt darüber nach, welcher Partei er sich anschließen solle, den Conservativen, den Radicales oder dem Juste milieu. Die Begriffe bleiben ganz farblos und unbestimmt. Es wird nicht gefragt, was ist die eine oder die andere Partei, sondern nur, welche kleidet einen geistreichen Mann am Besten. Mundt überlegt hin und her und kommt zu keinem Resultat. Eigentlich mißfällt ihm das Juste milieu am Meisten, weil es die Partei der Philister ist, und doch kann er es nicht vermeiden, die einzige passende Tracht für einen gebildeten Menschen in diesem spießbürgerlichen Kleidermagazin zu suchen. Die Ironie, die darin liegt, trifft Niemand anders, als die schöngeistige Dilettantenclique, der es nicht darauf ankam, den allgemeinen Ideen und Zwecken zu dienen, sondern sie nur als Folie für ihre Persönlichkeit zu benutzen. — Mundt hat sich später noch fortdauernd mit den verschiedenen socialistischen Systemen beschäftigt, nicht so weit, um einen Abschluß, eine feste Ueberzeugung zu gewinnen, sondern nur um sich an der Mannichfaltigkeit der Tendenzen zu erfreuen. Wenn er in seiner Geschichte der Gesellschaft für einzelne Persönlichkeiten, z. B. für St. Simon und Fourier, sogar eine gewisse Begeisterung entwickelt, so hat auch diese etwas Gemachtes und gilt nicht dem positiven Resultat, sondern dem guten Willen. Die moderne Gesellschaftswissenschaft, welche die Politik vertreten sollte, ist im Grunde nur ein System des Unglaubens, welches die Berechtigung der reformatorischen Tendenz aus

dem Trieb, sich geltend zu machen, herleitet. Die Fragen, welche sich auf den Verkehr der Menschen beziehen, verlangen zu ihrer Beantwortung ein viel gründlicheres nationalökonomisches Studium, als die Fragen der Politik. — Nur an einer Idee hat er immer festgehalten: daß die Frauen ihre richtige Stellung in der Gesellschaft noch nicht erlangt haben. Seine Freunde spielten nur mit dieser Idee; ihm dagegen war sie ernst, und er suchte sie durch immer neue Gesichtspunkte zu fördern. Daher sein fortwährendes Interesse für die Lucinde, Delphine, G. Sand u. s. w. Daß man in einer Zeit, wo für alle Theile der Gesellschaft unbedingte Freiheit erstrebt wurde, auch der Frauen gedachte, in deren Lage allerdings Vieles zu verbessern war, und daß man in einer Zeit, wo kein Gedanke etwas galt, wenn er nicht durch Paradoxie zerseht war, in seinen Wünschen und Anforderungen über das Maß hinausging, ist ebenso begreiflich, als daß darüber bis jetzt noch nicht viel Verständiges zu Tage gefördert ist. Im Ganzen haben die Männer noch weiblicher darüber geredet, als die Frauen. Wenn eine Frau sich emancipirt, d. h. das Band der Sitte und des Gegebenen von sich wirft (natürlich nur literarisch), so ist sie viel rücksichtsloser, als ein Mann, wie man das an den Schriften von Louise Mühlbach, der Gattin Mundt's, verfolgt. — Die Emancipation der Weiber war das Motiv der Schrift: *Madonna oder Unterhaltungen mit einer Heiligen* 1835, welche ebenso der Polizei, wie dem ehrsamem Bürgerstand Anstoß gab. — In demselben Jahr setzte Mundt seiner Freundin Charlotte Stieglitz ein Denkmal. — In der Blüthe ihrer Jugend, schön, voll der glücklichsten Gaben des Geistes und des Herzens, mit dem Mann ihrer Wahl vermählt, in dem sie mit übertriebener, aber wohl begreiflicher Pietät den Dichter ehrte, geliebt und geachtet von allen ihren Umgebungen, gab sich Charlotte Stieglitz am 29. December 1834 selbst den Tod, um dem ermüdeten und erkrankten Geist ihres Gemahls neue Spannung und Elasticität zu geben. Diese That wird dadurch so merkwürdig, daß wir bei Charlotte Stieglitz keine Spur von jener schwärmerischen, krankhaften Phantasie finden, aus der ähnliche Verirrungen wohl zuweilen hervorgehen. In ihrem Leben, wie in ihren Briefen und Tagebüchern, sehen wir einen reifen, besonnenen Verstand, ein warmes, gesundes und natürliches Gefühl. Daß eine solche Natur nicht nur auf jenen wahnsinnigen Gedanken verfallen, sondern denselben auch mit der größten Kaltblütigkeit ausführen konnte, das muß man doch wohl als ein Symptom einer allgemeinen, sehr ungesunden Verirrung der Gefühle betrachten. Statt dessen nahm sich die junge Literatur der Sache mit einer gewissen Begeisterung an. „Hier ist mehr als Lucretia!“ sagt Theodor Mundt in seiner Biographie Charlottens. „Hier sollt ihr nicht bewundern, nur in heiliger Scheu ein herrliches Menschenleben anschauen, das an der süßen Qual, zu sein und

zu lieben, sich das Herz abgedrückt hat, und dem die christliche Gefinnung selbst die Stärke gab, sich in den Tod zu stürzen, von dem sie Erlösung für unendliche und unübersehbare Verwirrungen der Existenz verhofft.“ — Die Idee des Opfers war freilich nur Vorwand; eigentlich rief das quälende Gefühl, dem Manne, den man gern hätte anbeten mögen, nur die unwürdige Theilnahme des Mitleids zuwenden zu können, in der starken und stolzen Seele dieser Frau eine Art von stiller Verzweiflung hervor; die sich zuletzt mit dem Gedanken des Opfers phantastisch ausschmückte; allein dadurch wird die Thatsache nicht aufgehoben, daß in dem herrschenden Idcentresse eine Empfindung vorkam, die in ihrer Art ebenso schlimm war, als die Raserei der Stigmatisation. Es war der Drang der weiblichen Seele, nicht bloß durch die dem Weibe bestimmte Thätigkeit und Aufopferung jedes Tages, sondern durch eine concentrirte, den Augen der Welt sichtbare That ihre Stellung im Reich des Geistes zu erwerben: ein Drang, der immer wieder hervortritt, wenn die Unsicherheit in den allgemeinen sittlichen Begriffen den sonst zur Seite gedrängten, individuellen psychischen Motiven einen freieren Spielraum gestattet. In solchen Zeiten, wo der Mann mit seiner umfassendern Kenntniß bei jedem Schritt und Tritt auf Bedenken stößt, und daher in seinem Entschluß überall gehemmt wird, beinächtigen sich die Frauen, die unbefangenen ihrem Instinct folgen, der Literatur; sie ertheilen Orakelsprüche und geben dem strebsamen Formtalent ihrer Verehrer Inhalt und Motive. Wir haben eine ähnliche Umkehr der Geschlechter in den Zeiten der Romantik hervorgehoben; von den Dichtern des jungen Deutschland sehen wir überall die weibliche Natur als den würdigsten Gegenstand der Poesie betrachtet, und in ihrem eigenen Schaffen stoßen wir überall auf weibliche Symptome.

Zu welchen krankhaften Auswüchsen diese Idee von der hohen Bestimmung des Weibes führen kann, zeigt am deutlichsten Gottschall's Gedicht: Die Göttin, hohes Lied vom Weibe (1852), welches z. B. in Rosenkranz' Aesthetik Seite 275 als eine der bedeutendsten Schöpfungen der neuern Poesie bezeichnet wird. Schon in Madonna und Magdalena (1843) hatte Gottschall versucht, ein Symbol von dem Loose des Weibes überhaupt zu geben. In dem neuern Gedicht wird dieser Versuch in epischer Vollständigkeit wiederholt. Marie, die Heldin des Stücks, ist an einen Girondisten verheirathet, der in den Kerker des Convents das Todesurtheil erwartet. Sie geht zu den Jacobinern, um Gnade für ihn auszuwirken, und diese versprechen ihr die Freiheit des Gatten, wenn sie die Göttin der Vernunft spielen will. Sie entschließt sich zu diesem Opfer mit schwerem Zagen, dann aber überlegt sie in anticipirten Feuerbach'schen Ideen, daß eigentlich doch der Mensch die wahre Darstellung der Gottheit sei, daß also in der göttlichen Verehrung eines sterblichen Weibes gar kein Frevel liege. In dieser Exaltation macht sie das Fest mit; als sie nachher aber erfährt, daß ihr Mann doch hingerichtet ist, als ferner

Robespierre das höchste Wesen wieder einführt und sie zur Abankung zwingt, verliert sie den Verstand und ergeht sich in einer Reihe wüster Visionen, z. B. sie prügelt sich einmal mit der Madonna, bis sie endlich den Hungertod stirbt, um als reine Gottheit in die Lüfte zu verschweben. Um diesem Ereigniß die zweckmäßige Grundlage zu geben, hat uns der Dichter die Vorgeschichte der „Göttin“ mitgetheilt. Marie wird zuerst in ein Kloster gesteckt, aus demselben durch ihren Liebhaber entführt, wieder zurückgebracht, in einen Kerker geworfen, dann durch die Revolution befreit, worauf sie mehrere Jahre in glücklicher Ehe lebt. Man könnte denken, es wäre durch das Kloster eine tiefe Gläubigkeit in ihr Herz eingepflanzt und wenn später die Leidenschaft sie aus diesem Kreise herausriß, so wäre ein Rest der alten Gesinnung in ihrer Seele zurückgeblieben, der nachher bei dem größten Frevel wieder zum Vorschein kommen und sie in den Wahnsinn treiben müßte. Oder man könnte sich vorstellen, die Klosterzucht hätte in ihr einen Haß gegen das Christenthum erregt und sie zu einer begeisterten Seherin gemacht, die ihre spätere, wenn auch nur momentane göttliche Stellung als einen Triumph über die Kirche auffaßte. In beiden Fällen wäre ein ideeller Zusammenhang der Vorgeschichte mit dem Hauptereigniß hergestellt. Aber Keins von Beiden geschieht. Das Kloster wie die Ehe ist genrehast und ironisch behandelt, das Eine wie das Andere übt gar keine Wirkung auf die Seele der Heldin aus und man würde nicht begreifen, wie der Dichter überhaupt darauf gekommen ist, die Vorgeschichte zu erzählen, wenn man nicht annähme, es habe ihm dunkel vorgeschwebt, in Marie ein Bild des Weibes überhaupt in seinen verschiedenen Phasen zu schildern. Auch dieser Zweck ist verfehlt, denn Marie ist ebenso wenig wahre Könne, wie wahre Freiheitshelbin. — In einem Vorgebicht: „das Weib“, werden die verschiedenen Stufen der Vergöttlichung des Weibes durchgenommen: zuerst Venus Anadyomene, dann Madonna und Magdalena, endlich die Göttin der Vernunft. Die erste Göttin der Vernunft sei zwar dem muthigen Beginnen erlegen, weil sie zu schwach gewesen, aber: „Folgt ihr nach, ihr Jüngerinnen! Dringt kräftiger zum Siege hin! . . . Laßt euch durch Erd' und Himmel tragen und wird auch zu des Abgrunds Thor die Seele ruhelos gestoßen, so zieht des Denkens Hölle vor dem Himmel der Gedankenlosen. Des Weibes Ziel und Glück auf Erden wird nur durch den Gedanken klar. . . Von keiner fremden Gnadensonne, durch eignen Zauber nur verklärt, so sei als Venus, als Madonna, das Weib, das irdische verehrt!“ Und wenn das geschehen sein wird: „So denkt der stillen Götterleiche, die in der Zukunft Pforten lag, . . . dann flechtet in die Dornenkronen der Rose Pracht, des Vorbeers Ruhm, die Göttin der Vernunft soll thronen in freier Frauen Heiligtum!“ — Wie in aller Welt steht dieser Inhalt mit dem Gedicht in Verbindung? Marie hat sich ja nicht freiwillig als Göttin aufgestellt, sie ist nur durch die Jacobiner zu jener unheiligen Rolle verführt worden. Was hat sie gethan, worin ihr die Jüngerinnen nachfolgen sollen? Sie ist betrogen worden und hat darüber den Verstand verloren, das ist gewiß kein sehr einladendes Vorbild. — Der Dichter sagt: „Es wird ein glücklicher Geschlecht zu einem Kranz die Blumen winden: der Sinne Reiz und schönes Recht, der Seele Schmelz und tief Empfinden!“ und er unterstreicht diesen Gedanken, um ihn noch besonders hervorzuheben. Und doch hat schon

Goethe in seinen zahllosen Gedichten nichts Anderes gethan, als diesen Reiz der Sinne und diesen Schmelz der Seele mit einander zu versöhnen; und vor und nach Goethe haben die Dichter zu Hunderten dieselbe Melodie angestimmt und was die Dichter gesungen haben, das haben die andern Leute gethan. — Bei dieser Unklarheit der Gesichtspunkte steigert sich der Dichter zu Gefühls-ergüssen, die bald die leere Declamation, bald eine fragenhafte Ironie enthalten. So z. B. wenn Mariens Verwandte ihr die Annehmlichkeiten des Klosterlebens schildern.

Du wirst die Braut von Jesu Christ,  
Durch himmlische Liebe verklart:  
Und nebenbei, was das Beste ist,  
Ganz sorgenfrei ernährt!  
Der Tausend mit sieben Broden gelegt,  
Gesättigt ein gläubiges Vertrau'n:  
Er speist mit einem Herzen jezt  
Die Liebe von tausend Frau'n ....  
Die Schönheit verwelkt in dem leuschen Serail,  
Die Tugend, die ewige, reißt!  
Der Körper wird hier, wie ein lästiger Balg,  
Der Seele abgestreift! u. s. w.

Ganz ins Wüste verliert sich die Bildersprache in dem letzten Theil. Noch lange bevor Marie wahnsinnig wird, hält sie einen Monolog, in dem sie die Schrednisse der Weltgeschichte zusammenfaßt und dann die Frage aufstellt: „Wo schläft denn Gott, nachdem er diese Welt zum Spiel wie eine bunte Seifenblase aus thönerner Pfeife blies?“ Zulezt tritt sie an das Paradebett der Geschichte:

Den Schleier reiß' ich von den bleichen Zügen,  
Die Tücher reiß' ich von den mürben Leibern  
Und all die alten Wunden bluten frisch!  
Das ist das Regelspiel der Weltgeschichte;  
Das sind die Reune, die der Herr geschoben!  
Ist's nicht genug des Spiels, ihr blut'gen Opfer?  
Wir nehmen selbst die Kugel jezt zur Hand,  
Im eig'nen Spiele gist der eig'ne Wurf!  
Der Arm ist stark — Gott rolle seine Welten,  
Wir selber rollen unsres Glückes Kugel!  
Um's Haupt der Wolfsschlucht Sturm und Wetterbraus,  
Wo eine losgelass'ne Hölle jauchzt,  
Wir rufen nicht: Hilf, Gott! Hilf, Samiel!  
Die Todeskugel gießen wir allein,  
Ein Freischuß ist der Mensch und soll es sein.

Was hat diese Vertiefung der Symbolik des Regelspiels, dieser Wortwitz mit der Kugel, die theils zum Schießen, theils zum Rollen gebraucht wird,

diese Anticipation des Freischuß, bloß weil dort auch Kugeln gegossen werden, für einen Zweck? Welche Stimmung des Gemüths soll sie anregen? Wir finden keine Antwort. Die Bilder gehen mit dem Dichter durch, der Dichter läßt ihnen die Zügel, ohne zu sehen, wohin sie führen. — Von dem Schluß, wo Marie in wirklichen Wahnsinn verfällt, reden wir nicht, da man von einem Delirium verständige und ästhetische Folge nicht erwarten wird.

Dies waren die vornehmsten Schriftsteller der jungdeutschen Literatur. An ihre Namen knüpften sich die Hoffnungen der unfertigen Jugend, die Furcht und der Abscheu des zähen Alters. Weder die Hoffnung noch die Befürchtung ist in Erfüllung gegangen; die jungdeutschen Schriftsteller haben weder etwas zerstört, noch etwas aufgebaut, sie bleiben aber doch für die Literaturgeschichte von Wichtigkeit, denn sie waren die Typen für einen Umschwung in der Literatur, der keineswegs als ihr Werk angesehen werden darf. Die Jahre unmittelbar nach der Julirevolution waren in ihrer Grundstimmung ebenso revolutionär, oder bestimmter ausgedrückt, skeptisch, als die Jahre nach der Restauration reactionär und dogmatisch gewesen waren. Alle oppositionelle Stimmungen fanden sich zusammen, und jeder Schriftsteller, welcher der Regierung aus irgend einem Grunde ein Dorn im Auge war, galt allen Uebrigen als ein Märtyrer. Strauß, Gutzkow, Ruge, Laube u. s. w. zusammenzustellen, sieht wunderbar genug aus; es fühlte sich aber damals in der That Alles verwandt, weil Alles gegen die bestehenden Begriffe mehr als gegen die bestehenden Regierungen Front machte. Die Zeitschriften wurden der Mittelpunkt der Literatur, und die Literatur lernte von der Hand in den Mund zu leben. Ein gewisses formales Talent für Vers und Prosa konnte man sich nach der Vorarbeit der großen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts leicht aneignen. Der Stand des Schriftstellers schien also der bequemste von der Welt, um so mehr, da man dadurch eine Mission zu erfüllen glaubte. In dem Alter, wo man anfangen soll, sich zu bilden, stellte man sich dem Volk als Lehrer dar; in einer Zeit, wo das Reich des Wissens sich so ausgedehnt hatte, daß man nur durch das Studium eines ganzen Lebens sich auf der Höhe halten konnte. Da man nichts wirklich durchdacht hatte, so konnte man nur auf den Effect speculiren. Wer einiges Talent hatte und eine dreiste Sprache, galt zuerst als hoffnungsvoller junger Mensch, dann als Vorkämpfer für die Sache der Menschheit. Diese vor-  
schnellen Erfolge rächten sich dann sehr bald, und des vergessenen Schriftstellers bemächtigte sich ein allgemeiner Mißmuth. Er hielt sich für verkannt und verfolgt und war fest überzeugt, daß etwas faul in Deutschland sein müsse; eine Revolution könne nicht ausbleiben. Bei der Masse der Tageschriftsteller war diese Stimmung nicht ohne Einfluß, ja man nahm sie als den Ausdruck des gesammten Volks, und doch war es nur

der Ausdruck eines Standes, der von dem wirklichen Leben getrennt in stofflosem Ehrgeiz verkümmerte.

Ein entscheidendes Zeichen für die Ummwendung in der allgemeinen Stimmung war die revolutionäre Richtung der Lyrik. Gleichzeitig mit dem jungen Deutschland traten eine Reihe österreichischer Dichter auf, die von dem Streben ausgingen, statt der individuellen Empfindung, das moderne Leben in seinen öffentlichen Interessen und Ideen zum Gegenstand zu machen. Auf Oestreich lastete der Alp der Restauration am schwersten, und bei der Gemüthlichkeit des Volks war es begreiflich, daß es seine Brust zunächst durch lyrische Stoßseufzer erleichterte. An der Spitze dieser Freiheitskämpfer steht Anastasius Grün (Graf Aueršperg, geb. 1806 zu Laibach). — Sein erstes Werk, „die Blätter der Liebe“ (1830), ging unbeachtet vorüber; einen größern Erfolg hatte der Romanzenkranz vom „lehten Ritter“ (Kaiser Maximilian I., 1830); eine wahrhaft elektrische Wirkung brachten die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ (1831) hervor, die kaum durch den „Schutt“ (1835) und die „Gesammelten Gedichte“ (1837) gesteigert werden konnte. In allen diesen Poesien erhob er die Fahne der Freiheit und kämpfte für die Ideen, die damals den bei weitem größten Theil des deutschen Volkes mit sich fortzogen. Seine beiden lehten Werke, die „Nibelungen im Grad“ (1843), und der „Pfaff vom Kahlenberg“ (1850), empörten sich gegen die öffentliche Stimmung und wurden nicht mehr von jener Sympathie getragen, die wenigstens zum Theil den Ruhm der frühern Werke vorbereitet hatte. — Was den Erfolg des Dichters begründete, war zunächst die Kühnheit, mit der er die modernen Interessen von der poetischen Seite beleuchtete. Früher hatte selbst der Liberalismus die Verstandesüberzeugung von den Sympathien des Herzens getrennt; sein Verstand und seine Willenskraft waren im Tageslicht beschäftigt, sein Gemüth aber sehnte sich noch immer nach den Schauern der „mondbeglänzten Zaubernacht“. Anastasius Grün hatte den Muth, die Romantik auch im Sonnenschein zu suchen; er nahm sich selbst der Eisenbahnen und Fabriken an. In dieser Beziehung ist sein „Schutt“ ein sehr glücklicher Einfall. Aus den Trümmern der alten Zeit, welche die phantastische Melancholie der Dichter wie ein Schlinggewächs umkränzte, erblüht die neue in aller Fülle jugendlicher Gesundheit, und das Eine wie das Andere wird von den warmen Strahlen eines heitern und liebevollen Gemüths verklärt. Ein zweites Verdienst war der Reichtum und zum Theil die Schönheit seiner Bilder. Grün ist unerschöpflich in der Auffindung von Aehnlichkeiten aus allen Gebieten der Natur und der Geschichte, welche den Gedankengang der Phantasie vermitteln und einschmeicheln. Bei diesen großen Verdiensten übersah man anfangs die Fehler, die einer



ernstern Kritik nicht entgehen können. Einzelne kleine Dichtungen ausgenommen, ist die Composition nie aus einem Guffe: ein Gedanke weckt den andern, ein Bild ruft das andere hervor, oder auch die Ausmalung eines einzelnen Bildes, über welches der Dichter den ersten Gedanken vergißt, regt ihn zu neuen Gedanken an. Das ist es, was Grün von Schiller unterscheidet. So willenlos sich der Letztere in seine Bilder zu verlieren scheint, immer ist es der leitende Gedanke, der sie durchgeistigt und zu einem harmonischen Ganzen gliedert. Grün dagegen wird durch die Ideenassociation bestimmt, und an diesem organischen Gebrechen leidet fast jedes einzelne Bild. Der Dichter ist abhängig von seinen Vorstellungen, er ist nicht soweit Herr über sie, um sie in das richtige Maß zu fügen, das nicht nur zur Schönheit, sondern auch zur Deutlichkeit nothwendig ist. Damit hängt die Abwesenheit aller Melodie zusammen: seine Gedichte haben keinen Fluß, weil ihnen die Elasticität der Gestaltung fehlt; ferner die Incorrectheit der Form, in welcher man zum Theil den Destreicher heraus hört. — Was endlich den sittlichen Inhalt betrifft, so befähigt ihn die Mäßigung in seinen Ansichten und vielleicht auch der Mangel an Bestimmtheit, so wie seine Unabhängigkeit von philosophischen Doctrinen, nach allen Seiten hin poetische Gerechtigkeit auszuüben; allein es fehlt nicht bloß die Gluth des Glaubens, der alle Hindernisse mit spielender Leichtigkeit überwindet, sondern auch der Ernst, der auf die vielen poetischen Fragen sich doch endlich entschließen muß, eine bestimmte Antwort zu geben. Wo der Dichter sich bemüht, ein Bild seines eigenen Ideals auszumalen, versagt ihm seine Beredsamkeit, und man gewinnt nichts, als die unklare Vorstellung einer widerspruchlosen Glückseligkeit, die jede Geschichte unmöglich macht und die sich endlich in ein geistiges Schlaraffenleben zusammenlegt. — Allmählig verminderte sich im Publikum die Theilnahme für den Dichter: seine erste Einwirkung war zum Theil auf Ueberraschung gegründet, und man hatte sich verwöhnt, immer neue Ueberraschungen zu erwarten, die der Natur der Sache nach endlich ausbleiben mußten. Bemerkenswerth ist, daß man bei seinen Nachahmern, die aus dem unbefangenen Liberalismus in eine angeblich philosophisch-radicalen Schwärmerei übergingen, die nämliche Manier nicht herausfühlte, obgleich sie mit weit weniger Geschick und weit mehr Ansprüchen gehandhabt wurde. —

Nicolaus Lenau (Niembsch von Strehlenau) ist 1802 im Banat geboren. Seine ersten Gedichte wurden von seinem Freunde Gustav Schwab 1832 herausgegeben; in dem Schwabenthrone war er aufgewachsen und in der Manier der Schule hatte er zuerst gedichtet. Er suchte sich dann in Amerika eine neue Heimath, von dem Unmuth über die enttäuschten Hoffnungen des Jahres 1830 aus Europa getrieben. Mit dem Rest des kleinen Vermögens, das er von seinen Großeltern geerbt, kaufte

er sich einige hundert Morgen Urwalds. Es mißglückte ihm, und müde kehrte er nach Europa zurück, wo er mittlerweile durch seine Gedichte ein berühmter Mann geworden war. Es folgten nun Faust 1836, Savonarola 1837, Neue Gedichte 1838, die Albigenfer 1841. Er hatte sich verlobt und fing an, auf Lebensglück zu hoffen, als ihn 1844 der Wahnsinn ereilte. Sechs Jahre hat er gelitten. — Das Charakteristische seiner Individualität ist Stärke und Innigkeit des Gefühls, Armuth der geistigen Anschauung. Daraus ist jener ungehörige Drang zu erklären, der sich dem Anschein nach gegen die wirkliche Welt, eigentlich aber gegen das Gefühl der mangelnden Kraft empört; daher jene gewaltsame Sprache, die freilich auch Provinzialismus ist, jene wilden, unheimlichen Bilder, über die sich schon der Schatten einer dunkeln Zukunft breitet, und die uns am häßlichsten durchfröckeln, wenn sie sich an einen scheinbar heitern Stoff knüpfen; daher jenes ungehörige Springen von einer Empfindung in die andere, jene Hast des Gedankens, die Form und Maß verschmäh't und die doch immer in den Banden einer tiefen Schwermuth bleibt; jene Idee der allgemeinen Richtigkeit, die eine dunkle Färbung der Verzweiflung annimmt. Daher auch jene Reigung zu Stoffen und Problemen, die ihm bereits durch frühere Dichtungen vermittelt waren. Daher das Fragmentarische seines Schaffens. Am bezeichnendsten tritt es in den Albigenfern hervor, bei einem eigentlich sehr epischen Stoff, den er aber in eine Reihe lyrischer Empfindungen zerbröckelt. Zuweilen ist die Empfindung edel und selbst groß, z. B. in der herrlichen Scene, in welcher die Beichte des Papstes geschildert wird, mit einer tragischen Härte und einem großen historischen Sinn, daß sie sich den Eingebungen der besten Dichter an die Seite stellen könnte. Ueberwiegend sind aber die vereinzelt idyllisch-sentimentalen Bilder und Gleichnisse, die mehr eine Laune als ein wahres Gefühl ausdrücken. Das Herz ist voll, aber die Zunge gelähmt. Wir werden durch die tiefe Schwermuth gerührt, aber wir werden nicht ergriffen, denn es fehlt die Spannkraft; es treten Personen auf, um Augenblicklich wieder zu verschwinden, es werden große Entwürfe gemacht und fallen gelassen, wir stehen vor einem phantastischen Schattenspiel. — Im Savonarola würde uns die Inbrunst des Gefühls, die sich diesmal in den concreten Vorstellungen der Religion bewegt, lebhafter ergreifen, wenn nicht die Eintönigkeit des elegischen Verstandes uns ermüdete, die beständige, wenn auch zum Theil schöne Blumensprache dem historischen Stoff widerstrebte, und wenn nicht bei den vielen, zum Theil tiefen Reflexionen dennoch der Mangel an wirklicher Gestaltung unangenehm hervorträte. Doch sind einzelne Scenen, z. B. die Predigt des Savonarola und das Gespräch Cesar Borgia's mit seinem Vater, von großer Kühnheit. Das Gedicht ist nicht bloß gegen das neukatholische Heidenthum

Rom im fünfzehnten Jahrhundert und gegen die gemüthlose Scholastik desselben gerichtet, sondern ebenso gegen die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts. Dem Anschein nach bekämpft Lenau den weltlichen Sinn derselben, eigentlich haßt er aber an ihr jene bequeme Versöhnung und Befriedigung, die den Schmerz durch Verstandesformeln hinwegleugnen möchte. Sie beantwortet die kühnsten Fragen mit pädagogischer Gemessenheit, während das Herz des Dichters nicht nach der Antwort, sondern nach dem Gefühle der unlösbaren Frage trachtet, weil dieses Gefühl seinem Schmerz die Berechtigung giebt. Lenau rechtfertigt die Poesie des Schmerzes gegen den Idealismus des Verstandes, sein Weltschmerz geht nicht aus dem Unglauben des Verstandes hervor, sondern aus dem Zweifel des Herzens: er ist die Trauer eines edlen Gemüths über seinen eigenen Verlust. — Die Gedichte erinnern an Uhland wie an Hölty, nur daß die Ueberfülle der modernen Reflexion ein neues Moment darin bildet. Daher werden die Schilderungen, namentlich in den Balladen, so lebhaft gefärbt, plötzlich durch einen fröstelnden Schauer unterbrochen, der Alles auseinander zerrt. Oft versteht man nicht, worüber er klagt, nicht einmal sprachlich; selbst sein Borne richtet sich zuweilen auf ganz eingebildete Gegenstände. Daher die schauerlichen Nachstücke in seinen Gedichten, die in der Natur ein Bild seines eigenen Geistes abmalen; daher diese Beklommenheit einer düstern Atmosphäre, die sich über die bunt angelegten Landschaftsgemälde breitet, das Hineinschauen des Todes und seiner Schreckbilder in das sonst sehr energisch mitgefühlte Naturleben.\*) Am

\*) Mitunter sieht freilich diese beständige Erinnerung an Freund Gaim etwas nach Manier aus, gerade wie bei Matthißen, z. B. „Es braust in meines Herzens wildem Takt, Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt“. — „Froh schmückt er ihr mit seinen Traumesblüthen die Brust, um welche Todeslüfte brüten.“ — „Sie ist so schön, die schönste der Jungfrauen, daß man sie nicht kann ohne Schmerz betrachten, denn zitternd spricht das Herz mit bangem Grauen: nach dir muß selbst der Tod, der kalte, schmachten!“ Ueberhaupt stört uns in den meisten seiner Gedichte die Neigung zu abstracten Ausdrücken, die sich auch in der incorrecten Wahl der Sprachformen und in der falschen Wortfolge zeigt, z. B. „Nicht ein Hinübersehen stets einiger umschmieget,“ — „Umtrauscht von schmerzlichen Bergehn, mich fest an sie zu schmiegen,“ — „Nun stieg der trübe Buß von Rebelbildern aus ihrer stillen Nachtversenkung“ u. s. w. — Dies Alles ist später als große Schönheit angesehen und vielfach nachgemacht worden. Uebrigens haben seine Bilder, selbst wenn sie ungenau und barock sind, oft etwas sehr Plastisches, z. B. in dem sehr schönen Polenlied, wo vom Winter gesagt wird, er tanzt mit den rauhen Sohlen auf den Polengräbern, ferner das Bild vom Wolf: „wie das Kind aufweckt die Mutter, schreit er die Nacht aus ihrem Traum, heischt von ihr sein blutig Futter“. Ein anderes: „Nun schleichen aus dem Moore kühe Schauer und tiefe Rebel über's Heidefeld, der Himmel ließ nachsinnend seiner Trauer, die Sonne läßt

streiften sind noch die Schilderungen seiner Heimath, der dunkle Wald, der Maggar auf seinem Roß und der Zigeuner mit der Geige, die Haideschenke mit den tanzenden Bauern, die jauchzend ihre Sporen klirren lassen, obgleich uns auch hier ein zuweilen finstrier Zug begegnet, der an Barocke und Manierirte streift. Viel kräftlicher sind die Darstellungen der amerikanischen Waldeinsamkeit; aus den großartigen Scenen einer wilden Natur schaudert ihm das Gespenst der Vergänglichkeit entgegen, und dieser Gedanke verläßt ihn nicht, auch wenn ein ganz bestimmter Gegenstand eine objectivc Schilderung verlangt. — Einigen Aufschluß über seine Gemüthsbildung finden wir in den von Karl Mayer herausgegebenen Briefen. Die Poeten der Schwabenschule, namentlich die Kleinern, verhätschelten einander und wurden von den Frauen verhätschelt. Ein gesundes männliches Verhältniß, eine Zucht der Freundschaft konnte nicht aufkommen. Man ließ jede Narrheit gewähren, wenn sie etwas Poetisches hatte. Man forcirte sich zur Dichtung und impfte sich Krankheiten ein, um Stoff zu haben. Am gemeinen Leben des Volks hatte Lenau keinen Theil. Er war Aristokrat, nur den Dichtern zugänglich, und den Stillsten von ihnen am zugänglichsten. Am innigsten war sein Verhältniß zu Justinus Kerner, dem einsamen Geisterseher. Die beiden Männer durchschauten einer des andern Dämon, Lenau trieb Spaß mit der Geisterseherei, obgleich er zuweilen dem Freunde zum Munde redete, und ebenso wenig entging dem Andern der böse Geist in der ursprünglich edlen und starken Seele des Dichters, über den er schon in der Zeit, als er die Gedichte schrieb, nicht immer Herr werden konnte, der dann einen immer finstern Schatten über sein Gemüth warf und ihn endlich zu Boden schlug. Dieser Dämon, den Justinus Kerner einmal persönlich sah („Es ist ein haariger Kerl, mit einem langen Widelschwanz u. s. w.“ S. 63), war der Wahnsinn, den er selbst mit einem gewissen Grauen, wenn auch noch unbestimmt, kommen sah. In einem Brief an Mayer aus dem Jahr 1832 sagt er (S. 68): „Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglück. Schwab hat neulich von einem Wahnsinnigen sehr geistreich gesprochen. Er wollte ihn heilen und ging also ganz leise und behutsam der fixen Idee des Narren auf den Leib. Der Verstand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämissen nach, und als er endlich am Conclufum stand und einsehen sollte das Unfinnige seiner Einbildung, da sturzte der Dämon des Narren plötzlich, merkend, daß man ihm aufs Leben gehe, und sprang trotzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den

---

fallen aus der Hand“ u. s. w. — Verlehrter ist es freilich, wenn ihn die weißen Schultern auf einem Maßenball an die Schneefelder erinnern, auf denen die polnischen Helden gefallen sind.

Karren zu belehren. Ein Analogon von solchem Dämon glaube ich auch in mir zu beherbergen.“ — Diese Stimmung entsprach der allgemeinen Reigung der Zeit. Der maßlose Wissensdrang des Faust und die maßlose Sinnlichkeit des Don Juan, der politische Unmuth, der den hochgespannten Erwartungen des Jahres 1830 folgte, die verbannten Polen, die zu einem Trauerlied heruntergekommene Marseillaise u. s. w., das sind die Bilder, in denen sich die damalige Lyrik ausschließlich bewegte. Lenau's Freiheitsgedichte übertreffen an Zorn und an Charakter die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger. Er verschmähte ebenso den Cynismus Heine's, der sich im Gefühl der allgemeinen Nichtswürdigkeit sättigt, wie das zufriedene Pathos der meisten übrigen Freiheitsfänger, die sich mit ihrer Declamation oder mit ihrer Melancholie Genüge gethan zu haben glauben. Fragmentarisch wie sein Dichten, war sein Leben und Empfinden, und er ist eine von jenen zahlreichen Naturen unsers Vaterlandes, deren Dichtung uns ebenso betrübt, wie ihr Leben, weil weder das Eine noch das Andere sich zu einem Ganzen abrundete. Das Grauenhafte seines äußerlichen Schicksals giebt bei ihm dieser Trauer einen erschütternden Charakter. — Ganz unklar ist Lenau's Verhältniß zur Religion. Seine Gedichte erscheinen in der Regel in der Form religiöser Inbrunst, und doch richten sie sich gegen jede bestimmte Gestalt der Religion. Diese Unklarheit brachte bei seinem Sabonarola das sonderbare Mißverständniß hervor, daß man dieses Gedicht, in welchem sich doch die religiöse Subjectivität mit großer Härte gegen die verweltlichte Kirche empörte, als einen Ausdruck kirchlicher Reaction betrachtete. Es lastet auf unsern Dichtern ein böses Verhängniß; je tiefer ihr Gefühl, desto schauer ihr Blick in das Chaos einer werdenden Zeit, die ohne zuverlässliche Richtung, ohne das leuchtende Bild eines festen Glaubens, in wüster Brandung hin und wieder braust, die Phantasie irrt, das Gemüth beunruhigt. Wie viel dabei auf die Rechnung des Einzelnen kommen mag, mehr oder minder findet sich dieser Grundton der Schwermuth in all unferer Poesie. Lenau selbst hat diesen Grundton schön und wahr charakterisirt.

Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,  
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —  
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld  
An dieser freudenarmen Ungeduld.  
Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen;  
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen. — —

In den halbgeschichtlichen Bildern, aus denen der Dichter ein Lied gemacht hat, ist es die Empfindung der eigenen Contraste, aus welcher die mehr zehrende als wärmende Gluth seiner Farben, das Springende, Fieberhafte seiner Vorstellungen hervorgeht. Daher diese Energie des

Haßes, in welchem schon zuweilen das dumpfe Grollen des Wahnsinns sich vernehmlich macht. In dem „Nachtgesang“, der die „Albigenser“ einleitet, kommt er auf die seltsame Phantastie der Chinesen, die einen Tigergeist zum Hüter ihrer Wohnungen bestellen.

O, wäre solch ein Tiger mir Genosse,  
Mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen  
Mir den Gedankenheerd treu zu bewachen,  
Den Einbruch wehrend meinem Feindestrosse,  
Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert,  
Daß ich die Welt und ihren Gram vergesse,  
Wenn mir an seiner hellen Feueresse—  
Die Morgenglut des heil'gen Sabbath's dämmert,  
Ja, Tiger! dann bewache meine Schranken u. s. w. ....

— — Wenn Erdensünsche kommen, mich zu locken,  
So Spring' sie an, daß sie entfliehn erschrocken!  
Und kommen klagende Erinnerungen,  
Ermorde sie, bevor sie eingebrungen!  
Auf eine aber stürze dich vor allen,  
Zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen,  
Verschling auf immer du in deinem Rachen  
Ein Frauenbild, das mich will weinen machen! — u. s. w.

Lenau hat nicht getändelt mit seinen Zweifeln, er hat sich nicht wohlgefallen in dem ironischen Bewußtsein von der Verlehrtheit der Welt; er hat mit ernstem Ringen nach dem Halt gestrebt, der ihn über den Wirbel seiner eigenen Gedanken erheben sollte, aber seine Hand war zu schwach, ihn zu fassen.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken  
Den Haß von solchen, die uns heute tranken;  
Doch vor den schwächern, spät gezeugten Kindern  
Des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern,  
Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten  
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten,  
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,  
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Was jene Krzer, die Albigenser, Savonarola u. s. w. in dunklem Ahnen erstrebten, das ist jetzt zu dem leitenden Problem geworden, von welchem nicht nur die hervorragenden Denker und Dichter getroffen werden, das sich in den einfachsten Angelegenheiten des Tages ausdrängt, das stärker oder schwächer in jedem Herzen vibriert. Wie krankhaft unsere Poesie ist, wird die Nachwelt noch lebhafter empfinden, als wir, an deren eigenem Innern sie zehrt. Wir selber kommen schon allmählig dahinter,

daß häufig genug, was wir als die höchste Blüthe unserer Kunst verehren, der herbste Ausdruck unserer Verlehrtheit ist. Aber indem die Nachwelt, was wir erstrebt und geschaffen haben, im Großen und Ganzen überblickt, wird sie milder in ihrem Urtheil gegen das Einzelne sein, denn sie weiß die Lösung jener Dissonanzen, die wir noch jedesmal als letztes Resultat empfinden. —

In der Schule Grün's und Lenau's hat sich die Lyrik epigrammatisch zugespitzt. Da jeder neue Dichter das Bedürfniß empfindet, sich durch irgend eine kühne Wendung von seinen Vorgängern zu unterscheiden, so kommt man endlich dazu, die frühere lyrische Bearbeitung der Empfindungen zum Gegenstand zu machen, diese weiter lyrisch zu subtilisiren und dann diese Sammlung von Anspielungen mit künstlicher Naivetät zu übersirren. Dadurch geräth die Mischung in ein phosphorescirendes Schillern, welches den Schein des Lebens annimmt, obgleich es eigentlich nur ein Zeichen der Fäulniß ist. Was die Dichter der neuen Schule von unsern ältern Lyrikern unterscheidet, ist, daß sie niemals bei der Sache find. Die Kunst hat die Aufgabe, den Gegenstand in sinnlicher Klarheit zu zeigen, nicht verwirrt durch anderweitige Vorstellungen. Es ist in der Malerei ebenso. Der Künstler kann die glänzendsten Farben und Linien anwenden, sie werden keinen Eindruck machen, wenn sie nicht der Sache angemessen sind und wenn sie die Einheit der Stimmung stören. Fast in keinem Zweige der Kunst wird die Abweichung von diesem Gesetz so ins Große getrieben, als in der Lyrik. Man gebraucht den Gegenstand fast lediglich dazu, eine Reihe glänzender Bilder, Reflexionen, Gefühle daran zu knüpfen, ohne sich darum zu kümmern, ob sie in irgend einem Verhältniß zum Gegenstand stehen. Daher die Stillsichtigkeit der Form, das breite, coquette Verweilen bei Nebensachen und die leichtfertige Hast in der Darstellung der Hauptsache, endlich die Unklarheit und Rathlosigkeit in der sittlichen Färbung. — Unter den Dichtern, die in der Schule Grün's und Lenau's aufwuchsen, hat das meiste Aufsehen seiner Zeit Karl Bed erragt: „Nächte, gepanzerte Lieder“ (1838), „der fahrende Poet“ (1838), „Stille Lieder“ (1840), „Janko, der Hoshirt“ (1841) und „Lieder vom armen Mann“ (1846). — Die erste unter diesen Sammlungen, die noch den Studentenjahren angehört, ist nur dadurch bemerkenswerth, daß sie selbst in den gebildeten Classen des Volks nicht blos Interesse, sondern zum Theil Begeisterung hervorrief, und doch ist selten oder nie ein so gänzlicher Mangel an Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen mit einem so unerhörten rhetorischen Schwulst verbunden gewesen. Karl Bed bemüht sich, ein Evangelium der Zukunft aufzustellen, und zwar ist es Börne, den er als Propheten desselben auftreten läßt. Der nüchterne

Mann würde sich in diesen überschwenglichen Reden am letzten wieder erkennen, wo „die Zeit den Dichter im Glühweinrausch der Rüsse umschlingt.“ Wenn wir von diesen unklaren Vorstellungen absehen, die der der unreife Dichter durch Ueberspannung zu verbergen sucht, so sollten wir wenigstens in den kleinern Bildern, die sich auf Studenten und Anderes beziehen, was dem Dichter wohl bekannt sein konnte, eine größere Plastik erwarten; aber auch hier verliert er sich beständig in fade Allegorien, die zu wenig interessant sind, als daß man sich versucht fühlen sollte, sie zu lösen. In den spätern Gedichten, die viel weniger Aufsehen machten, ist ein bedeutender Fortschritt unverkennbar; namentlich im „Janko“ sind einzelne Schilderungen aus dem Zigeunerleben in Ungarn vortrefflich. — Drei jüngere österreichische Dichter aus derselben Schule, Alfred Reizner („Ziska“ 1846, „Gedichte“ 1845), Moriz Hartmann („Reich und Schwert“ 1845, „Schatten“ 1851) und Friedrich Bach haben einzelne gute Lieder gedichtet, sie geben aber keinen wesentlich neuen Beitrag zur Charakteristik der Zeit.

Ferdinand Freiligrath (geb. 1810 zu Detmold) trat mit seinen ersten Gedichten 1835 hervor. Es waren darunter bereits einige seiner besten, z. B. der Löwenritt, und als er 1838 sie gesammelt herausgab, weitesterten Publicum und Kritik, in ihm den Sänger der Zukunft zu feiern. — Außer Rückert hat kein Dichter mit so großer Virtuosität die Sprache gehandhabt. Am reinsten zeigt sich das in seinen Uebersetzungen aus Moore, B. Hugo, Lamartine, Burns u. s. w.; man findet keine Spur von jenem gezwungenen Wesen, welches in der Regel lyrische Uebersetzungen charakterisirt; sie klingen wie Originale, und dabei ist nicht nur der Sinn, sondern auch Ton, Farbe und Stimmung der Gedichte auf das geistreichste wiedergegeben. Seine Fertigkeit in der Handhabung des Metrums und des Reims ist bewundernswürdig. Er spielt mit dem Alexandriner mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit, wie mit der Ottave, dem Sonett und andern italienischen Weisen. Die Virtuosität verführt ihn sogar, wie die herumziehenden Geiger und Clavierspieler, sich unnöthige Schwierigkeiten zu schaffen, deren Ueberwindung mehr die technische Fertigkeit, als den guten Geschmack verräth. Es ist nicht zu leugnen, daß wenigstens ein Theil seines Erfolges diesem Virtuosenenthum zugeschrieben werden muß. Vor einem geläuterten Geschmack wird diese Virtuosität nicht Stich halten. Es ist schon an sich unangenehm, fortwährend durch unerhörte Reime, wie Gnu, Karru, Rothwildkapfen, Zapfen, Broden, Roden, athletisch, Fetisch, Rebekuse, Huse, Kof, troff, Bafe, Krake, Bante, Levante, Gabarre, Cigarre, Guitarre, Hoango, Fandango u. s. w. in der Aufmerksamkeit auf Sinn, Rhythmus und Melodie gestört zu werden, und es ist ein Zeichen von des Dichters unmußkalli-



schem Ohr, noch schlimmer ist es aber, wenn es die Aufmerksamkeit auf Dinge lenkt, welche ohne eigentliche Bedeutung sind. Dasselbe begegnet Freiligrath mit seinen Bildern, sie sind nicht aus der herrschenden Stimmung, dem Geist des Gedichts genommen, sondern materieller Natur; die Nebensachen drängen sich über die Hauptsachen hervor, daher ist es ganz richtig, wenn Heine einen komischen Eindruck herauszieht. Wenn z. B. Freiligrath vom Wetterleuchten spricht und von ihm sagt, Gott wolle uns in dieser Gluth aus den Wolken seinen Geist senden, „wie sich ein Mantel, weiß und helle, um eines Rohren Glieder schmiegt,“ so ist dieser Zusatz offenbar lächerlich. Freiligrath hat keinen Tact in der Auswahl der Vergleichen, die sich seit A. Grün dem jungen Dichter massenweise darbieten. Wenn er z. B. sagt:

Ja der Wolken vielgestalt'ge  
Streifen, flatternd und zerrissen  
Sind der Edeltann' gewalt'ge  
Regenschwang're Radelkissen.

so ist dieses Bild noch weit geschmackloser, als Herwegh's Vergleich der Eichen mit grünen Fragezeichen. Sobald die Reflexion sich der Lyrik bemächtigt, geht der geistige Inhalt in den materiellen Mitteln unter. Da sie der hergebrachten Empfindungsweise nichts Eigenes entgegenzusetzen hat, so sucht sie nach Raritäten; sie fragt sich: wie mag ein Dalailama, ein Sultan, ein Rusti, oder ein Gespenst, ein Rameel u. s. w. in dem oder jenem gegebenen Fall empfinden? und aus diesen Verstandesproblemen macht sie ein Gemälde. Sie mißt ihren Werth, da irrationelle Empfindungen weder Tiefe noch Stärke zulassen, nach dem Reichthum und der Gewandtheit ihrer Formen. Die Bilder, Rhythmen und Reime dienen nicht einem poetischen Zweck; die Wucht des Tonsfalls übertäubt die Gedanken, wie die Empfindungen, wir erstaunen über diese Kunst des Spiels, aber weder unser Nachdenken noch unser Gemüth wird theilhaftig. Wir bewundern die Sicherheit in diesen chromatischen Gängen, aber wir hören keine Melodie. Die Draperie, der Seidenstoff, die Landschaft, die Farben im Allgemeinen zeugen von einer Meisterhand, aber wir sehen keine Augen, aus denen eine Seele strahlt. Die Sprache hat für Freiligrath keine Schwere, er kann Alles sagen, was er will und wie er es will, aber — er hat nichts zu sagen. Er hat niemals in sein eigenes Innere geblickt, niemals mit theilnehmender Aufmerksamkeit das Herz der Menschen durchforscht; er hat überhaupt wenig innerlich erlebt. Das Herz ist aber der einzige Gegenstand der lyrischen Poesie, und alles Uebrige, Natur, Kunst, Politik u. s. w. nur, insofern es sich im Herzen widerspiegelt. Aus diesem Mangel ist es zu erklären, daß selbst seine Naturbilder nie jene Unmittel-

barkeit und jene innere Harmonie zeigen, welche allein im Stande ist, das Seelenlose in den Kreis der Poesie einzuführen. Seine vereinzelt, zum Theil glücklichen Anschauungen gestalten sich nie zu einer reinen Stimmung, nie zu einer klaren, melodisch empfundenen Geschichte, seine Balladen sind fast alle ohne Abschluß, und in seinen beschreibenden Gedichten kann man die Strophen beliebig durcheinander mischen, ohne daß der Eindruck geschwächt wird. Diese Reflexionspoesie, die sich der Natur und dem Herzen entzieht, kann nur durch Eins gerechtfertigt werden, durch die tiefen Gedanken und durch die sittliche Energie, wie sie Schiller's didaktische Gedichte auszeichnet. Von beiden ist bei Freiligrath keine Spur. Seine Poesie ist wie ein *Orbis pictus*, in welchem alle möglichen entlegenen Stoffe, die irgend wie die Phantasie anregen können, dargestellt werden. Viele seiner Romanzen erinnern der ersten Anlage nach an Uhland, z. B. das Banditenbegräbniß, die Piratenromanze, die versunkene Stadt, Landrinette u. s. w., aber die Ausführung ist wesentlich verschieden; bei Uhland dienen die Bilder der Melodie, bei Freiligrath geht Alles in die Färbung auf. Er schildert, ohne daß man einen Zweck der Schilderung absehe. Wir werden weder für die Menschen, die in seinen Liedern vorkommen, noch für die Geschichte warm, es ist Virtuosen schnitzwerk. Darum ist er in der Wahl seiner Stoffe zuweilen ganz sonderbar. So schildert er in einem seiner Gedichte das Fieber, allerdings sehr deutlich, aber ohne einen anschaulichen poetischen Zweck: eine chaotisch-verzerrte Materie, ohne wirkliche Gestalt, ein Bild, das sich selber aufhebt. So ist es mit seinem Detailiren häßlicher Vorstellungen, z. B. in seiner „Götterdämmerung“, die ganz materialistisch ausgeführt ist, ohne von jenem Hohn getragen zu sein, der uns bei Heine an das Geistige wenigstens erinnert; ferner die Schilderung von den vermodernden Gebeinen im Meere, an denen die Fische ihren Zahn weßen, und um welche die Meerfrauen spielen. Freiligrath hat zu wenig Uebermuth, um souverain mit dergleichen Fragen zu tändeln. Auch wo er eine komische Wendung beabsichtigt, wie z. B. in der „afrikanischen Huldigung“, wo der Slave die Macht seines Herrn preist und ihn nur bedauert, weil er keinen Geschmack am Menschenfleisch findet, oder im „Scheil am Sinai“, ist die Haltung viel zu gravitatisch für den leichten Spas. Zuweilen haben wir eine bloß ethnographische Beschreibung, welche die eingekreute Sehnsucht nach den beschriebenen Gegenständen mit einem sehr dürftigen Licht bescheint. — Wie Freiligrath zuweilen das Schicksal des Poeten in zu schwarzem Licht betrachtete, so überschätzte er seine Macht; er erinnerte sich nicht an den Spruch Goethe's, den wir als Motto benutzt haben. — Als er den ganz richtigen Ausspruch anwendete: „der Dichter steht auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Partei“, und als Herwegh, dessen sentimentale Natur durch den Weihrauch, der ihm von

allen Seiten überschwenglich gestreut wurde, berauscht war, ihm mit Schimpfreden antwortete, hatte dieser Angriff die entgegengesetzte Wirkung, die er sonst bei einer energischen und eigensinnigen Natur zu haben pflegt: Freiligrath wurde belehrt. Die Macht der allgemeinen Stimmung riß ihn nicht allein fort, sie gab ihm zu gleicher Zeit den Stoff, nach dem er lange vergebens gesucht hatte, und die Gelegenheit zu einer autonomen That, die ihn über das Gefühl jenes Mangels emporhob: er brach mit etwas Ostentation mit dem Königthum, er opferte dem Vaterland jenes Jahrgehalt des Königs von Preußen, das ihm von Seiten Herwegh's so harte Vorwürfe zugezogen hatte (1843), und vertiefte sich mit seinen Gedichten in die äußerste Demokratie. Wir wollen nicht verkennen, daß sich in Freiligrath's politischen Liedern ein wesentlicher Fortschritt gegen Herwegh findet. Er ging aus den bloß musikalischen Empfindungen, aus den politischen Phrasen heraus und vertiefte sich mit großer plastischer Gewalt in die concreten Erscheinungen des politischen Lebens. Die Idee der Revolution, die bei Herwegh nur dunkle Empfindung geblieben war, tritt bei ihm in aller Fülle des Lebens, greifbar und in wilden Farben ans Tageslicht. Wir fühlen ihren Pulsschlag, wir sehen die finstern Gestalten, die sie heraufbeschwört, um uns herum sich ausbreiten. Aber dieser Gewinn ist um einen theuern Preis erkauft. Nicht ungestraft ergeht sich die Muse in sansculottischen Vorstellungen, die Rohheit der Empfindung, geht auch auf die Sprache über. Während Freiligrath früher seine Sprache etwas über Gebühr fleiste, hält er es jetzt für seine Pflicht, in dem cynischen Ton eines verwilderten Demagogen zu reden. Und doch klingt hinter all' diesen Renommistereien ein Etwas durch, was den Argwohn erregt, das Alles sei nicht wirkliche Leidenschaft, sondern erkünsteltes, gemachtes Wesen. Es sieht fast so aus, als ob dieser Jacobinismus nur der übrigens gleichgültige Stoff wäre, an dem der Dichter sein formelles, inhaltloses Talent ebenso ausübe, wie früher an den Wüstengeschichten, die er auch nicht aus unmittelbarer Anschauung und Empfindung, sondern nach Reisebeschreibungen darstellte. —

Als durch die Julirevolution das politische Interesse in den Vordergrund gedrängt wurde, hatte man die Empfindung, daß es mit der Poesie überhaupt oder wenigstens mit der Poesie der Herzensangelegenheiten vorläufig zu Ende sei. Gervinus zog 1838 von seinen Studien über die Entwicklung der deutschen Dichtkunst das Facit, daß die Nation gerade so viel Kraft darauf ausgegeben habe, als zu ihrer Verwendung stehe, und daß sie damit aufhören müsse, falls nicht alle übrigen Lebensfunctionen verfielen sollten. Handeln wäre die Lösung des Tages, und wenn die Kunst noch einen Platz in der neuen Bewegung behaupten wolle, so müsse sie sich nützlich erweisen: sie müsse, da sie selbst keine That sei, zur That wenigstens aufmuntern. War es nun dieser Rath, oder lag es in der Na-

tur der Sache, in dem stillen Zauberschloß der Poesie wurde es auf einmal laut wie in einem Feldlager. Die Flöte wich der Trommel und der Querpfeife. Das Lied ermunterte sich selber, nicht mehr Lied zu bleiben.

Laßt, o laßt das Verseschweißen!  
Auf den Amboss legt das Eisen,  
Eisen soll der Heiland sein.

Wer sich aber von dem Lärm der Pauken und Trompeten nicht überläuten ließ, konnte recht wohl die Melodie des alten Sehnsuchtswalzers wieder herauserkennen. Dem alten Bild der „ersehnten“ Geliebten wurde ein neues Costüm angepaßt; man drückte ihr einen Lorbeerkranz in die dunkeln Locken, warf ihr einen blutrothen Shawl über die weißen Schultern, gab ihr ein Theaterschwert in die Hand und taufte sie „die Freiheit.“ Die jungen Liebhaber „der Freiheit“ legten gegen die alten Poeten der Nacht, der heimlichen Liebe und des Mondschein's eine gründliche Verachtung an den Tag. Sie übersahen, daß der Gegenstand, auf welchen sich Empfindungen beziehen, den Werth derselben nicht bedingt, daß Bilder vom „Völkerfrühling“, von dem „brechenden Sonnenauge der Freiheit,“ von dem „blutigen Morgenroth der Zukunft“, durch die angedeutete Beziehung auf große Begebenheiten, die man zu erwarten habe, noch keine innere Kraft, Fülle und Lebendigkeit gewinnen; daß ein Lied nicht durch seinen Hintergrund, durch seine Anspielungen auf etwas außer ihm Liegendes, sondern durch die Macht und Innigkeit der Empfindung getragen wird; sie vergaßen vor allen Dingen, daß es ein seltsamer Widerspruch ist, wenn man unaufhörlich, mit dem Aufwand alles historischen Pathos, dessen man fähig ist, declamirt: es sei nicht Zeit zum Declamiren, sondern zum Handeln. — Die politische Poesie ist uns sehr lästig gefallen, in einer Zeit, wo jeder junge Student seinen Einfällen über Politik dadurch die Weihe der Unfehlbarkeit zu geben glaubte, daß er sie in Verse brachte. Seitdem aber diese hohen Ansprüche aufgegeben sind, müssen wir wohl anerkennen, daß die politische Poesie ebensoviel Berechtigung hat, als jede andere. Das Lied hat einen doppelten Zweck: entweder spricht es monologisch die Empfindungen und Reflexionen des Dichters aus, oder es ist zum gesellschaftlichen Gesang bestimmt und soll der Stimmung, dem Glauben, der Begeisterung der Menge einen Ausdruck leihen. Für beide Fälle geben die großen Ereignisse der Politik, wenn man sie nur nicht philisterrhaft behandelt, einen sehr geeigneten Stoff: denn die Empfindungen, die sie erregen, sind stark und lassen sich plastisch ausdrücken, weil sie sich an sehr concrete Gestalten und Bilder anknüpfen. Der Royalist und der Demokrat, der Serbe und der Magyar werden ihre Poesie haben, obgleich die Lieder des Einen nicht den Anspruch machen werden, die des Andern zu widerlegen. Schließt man die Politik aus, so

ist in den kleinen Liedern in der Manier von Uhland und Heine die Eintönigkeit zuletzt nicht zu ertragen. — Aber zweierlei müssen wir vom politischen Dichter verlangen, gleichviel welcher Partei er angehört: einmal, daß er seinen Sinn für das Schöne nicht verleugne, daß er nur edle und ideale Empfindungen hervorbringe; sodann, daß der politische Fanatismus ihn nicht über die innere Wahrheit, über das Gefühl für Recht und Sittlichkeit betrüge. Man kann die Revolution preisen, und man kann das Königthum preisen, denn Beides bietet nicht blos ästhetisch, sondern auch sittlich berechnete Momente, den Heroismus und die Aufopferung, den Drang der Freiheit und die Hingebung der Treue; aber in dem Schmutz zu wühlen, der sich ebenfalls auf beiden Seiten vorfindet, und ihn durch den Zauber der Poesie zu verklären, ist ein Frevel gegen eine der schönsten Gaben des Himmels. — In der Reihe der Freiheitsdichter haben Bruck, Dingeldey, Hoffmann von Fallersleben u. s. w. einzelne vortreffliche Stoffe über die Noth Deutschlands und die Hoffnung seiner Befreiung hervorgebracht; aber es war doch im Ganzen nur die Rhetorik des gewöhnlichen Liberalismus, der Zeitungsstil in Rußland gesetzt, und keiner von ihnen fand eine so mächtige Melodie, daß sie sich dem Gedächtniß des Volks eingeprägt hätte. In Franz Dingeldey's Nachtwächterliedern zeigt sich Wiß und gute Laune; aber jener Pulsschlag des sittlichen Lebens, der sich auch in der komischen Poesie vernehmlich machen muß, wenn sie uns bewegen soll, ist ziemlich schwach. Dagegen verdient der Romanzensylus: „Ein Roman“, eine hohe Stellung in unserer Lyrik. Es spricht sich darin eine starke Leidenschaft eines ursprünglich bedeutend angelegten Gemüths aus, welches zum Theil durch eigene Schuld nicht ganz das geworden ist, was es hätte werden sollen, und welches das schmerzliche Gefühl dieses Mangels mit dem Bewußtsein einer geheimen Schuld in sich trägt. — Die Lieder eines Lebendigen (1841) von G. Herwegh sind auf eine Weise überschätzt worden, wie es selten einem Dichter widerfahren ist. Sie sprachen lebhaft und energisch die Stimmung seiner Zeit aus und wurden daher für sie ein Evangelium, trotz der Dürftigkeit ihres Inhalts. Diese Ueberschätzung hat sich später in das Gegentheil umgewandelt, allein man darf den Werth des Dichters nicht zu gering anschlagen. Er hat einzelne Strophen gefunden, in denen die Stimmung der Zeit den höchsten poetischen Ausdruck gewann, dessen sie überhaupt fähig war. Was die Jugend elektrisirte, war dieser ungekürzte Kampfdrang, der nach einem beliebigen Gegenstand suchte, dem es einrelei war, ob er sich gegen den Schwager von Rußland, oder gegen die Franzosen, oder gegen den Papst in Rom austobte, wenn er sich nur überhaupt austoben konnte. Der Refrain der Lieder eines Lebendigen war eine Reminiscenz aus G. M. Arndt: wir haben lang genug geliebt,

wir wollen endlich haben. Es war ein lebhaftes Vorgefühl von der kommenden Revolution, das diese Lieder durchbebt, und es bleibt ein beachtenswerther Instinct, das der Dichter damals dem König von Preußen das Auftreten der neuen Sphinx mit solcher Zuversicht prophetisch verkündigen konnte, wo doch in den Ereignissen wenig Wahrscheinlichkeit dafür gegeben war. Selbst das Jahr 1848 und die darauf folgenden haben nichts Aehnliches hervorgebracht, obgleich hier die Kampfluft sich an einen bestimmten faßbaren Gegenstand hätte anklammern können. Nach drei Jahren unruhiger Anstrengung ist das Gegentheil von jener Kampfluft die Modesehnsucht geworden. — Bei den schönsten von Herwegh's Liedern finden wir einen ausgezeichnet melodischen Klang, der ohne eine gewisse Innigkeit des Gefühls nicht hervorzubringen ist. Wir müssen aber wohl unterscheiden. In seinem naiven Schaffen finden wir eher etwas Behmüthiges und Schwärmerisches, als jenen festen, eisernen Ton, der zu Schlachtgemälden paßt. Seine Empfindungen lehnen sich an keine nationale Thatfachen an, sondern nur an unbestimmte subjective Hoffnungen und Wünsche. Sein Freiheitsdrang ist mit einer nervösen Unruhe verbunden, nicht mit jener selbstbewußten Kraft, die nicht erst auf die Stimmung wartet, um des Sieges gewiß zu sein. Selbst in dem kräftigsten seiner Lieder: „Reißt die Kreuze aus der Erden“ u. s. w. ist mehr Unruhe, als Begeisterung, und zarte melancholische Weisen, z. B. das bekannte: „Ich möchte hingehn mit dem Abendroth“, klingen ihm viel natürlicher. Später schwindelte er sich durch die ungemessene Anbetung, die ihm die deutsche Jugend zu Theil werden ließ, in einen vermessenen Dünkel, der ihn über alle Schranken der Wahrheit hinausriß. Ein kleiner Zug charakterisirt sein Wesen vollkommen. Als er mit dem in Paris zusammengerafften Gefindel nach dem Rhein marschirte, um Deutschland in eine Republik zu verwandeln, traf ihn ein Freund, der ihn von dem unsinnigen Unternehmen abbringen wollte, bei der Lectüre des Don Quixote. Mit der Blasirtheit eines vornehmen Herrn, der sich zu seiner Berstreuung in ein tollkühnes Abenteuer einläßt, um seine Nerven doch einmal aufzuregen, meinte er, dieses Buch sei doch die einzige Lectüre, die einem gebildeten Manne gezieme. Etwas von dieser Epaueterie merkt man in den meisten seiner Freiheitslieder heraus. Der lächerliche Ausgang jenes Unternehmens hat seine Poesie untergraben, er ist seitdem für die Literatur verloren gegangen, und so manche schöne Blüthe, die er noch hätte zeitigen können, müssen wir nun entbehren. — Zu der höchsten Gattung der lyrischen Poesie erhebt sich keines seiner Gedichte. Es ist nirgend jenes organisch sich entwickelnde Leben, dessen erste Bewegungen wir mitempfinden und dem wir mit unausgesetzter Theilnahme folgen können. Fast alle seine Gedichte sind Variationen über ein bestimmtes Thema, in welchem die erste Melodie, der

erste Gedanke und das erste Bild stets von neuem wieder hervortritt. Zum Theil liegt das in seiner Form, die er seinem Vorbild *Béranger* abgelernt hatte, mehr noch aber in der Armuth seiner Empfindungen, die über einen gewissen Kreis nicht hinausgehen. Die Weise, in der er z. B. die bekannte Stelle aus *Romeo und Julia* von der Lerche und der Nachtigall glossirt, ist ein Zeichen von geringer lyrischer Energie. Seine *Requies* sind zum Theil schön, aber zu kurz, um ein langathmiges Pathos hervorzubringen.

Alle Richtungen, die wir bisher gezeichnet, haben das Gemeinsame, daß sie sich den Propheten der Zukunft angeschlossen; sich der allgemeinen Stimmung der Zeit bemächtigten und die geebnete Bahn der hergebrachten poetischen Stoffe verließen. Neben ihnen finden wir aber noch eine große Zahl von Dichtern aus der alten Schule, die in der romantischen Weise fort dichteten. Die eigentlich classische Schule hat in dieser Zeit wenig Nachfolger gehabt; weder Schiller noch die *Goethe'sche* Lyrik aus seiner bessern Zeit finden wir wieder. Der eigenthümliche Reiz der *Goethe'schen* Gedichte kann wohl bald empfunden, aber kaum nachgeahmt werden. Dagegen schließt sich an Umland eine zahlreiche Schule an, und einzelne Dichter, z. B. *Emanuel Geibel*, haben wegen ihrer melodischen Form mit Recht einen großen Anhang gefunden, wenn auch ihr poetischer Inhalt nicht sehr ausgiebig war. *Geibel*, der trotz seines großen Erfolges immer sehr bescheiden gewesen ist, soll einmal gesagt haben: so lange es *Backische* gäbe, würden seine Lieder unvergänglich sein. Im Ganzen ist damit seine Stellung ziemlich richtig bezeichnet. — Es kommt zuweilen vor, daß die Abgespanntheit einer müden Zeit zu den Formen des alten naiven Schaffens zurückkehrt. Unsere Lyrik hatte sich ganz in kleine Empfindungen und Reflexionen zerbröckelt und suchte nun in der ursprünglichen Weise der Volksdichtung das Epos aus der Aneinanderreihung von *Rhapsodien* oder *Balladen* entstehen zu lassen. Diese Einklehr in die Kindheit des Volks konnte aber die Kraft, welche aller ursprünglichen Poesie innewohnt, nicht wiederherstellen, und die studirte Volksthümlichkeit hatte einen empfindsamen Anstrich. In den meisten Fällen waren es nicht einfache poetische Erzählungen, sondern lyrisch ausgearbeitete Stimmungen und Situationen, die man aneinanderfädelte. Am liebsten nahm man den Gegenstand aus fremdartigen Volksindividualitäten. Die Sitten der *Perser*, *Türken*, *Neuseeländer* u. s. w. dramatisch zu bearbeiten, mußte man bald aufgeben, weil die Motive derselben auf unserm Theater sich nicht verständlich machen ließen. Im romantischen Gedicht konnte man durch Tonmalerei, durch glänzende landschaftliche Schilderungen und auch wohl durch eingeschobene Reflexionen dies Verständniß ergänzen. Nur ver-

gaß man, daß die Beschreibung und Ausmalung der Zustände nur Mittel zum Zweck sein darf. Das Wesen der Poesie liegt durchweg in der Bewegung, und wo sie Interesse an Zuständen, an Situationen, an allgemeinen Ideen erregen will, muß sie dieselben in Leben und Bewegung umzusehen verstehen. Die Vertiefung in die Empfindungs- und Gedankenweise eines fremden Volks und einer fremden Zeit hat etwas Mißliches. Bei dem nationalen Epos jener Völker treten am ergreifendsten diejenigen Züge hervor, die allgemein menschlicher Natur, also jedem Zeitalter verständlich sind. Der moderne Dichter versenkt sich dagegen am liebsten in solche Eigenthümlichkeiten, die durch ihre Fremdartigkeit sein Staunen erregt haben, und indem er diese wunderlichen unvermittelten Züge stark hervorhebt, kommt in sein Gemälde etwas Verzerrtes; ja da er trotzdem seine angeborenen Empfindungen, sein überliefertes sittliches Urtheil nicht ganz verleugnen kann, da sie über ihn kommen, ohne daß er sich ihrer erinnert, so widerspricht sehr leicht die eine Vorstellung der andern, und die Charaktere, die er zeichnen will, werden ebenso unwahr, als die Situationen. — Neuerdings hat sich eine Gattung der Poesie dazu gesellt, die nichts weniger als national ist, jene zierliche Rococo-Poesie, welche die Bagatelle anbetet. Die Poesie der „bezauberten Rose“ war allmählig in Vergessenheit gerathen, als sich Grandville's Bilder von den besetzten Blumen und Sternen über Deutschland verbreiteten und als Andersen's zierliche Märchen die großen und kleinen Kinder in Entzücken versetzten. Die Componisten wetteiferten, Kinderlieder in geistreiche Ruse zu setzen, z. B. Mendelssohn, Schumann, Taubert u. s. w. Es wurde wieder ein großer Cultus mit der Unschuld getrieben, und Erscheinungen wie Jenny Lind in einer fast märchenhaften Schüferlichkeit gefeiert. Vor allen aber machte man sich an die Lebensbeschreibung von Blumen, und manche unserer neuen Dichter haben sich mit nichts beschäftigt, als Pilgerfahrten einer Rose und Mysterien einer Lilie zu beschreiben. Der narcotische Duft dieser Blumenpoesie wird nachgerade noch viel unerträglicher, als der wüste Lärm der Trommel und der Querpfeife, mit der man uns vor zehn Jahren in eine kriegerische Stimmung versetzen wollte. Die starken Striche und grellen Farben jener Zeit waren doch poetischer, als die weiche, zierlich melancholische Stimmung, der verschwommen träumerische Stil, der sich gegenwärtig wieder der Lyrik zu bemächtigen droht. Die Blumen sind für jedes unverdorrene Gemüth im Garten oder auf dem Felde eine erfreuliche Erscheinung, aber wenn sie sich von ihrem Boden lösen, sich in der Manier von Grandville ein Balletcostüm überwerfen, sich in dieser Verkleidung in den Drang des wirklichen Lebens mischen und die ungerechtfertigte Anforderung stellen, von den Menschen als ebenbürtige Wesen behandelt zu werden, so müssen wir dagegen protestiren. Jeder Gegen-



stand der Natur verlangt seine eigenthümliche Behandlung. Auch die Blumen haben ihr geheimes, tief poetisches Leben; wenn ein Dichter diesem nachspürt, und es uns in sinnlicher Anschaulichkeit gegenwärtig macht, so werden wir ihm dankbar sein; aber wenn er sie parfümirt und in phantastischen Verkleidungen auf den Markt bringt, so geht der Reiz der Unschuld und Natur verloren. — Ganz in diesem Geiste der schäferlichen Empfindsamkeit ist das Gedicht geschrieben, durch welches sich Oskar von Redwitz einen Namen in Deutschland gemacht hat, nur daß noch der Hautgout katholischer Reaction hinzukommt. — Der Erfolg der *Amaranth* läßt sich nur mit den „Liedern eines Lebendigen“ vergleichen. Damals war die herrschende Stimmung kriegerisch und revolutionär, jetzt ist sie ergeben und müde verklärt. Es ist nicht bloß die politisch-religiöse Gesinnung, was die Herzen der frommen Seelen gewonnen hat, sondern namentlich die sanften Züge dieser blonden, blauäugigen Muse. Es sind in den letzten Jahren eine Reihe reactionärer Gedichtsammlungen erschienen, unter denen einzelne, z. B. die „Lieder eines Erwachenden“ von Moriz Graf Strachwitz, sich an poetischem Werth wenigstens mit *Amaranth* messen können; aber sie haben keinen Erfolg gehabt, denn sie waren herausfordernd, ungestüm, kampfbegierig, und das betreffende Publicum, so sehr es von der Süßigkeit der bestehenden Verhältnisse durchdrungen ist, hat doch keine Lust, sich deshalb großen Anstrengungen zu unterziehen; es will den Kampf gegen die Ungeheuer der Revolution den Regierungen überlassen und sich in stiller Unschuld an den Bonnen eines neumodischen ritterlichen Schäferlebens weiden, ohne daran erinnert zu werden, daß es draußen noch immer ungestüm, verworren und ungewissemäßig zugeht. — Redwitz hat der Poesie keine neuen Formen gewonnen, er hat der Stimmung keinen poetisch erhöhten Ausdruck verliehen; er giebt Uhland'sche Balladen und Frühlingslieder, Fouqué'sche und Ernst Schulze'sche Romanzen, Stolberg'sche Ritterbilder in jener durch die Düsseldorf- und Münchener Maler zweiten Ranges verbreiteten leidigen Manier, die eigentlich nicht an das mittelalterliche Ritterthum, sondern an das komödienhafte Wesen des jungen Studenten erinnert, der nach der ersten überwundenen Prüfe das stolze Gefühl hat, ein Held und ein Sohn des deutschen Vaterlandes zu sein. Er giebt stille Lieder nach Schwan und Kerner, Arabesken nach Reinick, Barcarolen nach Rückert, wir stoßen auf Reminiscenzen an den Handschuh u. s. w., ja selbst Herrwegh hat im Reiterlied sein Contingent stellen müssen: der Rhythmus desselben ist vollständig beibehalten, nur ist der Refrain: „Zu sterben, zu sterben!“ in den jähmern: „Wir reiten, wir reiten!“ abgeschwächt. Die allgemeine Form des Gedichts erinnert, freilich nur leise, an W. Scott, dessen bekanntes Ave Maria wir auch wieder treffen. Aber wenn der schottische Dichter

seine mittelalterlichen Lieder, auch wo er der Geschichte untreu wird, mit einer so verben und gesunden Realität ausstattet, daß wir uns unter lebendigen Menschen fühlen, so giebt Redwig nichts als die bloße Abstraction; seine Personen sind marklose Tendenzfiguren, und die Ereignisse, die er darstellt, nur von symbolischer Bedeutung. — Ein junger Edelmann aus den Zeiten der Kreuzzüge, Walter, spricht zuerst in vierlichen Quatrains seine christlichen Gefinnungen aus. Er malt sich das Ideal seiner künftigen Geliebten. Sie darf nicht reizend sein, nur friedlich, gläubig und fromm. — In einer andern Gegend Deutschlands lebt ein ebenso sittliches und frommes Edelfräulein, Amaranth, die viel betet, viel Almosen austheilt und uns ebenfalls mit einer Reihe von Gesändnissen einer schönen Seele bereichert. Sie denkt unter Andern über ihre künftigen Mutterpflichten nach:

Mit Sünde tritt das Kind ins Leben,  
Es wäscht sie ab des Heilands Blut,  
Doch neue Makel dran zu kleben  
Der Feind des Heilands nimmer ruht.  
Drum will das Schwert dem Kind ich führen,  
Bis daß es selbst den Streit versteht,  
Nie soll mich falsches Mitleid rühren,  
Um das im Kind der Feind nur steht.

Das Schwert ist natürlich die Ruthe. — Sie fühlt sich sehr glücklich, denn ihr „sind zur Stärkung ihrer Seele die Sacramente stets bereit, sie hat des Kirchgangs Seligkeit“, und damit ihr nichts fehle, giebt es auch noch mehrere Arme, die sie pflegen kann. — Die beiden schönen Seelen finden sich, lieben sich, erklären sich einander; aber ach! Ritter Walter ist bereits an eine andere Braut gebunden. Als frommer Sohn muß er den letzten Willen seines entschlafenen Vaters ehren, und verläßt das Ideal seines Herzens, um sich zu seiner verlobten Braut Ghismonda nach Belschland zu begeben. — Diese Ghismonda ist das emancipirte Weib, die Corinna der Frau von Staël. Sie betet nicht, sie giebt keine Almosen, sie hat die unehrerbietigsten Ansichten von der Religion, ist eine herzlose Coquette und schreibt ihre Stammbuchverse nicht in Quatrains, sondern in Sonetten. Bei der abschreckenden Schilderung dieses verlorenen Kindes der Weltlust hat der Dichter einen kleinen Fehler begangen: er läßt seinen Ritter in wirklicher Liebe zu ihr entbrennen und schildert diese Situation mit einer Sinnlichkeit, die zwar später durch Moral corrigirt wird, die aber doch immer den kindlichen Gemüthern, die sich an diesem Gedicht erbauen, einigen Anstoß geben könnte. — Mitten in einem Schäferkündchen überkommt den Ritter der christliche Geist. Seine Geliebte will zur Jagd reiten, er ersucht sie, dies nicht zu thun und seine liebgetreue Magd

zu sein. — Ragd! quelle horreur! — Ein andermal verlangt er von ihr, sie solle nicht zu Tange gehen; er verlangt von ihr nichts als die Demuth eines christlichen Herzens. Zu seinem Entsetzen fängt Ghismonda an, gegen das Christenthum zu polemisiren, und er hält eine lange Rede; sie zu befehren: nicht mit Schlüssen und Beweisen, sondern durch Anrufung an das Gefühl. Er schildert ihr die Schönheiten des Glaubens und die Schrecken des Unglaubens, und wird darin fast unhöflich: Ghismonda habe zum Stolz kein Recht, denn wer nicht glaube, der sei gleich der Kröte im Schlamm. Dann malt er mit einer wahren Vampyrphantasie die Qualen aus, die sie in der Hölle werde erdulden müssen. Das Alles fruchtet nichts, und wir erwarten um so mehr die Lösung des unheiligen Bandes, da wir in Walter's Tagebuch, trotz seiner Vermählung mit einer Andern, eine Reihe von Liebesgedichten an Amaranth finden, in denen die Heiligkeit der christlichen Ehe gepriesen wird. Aber Walter's edle Natur verlangt eine große Scene: er führt seine Braut zum Altar, und dort, vor dem Clerus und dem Publicum, fragt er sie laut und feierlich, ob sie auch an Christum glaube, den eingebornen Sohn Gottes. Ein edler, ritterlicher Zug! Sie wendet sich ab, der Bischof verflucht sie und entbindet den Ritter seines Versprechens, worauf dieser mit Kaiser Barbarossa einen Kreuzzug unternimmt, um nach seiner Rückkehr die holde Amaranth zu freien. — Diese Frömmerei macht einen um so unangenehmern Eindruck, da sie mehr auf Niedlichkeit des Ausdrucks, als auf Wahrheit und Tiefe des Gefühls ausgeht. — Der Dichter verspricht in den Einleitungsversen, zu dem Tempel des Herrn, der zugleich eine Burg gegen die Ungläubigen sein solle, den ersten Stein beitragen zu wollen; er wählt aber zu seinem Zweck ein wunderliches Baumaterial: der Tempel soll nämlich aus Harfen ausgerichtet werden, und Amaranth ist der erste „Harfenstein“. Die Harfe ist ein schönes Instrument, und würde sich unter Umständen, mit anderem Material vermischt, für Barricaden eignen, aber als Grundstein eines Tempels oder einer Burg besitzt sie nicht Solidität genug; und so zweifeln wir, ob dieses zierliche Schnitzwerk, die eleganten Rococofiguren und die allerliebsten Arabesken hinreichen werden, das neue Evangelium zu tragen, aus welchem der von Stürmen ermüdeten Welt der erquickende Trank der Versöhnung quillt. — Herr von Redwitz wurde wegen seiner Verdienste um die gute Sache zum Professor in Wien gemacht, es zeigte sich aber, daß Harfensteine eine gründliche Bildung nicht ersetzen können. Er dichtete auch ein christliches Drama: Sieglinde in abgeschwächter Müllner-Rokebue'scher Manier mit frommem Glitterputz. Die Zeit seines Ruhms ist bereits vorbei,\* und die liberalen Kritiker sind mit ebenso viel Eifer über ihn hergefallen, als die Reaction seine Werke gekauft hatte. Sie hatten insofern Recht, als sich in Redwitz die volle

Krankhaftigkeit der modernen reactionären Sympathien entwickelt, die mit dem leersten Glitterkram vorlieb nehmen, wenn er nur die herkömmlichen Hieroglyphen enthält. Auf der andern Seite aber hatten sie keinen Grund zum Uebermuth, denn die erfahrene Dialektik, der subjective Hochmuth und die Hohlheit der sittlichen Ueberzeugung ist bei dem Propheten der Reaction um nichts schlimmer, als bei ihren eigenen Sehern. — Gewöhnlich macht man der Lyrik, die nicht aus dem Herzen, sondern aus der Reflexion entspringt, keinen andern Vorwurf, als den, daß sie überflüssig ist; allein diese Beschäftigung mit künstlich hervorgerufenen und gesteigerten Empfindungen hat auch eine schlimmere Seite. Sie verführt dazu, das Leben und seinen Inhalt ebenso theatralisch aufzufassen, als das Gedicht; sie verweicht die Charaktere, sie untergräbt den Sinn für die natürliche Größe und ersticht den Muth, der Wirklichkeit ernst und entschlossen ins Auge zu sehen. Es ist für manchen unserer jungen Lyriker ein Unglück gewesen, in ziemlich frühem Alter durch Gedichte im Geschmack der Zeit eine gewisse Berühmtheit zu erlangen; das Prädicat eines jungen Dichters ist ihm seitdem geblieben. Diese jungen Dichter haben nun eine Reihe liebevoller Freunde, welche das Prädicat der Jugend gern recht lange erhalten möchten. Sie rufen bei jedem neuen Versuch: hier ist zwar noch nicht völlige Vollendung, aber welch' kühne, gewaltige, großartige Gährung u. s. w. Vor solchen Lobsprüchen kann der junge Dichter nicht genug auf seiner Hut sein. Wenn man unter Jugend nichts Anderes versteht, als frischen Muth und Wärme des Herzens, so soll nicht bloß jeder Dichter, sondern jeder Mensch sich bemühen, soweit es geht, ewig jung zu bleiben. Aber man versteht unter Jugend meistens Unreife und Unfertigkeit der Bildung, und diese Jugend soll man so zeitig als möglich loswerden. Es ist in der That so weit gekommen, daß man Unreife für ein besonderes Kennzeichen des Genius ansieht. Jedenfalls beweisen die Kinderkrankheiten, wenn sie auch bei starken Naturen vorkommen, doch an sich noch nicht die Stärke der Natur. — Und so möge uns vergönnt sein, mit den Worten Goethe's, auf die wir schon im Motto dieses Bandes hingedeutet haben, diese Ermahnungen zu schließen.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem Jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen, sich dem Gegenstand wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus folgt nun, daß Jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen. Schwer, vielleicht unmöglich, wird es aber dem Jüngern, einzusehn, daß hierdurch im höhern Sinn noch wenig gethan ist. . . Viele, die auf demselben Wege gehn, werden sich zusammen gesellen und eine freudige

Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege. Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlorenen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invektiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzeln und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten. Wie schwer ist es daher, dem Talent jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht. — Wenn wir beim Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle frühern Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Märchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse und sucht die Gesellschaft des heiter Entsayenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eigenen Leiden beschwichtigt, und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit habe . . . Der junge Dichter spreche nur aus, was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Gestalt es auch sein möge; er beseitige streng allen Widergeist, alles Mißwollen, Mißreden und was nur verneinen kann: denn dabei kommt Nichts heraus . . . Poetischer Gehalt ist Gehalt des eigenen Lebens, den kann uns Niemand geben, vielleicht verdünnern, aber nicht verkümmern. Alles was, Eitelkeit, d. h. Selbstgefälliges ohne Fundament ist, wird schlimmer als jemals behandelt werden . . . Man halte sich an fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweist sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

## Zweites Kapitel.

### Das Theater unter jungdeutschen Einflüssen.

Ein gebildeter Mann, der den Stoffen poetische Motive abseht und diese geschmackvoll ausbeutet, ist heute in Deutschland viel häufiger zu finden, als ein wenn auch rohes Talent, das wirklich producirt. Gleich Anastasius Grün entdecken unsere Dramatiker bei einem beliebigen historischen Stoff eine Seite, die mit einem geläufigen ethischen Problem zusammenhängt, und von dieser aus construiren sie die Situation, der

somit Alles abgeht, was ihr eine dramatische Berechtigung verleihen könnte, nämlich Leben und Wahrheit. Das „gebildete“ Publicum empfindet ebenso: es nimmt das Schauspiel niemals unbefangen auf, sondern es sucht nach irgend einem Zusammenhang mit seinen eigenen Reflexionen und findet häufig an dem talentlosesten Stück Gefallen, wenn es sich den Dichter als einen Kenner vorstellen kann. Die Freude an der Bildung des Dichters ist so groß, daß man die Abwesenheit aller Natur und alles Gefühls darüber vergißt. Wenn bei den meisten Dichtern dieser Gattung die Phrase dominiert, so finden wir bei andern von ungleich größerem Talent als natürliche Reaction das Streben, den gewöhnlichen Phrasen entgegengesetzt zu denken und zu empfinden. Statt die berechtigten Leidenschaften und Conflicte, die von jedem richtig fühlenden Menschen ohne alle Vorstudien begriffen und mitempfunden werden, zum Gegenstand zu machen; suchen sie culturhistorische und pathologische Abnormitäten auf. Der allgemeine Zweifel an den bisher unbefangen aufgenommenen Idealen zwingt den Dichter, gründlicher zu motiviren. Er kann keine Voraussetzungen machen, er muß in jedem Charakterbild eine psychologische Totalität entwickeln. In diese Entwicklung verliert er sich dann so, daß er sich und uns in das Labyrinth der innern Welt verschließt; er legt in seine Charaktere so viele Intentionen hinein, daß er darüber jenen Instinkt verliert, der ihm in jedem Augenblick mit untrüglicher Gewißheit sagt, wie sie empfinden und wie sie sich benehmen müssen. Es geht ihm, wie manchen neuern Portraitmalern, die in ihr Portrait so viel seine Charakterzüge aufnehmen, daß der eigentliche Charakter des Gesichts sich verwischt. Er behauptet seinen eigenen Schöpfungen gegenüber die nämliche Stumpfheit und Ironie, die er dem fittlichen Glauben entgegenbringt, und darum überzeugt er nicht unmittelbar, sondern er stellt an das Publicum die ungerechtfertigte Aufgabe, die Gestalten des Dichters in sich selber neu zu reproduciren und ihre Wahrheit durch Nachdenken und Ueberlegung zu erörtern.

Die Theaterdichter der Restaurationszeit waren durchweg von idealistischen Motiven ausgegangen, das heißt, sie hatten sich ihre Situationen und Charaktere nach dem Maßstab ihrer dramatischen Bedürfnisse ausgedacht. Die Zeit, die sie schilderten, war die poetische, das heißt die charakterlose, welche der Willkür der dramatischen Erfindung keinen Widerstand entgegensetzte; und die Sache wurde nicht anders, wenn sie diese poetische Zeit durch ein angeblich historisches Costüm auspuzten. Diese Versuche mußten zuletzt scheitern, wenn sie auch im Anfang durch ihre Neuheit einen großen Reiz ausübten. Um im Drama wahrhaft ergriffen zu werden, müssen wir mit unserm Verstand vollständig der Situation und ihren Verwickelungen folgen, in unserm Gewissen die Motive der handeln-

den Personen vollständig in Erwägung ziehen können. Wo Gewissen und Verstand nicht mehr die Handlungsweise vermitteln, hört die Theilnahme auf. Dem Romanschreiber ist es verstatet, die Abstraction von unsern gewöhnlichen Vorstellungen und Empfindungen zu verlangen, denn er ist im Stande, jeden Augenblick den Contrast der beiden Weltanschauungen lebhaft zu vergegenwärtigen, darüber zu reflectiren und uns zur Reflexion anzuregen; im Drama geht die Handlung vor unsern Augen vor sich, wir sind mit dabei, und wenn wir die innern Fäden derselben nicht verstehen, so kann sie unsere Theilnahme nicht erregen, die eine unmittelbare sein muß, die keine Sammlung, keine Ueberlegung zuläßt. Die Situationen kann der Dichter nach Belieben erfinden, oder aus der Geschichte nehmen, wenn er nur die Kunst besitzt, sie deutlich zu machen; in den sittlichen Grundvorstellungen verstaten wir ihm keine Freiheit, seine Personen müssen gerade so empfinden, wie wir selber, sonst sind sie Marionetten für uns.

Der Rohheit des naturalistischen Theaters setzten Schiller und Goethe eine ideale Kunstform entgegen, die nicht aus der Natur des deutschen Geistes hervorging, sondern aus ästhetischen Gesetzen, die sie aus der Beobachtung großer ausländischer Dichter geschöpft. Was bei ihnen angestrigtes Streben war, wurde bei ihren Nachfolgern Fertigkeit und Manier, und es bildete sich von den Bühnen aus eine neue ästhetisch-sittliche Convenienz, die zwar dem Bewußtsein des Volks nicht ganz entsprach, die ihm aber doch allmählig geläufig wurde. So entstand zwischen den Dichtern der alten Schule, den Schauspielern und dem Publikum jene Wechselwirkung, die nothwendig ist, wenn die Kunst gedeihen soll. Die Eintracht hörte mit dem Ende der dreißiger Jahre auf. Die Palschen Dramen waren die letzten Schöpfungen der alten Schule, und der fortwährend abnehmende Anklang, den sie fanden, zeigte deutlich, daß es mit der idealistischen Schule vorbei sei. Die Kritik machte sich geltend, und man gewann allmählig die Ueberzeugung, daß, um wirkliche Theaterstücke zu schaffen, eine Umkehr nothwendig sei. Es wurde von neuem der Realismus als das Princip der Dichtkunst aufgestellt. Allein mit dieser an sich ganz richtigen Erkenntniß war noch nicht viel gewonnen, denn trotz der Anstrengung, mit der man nun die Wirklichkeit beobachtete, um den Charakteren ein innerliches, der Natur entsprechendes Leben zu verleihen, hatte man noch immer unbewußt die alte Theaterconvenienz im Sinn. Die eine Vorstellung mischte sich in die andere, und so entstand eine wahrhaft babylonische Verwirrung aller sittlichen und ästhetischen Begriffe. Die alte Schule hatte so wenig als möglich individualisirt, sie konnte daher von den wunderlichsten Problemen ausgehen, die Unnatur gab sich wenigstens nicht handgreiflich kund. Seitdem man aber ängstlich

zu individualisiren anfang, entstand ein solches Raffinement in den Motiven, daß die Dichtung, anstatt uns einen idealen Weg zu zeigen, uns vielmehr die Krankhaftigkeit und Unstetigkeit als den ächten Gehalt des Lebens anzupreisen suchte. Manche Dichter thaten das vollkommen unbefangen, wie z. B. Guklow, der seine Charaktere von den absurdesten und niedrigsten Motiven bestimmen ließ, ohne es zu merken; andere, die das Ungefunde einer so willkürlichen Bestimmung fühlten, verfielen darüber in einen Pessimismus, der einen um so unangenehmern Eindruck machte, je weniger man das Talent verkennen durfte.

Unsere neuern Dramatiker haben dem romantischen und classischen Idealismus entsagt und ihre poetischen Ideen auf das Studium der Wirklichkeit begründet. Das Drama giebt fast durchweg eine Kritik der modernen Gesellschaft, und nicht Judith, oder Struensee, oder Paskul, oder die Rattabäer, sondern Maria Magdalena, die Valentine, der Erbsörster, die Schule der Reichen u. s. w. sind die Typen unserer Poesie. Ursprünglich hatte man die Darstellung der Wirklichkeit dem Lustspiel überlassen; Diderot, Lessing und Iffland hatten das rührende Moment hinzugefügt; den ersten Versuch, die sittlichen Conflicte der Gegenwart zu einer Tragödie zu steigern, machte in der Nacht der Verhältnisse (1819) Ludwig Robert, der Bruder der Rachel. Dies verschollene Stück ist das Vorbild der modernen Tragödie. — Daß sich die Dichtung gegen die Wirklichkeit kritisch verhielt, lag in der allgemeinen Richtung der Zeit. Die sittlichen Grundsätze waren zersezt und unsicher geworden, und die Dichtung konnte sich diesem Auflösungsprozeß nicht entziehen. Schlimmer war es, daß die Dichter das Princip des Realismus wohl in der Sehnsucht gegenwärtig haben, aber nicht in der Erfahrung. Sie haben eine starke Anlage, den Zusammenhang der Welt realistisch, selbst materialistisch aufzufassen; sie sind nicht mehr resignirt, wie früher, sie haben ein ausgesprochenes Bedürfnis nach den irdischen Freuden: aber ihre Lebenskunst ist noch immer von dem specifischen Dichtergefühl der Romantik angekränkt; sie können die Wirklichkeit nicht schildern, weil sie dieselbe nicht kennen. Die meisten unserer Dichter führen nur ein Scheinleben. Abgesehen von kleinen Liebesintriguen, bei denen die Reminiscenz maßgebend ist, und etwa einer Reise nach Paris, wo sie an jedem Ort, vom Hôtel de ville bis zum Père la Chaise; die Empfindungen haben, die im Reisehandbuch verzeichnet sind, zeigen sie sich der Gesellschaft nur in der Dichterpостur. Sie empfangen für die Declamation ihrer Verse bei der Theegesellschaft das gebührende Lob und sie ärgern sich über übelwollende Kritiker. Für sie besteht die Menschheit nur aus zwei Classen: aus denen, die ihre Verse bewundern; und denen, die sie nicht bewundern. Wenn sie einmal sich weiter in ein Verhältniß einlassen, so geschieht es mit dem bestimm-



ten Vorgefühl, daraus ein Gedicht machen zu wollen, und daraus entspringt eine falsche Beobachtung seiner selbst und der Andern. Goethe hat freilich seine Verhältnisse meistens mit einer poetischen Recapitulation geschlossen; aber wie tief, wahr und hingebend er sich in sie versenkte, das zeigen nicht nur seine Bekenntnisse, das zeigt jede Zeile im *Werther*, in *Hermann und Dorothea*, in den vier großen *Elegien*. Eine heftige, schnell vorübergehende Gluth kann man künstlich erzeugen, aber diese alle Andern gewaltig durchströmende Wärme quillt nur aus dem wirklichen Leben. Sie ist es zugleich, die den Dichter beseligt, und wenn bei unsern modernsten Dichtern der sogenannte Weltkummer die übliche Stimmung ausmacht, so liegt darin nur das stillschweigende Eingeständniß, daß sie nicht wissen, ob der Gott in ihnen spricht; mit andern Worten, ob das, was sie geben, Wahrheit oder Lüge ist.

Wenn man das wirkliche Volk nicht kennt, so wird man auch die Wirkung auf dasselbe nicht richtig berechnen. Daher jene Effecthascherei, durch Stichwörter und Lieblingswendungen der Zeit die unwissende Menge zu gewinnen. Es ist nicht genug, daß man die äußerliche Technik studirt, wie man eine Begebenheit dramatisch exponiren, wie man das Publicum zum Verständniß bringen und in Spannung erhalten soll; ein bleibender Eindruck wird nur durch einen wirklichen Inhalt hervorgebracht. Die heutigen Dichter halten jede Arbeit für verschwendet, die ihnen nicht Gelegenheit zu einem Epigramm, zu einem pathetischen Reim giebt, die sie nicht zu einem augenblicklichen Eindruck verwerthen können. Was haben nicht Goethe und Schiller an sich selbst gearbeitet, ohne daran zu denken, an welcher Stelle sie jede einzelne Frucht ihrer Lectüre anbringen sollten! Man hat über Schiller's historische Arbeiten und philosophische Studien gespottet; aber durch sie hat er jene Reife erlangt, die seine Werke den spätern Jahrhunderten werth machen wird, während die modernen Dichter, welche Philosophie und Geschichte nicht studiren, sondern einige Phrasen daraus auswendig lernen, (z. B. „der Mensch ist Gott u.“), in zehn Jahren vergessen sein werden, weil ihr ganzer Reiz in der Neuheit liegt.

Die Dichtkunst wird nicht eher wieder aufblühen, bis es unsere jungen Talente machen, wie Goethe und Schiller. Die Formgeschicklichkeit an sich reicht nicht aus, wenn man nicht einen positiven Inhalt zu bieten hat. Es ist mit der Kunst wie mit der Wissenschaft. Wie der Gelehrte nur denjenigen Stoff zur Befriedigung der Kenner bearbeiten wird, den er vollkommen beherrscht, so kann der Künstler nur dasjenige darstellen, was er nach allen Seiten hin durchfühlt und durchdacht hat. Wenn sich der Dichter ein Problem setzt, von dem er nichts weiß, als einige Stichwörter, so wird er vielleicht für den Augenblick die Menge täuschen, aber eine schnelle Vergessenheit wird sein verdienter Lohn sein. — Mit dieser

Unvollkommenheit der Beobachtung hängt freilich auch die Unsicherheit in der Technik zusammen. Deutlicher noch, als bei den Dichtern, tritt diese Unsicherheit bei den Schauspielern hervor. Die Verwilderung des deutschen Theaters geht seit den letzten dreißig Jahren in steigenden Progressionen fort. Zu dieser Verwilderung hat die doppelte Einseitigkeit der Weimarer und der Wiener Schule beigetragen, jene mit ihrem farblosen Idealismus, diese mit ihrem ungeschulten Realismus, der in Genremalerei ausartete. Was beide Gutes hatten, ist verloren gegangen, sowohl die reine Sprache und die gebildete Haltung Goethe's, als die individuelle Wahrheit Iffland's. Die letztere findet sich noch in den Localpossen, die Idealität nirgend mehr.

Allein der Hauptgrund dieser Verwilderung ist doch, daß den Schauspielern von den neuern Dichtern nicht die geringste Förderung zu Theil geworden ist. Wir wollen die neufranzösische Komödie in keiner Beziehung rühmen; sie ist nicht, wie die ächte Dichtung, von der poetischen Auffassung bestimmter Gestalten, Charaktere und Situationen ausgegangen, sondern von Problemen der Reflexion, die eine lang andauernde Ueberbildung des Verstandes und der Phantasie ihr zugeführt, gerade wie die unsrige; sie hat zur Lösung dieser Probleme Gestalten und Situationen erfunden, die bis zur Atrocität unwahr waren; aber sie hat trotzdem eine gewisse Elasticität gezeigt, auch das Widersinnige den nationalen Voraussetzungen anzupassen. Bei den Franzosen schreibt jeder Dichter für das Theater; er befreit sich also, die Unendlichkeit seiner Phantasie und seiner philosophischen Perspektiven auf das bestimmte Maß einzurichten, das die Bühne verlangt. Bei uns schreibt sich die Neigung, mit den Problemen ins Unbestimmte hinauszugehen, den Himmel und die Erde zu umspannen, eine Neigung, die unserm realistischen Triebe so entschieden widerspricht, noch von den Einwirkungen der Romantik her, die wir mehr mit dem Verstande als mit der Einbildungskraft überwunden haben. Daraus allein erklärt sich, daß die „gebildeten“ Dichter sich erst spät einer Kunstgattung zuwandten, welche doch für das realistische Talent die maßgebende ist. Sie hatten das Lustspiel fast ausschließlich den Fabrikarbeitern überlassen, und doch greift das Lustspiel, eben weil seine Wirkung eine unmerkliche ist, tiefer in das sittliche Leben des Volks ein, als das Trauerspiel. Der schlechte Ton, den Kopebue in seinen Stücken anwendete, hat den nachtheiligsten Einfluß auf unsere Sitten gehabt, und trotz des Unterschiedes in der Sprache können wir nicht sagen, daß bei unsern neuern Lustspiel-dichtern im Ganzen ein viel besserer Ton herrscht. Unsere Unterhaltung ist vollständig verzerrt, seitdem die Literatur, um geistreich zu sein, ausschließlich von sich selbst redet. In unsern Tagen glaubt kein Dichter, ein tüchtiges Lustspiel geschrieben zu haben, wenn er nicht bei der Gelegenheit seine Ansichten über Göthe und Schiller, über die historische Schule

und den Socialismus, über den Welt Schmerz und über Feuerbach an den Mann gebracht hat. Die neuesten Dorfgeschichten verderben vollends alle Unterhaltung, denn es ist nicht mehr möglich, nach Art vernünftiger Menschen mit einander zu sprechen, man muß Charakter und naturwüchsiges Wesen entwickeln, auch wenn man nichts weiter fragt, als wie viel die Uhr ist. Wir sind mehr oder minder Kleinstädter, unsere Dichter haben keine Gelegenheit, das nationale Leben in einer Concentration zu sehen. Es sondern sich Kreise, welche auf gemeinsamen Voraussetzungen der Politik, der Religion, des Standes beruhen, und in denen man auf gewisse Begriffe nur hinzudeuten braucht, um verstanden und gebilligt zu werden. So treiben wir es schon auf der Universität, so treiben wir es später in unserm Beruf, so treiben wir es endlich in der Literatur. Jede Goterie hat ihre Stichwörter, die durch allmälige Uebung einen bestimmten Begriff erlangt haben, den ein Uneingeweihter unmöglich verstehen kann, so vollkommen er sonst der deutschen Sprache mächtig ist. Um sich in einer Studententneipe oder in einer philosophischen Gesellschaft zurecht zu finden, müßte man sich von dem Vorsteher ein Wörterbuch ausbitten. Es fehlt uns der neutrale Boden der Geselligkeit. Wenn wir in Frauengesellschaft kommen, so hat das immer einen feierlichen Anstrich, und wir werden in einen exceptionellen Zustand versetzt. Man glaubt sich entweder zu den hergebrachten Umgangssphrasen herablassen zu müssen, oder man ziert sich und spricht Literatur. Wir sind weder sicher in uns selbst, noch human und empfänglich für fremde Naturen; eine Folge des Grundübels unserer Zustände, des Mangels eines großen Ganzen, als dessen lebendiges Glied wir uns fühlen könnten.

Da aber die Zeit eines freien und einigen Deutschland noch ziemlich fern liegen mag, so wäre es doch gerathen, mit der Verbesserung unserer Sitten nicht auf diese allgemeine Umgestaltung zu warten, und dazu kann Niemand mehr beitragen, als die Lustspielsdichter. Wenn sie dabei den Einfluß der französischen Bildung nicht von sich abweisen, so ist das keine Sünde am Deutschthum. Wir haben im vorigen Jahrhundert aus den lateinischen Dichtern gelernt, uns deutsch auszudrücken, und die Philologen haben mehr dazu beigetragen, als alle Germanisten. Ein Vorzug des französischen Lustspiels liegt in der lebhaftern, freiern Phantasie; wir motiviren mit zu ängstlichem Pragmatismus. Wir können nicht umhin, jede neu eintretende Person sich gleichsam entschuldigend darüber aussprechen zu lassen, warum sie überhaupt kommt, und warum sie gerade jetzt kommt. Wir sind nicht daran gewöhnt, einander ohne weilsäufige Anmeldeung zu besuchen; von dieser Gewohnheit müssen wir uns im Lustspiel emancipiren, wenn wir uns frei bewegen wollen. Wir sind im Allgemeinen zu wenig heiter; wir können zu Zeiten ausgelassen lustig sein, aber der Grundzug unsers Lebens ist jene

Reflexion, die alle Unbefangenheit verkümmert. Wo unser Gemüth ange-  
regt oder unsere Reflexion beschäftigt wird, lassen wir uns Alles gefallen,  
jeder Spas aber muß zergliedert werden. Etwas mehr Freiheit in der  
äußerlichen Combination, und etwas mehr Gründlichkeit und Gewissen-  
haftigkeit auf dem psychologischen Gebiet wird unserer Bühne nicht scha-  
den. — Der Inhalt der französischen Komödie wird durch unsere Sitten  
ausgeschlossen, und mit Recht. Mehr noch als die Tragödie muß das  
Luftspiel aus der Natur des Volks herauswachsen, denn es steht auf rea-  
lem Boden. Die sittliche Grundanschauung der Franzosen ist eine andere  
als die unsrige, trotz des gleichmäßigen Ansehens, das die moderne Bildung  
sämtlichen europäischen Culturvölkern giebt. Jene Ehebruchsgeschichten,  
Duellen u. s. w., die in Paris keinen Anstoß erregen, berühren unser Pu-  
blikum unangenehm: ein gutes Zeichen, welches wir nicht verkümmern  
wollen, wenn wir auch von unserer deutschen Sittlichkeit nicht zu viel  
Aufhebens zu machen haben. Das Recht der Komik ist sehr ausgedehnt,  
die Unsitte tritt erst ein, wenn durch Motive, die nicht zur Sache ge-  
hören, oder gar durch geniale Doctrinen das Laster beschönigt wir. Eben  
daraus ist das deutsche Luftspiel wegen seiner ernsthaften Anwendung von  
Motiven, die nur für komische Zwecke berechtigt sind, zuweilen unmoralis-  
cher, als das französische. Wer die Sitten des Zeitalters satirisch be-  
handeln will, muß sehr fest in seiner eigenen sittlichen Ueberzeugung sein  
und eine reiche und tiefgehende Weltkenntnis haben, denn wenn man her-  
ausfühlt, daß die wirklichen Sitten nicht bloß besser sind, als das Zerrbild,  
das der Dichter von ihnen giebt, sondern besser als das Ideal, das er  
im Sinn ihnen gegenüber stellt, so kann uns das beste Talent für eine  
solche Versündigung nicht entschädigen.

Unter den neuesten Luftspieldichtern ist einer der beliebtesten Roderich  
Benedix, der, geb. 1811 zu Leipzig, mit dem Vemoosten Haupt 1839  
debütierte. Seitdem hat das Theater von ihm fast jährlich zwei bis drei  
Stücke erhalten, er entwickelt in ihnen einen unerschöpflichen Fonds von guter  
Laune; er ist sehr productiv und bemüht sich, seinen Stoff und seine sitt-  
lichen Anschauungen aus dem wirklichen Leben des deutschen Volks heraus-  
zuschöpfen. Aber dies Verdienst wird durch die schlimmsten Schwächen  
verkümmert. Zunächst die nachlässige Composition. Wir gestatten dem  
Luftspiel eine größere Freiheit, als der Tragödie, aber in einer andern Be-  
ziehung ist auch wieder größere Strenge nöthig. Der tragische Dichter  
kann seinem Publikum die verwegensten Voraussetzungen zumuthen, wenn  
er nur auf diesen Voraussetzungen richtig weiter baut; den Luftspieldichter  
dagegen können wir durch unsere eigene Erfahrung controliren, und seine  
Motivirung muß daher klar, durchsichtig und der Wirklichkeit entsprechend  
sein. Wir ertragen im Luftspiel keine Voraussetzungen, die gegen die all-

gemeinen Begriffe verstoßen. Nun hat Benedix vor Kogebue, der in der Regel für jedes seiner Stücke nur eine brillante Scene erfand und das übrige Stück nothdürftig an diese Scene anreihete, zwar den Vorzug, daß er jedes seiner Stücke aus mehreren guten Einfällen zusammensetzt, aber die Intrigue, die von mehreren Brennpunkten bestimmt wird, geräth dadurch noch mehr ins Unklare, Willkürliche und Widersprechende. Bei dem phantastischen Lustspiel verlangt man von den Figuren, die der Dichter erfindet, keine Uebereinstimmung mit dem wirklichen Leben, wenn sie nur lebensfähig sind und eine komische Wirkung ausüben. Bei dem bürgerlichen Lustspiel ist es anders. Gegen dieses Gesetz verstößt Benedix fast in jedem seiner Stücke auf eine ganz unglaubliche, beleidigende Art, und das beruht nur zum Theil nur auf Nachlässigkeit, zum großen Theil auf Unkenntniß des wirklichen Lebens. Die Sitten in Deutschland sind sehr verschieden, aber gewisse Dinge kann man doch überall als feststehend betrachten. Die Schilderung des Studentenlebens im „Bemoosten Haupt“ ist unrichtig, obgleich sie durch einzelne Stichwörter die Studentenwelt getroffen hat; der Einfall des „Alten Magisters“, mit einem jungen Büßling auf Schläger loszugehen, ist nach unsern bestehenden Verhältnissen geradezu eine Absurdität; und so finden sich fast in jedem der Benedix'schen Stücke Züge, die mit dem wirklichen Leben nicht zu vereinbaren sind. Endlich ist sein Dialog, wie seine Sprache überhaupt, ungebildet und unbehülflich. Ueber das Niveau des ganz Gemöhnlichen muß doch die poetische Sprache hinausgehen, und wenn in unsern Gesellschaften kein besonders feiner Ton herrscht, so ist doch immer noch mehr Bildung darin, als man nach Benedix schließen sollte. Es verkümmert die Wirkung der besten Einfälle und Erfindungen, wenn die Plumpheit der Sprache so alles Maß überschreitet — was freilich für das gewöhnliche Publicum ganz bequem sein mag. — Weit höher in seiner Bildung steht Eduard Bauernfeld, geb. zu Wien 1804, dessen Lustspiele: „Die Bekenntnisse“, „Bürgerlich und romantisch“ u. s. w., mit Recht auf den Bühnen gefallen haben. Seine Sprache ist edler, sein Ton gehört der gebildeten Gesellschaft an, seine Bemerkungen sind sogar zum Theil recht fein; dagegen ist seine Erfindung nicht sehr reich, und die gute Laune, die er in der That zeigt, nicht so übermüthig, wie man es bei einem Lustspiel höherer Gattung erwarten möchte. — Charlotte Birch-Pfeiffer (geb. zu Stuttgart 1800), die seit ihrem ersten Stück „Pfefferrosel“ (1828) fast eine ungetheilte Herrschaft über die Bühnen behauptete, besitzt außer dem unbestreitbaren Talent, jeden beliebigen Stoff wohl oder übel so zuzufügen, daß man ihn aufführen kann, kaum irgend ein Talent. In der Erfindung der Begebenheiten, wo sie dieselben nicht bis ins kleinste Detail aus einem beliebigen Roman entlehnt, ist sie zum Erschrecken arm, ihre Charaktere sind nach

der Schablone zugeschnitten und nicht einmal in den allgemeinsten Umrissen wahr, und ihre sittlichen Grundsätze gerade so laz und bequem, wie die Kogebue'schen. Mit Fabrikarbeitern ähnlichen Schlages mußten sich die Bühnen begnügen, bis gegen das Ende der dreißiger Jahre die „Gebildeten“ sich des Theaters annahmen. —

Guklow's Bildung stand auf alle Fälle höher, als die der gewöhnlichen Fabrikarbeiter. Um in der neuen Sphäre Geltung zu finden, regte er fortwährend zur Besprechung des Theaters an und trug dazu bei, es zu einer Volksache zu machen. Durch diese Wechselwirkung der Dichter, der Kritik und des Publicums ist eine lebendigere Bewegung in die dramatische Kunst gekommen. Eine Zeit lang war die Hoffnung vorhanden, jüngere Talente würden sich derselben Richtung anschließen, und das Theater, der gewöhnlichen Routine entzogen und von den gebildeten Classen geleitet, würde einen neuen Aufschwung nehmen. Diese Hoffnung, die am lebhaftesten 1846 wurde, als Uriel Afosa, die Karlschüler, die Valentine und Maria Magdalena ein so vielseitiges Interesse erregten, wurde getäuscht; das Gemachte hat keine Dauer. — In Guklow's Stücken drängen sich zwei Vorzüge augenblicklich auf. Einmal ist ihnen der moderne Charakter aufgeprägt, wir dürfen nicht erst von unsern gewohnten Vorstellungen abstrahiren, wir kommen sogar dem Dichter zu Hülfe, wenn er schwach motivirt, weil wir seine Anspielungen augenblicklich verstehen. Ferner ist er in der Regel sehr geschickt in der Exposition. Bei der Exposition kommt es darauf an, die Aufmerksamkeit zu erregen, gleichviel durch welche Mittel; von der Lage der Personen, die uns während des Stücks beschäftigen, und von ihren Eigenschaften ein anschauliches Bild zu geben; endlich die Stimmung anzuschlagen, in der wir das Ganze aufzufassen haben. Wenn Guklow das Letztere mißlingt, so liegt das darin, daß er sich die sittliche Grundempfindung des Stücks selber nicht klar gemacht hat. Das Talent, vorzubereiten und zu spannen, welches freilich in unserer Zeit, weil es durch Bildung und Reflexion erworben werden kann, viel häufiger ist, als die Kraft, Leidenschaften zu schildern und die Ereignisse zu einer großen Katastrophe zusammenzudrängen, hat Guklow's Dramen wenigstens eine vorübergehende Stelle auf unsern Bühnen verschafft. Dazu kommt seine Virtuosität in Theater-Effecten, d. h. solchen Reizmitteln, die weder aus der Natur der Handlung oder der Charaktere, noch aus der leitenden poetischen Stimmung entspringen, die man aber ausgiebt, wie geprägte Münzen, weil sie der Menge geläufig sind. In solchen Effecten ist Guklow sehr ersfinderisch: Kogebue und Meyerbeer sind Kinder gegen ihn. So werden z. B. in einer Scene in „Werner“ die Kerzen ausgelöscht. Plötzlich schwanzt an der geöffneten Flügelthür eine dunkle Gestalt, in einen weißen Mantel gehüllt, vorbei und

schleicht sich am Hintergrund vorüber. Wir vermuthen einen Mörder, ein Präsidium, der sich in der Scene befindet, ruft ihn erschrocken an, da ergiebt es sich, daß es sein Schwiegersohn ist, in dessen Besuch nichts Ungewöhnliches liegt, als nur die auffallende Stunde. Der Präsidium fragt ihn, was er will, darauf antwortet Heinrich (fast dämonisch): „Es wird zu spät, die Kinder müssen schlafen gehen.“ So etwas verfehlt bei der Menge seinen Eindruck niemals, denn nachdem man sich darüber beruhigt hat, daß jene finstere Gestalt kein Mörder ist, kommt man zunächst auf die Vermuthung, der Held sei plötzlich verrückt geworden, und auch das ist ein interessanter Zustand. Ein anderer Dichter würde sich vielleicht durch diesen Effect haben bestimmen lassen, in der psychologischen Consequenz weiter zu gehen, aber Guklow ist mit dem einmaligen Effect vollkommen zufrieden. Nachdem der grelle Mantel und jene ominöse Redensart ihre Wirkung gethan, unterhalten sich die beiden Herren mit einander, wie zwei vernünftige Menschen in der gegebenen Lage sich ungefähr unterhalten würden; der weiße Mantel und die unglückseligen Kinder, die schlafen wollen, bleiben ruhig bei Seite. — Ähnliche Scenen, die zu der Stimmung des übrigen Stücks ungefähr in demselben Verhältniß stehen, wie der Schlittschuhlauf im Propheten oder der Konnentanz in Robert der Teufel, treffen wir bei Guklow öfters. Man kann jedesmal, wenn einer seiner Theaterhelden in den Vordergrund tritt, die Arme ausbreitet und die Stimme erhebt, voraussetzen, daß er etwas unerhört Unpassendes sagen wird. Guklow hätte Verstand genug, das einzusehen, aber er ist Sklave des Effects; wenn ihm eine volltönende Phrase, z. B. „für die Freiheit schwärmen, heißt an den Himmel glauben, für die Freiheit träumen, heißt wachen für die Ewigkeit,“ über die Zunge kommt, so hört alle Kritik bei ihm auf und er ist mehr entzückt, als selbst das Publicum der Galerien.

Wenn Guklow's Exposition in der Regel einen befriedigenden Eindruck macht, so scheitert er gewöhnlich schon da, wo das erregende Motiv des Stücks eintritt, die Leidenschaft, welche die Katastrophe herbeiführen und sich dann gegen den Helden selbst wenden soll. Bei dem ächten Dichter geht das erregende Motiv aus der Natur der Verhältnisse und aus der Bestimmtheit der Charaktere hervor. Guklow aber wählt gewöhnlich ein recht künstliches, außer aller Berechnung liegendes; weil er es in seinen Charakteren nicht findet. Es fehlt ihm keineswegs an Beobachtung; er faßt viele kleine Züge auf, die sich zur Ausführung eines tüchtig angelegten Charakterbildes wohl verwenden ließen, aber um einen wirklichen Charakter zu schaffen, fehlt ihm der Muth und die Entschlossenheit. Jean Paul sagt einmal: „Wenn ein Dichter in Beziehung auf einen seiner Charaktere zweifelhaft darüber ist, ob er ihn in einem gegebenen Falle

wird Ja oder Nein sagen lassen, so werfe er ihn weg, es ist eine dumme Leiche." Dieser Ausspruch enthält das Verdammungsurtheil über Gukows sämtliche Charaktere, denn er weiß nie, ob seine Helden im bestimmten Falle Ja oder Nein sagen werden, sie sind viel zu weitfichtig, von zu verschiedenartigen Motiven bestimmt, und in der Wahl derselben muß Zufall und Laune den Ausschlag geben. Gukow hat ein geheimes Bewußtsein über diese Schwäche, aber was das Sonderbarste ist, er empfindet sie als einen Vorzug. Allerdings wird der ächte Dichter, der seine Charaktere aus vollem Holze schneidet, nicht bei einer einfachen Eigenschaft stehen bleiben, er wird für den Sieg der Leidenschaft oder der Idee ein um so größeres Interesse erregen, je reicher und mannichfaltiger die Natur ist, die besiegt wird. Aber der Sieg muß erfolgen, mit einer Gewalt erfolgen, die keinen Zweifel läßt. Im wirklichen Leben zerfällt der Kampf der Seele in eine Reihe kleiner Momente; der dramatische Dichter aber muß die Energie haben, diese Reihe zu einer einzigen gewaltigen Katastrophe zusammenzudrängen. Man mag gegen den kategorischen Imperativ, den Fanatismus oder die souveräne Leidenschaft spotten, so viel man will, alle diese Regungen sind unstreitig einseitig, denn sie schließen andere gleichfalls berechnigte Motive aus; aber diese Einseitigkeit ist unvermeidlich, wenn von einem Charakter im Leben wie im Drama die Rede sein soll. Gewiß hat ein Familienvater, der eine brave Frau und sieben Kinder, außerdem noch eine blinde Mutter und einen gelähmten Vater zu versorgen hat, die heilige Verpflichtung, diese zu erhalten. Nun ist er vielleicht Richter, oder Administrativbeamter; man droht ihm mit Absetzung, wenn er sich nicht zu einem pflichtwidrigen Schritt verstehen will. Mit seiner Absetzung sind seine Frau, die sieben Kinder, die blinde Mutter und der gelähmte Vater dem schrecklichsten Elend ausgesetzt. Er kann sich sagen: wenn ich den Schritt nicht thue, so thut ihn ein Anderer. Wer sich aber dadurch zweifelhaft machen läßt, ob er seine Pflicht erfüllen soll, dem mag man im Leben verzeihen, für's Drama ist er unwiederbringlich verloren. Im Drama wollen wir den moralischen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung sinnlich verfolgen. Wenn die sittlichen Motive und die Leidenschaften nicht zwingender Natur sind, wenn man in jedem beliebigen Augenblick das sittliche Motiv wegraisonniren, die Leidenschaft durch Verstand beschwichtigen kann, dann ist eine innere Nothwendigkeit des Causalnexus nicht vorhanden, es giebt keine Schuld und kein Schicksal mehr, es ist vollkommen gleichgültig, was geschieht, und es wird jener weiche Rührungsbrei der Tragikomödie daraus, der nur noch alte Weiber fesseln kann, jene alten Weiber, die über die Anschauung des Uriel Acosta in Thränen zerfloßen sind. — Gukow nimmt häufig einen kühnen Anlauf, aber mitten auf dem Wege erschrickt er und bleibt unentschlossen stehen. Ein Bei-



spiel: Battul soll eben in Folge der niedrigen Nachsicht Karls XII. erschossen werden, und die Bitterkeit des Todes wird ihm noch dadurch geschärft, daß er von seinen eigenen Landsleuten, für deren Freiheit er sein Lebenlang gekämpft hat, erschossen wird. Empört über diese Hohnheit, wendet sich sein innigster Verehrer „mit glühender Leidenschaft“ an den schwedischen Officier und spricht: „O sagen Sie Ihrem nordischen Karl —“ Nun erwartet man, um so mehr, da die Tragödie eben geschlossen wird, ein recht scharfes, rücksichtsloses Urtheil, wie es einem Freunde in einem so leidenschaftlichen Moment geziemt; aber was läßt Herr von Einsiedel dem nordischen Karl sagen? „Daß man sein militärisches Genie neben das Alexanders stellen wird.“ Und erst nach diesem Compliment ermunthigt er sich zu der Bemerkung: „Aber dieser Haß u. s. w.“ Wer in solchen Augenblicken seinen gerechten Fluch zurückhält, um vorher ein Compliment zu machen, der mag ein großer Weiser und ein Philosoph sein, aber ein dramatischer Charakter ist er nicht. — Das Schlimmste an Goglow's Dramen ist die Abwesenheit aller richtigen sittlichen Empfindung, alles unzweifelhaften Urtheils über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit der Personen und Handlungen. Darum ist der Schluß, in dem diese sittliche Basis frei hervortreten und sich über die Einseitigkeit der einzelnen Helden und Thaten erheben soll, das Schlechteste in seinen Stücken, und nirgend tritt die Speculation auf die niedrigen Empfindungen der Menge so deutlich hervor.

Sein erstes Stück war Richard Savage (1839): ein Sohn, der seine Mutter sucht, von derselben nicht anerkannt wird und sich darüber unglücklich fühlt. Er bewirbt sich um ihre Gunst auf eine gedehnte Weise, und setzt den verächtlichsten Zurückweisungen eine Zudringlichkeit entgegen, die etwas Gemeines hat. Wenn ein sonst geachteter und in guten Umständen lebender Dichter von einer vornehmen Dame, die er für seine Mutter hält, nicht anerkannt wird, wenn er trotz des unablässigen Bemühens, ihr zu gefallen und ihr Dienste zu erweisen, durch zufällige Umstände dazu getrieben wird, sie wider Willen zu beleidigen, so ist das kein Grund, innerlich gebrochen der Welt zu entfliehen und in der Hütte einer armen Wäscherin kummervoll zu verhungern. Der Ausgang ist eine Speculation auf das Mitleid der Menge mit einem verhungerten Sohn und einer bußfertigen Mutter, wobei noch zum Schluß auch diese gutmüthig rehabilitirt wird: denn war man bisher im Wahn, sie verstoße den Sohn aus weltlichem Hochmuth, so erfährt man endlich, daß Alles auf Mißverständnissen beruhte. — Einen größern Erfolg hatte Werner oder Welt und Herz (1840). Es gewann schon durch seinen Stoff die allgemeine Theilnahme, die bei den „Gebildeten“ dadurch erhöht wurde, daß die Conflictte der Verhältnisse, die Empfindungen und Vorurtheile nicht so handgreiflich wie bei Iffland hingestellt, daß sie vielmehr durch eine

ziemlich raffinierte Reflexion zerlegt waren. Es gab manchen weichen Charakter, der im Bewußtsein ähnlicher Sünden höchlich erseut war, seine Schwächen als Tugenden dargestellt zu sehn. Das Stück steht sittlich noch tiefer, als „Menschenhaß und Reue“. Rozebue hatte doch nicht geradezu das Schlechte mit dem Guten verwechselt. Bei Guplow benimmt sich der Held von Anfang bis zu Ende wie ein Lump, was dadurch keineswegs verbessert wird, daß er sich zugleich wie ein Narr benimmt; und doch verlangt der Dichter, wir sollen ihn als einen edlen Menschen verehren. Und weil das in der That von manchen Seiten geschehen ist, so halten wir es für nöthig, dieses so deutlich als möglich auszudrücken, da es für das deutsche Volk nicht ersprißlich ist, wenn man es auf dem Theater daran gewöhnt, Lumpen als Helden zu verehren. — Werner hat längere Zeit mit einem Mädchen ein Liebesverhältniß gehabt, welches mit einer Verlobung schließt. Dieses Mädchen ist schön, liebenswürdig, ihrem Geliebten ganz ergeben, aber sie ist in beschränkten Verhältnissen und er ist ehrgeizig, man eröffnet ihm glänzende Aussichten, er läßt seine Braut im Stich und heirathet die Tochter eines Präsidenten, durch die er großen Reichthum, den Adel und die Stelle in einem Regierungscollegium erhält. „Ich habe treulos gehandelt“, sagt er selbst, „was konnte ich thun? ich wollte mich dem Geiste des Jahrhunderts in die Arme werfen, und riß mich aus deiner idyllischen Liebe los. Es war über mich ein winterliches, frostiges Gedankenleben gekommen; eine kalte nach dem Blendenden und Wüthigen haschende Frivolität verschneite den Frühling meiner Gefühle.“ Aber es ist mit dieser einmaligen Infamie noch nicht genug. Seine ehemalige Braut, von deren weitem Schicksalen er nichts gehört, tritt eines Tages zu ihm ins Zimmer als Gouvernante seiner Kinder. Die beiden edlen Seelen sind einander würdig, beide ohne Spur von jenem edlen Stolz, der selbst bei den Wilden noch ein Abglanz von der Hoheit der menschlichen Natur ist, sie gestehen sich ohne Weiteres ihre fortdauernde Liebe, Werner fordert sie auf, bei ihm zu bleiben, weil er sie nicht entbehren könne, und Marie willigt nach einigem Sträuben ein. Indes merkt Werner's Gemahlin, daß etwas im Hause nicht richtig ist, ihr Mann, der früher schwermüthig war, weiß sich vor Heiterkeit nicht zu lassen, man erzählt ihr von einem Verhältniß mit der Gouvernante, und sie hat selber Gelegenheit, den Ausbruch seiner Gefühle zu belauschen. Ein Anderer wirbt bei ihm um Mariens Hand. Die Antwort verdient ausgezeichnet zu werden: „Ein Freier in schwarzem Frack, mit gebranntem Tabak, Blumenstrauß auf der Weste, hintretend vor die Morgenröthe und mit ihr liebäugelnd bedeutungsvoll auf das Notariatsinstrument in der Rocktasche klopfend — Morgenröthe, willst du mich? Morgenröthe, ich will dich unter die Haube bringen — Herr, ich weiß nicht, soll ich lachen

oder soll ich rasen? —“ Werner geht in seiner Ekstase noch weiter; er setzt Marie über die ganze Menschheit und giebt ihr einen Platz im Himmel. Die Andere betrügt sich verständig genug. „In dem Augenblick,“ sagt sie zu ihm, „wo Du mir Deine Hand reichtest, fiel die Thür, welche in Deine Vergangenheit zurückführte, ins Schloß. Daß Du sie gewaltig wieder öffnest, ist ein Frevel an mir, ein Frevel an Deinen Kindern!“ Darauf antwortet ihr Werner (mit einem Blick gen Himmel gerichtet, gelassen): „Ich werde ihn verantworten, wir Alle sind des Staubes schwache Söhne, und Niemand ist, der sich rühmen könnte, die Gedanken Gottes zu errathen.“ — Die Frau verlangt, daß Marie, für die man ja anderweitig sorgen könnte, das Haus verlasse, und als Werner dies billige Verlangen zurückweist, verläßt sie mit ihren Kindern das Haus und begiebt sich zu ihrem Vater. Werner spricht Einiges von Pistolen und führt die schon erwähnte Nachtszene im weißen Mantel auf. Darauf läßt sich Marie bei ihrer Nebenbuhlerin melden und erklärt ihr: „Einen Friedhof will ich umackern und den Schlüssel dazu in das tiefste Meer werfen,“ d. h. sie will sich verheirathen, es hat sich schon Jemand gefunden, ein Referendarius Fels. So wäre denn der Friede des Hauses wieder hergestellt und Alles in der besten Ordnung, wenn nicht der Dichter fühlte, er müsse seinen Helden etwas heben, um die schwächliche Rolle, die er bis dahin gespielt, vergessen zu machen. Er mischt zu diesem Zweck eine zweite Intrigue hinein. Werner scheint seine Amtsgeschäfte nachlässig verwaltet zu haben, seine Papiere sind in Unordnung; und ein Bösewicht findet Gelegenheit, ihn der Betrügerei anzuklagen. Es ergiebt sich, daß diese Anklage ungegründet ist, der Bösewicht wird entlarvt und Werner ist nun ein tugendhafter Mann. Jetzt kommt ein feierlicher Augenblick. Während er zuerst über die Nachricht von Mariens Vermählung außer sich gerieth, erklärt er nun lächelnd, das sei eine Selbsttäuschung gewesen. Eigentlich habe nicht die Liebe, sondern eine andere Last auf seiner Seele gedrückt, das unangenehme Gefühl nämlich, einen adeligen Titel zu führen und doch nicht zum Adel geboren zu sein. Er legt den Adel und seine Rathsstelle nieder, — den ersten behält er seinen Kindern vor, — und wird Professor in Bonn. So ist er nicht bloß tugendhaft, sondern ein Held, ein Märtyrer, ein Auserwählter der Menschheit! — Guplow hat dasselbe Problem noch in einem Stück behandelt: Ein weißes Blatt (1842).\*)

Die Schule der Reichen (1841) spielt im dritten Viertel des 16. Jahrhunderts. Ein Kaufmann, Thompson, hat sich von der Dürf-

---

\*) Reißner's Armstrong (1853) und Griepenther's Ideal und Welt (1854) gehen nach derselben Richtung.

tigkeit zu unerhörten Reichthümern aufgeschwungen, aber über die Sorge um seinen Erwerb vergessen, sich um seine Familie zu bekümmern. Diese hat sich der vornehmen Welt Londons angeschlossen und führt ein ebenso dissolutes als lächerliches Leben. Die Tochter, die eigentlich einen Commis liebt, verlobt sich mit einem vornehmen Wüßling, der durch sie den Ruin seines Vermögens wieder herstellen will, der Sohn will die Schwester desselben heirathen, eine herzlose Coquette. Der Vater ist über alles dieses sehr unglücklich, aber er leistet nicht den geringsten Widerstand. Die Exposition ist geschickt, wenn auch gar zu — populär. Es soll z. B. das Raffinement des vornehmen Lebens dargestellt werden. Die jungen Roués (aber die Gentlemen, wie sie Guglow nennt) dringen in eine Taverne ein; der eine von ihnen bestellt vierzehn Pfund Roastbeef für die Hunde, für sich ein Glas Wasser. Ein Kellner bringt den verlangten Becher Wasser. Er fragt den Kellner: „Wer hat das Wasser geschöpft?“ — „Ich, Mylord.“ — Der Lord nimmt die rechte Hand des Kellners, betrachtet sie nach allen Seiten, riecht auch in einiger Entfernung daran, legt dann ein Geldstück auf den Teller und winkt dem Kellner vornehm, zu gehen. Für sich, mit Etel: „Die Hand war wirklich rein gewaschen, aber so rein, daß man — die Seife roch!“ — Gott weiß, welcher Classe von Vornehmen der Dichter diesen Zug abgesehen hat. — Mistress Thompson stellt sich einmal in seiner Gesellschaft vor, wie hübsch es wäre, zu reiten, und in ihrem lebhaften Gefühl fängt sie an, in der Stube unter dem Ausruf: Hopp, hopp, hopp! herum zu reiten, worauf sie ihr eintretender Gemahl einem Freunde mit den Worten vorstellt: „Das Pferd ist meine Frau.“ — Die Familie ist im Begriff, mit ihren neuen Verwandten auf einen Ball zu gehen; da macht er sie auf die Gemüthlichkeit des häuslichen Stilllebens aufmerksam und fordert sie auf, dem Ball zu entsagen und den Abend gemeinschaftlich mit ihm zuzubringen. Die Kinder erklären sich zu jedem andern gemüthlichen Abend bereit, für den heutigen aber seien sie engagirt. — „Ich sage Euch aber, Eure Spangen und güldenen Ketten sind im Grunde doch nur Empörung gegen die Ordnung der Natur. Was habt Ihr wohl schon gethan, um den Zorn des Himmels, daß Ihr von seiner Ordnung als Reiche abweicht, zu versöhnen? Was werdet Ihr thun, um durch Euer Herz, Eure Tugend eine freundliche Uebereilung des Geschicks wieder gut zu machen?“ — Das sind sehr ehrenwerthe Grundsätze, aber nicht hinreichend, zu motiviren, warum die Kinder gerade diesen Abend nicht auf einen Ball gehen sollen, zu dem sie engagirt und bereits angekleidet sind. Kurz, sie gehen. Der Alte macht die Bemerkung, es wäre ihnen besser, sie wären nie geboren, und beschließt, ein verzweifelteres Mittel anzuwenden. — Dieses Mittel besteht darin, daß er zum Schein sein ganzes Vermögen einem zuverläss-

sigen Freunde verschreibt und so in den Augen der Welt als Bettler dasteht. Für einen Geschäftsmann ein sonderbarer Entschluß; allein er thut seine Wirkung. Die vornehme und lasterhafte Gesellschaft zieht sich augenblicklich von der Familie zurück.<sup>\*)</sup> Diese findet sich sehr bald in ihre neue Lage, macht Spaziergänge aufs Land, lebt einfach und fühlt sich sehr glücklich. Indes wirkt Thompsons Mittel weiter, als er beabsichtigt. Zunächst kommt sein Sohn, der noch eine moralische Geldverschickung hatte und diese nicht lösen kann, in die Versuchung zu stehlen oder einen Selbstmord zu begehen. Er war in der Zeit des Glanzes und der Herrlichkeit ein blasirter Mensch, der keine andere Sehnsucht hatte, als nach Opium, um lange zu schlafen.<sup>\*\*)</sup> Nachdem er nun glücklich an der Klippe des Diebstahls und des Selbstmords vorübergegangen, tritt er als Lehrling bei einem Gärtner ein und findet im Schooße der Natur den Frieden seines Herzens wieder. Allein das Schicksal hat ihm einen neuen Conflict vorbehalten. — Thompson erfährt zu seiner Bestürzung, jener Freund, dem er sein Vermögen zum Schein verschrieben, sei plötzlich gestorben. Obgleich ein alter Geschäftsmann, hat er diesen Fall nicht in Erwägung gezogen. Der Freund hat ein Testament zurückgelassen, aber dieses wird als ungültig von den Erben bestritten, und Thompson's Verzweiflung erreicht den höchsten Grad, als sein eigener Sohn als Sachwalter dieser Erben auftritt. — Das Erbtheil fällt nämlich jener Gärtnerfamilie zu, wo der junge Thompson seine Zuflucht gefunden. Da er jetzt ein edler Mensch geworden ist, rath er der Familie, die Millionen durch einen Proceß zu gewinnen, aber dem alten Thompson ein Gnadengeschenk von 10,000 Pfund zu überweisen, mit der Bedingung, daß diese nach seinem Tode seinen Erben nicht zufallen sollen. „Das Erbe schuf den Unterschied und falschen Rang der Menschen, das Erbe gab uns Haß, den Krieg, denn es empört den freien Sinn, daß Ungeborne sich schon auf dem breiten Teppich nicht selbst erworbnen Güter lagern dürfen. Das Erbe schuf den

\*) Die hoffnungsvolle Schwiegertochter z. B. bestellt ihren Brautkranz bei dem Gärtner ab, und eröffnet demselben, um ihn nicht bezahlen zu dürfen, im Vertrauen, er möge die Blumen nur acht Tage frisch erhalten, mittlerweile werde sich wohl eine neue Partie gefunden haben. Da der Gärtner damit nicht zufrieden zu sein scheint, so meint sie: „Oder könnten nicht Bienen daraus Honig saugen?“ Sie stellt sich wahrscheinlich vor, die Bienen bezahlten ihren Honig.

\*\*) Ich halte unser irdisches Dasein für den unbewußten Traum einer dunklen Nacht, die zuweilen in Verlegenheit ist, wie sie sich die Zeit vertreiben soll. Unser Erbball hat sehr viel Laster, nächst dem Raub ist die Zelt sein größtes. Mit der angenommenen Mente der äußersten Flüchtigkeit schleicht diese Betrügerin Zeit so träge dahin, daß man vor Unmuth sterben möchte, und stirbt man wirklich, so ist man von der maslirten Schnecke betrogen: sie tief schneller als ein Windspiel.

Augenblick zur Ewigkeit, und gab dem Zufall widerrechtlich die Allmacht der Nothwendigkeit.“ — Es ist nur sonderbar, daß er diese Grundsätze bloß auf seinen Vater anwendet, und nicht auf die Gärtnersfamilie. Vater und Sohn sind im lebhaftesten Conflict, und man erwartet einen schrecklichen Ausgang; allein man hat schon eine ganze Weile hinter der geöffneten Flügelthür einen schwarzen Schatten wandeln sehen. Dieser tritt plötzlich ein, erweist sich als der scheinbar gestorbene Freund, der eigentlich nicht gestorben ist, Alles klärt sich auf, der alte Thompson kommt wieder in den Besitz seiner Millionen, sein Sohn heirathet die Gärtnerstochter und hätte jetzt Gelegenheit, seine communistischen Grundsätze in Anwendung zu bringen. Aber er thut es nicht, er nimmt bescheiden sein Erbtheil an und erweist sich auch durch diese Consequenz als Gupkow'scher Charakter.

An diese rührenden Familiendramen schloß sich ein „dramatisches Seelengemälde“: Der 13. November (1842). — Lord Douglas hat den Spleen; er lebt in dem Wahn, am 13. November müsse immer ein Douglas umkommen. Ein Vetter, der auf sein Erbtheil speculirt, nährt diesen Wahn, weidet seine Hypochondrie mit Todesgedanken und bringt ihn allmählig zu dem Entschluß, sich am 13. November in einem Pavillon, in dem sich auch sein Vater umgebracht, die Kugel durch den Kopf zu jagen. Lord Douglas begiebt sich zu mitternächtiger Stunde, mit der Pistole bewaffnet, in diesen Pavillon, (obligate Donnerschläge), stellt sich vor einen Spiegel und hält einen Monolog, in dem er sich über die Natur des Selbstmords ziemlich unverständlich ausdrückt. Zum Schluß schießt er mit ächt Gupkow'scher Consequenz nicht auf sich selbst, sondern auf sein Bild im Spiegel. Hinter dem Spiegel stand jener Vetter, um ihn zu belauschen; diesen hat also die Remesse ereilt. Lord Douglas fragt ihn mit einer wunderlichen Ueberraschung: „Holiday, warst Du nicht mein Freund?“ „Ja,“ antwortet dieser, „Dein Mörder!“ und stirbt, worauf Douglas mit den Worten die Tragödie beendet: „O ewiger Richter dort oben: Der Wahn entschwindet, die Liebe bleibt.“ —

Erfreulicher sind zwei komische Stücke: Pöpf und Schwert (1843), ein Genrebild aus der Zeit Friedrich Wilhelm's I., im Geschmack der französischen Intriguensstücke, voll von Sünden gegen die historische Wahrheit, auch nicht frei von sentimentalen Zügen, aber trotzdem von großer komischer Wirkung; und das Urbild des Tartüffe (1845). Zwar ist es schwer zu rechtfertigen, daß man einen von einem frühern Lustspielichter geschilderten Charakter zum zweiten Male auf die Bühne bringt; auch drängen sich die historischen Unrichtigkeiten um so beleidigender hervor, da ein vollständiger Karitätenladen historischer Alterthümer auf die Bühne gebracht ist. Allein die Situationen sind neu und sehr komisch; die Intrigue ist mit groben Fäden, aber deutlich und verständlich ausgeführt, und der

Scherz tritt ohne Prätension auf. — Als das Urbild des Tartüffe wird der Präsident Ramoignon dargestellt; er soll das, was im Molière'schen Tartüffe vorkommt, wirklich ausgeführt haben. Die von ihm unglücklich gemachte Familie hat zwei Töchter hinterlassen, die jetzt in Molière's Truppe als Schauspielerinnen sich befinden, und Molière schreibt sein Stück, um ihnen ihr Erbtheil wieder zu verschaffen. Er bedroht den alten Gauner, seine wirkliche Erscheinung auf dem Theater nachzuahmen, wenn dieser das Erbtheil nicht herausgiebt. — Das Publicum ist mit dieser Speculation nicht zufrieden gewesen, und der Dichter hat in der spätern Bearbeitung dem Stück eine andere Wendung gegeben. — Warum soll in einem Lustspiel die Prellerei eines Wucherers ein unerlaubtes Motiv sein? Es fällt doch Keinem ein, an Goethe's Scapin und Scapine Aergerniß zu nehmen, wo dasselbe Motiv viel dreister auftritt. — Aber darin liegt es eben. Man läßt sich einen Spas gefallen, wenn nur nicht zugleich die Zumuthung gemacht wird, man solle sich erbauen. Der Molière unsers Dichters hat zuweilen das Ansehen eines Predigers, der es für den Beruf seines Lebens hält, das Laster zu züchtigen und die Tugend zu belohnen. Ein vortrefflicher Charakter fürs Leben, aber nicht fürs Lustspiel. Molière würde uns weit besser gefallen, wenn er in freiem Humor mit dem Leben und seinen Verhältnissen zu spielen die Kühnheit hätte, wir würden ihm auch dann bei der Wahl seiner Mittel nicht so genau auf die Finger sehen. So greift er zu sehr der Polizei ins Handwerk — die ihm beiläufig darin einen ungewöhnlichen Spielraum läßt, denn eine bekannte, im Staate angesehene Persönlichkeit auf der Bühne zu copiren und als gemeinen Verbrecher darzustellen, dürfte in einer absoluten Monarchie wohl nicht statthaft sein.

Die historische Tragödie *Pattul* (1841) gehört zu dem Schlechtesten, was Gutzkow gemacht hat. Eine schwülstige, unnatürliche Sprache<sup>\*)</sup>, fade Gedanken, die mit großer Prätension auftreten, plumpe Effecthascherei, eine ungeschickt angelegte und durchgeführte Intrigue, fortwährende Verflöße gegen die Geschichte, die so weit gehen, daß Herr von Pattul, der Vorfechter der deutschen Aristokratie, als ein Freiheitschwärmer im Sinn des Marquis Posa, ja sogar als ein lettisches Naturkind, das sich

<sup>\*)</sup> Jede Seite des Stücks bietet darin das Unmögliche. Wir führen nur Eins an. Friedrich August macht einer Hofdame den Antrag, seine Maitresse zu werden; sie erwidert ihm: „Majestät, die Bahn, durch welche die jetzt sinkende Sonne einer Königsmark schritt, geht nicht durch das Zeichen der — Jungfrau!“ Sie erklärt ferner, sie liebe schon einen Andern; der König will den Namen wissen; sie antwortet: „Stre, manchen Völkern ist es verboten, den Namen ihrer Gottheit auszusprechen.“ — Den Unfuss dieser und ähnlicher Phrasen fühlt man erst recht im Zusammenhang.

an den alten Nationalmelodien der unterdrückten Völler begeistert, dargestellt wird; Verstöbe, die der ganzen Handlung eine falsche Färbung geben: — das Alles ist noch nicht das Schlimmste. — Wenn Friedrich August den russischen Gesandten an die schwedischen Eroberer auslieferte, um seine eigene politische Existenz zu sichern, so war das ein Flecken in seinem Leben; aber daß der Charakterschwache sich der Gewalt fügt, auch wo sie Schändliches begehrt, ist eine zu gewöhnliche Erscheinung. Der Dichter hat die Sache schlimmer gemacht. Um den Entschluß des Königs zu motiviren, läßt er mehrere mitwirkende Motive spielen: Eifersucht gegen Paktul wegen einer gemeinschaftlichen Geliebten und Aerger über diesen, daß er ihm eine gewisse Summe zu seinem Vergnügen nicht zahlen will. Durch diese mitwirkenden Motive verwandelt sich die Charakterschwäche in eine bewußte Infamie. Noch schlimmer steht es mit der nachträglichen Rechtfertigung des Königs aus. Er will Paktul nicht wirklich ausliefern, sondern er befiehlt dem Festungscommandanten, dem er anvertraut ist, ihn heimlich freizulassen. Trotzdem wird Paktul den Schweden ausgeliefert, und Friedrich August läßt, wie die Königin Elisabeth, mehrere seiner Beamten hinrichten, um ganz rein dazustehen. Die Betheiligten werfen sich ihm zu Füßen, küssen ihm die Hände und preisen ihn als edlen und gütigen Monarchen. Er selbst sagt „mit feierlichem Ernst“ (wie denn überhaupt, um seine großartige Würde darzustellen, die Parenthesen eine unerhörte Ausdehnung gewinnen): „Im offenen Buche der Geschichte giebt es viele dunkle Stellen, die man nur enträthseln wird, wenn von allen Geheimnissen der Erde die Siegel sich öffnen, und von verschütteten Grabmälern der Menschenbrust eine gerechtere Zukunft den Sand der Wüste weht . . . . Was zwischen uns in diesem halbdunkeln Moment geschehen, bleibt ein Geheimniß für die Welt, für die Geschichte. Mag sie meiner offenen That jetzt fluchen; in dem Geheimniß hab' ich mir selbst genug gethan.“ — Das ist eine Geschichtsphilosophie, die hart an Servilismus grenzt.

Einen glänzenden Erfolg hatte Uriel Acosta (1846). Die Bewegung der Deutsch-Katholiken, der Lichtfreunde, der freien Gemeinden und der Reformjuden hatte das Publicum auf das lebhafteste beschäftigt. Man hatte gehofft, daß aus dieser unreifen Bewegung eine allgemeine deutsche Kirche hervorgehen werde, und man hatte in Ronge den zweiten Reformator verehrt und angebetet. Im Uriel Acosta wurde die reinste religiöse Aufklärung gepredigt, in volltönender Declamation, der Held des Stückes appellirte zugleich an das nationale Ehrgefühl, er erklärte, dem jüdischen Glauben treu bleiben zu wollen, weil er ein verfolgter wäre, obgleich er ihn in seinem Innern überwunden hätte und sich auch nicht scheute, ihn mit den Waffen der freien Wissenschaft offen zu bekämpfen;



er deutete durch die Erklärung eines alten Mythos an, daß er die Bedeutung der alten Traditionen verstehe. Unter den rechtgläubigen Juden, die sich gegen Uriel Acofia verbanden, war nur ein einziger Fanatiker, und auch dieser war schon stark durch politische Motive bestimmt, alle andern, wenn man von einem altersschwachen Greise abstrahirt, neigten sich im Stillen zu derselben Ansicht, die sie officiell verfolgten. Wenn also äußerlich die Kirche triumphirte, so konnte man für die Zukunft die besten Hoffnungen mitnehmen, um so mehr, da in der Person des jungen Spinoza die Philosophie der Zukunft sich schon innerhalb des Stüdes vernehmlich machte. — In dem starken, lebhaften und zum Theil leidenschaftlichen Aussprechen dieser lichtfreundlichen Stimmung lag das Hauptverdienst des Stüdes; außerdem in der Sprache, die diesmal durch die Fessel des Verses zusammengehalten, weniger incorrect und schwülstig war, und in der übersichtlich geordneten Handlung. In der Energie der Charaktere und der sittlichen Ideen ist kein Fortschritt. Uriel ist eine halbkloße Figur, die, von den verschiedenartigsten Motiven bestimmt, niemals den Muth hat, eins derselben zum bestimmenden zu machen. — Im ersten Act ist er im Begriff, ins Ausland zu gehen; er hat eben ein freigeistiges Buch geschrieben, von dem er Anfeindung und Verfolgung zu erwarten hat, er liebt ein geistreiches Mädchen, Judith, die mit einem Andern verlobt ist, und will sich diesem Kampf des Herzens entziehen; nun wird er aber wegen seines Buches vor der Synagoge angeklagt und erklärt, der Bekenner der Wahrheit müsse auch Muth zeigen. „Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen brechen“, mit dieser volltönenden Phrase schließt er den ersten Act. — Im zweiten ist das Urtheil gesprochen, ein gelehrter Rabbiner entscheidet, daß das Buch den Sagenen des Judenthums widerspreche, und es wird der Fluch der Synagoge über den Verfasser ausgesprochen, nachdem dieser die Ausflucht, sich als Christ zu bekennen, mit stolzer Verachtung verschmäht. Aber Judith wird durch die Drohungen der Kirche nicht eingeschüchtert, sie erklärt, ihrem Geliebten treu bleiben zu wollen. — Im dritten Act sehen wir, daß ihm noch mehrere Freunde geblieben sind: selbst der weltlich gesinnte Vater der Judith, der reiche Manasse, nimmt sich seiner an und verspricht, ihm die Tochter zur Frau zu geben, wenn er sich mit der Synagoge versöhnt. Dies kann nicht anders geschehen, als durch einen Widerruf; ein weltkluger Lehrer sucht ihn durch Sophismen zu bestimmen, seine blinde Mutter und seine Brüder, die unter den Verfolgungen der rachsüchtigen Feinde zu leiden haben, treiben ihn an und obgleich er sich im Anfang heftig sträubt, giebt er doch endlich nach und geht den schweren Gang zur Synagoge, seinen Glauben zu widerrufen. — Im vierten Act vollführt sich das Schicksal. Uriel lieft vor der versammelten Gemeinde eine schimpfliche Abschwörun-

formel und legt sich dann auf die Thür der Synagoge, damit die ganze Gemeinde über ihn hinwegschreite und ihn mit Füßen trete. Ben Jochai der herbeieilt, ihm seinen Tritt zu geben, ruft ihm triumphirend zu, daß er sich verrechnet habe; die Mutter sei bereits gestorben, und ihm selber falle Judiths Hand zu. Außer sich gesetzt, reißt sich Uriel von den Händen seiner Beiniger los und stürzt verwildert auf die Tribüne, um in einer leidenschaftlichen Rede seinen Widerruf zurückzunehmen, was freilich jezt wohlfeil ist, da er nichts mehr zu verlieren hat. — Der letzte Act führt uns auf das Hochzeitsfest des Ben Jochai. Judith hat ihm ihre Hand gereicht, um ihren Vater vom Ruin zu retten, aber sie hat zugleich Gift genommen. So ist auch Ben Jochai betrogen. Uriel tritt während des Moments der Vermählung finster auf und zielt mit einem Pistol auf Ben Jochai, schießt aber nicht, sondern hält eine ernste und würdige Rede über die Toleranz und schreiet dann „groß und feierlich an den Staunenden, die ihm mit ihren Blicken folgen, vorüber. Wie er von der Bühne fort ist, fällt ein Schuß“. Arnold Ruge, der damals eine Kritik über das Stück schrieb, war der Ansicht, Uriel werde wohl vorbeigeschossen haben: — Guglow hatte denselben Stoff schon früher in einer Novelle behandelt: der Sadducäer von Amsterdam (1834), die unbemerkt vorübergegangen war. Und doch verdient sie in allen Punkten den Vorzug. Es ist dasselbe Verhältniß, wie zwischen „Dorf und Stadt“ und der „Frau Professorin“. In den beiden Novellen haben wir eine feine Charakterzeichnung; in den Dramen die rohe Effecthascherei, und gerade das war der Grund ihrer Wirkung. Die Novelle stellt Uriel nicht als einen Helden dar, sondern als ein schwaches und haltloses Kind seiner Zeit, das beständig zwischen den Extremen des Uebermuths und der feigen Verzweiflung schwankte, weil er innerlich in seinem Gemüth von den Vorurtheilen der Religion, die er bekämpfte, keineswegs frei war. Die Schwankungen in seinem eigenen Gemüth und in der Seele seiner Geliebten, die zuerst als eitles Weltkind gegen die religiösen Streitigkeiten überhaupt gleichgültig ist, sich aber dann durch ihren Geliebten bestimmen läßt, mit dem Herzen und dem Verstande seinen Sophismen zu folgen, anfangs sehr stolz auf ihre neugewonnene Freiheit ist, endlich aber, als sie auch die Unsterblichkeit der Seele aufgeben soll, in ihrem Gemüth in eine unheilbare Verwirrung geräth: — das Alles ist in der Novelle mit großer Feinheit; wenn auch in zu häufigen Sprüngen dargestellt; ebenso die geheimnißvoll wirkende Macht der Gewohnheit, die Herr über die Seele bleibt, auch wo der freie Gedanke sich von ihr losgerissen zu haben glaubt. Die Novelle macht einen unheimlichen, niederschlagenden Eindruck, weil lauter häßliche Figuren und abscheuliche Ereignisse darin vorkommen; aber sie fesselt unser Nachdenken und verräth ein Talent zur Detailmalerei, das der Dichter in seinen spä-

tern leichtsinnigen Arbeiten ganz verloren zu haben scheint. Im Drama sind diese Beobachtungen auf die roheste Abstraction, auf banale Phrasen zurückgeführt. Der Charakter des 17. Jahrhunderts und der Einfluß desselben auf die Gemüther ist ganz verwischt. Wir bewegen uns unter Nichtfreunden unserer eigenen Zeit. Aus dem schwachen, aber bemitleidenswürdigen Sohn seines Jahrhunderts ist ein abstracter Freiheitsheld geworden, der uns durch seine Prahlereien, die mit seinem Handeln so wenig im Einklang stehen, empört. Stellen wir uns vollends vor, seine Abschwörung hätte die gewünschte Frucht getragen, er hätte durch die Schmarren auf seinem Rücken die Hand der reichen Jüdisch erkaufte — welcher Abgrund der Erbärmlichkeit öffnet sich da!

Nach dem glänzenden Erfolg des Uriel erregte Wullenweber (1. Januar 1848) eine allgemeine Enttäuschung. Das Stück war ebenso ein Ausfluß der patriotischen Tendenzen von 1847, als im Uriel die religiösen Emancipationsgelüste der frühern Jahre sich abspiegeln. Aber religiöse Stimmungen lassen sich bequemer in ein subjectives Interesse concentriren, als patriotische Wünsche, namentlich in einer Zeit, deren Politik noch ganz in Ahnung und Sehnsucht aufgeht: jene verwirren nur den Helden, diese die Handlung. Das Centrum der politischen Wirren, deren materieller Zusammenhang sich in dem wunderlichsten Spiel wechselnder Interessen verlor, fand sich in der Stimmung besonders geistreicher Naturen, deren inneres Lebensmotiv unverständlich blieb, obgleich ihnen „die Gedanken zum Herzen heraushingen.“ Die Sprache war viel roher, als im Uriel, und schwülstige, incorrecte Wendungen kreuzten sich mit den banalen Phrasen der herkömmlichen Rhetorik. — Das Stück ist eine Mosaikarbeit aus Episoden. Es lösen sich vier Haupthandlungen ab: die Intriguen der Lübecker gegen ihren Bürgermeister, die Intriguen der dänischen Adelspartei gegen König und Volk, die Intriguen gegen den jungen schwedischen Prinzen, und endlich die Abenteuer des Markus Meyer, der der Masse der Scenen nach die Hauptperson des Stücks, der Handlung nach aber eine episodische Figur ist. Der demokratische Wullenweber ist geschichtlich der aristokratischen Partei seiner Vaterstadt unterlegen, aber dieser Kampf, der Hauptvorwurf des Stücks, wird bloß erzählt. Wullenweber wird zuletzt durch den Herzog von Braunschweig getödtet, ohne daß man weiß, wie dieser dazu kommt; ebenso wird Markus Meyer nicht durch seine Schuld, sondern in Folge äußerlicher politischer Thatsachen hingerichtet. Der Kampf des dänischen Adels gegen das Bürgerthum wird im letzten Act ganz aufgegeben. Durch die Episode des schwedischen Prinzen, die dem Stück so viel Zeit und Scenerie kostet, wird auf den sittlichen Charakter des Wullenweber und des Markus Meyer ein Schatten geworfen, den der Dichter sich nicht einmal die Mühe gibt zu versöhnen oder zu

sühnen. Es scheint anfangs, als ob der Dichter damit ein Motiv späterer Gewissensbisse für seine beiden Haupthelden anlegen und ihren Untergang sittlich begründen wolle. Aber weder Bullenweber noch Meyer noch sonst Jemand im Stücke denkt daran, daß sie dies Leben auf ihrem Gewissen haben. So geht es dem Dichter auch mit andern Intentionen, die er offenbar bei der Anlage seines Stücks hatte. Die Stricke, die er spannen wollte, bleiben in der Luft hängen, und verknüpfen keineswegs den Schluß mit dem Anfang. Die Aeußerlichkeit, das Zufällige erhält überall die Oberhand und reißt durch seine Wucht die innern Fäden, die der Dichter anfangs angelegt, aus seinen schwachen Händen. Unwillkürlich fragt man sich, welches ist die sittliche Idee, um die sich Alles dreht, und man muß sich antworten: die Freiheit, um welche sich Alles dreht, ist die Freiheit — der Sundschiffahrt! Guplow läßt Bullenweber zuletzt in einer klingenden Phrase einen Anlauf nehmen:

Ein freier Sund für alles freie Denken,  
Ein freier Sund für alles freie Handeln,  
Ein freier Paß für's ganze deutsche Volk!

Romischer Weise ist diese Phrase auch darin unwahr; daß Bullenweber, wie auch der erste Act zeigt, keineswegs für die Freiheit des Sundes tritt, sondern umgekehrt für das Monopol der Lübecker, den Sund allen nicht hanseatischen Schiffen abzusperren! —

Im Ottfried (1849) ist schon der Titel eine Mystification. — Gottfried Eberlin, der Sohn eines Predigers, hat von seinem Vater nicht nur den Namen, sondern auch im Grunde seines Herzens eine spießbürgerlich fromme Selbstbeschränkung empfangen, welche die angeborene gute Seite seines Wesens ausmacht. — Alice aus Robert dem Teufel. Zugleich aber treibt ihn der Teufel des Hochmuths, er geht mit jungen, gräßlichen und freiherrlichen Bondivants um, spielt, trinkt, duellirt sich u. s. w., kurz, er lebt in der Creme der Gesellschaft. Als er eines Morgens sich Visitenkarten bestellt, übersfällt ihn von rechts und links ein peinlicher Zweifel. Alice fragt: Ruht denn auch wirklich Gottes Friede der Art auf dir, daß du dich mit vollem Recht Gottfried nennen darfst? Bertram zischelt: Ist der Mensch nicht sein eigentlicher Schöpfer? soll er nicht, so wie er sein Schicksal und seinen Charakter mit Freiheit aus sich heraus producirt, auch das Recht haben, seinen Namen schöpferisch zu finden? Da beide Seiten in ihrem Resultat übereinstimmen, so ist der Entschluß bald gefaßt; das G wird gestrichen, und aus Gottfried wird Ottfried. — Nach der Zeit verändert der Held zwar seine Lebensweise und seine Gesinnungen, aber von den Visitenkarten bleibt ein Rest. Nun soll er sich einer Dame von Welt vorstellen, deren Urtheil über sein künftiges Schick-

sal entscheidet; sie hört: Gottfried Eberlin, Sohn eines Predigers! Natürlich ein linkscher, blasser, verklärter junger Mann mit langen blonden Haaren, abgetragenen schwarzen Einsegnungsfrack und blödem Wesen; nun kommt aber die Visitenkarte: nicht Gottfried, sondern Ottfried. Der Name weckt sofort andere Vorstellungen; er klingt nobel, geistreich, etwas frivol. Die Wiedergeburt des Jünglings war nicht vollständig, weil er nicht Zeit gewonnen hatte, neue Visitenkarten stechen zu lassen. Aus dem Theologen wird ein Gesandtschaftssecretair; er läßt seine unschuldige Geliebte im Stich und stürzt sich in das wilde Treiben der Welt. — Endlich steigt sein besseres Ich; gedemüthigt und belehrt, sinkt er seinem Vorse in die Arme. „Kann Ottfried sich herablassen, mich unbedeutendes Wesen zu lieben?“ fragt das bescheidene Kind. „Nicht Ottfried, sondern Gottfried!“ erwidert der Geliebte, der nun ganz sich wiedergefunden. — Die Handlung zeigt nur eine Reihe fertiger Zustände; die Krisen, Sündenfall und Besserung, gehen in den Zwischenacten vor. — Die Charaktere sind eine Sammlung jener lügenhaften Naturen, die Guklow's Hauptstudie bilden. Zuerst ein Commerzienrath, der mit seinen Empfindungen Komödie spielt. Solche Figuren können nur durch eine humoristische Darstellung gerechtfertigt werden, der Humor aber geht Guklow ab, wie allen kleinlich strebsamen Naturen; seine Einfälle sind studirt. Z. B. der Commerzienrath liebt es, bei feierlichen Gelegenheiten seine Gefühle als Improvisation vorzutragen; diese Improvisationen sind aber memorirt, er hat sie schriftlich aufgesetzt, sorgfältig corrigirt und läßt sich von seiner Enkelin überhören. Das Kind bricht ein Glas entzwei, er giebt ihr heimlich einen Puff und sagt dann laut: Du süßer kleiner Engel! Das kommt zwei bis dreimal vor. Er schenkt seiner Tochter ein paar Louisd'or und wird darüber so gerührt, daß er in Thränen ausbricht, gen Himmel blickt, von seinem Tode faselt u. s. w. Dabei ist der Dichter zu gutmüthig, den Egoismus festzuhalten, denn der alte Commerzienrath giebt wirklich nach, wenn man ihm gehörig zu Herzen redet. — Sidonie, seine Tochter, ist von umfassender Bildung, starken Leidenschaften, interessanten Launen; sie weiß selbst den geistreichen Helden zu bezaubern; aber ihr Bräutigam, eine gewöhnliche Natur, überseht sie, er zeigt ihr ganz richtig, daß sie nach den Zuständen des Bekannntwerdens u. s. w. sich sehne, daß sie unglücklich sein werde, wenn sie aus der Rolle der femme incomprise heraustreten müsse. Ein Zug der Selbstironie, der Guklow eigenthümlich ist; denn Selbstironie ist es, sie trifft das eigene Wesen. — Der empfindsamen Dame steht der ironische Weltmann gegenüber, Graf Hugo; ein Aristokrat, der durch gebildete Reflexion über alle sittlichen Bedenken hinaus ist, ohne deshalb böse zu sein. Wir haben die Figur den Franzosen abgelautsch. Die Frivolität, die Freiheit von den sogenannten sittlichen Voraussetzungen hat ihre Berech-

tigung; sie ist das Ferment, aus welchem der höhere sittliche Geist hervorgeht. Um sie aber darzustellen, muß man wenigstens die Fähigkeit dazu in sich tragen. Guplow ist nicht frivol, nicht frei, obgleich ungläubig und skeptisch; daher seine häufigen Beziehungen auf den Vater droben u. s. w. Es ist ihm keine rechte Freude an einer solchen Schöpfung; er verliert das Maß, das der aristokratischen Bildung allein Berechtigung verleiht. Ein Edelmann, der zu seinem Freunde sagen kann: wenn Sidonie meine Frau ist, kannst du ja weiter mit ihr u. s. w., setzt sich Ohrfeigen aus. Man kann Diplomat genug sein, derartige Verhältnisse zu ignoriren, sobald man aber sagt, daß man sie ignoriert, ist man nicht mehr Edelmann. — Otfried ist Cäsar, Werner, Urkel Acosta u. s. w., der geistvolle Mann, der niemals weiß, was er will, die schwächliche Molluste ohne Knochen und Mark. Von allen Seiten wird ausgefagt, er sei ein Mann ersten Ranges; und wir müssen den Leuten, die es sagen, ein besseres Urtheil zutrauen, als uns, weil sie mehr Gelegenheit haben, mit ihm umzugehen. Er hat Sidonien entsagt, weil — sie ihn aufgab, er kehrt zu Agnes zurück, weil eben keine Andere bei der Hand war. Um so besser für das gute Kind.

Gleichzeitig mit dem Otfried versuchte sich Guplow, vielleicht veranlaßt durch den Erfolg von „Dorf und Stadt“, in einem Volkstrauerspiel, Liesli (1849). Die äußere Veranlassung gab eine wirkliche Anekdote. Der herrschende Auswanderungstrieb hatte auch einen schwäbischen Bauer, Namens Bodmer, ergriffen; seine Frau hatte sich gewelgert, ihm zu folgen, und in der innern Aufregung hatte Bodmer erst seine Frau, dann sich selbst ermordet. Abgesehen von der Meyerbeer'schen Effecthascherei, vor dem Schwäbeln, den Abendbeleuchtungen und dem Heerdegeläut, ist die Einleitung sehr geschickt darauf angelegt, die Stimmung vorzubereiten, und auch der Gefühlsconflict zwischen den beiden Gatten ist wirkungsreich dargestellt; — nur ist er nicht motivirt, und das ist für ein Drama ein entscheidender Fehler. Liesli weiß auf die dringenden Anforderungen ihres Mannes für ihre Weigerung keinen Grund anzugeben, als eine dunkle Empfindung. Das kann im wirklichen Leben vorkommen, aber im Drama genügt es uns nicht; denn wenn wir über die Handlungsweise der Menschen ein Urtheil fällen sollen, so müssen wir wissen, warum sie so und nicht anders handeln.

Der Königsleutnant (1851), wenn auch nur ein Gelegenheitsstück, verknüpft Guplow's Methode aufs deutlichste. — Es ist ein Scherz, der nie seine Wirkung verfehlen wird, wenn man auf der Bühne von einem Ausländer die deutsche Sprache verdrehen läßt. Schon das Bewußtsein höherer Bildung giebt dem Publicum jene heitere Stimmung; außerdem lassen sich die ergötzlichsten Mißverständnisse anbringen, wie

z. B. Guklow's französischer Offizier in der Mitte seines künstlerischen Eifers ausruft: „Es nicht kann sein ein großer Vergnügen, zu haben fremder Mensch in seinen Propriétés.“ — Es ist ein dankbares Lustspielmotiv, den Faden der Intrigue in die Hand eines elf- oder zwölfjährigen Jungen zu legen, der von einer niedlichen Soubrette gespielt wird. Wenn Unwahrscheinlichkeiten dabei mit unterlaufen, so drückt man schon ein Auge zu, wenn man weiß, daß es eigentlich die reizende Rose Chéri ist, die sich solchen Muthwillen erlaubt. — Es ist für jedes deutsche Herz ein erfreuliches Schauspiel, wenn ein deutscher Biedermann die Idee des elnigen freien Deutschland gegen die ausländischen Tyrannenknechte vertritt. — Endlich hat jeder Dichter auf die wärmsten Sympathien zu rechnen der einen gefeierten Namen der öffentlichen Verehrung ausstellt. Und welcher deutsche Name könnte geeigneter für diese Apotheose des Genius sein, als der große Name Goethe's! — Alle diese Motive kommen in Guklow's Lustspiel vor, aber leider hebt das eine die Wirkung des andern auf. In seinem Eifer, jeden Theil des Publicums zu befriedigen, das Parterre durch Goethe, die Galerie durch Sprachverdrehungen, die Logen durch die hübsche Soubrette in Knabenkleidern, hat Guklow nur ein Publicum außer Acht gelassen, dasjenige nämlich, welches ein Kunstwerk sucht. Guklow verlangt in der Vorrede von seinen Kritikern, „sie hätten wohl die Sorge in Anspruch bringen können, wie wohl alle von Goethe (in Wahrheit und Dichtung) gegebenen Materialien zu verbinden und zum möglichst wahrscheinlichen Zusammenhang zu verquiden waren.“ So mag wohl ein Koch von seinem Kunstwerk sprechen, aber nicht ein Dichter. — Ein französischer Offizier, der nicht im Stande ist, drei Worte zusammenhängend deutsch zu sprechen, wird durch den bloßen Wohlklang eines Goethe'schen Gedichts so hingerissen, daß er darüber seine militärische Strenge vergißt und einen Rebellen pardonnirt: „A mon coeur, jeune ami! Dieser Vers haben gegossen Wohlklang tief in meiner Seele, die ist sehr malade!“ In der höchsten Aufregung, da er eben seine untrene Geliebte unter einer herumziehenden Schauspieltruppe wiedergefunden, sagt derselbe zum jungen Goethe: „Sezen Sie sich, mein Freund! Ich Ihnen will geben auch Unterricht in der Kunst zu machen Schauspiele! . . . Ich Ihnen will geben die Stoff zu einem kleinen Dramolet, welches Sie können nennen die Geschwister! Und id Ihnen will geben die Stoff zu einer tragédie, welche Sie können nennen: der unnatürliche Docter!“ Und nun bespricht er nach den Regeln ästhetischer Composition sein eigenes Schicksal. — Wolfgang ist ein frühreifes jungdeutsches Genie, das vollständige Gegentheil des Bildes, das uns aus Wahrheit und Dichtung so anmuthig entgegentritt. Der Vater, den Goethe in Wahrheit und Dichtung schildert, ist nicht von der Art, daß der elfjährige Wolfgang sich unterkanden hätte, ihm auf eine ernsthafte Mahnung zu

erwidern: „Sieh, sieh, Vater, der Gedanke an Schulden macht dich ordentlich poetisch.“ Die Mutter, die Goethe schildert, ist nicht von der Art, daß sie ihrem elfjährigen Bublein, das eben im Begriff ist, bei einer Schauspielertruppe die Rolle der Vorsehung zu übernehmen, zugerufen hätte: „Geh, mein Sohn, folge dem Trieb Deiner Seele! Ergreife die Hand der Götter, wo sie nur aus den Wolken herniederlangt. Geh, geh! Du hast von mir keine Fessel Deines Genius zu fürchten!“ — Ein elfjähriger Junge, zu dem seine Mutter solchen Unsinn geredet hätte, wäre nicht der Goethe geworden, zu dem wir noch heute aufblicken; und wenn er sich auch hier im Drama durch Redensarten wie: „Eben ein Gott, und nun wieder hinuntergeschleudert auf die Secundanerbank, lern' ich durch Schmerzen, was — ein Dichter ist?“ und durch geistreiche Urtheile über Friedrich den Großen und die französische Poesie als Dichter legitimirt, und wenn auch der Königsleutenant zum Schluß erklärt: „Monsieur Wolfgang ist ein Kind von einer großen Schicksal und einer erhabenen Zukunft — o Sie haben hier einen Sohn, von dem ich Ihnen gebe der Prophezeiung, daß er nicht sein wird bloß eine große Mannsperson für der Deutschland, sondern für alle der Nationen, welche noch lieben die Natur und der menschliche Herz!“ — so sind das doch sehr wohlfeile Anticipationen. Der Gupkow'sche Goethe ist nichts Anderes, als eine Reminiscenz jener Rüllner'schen Jungen, die alle Weisheit dieser Welt durch Offenbarung anticipirt haben, und sie anwenden, um sich so unaussprechlich wie möglich zu machen.

Das nächstfolgende Lustspiel: Lenz und Söhne (1855) gehört wesentlich zur Charakteristik unserer Zeit. — Ein gewisser Solbring, Commis in dem Handelshause Lenz und Söhne, hat sich durch bunte Lectüre eine gewisse Mannigfaltigkeit der Ideen und Empfindungen angeeignet. Diese ist seiner Bildung nicht förderlich, denn er verwechselt fortwährend Goethe mit Claren, Hegel mit Kokebue, aber sie verschafft ihm das Vertrauen seines Principals, des reichen Commerzienrath Lenz, und die Hand seiner Tochter. Gleichzeitig hat er ein anderes junges Mädchen verführt, die er dann, um die reiche Erbin zu heirathen, verläßt; sie stirbt im Elend und hinterläßt einen Knaben, dessen sich eine gewisse Anna Leuthof annimmt. Solbring findet für gut, ihr den Knaben wieder zu nehmen und ihn seinem Bedienten zur Pflege zu übergeben, einem Schurken der gemeinsten Art, der seiner Diebstähle wegen nächstens ins Zuchthaus kommen muß, der nebenbei das fremde Kind wie seine eigenen Kinder in Lumpen herumlaufen läßt und sie durch Roth und Elend zum Laster verleitet. Nach einigen Jahren findet sich Anna Leuthof in der Stadt ein, theils um ihre beschränkten Verhältnisse zu verbessern, theils um sich nach dem Schicksal ihres ehemaligen Pfleglings zu erkundigen.



Sie findet denselben in dem Hause jenes Bedienten, bei dem sie ein Zimmer miethet, und schreibt an Solbring einen Brief, worin sie ihm sein schlechtes Betragen gegen sein Kind vorhält. Solbring geräth um so mehr in Verlegenheit, da Anna durch die Armencommission als hilfsbedürftige Person dem Hause Lenz empfohlen wird. Die naheliegende Gefahr einer Zusammenkunft zwischen Anna und seinem Schwiegervater wendet er dadurch ab, daß er Anna in einem befreundeten Hause unterbringt. Dieses Haus ist das Haus eines gewissen Marchese Beltrami, eines falschen Spielers und Gauners, der auf Solbring's Andringen in die Stadt gekommen ist, um — ihm seine Frau zu verkaufen. Die Bedzeit benützt nämlich der wackere Solbring, für sein Gemüth und seine Phantasie zu sorgen, während er den andern Theil des Jahres seiner ehelichen Pflicht lebt, was ihn übrigens nicht abhält, seinen Schwiegervater auch in Geldsachen zu betrügen, seine Geschäfte zu vernachlässigen, ihm notorische Diebe als zuverlässige Männer zu empfehlen u. s. w. Beltrami nähert sich einer Katastrophe; da ihm die Polizei wegen mehrfacher Unthaten auf der Spur ist, vorher schließt er jenen Kauf ab, läßt durch seine Frau, die er entführt hat, die jungen liederlichen Kaufleute ausplündern und will zum Schluß auch Anna zu diesem Geschäft abrichten; allein diese ist tugendhaft, sie verläßt das Haus, nachdem sie vorher versprochen, nichts auszulplündern, und kehrt in die Chambre garnie zu ihrem spitzbübischen Bedienten zurück. Darauf erfolgt die polizeiliche Katastrophe, der Marchese entflieht und seine Frau, die vorher noch eine große Scene mit ihrem Manne gehabt hat: sie wolle sich zu seinen Spitzbübereien nicht weiter hergeben, vielmehr zu ihrem Vater zurückkehren, aber doch noch im Glück in Bärtlichkeit seiner gedenken, wenn er sich bessern wolle, begiebt sich zunächst zu ihrer Freundin Anna. Solbring hat die Madame Beltrami zwar gekauft, aber da er überhaupt ein Guklow'scher Charakter ist, scheint er von diesem Kauf keinen Gebrauch machen zu wollen, weil er doch die Folgen scheut. In dieser Gemüthsverfassung trifft ihn sein Bedienter, der ihn wieder auf Anna aufmerksam macht, für die er, um sein vielseitiges Herz zu befriedigen, gleichfalls eine Privatwohnung hatte mietzen wollen, und nach einiger Ueberlegung entschließt er sich, im Zimmer seines Bedienten mit ihr ein Champagnerfrühstück einzunehmen. Es geschieht; Anna fängt damit an, ihm eine Strafpredigt zu halten, ihn an den schrecklichen Tod seiner verlassenen Geliebten, an das Elend seines Kindes zu erinnern; er wird auch gerührt, verspricht sich zu bessern und fragt, ob er nicht diese einsamen Gespräche in einem hübschen Landhause mit ihr fortsetzen kann, was namentlich sehr schön sein werde, wenn die Nacht ihre Schatten werfe. Sie macht dagegen die Einwendung, daß er ja noch eine andere Geliebte habe, und holt diese, die Madame Beltrami, herein.

Im Anfang geräth er in einige Verlegenheit, faßt sich aber bald wieder, versichert von neuem, daß er ein guter Mensch sei, setzt sich in die Mitte der beiden Damen, die er umfaßt, und macht den Vorschlag, in jenem Landhause die Zeit, wo die Nacht ihre Schatten werfe, zu Dreien, statt zu Zweien zu genießen. Die beiden Damen sind zwar mit diesem Vorschlag nicht einverstanden, aber sie speien ihm auch nicht ins Gesicht, was man um so eher erwarten dürfte, da im Laufe dieses Gesprächs sich auch die Betrügereien gegen seinen Schwiegervater ans Licht gestellt haben. Indes erfolgt die Katastrophe dennoch, zwei Seitenthüren öffnen sich, mit einem kräftig ausgestoßenen: Schurke! tritt aus der einen sein Schwiegervater, aus der andern sein Schwager, die das ganze Gespräch belauscht haben. Solbring's Schlechtigkeit hat sich also enthüllt; ja sie wird noch dazu öffentlich, denn in demselben Augenblick tritt die Armencommission ein, an ihrer Spitze der Vater der Madame Beltrami und Solbring's Frau. Mit dieser Scene schließt der vierte Act. — Jeder unbefangene Leser wird zunächst fragen: Ist denn das ein Stoff für ein Lustspiel? Das sind ja alles die greulichsten Dinge, die zu einem schrecklichen Ausgang führen müssen. — Zu unserm Erstaunen finden wir im Hause des Commerzienraths, dessen 60jähriger Geburtstag eben gefeiert wird, sämtliche betheiligte Personen wieder zusammen: Solbring, seine Frau, Madame Beltrami als Hausgenossin, Anna als Schwiegertochter des alten Lenz, ferner den Vater der Madame Beltrami und das übrige Publicum der Armencommission, welches jener Scene beivohnt. Von den Nichtswürdigkeiten und Verbrechen Solbring's ist nicht weiter die Rede. Ja noch mehr. Zum Geburtstag sollen lebende Bilder aufgeführt werden. Madame Solbring, welche in denselben auftritt, erscheint auf dem Comtoir ihres Vaters im türkischen Costüm, welches ihre zierlichen Füße und Knöchel zeigt. Solbring bemerkt dieselben mit Verwunderung und Vergnügen und findet, daß seine Frau, um die er sich bis dahin wenig bekümmert, doch gar nicht so übel ist. Ja, ruft der Vater Lenz in sittlicher Wärme, inskünftige soll sie sich immer so reizend costumiren und mit ihrem Mann spazieren fahren, damit dieser nicht zu VADEREISEN verführt wird. — Die lebenden Bilder werden aufgeführt; in einem derselben erscheint Herr Solbring als Pilger im Büßergewande — das ist seine Strafe. — Indes wo bleibt die Moral, die höhere Tendenz, die sittliche Idee? Es ist eine darin; das verräth schon der zweite Titel: Die Komödie der Verbesserungen. Gleich beim ersten Act merkt man, daß man es mit einer Satire gegen die moderne Philanthropie zu thun hat. Der alte Lenz leidet an der Manie der Wohlthätigkeit. Wo er von einem verwahrlosten Menschen hört, eilt er hin, unterstützt ihn mit Geld und Credit, nimmt ihn ins Haus u. s. w. Im Hause geht Alles drunter und drüber; sein

Schwiegersonn verschwendet seine Gelder, seine Bedienten befehlen ihn so unverschämt, daß sie während des Frühstückes die silbernen Löffel in die Tasche stecken und nicht im geringsten in Verlegenheit gerathen, wenn sie dabei ertappt werden; sie werfen seine Geschäftsbriefe, anstatt sie auf die Post zu tragen, in einen Graben u. s. w. Obgleich diese Wirthschaft bereits drei Jahre dauert, scheint der Wohlstand des Hauses dadurch keinen Stoß erlitten zu haben. Ein gutmüthiger Recensent ist der Meinung gewesen, Guklow habe den Wohlthätigkeitsfuss überhaupt satirisch behandeln wollen, und hat ihn darüber ernsthaft zur Rede gestellt, da Wohlthätigkeit doch etwas Gutes sei. Es gehört eine seltene Unschuld dazu, von Guklow einen consequent durchgeführten Gedanken zu erwarten; er hat im fünften Act die Anlage des ersten längst vergessen. Was ihm vorschwebt, ist ziemlich klar; die Wohlthätigkeit an sich konnte er nicht verspotten wollen, dazu ist er selbst zu gutmüthig, er dachte an die innere Mission. Welch schöner Stoff für einen zweiten Molière! Aber freilich, jedes Ding hat zwei Seiten, und die modernen Tartüffes lassen ebensowenig mit sich spaßen, als die alten. — Sigismund, der Sohn des alten Lenz, kehrt von einer dreijährigen Reise aus Amerika zurück, er sieht den bevorstehenden Ruin seines Hauses und beschließt, demselben zu steuern. Er spricht im ersten Act mehrere verwunderliche Ansichten aus, auf die wir indess kein großes Gewicht legen, da Guklow dergleichen Kraftsprüche, wenn er für sie keine passende Stelle findet, an einer unpassenden anbringt. Am Schluß des Acts stürzt er mit wilder Leidenschaft in eine Spielergesellschaft, um das Geld seines Vaters zu verspielen. Im zweiten Act sehen wir ihn in der Mitte seiner halbtollen Familie sich wieder wie einen vernünftigen Menschen benehmen, als er plötzlich ein wildes Geschrei ausstößt, Flaschen, Teller, Stühle, Tische umstößt und mit Lästerungen um sich wirft; kurz, wir merken, daß er entweder betrunken ist, oder sich betrunken stellt. Ein gebesserter Laugenichts kommt dazu und sieht ihn bedenklich an. Die Familie entfernt sich voller Schrecken, da ruft Sigismund bedeutend: Hunger Mann, wenn Sie sich wirklich bessern wollen, so gehen Sie in die Urwälder, hören Sie den Niagara brausen, sammeln Sie Lebenserfahrung u. s. w. — Halt, sagt der gebesserte Laugenichts aufmerksam, Sie spielen eine Rolle. — Ja wohl, meine Familie ist in die Lasterhaften verliebt; ich will mich selbst lasterhaft stellen, um sie von dieser Liebe zu heilen. — Die beiden Männer schließen Freundschaft; sie stellen sich als lasterhaft, indem sie in schlechte Häuser gehen und dort erklären, jetzt gehen wir in ein noch schlechteres Haus. Statt dessen schleichen sie sich aber in ein bescheidenes Wirthshausstübchen, lassen sich Thee machen und lesen den Kosmos. In den Rußestunden seufzen sie und träumen von den Idealen des Lebens. Nachdem sie das drei Wochen getrieben, werden sie eines

Abends von dem alten Lenz gehört. Er hat gehört, was für ein wildes Leben sein Sohn führt, erfährt nun zu seinem Erstaunen, daß er im Wirthshaus nur kleine Rechnungen hat, schließt daraus, daß — er in schrecklichen Schulden steckt und bringt ihm seiner philanthropischen Maxime gemäß eine Cassette mit sechstausend Thalern, läßt ein glänzendes Souper auftragen, Champagner u. s. w., um ihn von seiner Liederlichkeit dadurch zu heilen, daß er ihn rührt. Und was das Köstlichste ist: alle diese Geschichten bleiben ohne Folge. — Bei jedem neuen Stück sucht Guplow zunächst nach einem Princip; dann nach rhetorisch erhabenen, irgend eine Stimmung der Zeit berührenden Floskeln, wozu nothwendig pathetische Scenen gehören, auch im Lustspiel, obgleich es ihm gar nicht darauf ankommt, jene schönklingenden Floskeln auch ohne allen Zusammenhang anzubringen; endlich nach drastischen Effecten. Da ihm die lehtern nicht so leicht zufließen, wie Kozebue, dem er sonst in der Art und Weise seines Schaffens am nächsten steht, so prägen sich ihm Reminiscenzen aus andern Dichtern ein, die einmal Wirkung gemacht haben und die er nun verwerthet ohne Rücksicht auf Farbe und Stimmung. Im gegenwärtigen Stück könnte man fast für jede Scene und Figur eine Reminiscenz auffinden: für den musikalischen Kellner „die gefährliche Tante“, für den spitzbüßischen Bedienten den „Biehhändler aus Oberösterreich“, für Anna Leuthof den „Waldeemar“, u. s. w. Diese angeklebten Figuren führen im Ganzen wenig, wo Alles mosaicirt ist. — Für die vorhergehende Scene ist das Lustspiel „Garril“ das Original. Es war eine Lieblingsrolle für Virtuosen; die schnell aus verfeilter Betrunktheit zur Nüchternheit übergingen. Um dieses Effects willen ist Sigismund erfunden. — Wenn man davon absieht, daß ein Stück, wie Lenz und Söhne aus Reminiscenzen und Effecten; pathetischen und komischen, zusammengeklebt ist und daß die Widersprüche gegen Verstand und Sitte lediglich aus dieser Mosaikarbeit zu erklären sind; wenn man sich vorstellt, es sei von einer bestimmten Person aus innerm Drange gearbeitet, wirklich empfunden und gedacht, und sich in die Seele des Dichters, der ein solches Stück concipirt haben könnte, zu versetzen sucht: sollte man da nicht zu der Vermuthung kommen, daß Solbring, der Held des Stücks, auch der Verfasser wäre? — In zehn Jahren wird Niemand mehr daran zweifeln, daß das Guplow'sche Theater an Bildung und Geist dem Kozebue'schen Theater gleichsteht; an Erfindung dagegen weit zurückbleibt, und man wird kaum mehr begreifen, wie man 1855 ernsthaft gegen dergleichen hat zu Felde ziehen können.

Gleichzeitig mit Guplow sang Laube an für die Bühne zu arbeiten. Seine Dramen: *Ronalbrecht*, *Roccoco*, *die Bernsteinhäuser*, *Struensee*,

Gottsched und Gellert, die Karlsruhler, Prinz Friedrich, Effez, verrathen zwar nichts von jenem mächtigen Strom der Empfindung, der alle kleinen Nebenrücksichten unaufhaltsam mit sich fortreißt, aber sie verdienen von Seiten der Technik alle Aufmerksamkeit. Laube hat über die Art und Weise, von der Bühne aus auf das Publicum zu wirken, ohne auf gemeine Effecte zu speculiren, sehr ernsthafte Studien gemacht, wie es ein Talent zweiten Ranges thun muß, und wenn er sich dabei häufig in Außerlichkeiten verloren und über dem Detail das Wesentliche übersehen hat, so hat er doch die dramatische Kunst um viele treffende Beobachtungen bereichert. Unsere modernen Dichter haben durch ihre nachlässige Charakterzeichnung die Schauspieler so verhätschelt, daß fein und sauber ausgeführte Charakterbilder kaum mehr einen Darsteller finden. An unausgesetzte mechanische Declamation oder an grillenhaftes Wesen gewöhnt, das der Willkür einen beliebigen Spielraum läßt, sind unsere Künstler viel zu bequem geworden, sich mit liebevollem Studium in die Details einer wahr empfundenen Persönlichkeit hinrinzufühlen und hineinzudenken. Laube ist wenigstens durch zweierlei den Schauspielern entgegengekommen: er hat deutlich herausgestellt, was er mit seinen Charakteren im Allgemeinen wollte, und er hat sich sehr genau diese Intentionen in Bezug auf die wirkliche Darstellung vergegenwärtigt. Er zeigt darin eine tüchtige Schule, ein scharfes Verständniß der Mittel, eine große Gewandtheit in den Combinationen. Aber man merkt, daß er zu sich selbst kein rechtes Vertrauen hat, und deshalb, statt von innen herauszuschaffen, nach äußerlichen Hülfsmitteln greift und durch raschen Scenenwechsel, durch vielfach verschlungene Knoten und Auflösungen dem Interesse zu Hülfe kommt. Die Furcht, langweilig zu werden, treibt ihn häufig von einer Scene zur andern und vergönnt ihm nicht die Zeit, die Charaktere tiefer zu motiviren und die Situationen innerlich vorzubereiten. Als man ihm die Leitung der ersten Bühne Deutschlands übertrug, war das nicht bloß ein Gewinn der Entwicklung. — Das erste seiner Stücke, *Ronaldeschi*, fand weniger Beifall, als es verdiente. Es ist ein sauber ausgeführtes Intriguensstück in der französischen Manier und hat einige glückliche Momente. Zwar ist die Färbung romantischer, als in den historischen Tableaux von Dumas u. s. w., aber der künstlerische Organismus ist der nämliche; die Spannung der Ereignisse ist die Hauptsache, auf das Verhältniß der Charaktere zu denselben wird weniger Gewicht gelegt. Diese Form kann nur dann einen befriedigenden Eindruck machen, wenn in den socialen Begriffen eine gewisse Gleichförmigkeit herrscht, und wenn man nicht versucht wird, über die Natur der Individualitäten, die sich in den Ereignissen geltend machen, weiter nachzudenken. Darin ist der Franzose, der Italiener, der

Spanier glücklicher, als der Deutsche. Wir werden zu wenig von einem gemeinsamen Boden sittlicher Voraussetzungen getragen, um nicht bei jeder Individualität der Versuchung zu verfallen, in ihr eine neue, eigenthümliche, sittliche Weltanschauung aufzubauen. Dieser Versuchung kann auch Laube selten widerstehen, und es tritt dadurch ein Mißverhältniß ein, indem seine Charaktere aus dem Organismus der Handlung hervorgehen sollen und ihm doch widerstreben. Zudem läßt der Dichter die beiden Hauptpersonen, um ihre innere Verwandtschaft an den Tag zu bringen, öfters so geistreich sprechen, daß sie darüber den gesunden Menschenverstand verlieren und beide sind wieder viel zu grillenhaft und sittlich unbedeutend, um einen tragischen Ausgang zu rechtfertigen. — Das Lustspiel *Roccoco* ist nach einer französischen Novelle bearbeitet, und der Dichter hat sich offenbar Mühe gegeben, ebenso leichtsinnig zu schreiben, wie die französischen Lustspielmacher. Nun macht sich aber beständig die deutsche Natur bei ihm geltend; er molloirt, er charakterisirt, er läßt sich in breitere Ausführungen ein, und eben dadurch tritt die Unsittheit viel greller und beleidigender hervor, als bei den Franzosen. In dem verwandten Stück von Dumas: *Les demoiselles de St. Cyr* ist der Ton so leichtsinnig, daß es uns nicht einfallen kann, die Sache ernst zu nehmen; daß wir gar nicht Zeit haben, nach dem Zusammenhang zu fragen; zu dieser Frage werden wir aber im *Roccoco* alle Augenblicke gedrängt und müssen fast immer mit Kopfschütteln antworten. Die vorausgesetzten Sitten liegen uns zu fern. Einen Charakter, wie denjenigen, den Laube in seinem *Marquis* beabsichtigt, können wir Deutsche nicht zeichnen; er ist uns so fremdartig, daß wir durch die Mühe, ihn durch ausführlichere Motivirung zu verdeutlichen, ihn nur noch immer fremdartiger machen. — Die *Bernsteinhexe* ist bekanntlich nach einer historischen Novelle des Pastor Reinhold behandelt, in welcher Laube eine wirkliche Chronik suchte. Abgesehen von dem Undramatischen des Stoffs, hat Laube dadurch gefehlt, daß er sich zu sehr bemüht, geistreich zu sein. Sein Bösewicht stellt sich auf einen höhern, mystischen Standpunkt, die Eigenschaft des Hergens zu beurtheilen, und kommt dabei auf Vorstellungen, die seiner Zeit, dem 17. Jahrhundert, fremd waren. Bei Hergengeschichten muß man das Göttem halten, und nur ein strenger, gründlich durchgearbeiteter Realismus kann die Wahl eines Stoffs rechtfertigen, der an und für sich bis zur *Atrocität* grausam und unschön ist. — Im *Struensee* erkennt man wohl das Vorbild Scribe's, historische Stoffe in ein Intriguenspiel zu verwandeln; heraus, aber Scribe mit seinem leichten französischen Naturell ist darin harmloser; seine Helden sind wirkliche Intriganten und alle tragischen Motive, die im Stoff liegen können, werden sorgfältig bei Seite geschoben. Laube sucht im Gegentheil die Tragik schärfer hervorzuhoben, aber

nicht diejenige Tragik, die natürlich und unmittelbar aus dem Gegenstand entspringt, sondern eine sublimirte, vergeistigte. Von historischem Costüm ist in diesem Stück gar keine Rede, obgleich die Einzelheiten sehr umständlich geschildert werden. Für eine wirkliche Tragödie ist die Form eines Intriguensstücks nicht angemessen, denn der Zweck der Tragödie ist, die Seele zu einer großen, ernsten, allgemein menschlichen Spannung zusammenzufassen, und diesem Zweck widerspricht die Kleinlichkeit der Mittel. Bei den Personen dieses Stücks möchten wir häufig wünschen, daß sie in ihren Discursen weniger Geist und mehr natürliche Kraft entwickelten. Um das Stück zu genießen, muß man sich erst in eine künstliche Atmosphäre versetzen, aber dann findet man freilich in einzelnen Stellen große Schönheiten. Bei der geringen Productivität unserer neuern Dramatiker ist es merkwürdig, daß das Stück so schnell von den Bühnen verschwunden ist. — Gattsched und Gellert ist unter dem Einfluß der herrschenden liberalen Stimmungen geschrieben, fast auf jeder Seite entdecken wir Beziehungen nicht nur zur Gegenwart im Allgemeinen, sondern zu bestimmten endlichen Fragen der Gegenwart. Diese Beziehung würde, da jene Fragen in der That zu Gellert's Zeit gleichfalls sich geltend machen, weniger auffallend hervortreten, wenn der Dichter sich ernstlicher bemüht hätte, den Ton der vergangenen Zeit zu treffen, was diesmal nicht blos möglich war, sondern auch zu einem sehr ergöglichen Charaktergemälde geführt haben würde. Die Pietät des Dichters für Gellert ist durchaus gerechtfertigt, denn nichts kann unpassender sein, als die Geringschätzung der modernen Literatur gegen einen Schriftsteller, der, wie wenig andere, die Treuherzigkeit und das gute Gewissen des Deutschen Volks ausgedrückt hat. — In den Karlschülern (1846) versucht es Raube noch einmal mit dem Literaturdrama: Der glänzende Erfolg desselben ging wesentlich aus dem Stoff hervor. Es ist schlimm genug, daß unsere Dichter, um einen nationalen Stoff zu finden, immer wieder auf die Literaturgeschichte zurückgehen müssen, daß sie also nicht unmittelbar einen Gegenstand behandeln, sondern nur die Reflexion desselben in der Seele eines Dritten. Indes hat diesmal Raube den Stoff so äußerlich aufgefaßt und die Sittenschilderung der beschränkten Verhältnisse, denen Schiller's gewaltige Natur sich entwinden mußte, so in concreten Gestalten ausgebreitet, daß wir durch die Innerlichkeit der Handlung nicht zu sehr verlegt werden. Der Conflict ist ein allgemein menschlicher. Der Idealist, in welchem sich die aufgehende Sonne einer neuen Zeit spiegelt, wird in eine nothwendige Opposition gegen die bestehenden Zustände getrieben, und es fragt sich nur, ob er diesen Conflict mit Anstand zu lösen, oder mit Anstand ihm zu unterliegen weiß. In einer strebsamen und gläubigen Zeit wird sich der Dichter wie sein Publicum entschieden auf Seiten der neuen Richtung stellen. Bei Schiller ist die ideale Welt die allein berechnigte;

wenn sich durch innere Dialektik die Schwächen derselben offenbaren; so ist das halb unbewußt und wider den Willen des Dichters: die Selbstkritik hinkt in spätern Briefen nach. Seitdem hat die Reflexion sich theils vom psychologischen Standpunkt, nach dem eigentlich eine jede Individualität berechtigt sein sollte, theils vom historischen, in die früher mit naivem, einfachen Glauben aufgefaßten Thatsachen eingewöhlt. Man hat den Kugeln, den die Menschheit aus der Hierarchie und dem Absolutismus gezogen hat, so lange ins Auge gefaßt und sich über die Einseitigkeit im Princip der Freiheit so viel Gedanken gemacht, daß man zuletzt nicht mehr recht hat unterscheiden können, auf welche Seite man sich stellen sollte. Diesen „höhern“ historischen Standpunkt, auf dem das junge Deutschland seiner Natur nach ankommen mußte, hat Laube fast in sämtlichen Dramen hervorgekehrt. Wenn man früher die Brutalität des Herzogs von Württemberg gegen Schiller und Schubart, des König Friedrich Wilhelm gegen seinen Sohn und Räte mit der Sicherheit einer jugendlichen Entrüstung verurtheilt hatte, so kommt nun die an geschichtsphilosophischen Doctrinen geschulte Reflexion und überlegt, daß in jener fürstlichen Eigenmächtigkeit doch der wesentliche Kern der neuen Staatenbildung gelegen hat; daß, wenn man diesen Geist im Ganzen als nothwendig begreift, man auch seine Folgen im Einzelnen ertragen muß. Diese höhere Auffassung der Geschichte, die unserm Zeitalter angehört, verlegt Laube durch eine unhistorische Anticipation in den Geist jener Fürsten; er läßt Räte nicht wegen eines Disciplinarvergehens hinrichten, sondern als einen gefährlichen Menschen, dessen frivole Gesinnung mit der sittlichen Grundlage des preussischen Staats nicht in Einklang hätte gebracht werden können; und er ist nahe daran, Schiller aus demselben Motiv höherer Staatsraison den Kopf abschlagen zu lassen. — Es macht einen höchst unangenehmen Eindruck, historische Thatsachen; die man in der Geschichte in ihrer Nothwendigkeit, also in ihrer relativen Berechtigung, wohl begreift, auf der Bühne, wo nur das allgemein menschliche Gefühl angeregt werden darf, durch eingeschwärzte, unhistorische Motive beschönigt zu sehen. Jene Fürsten haben keineswegs aus geschichtsphilosophischen Ueberzeugungen, aus Gründen der Staatsraison, so gehandelt, wie sie handelten, sondern auf Antrieb einer despotischen Natur, die an sich für gewisse Zeiten sehr zweckmäßig ist, die aber in diesem Fall von dem gesunden menschlichen Gefühl nur in ihrer Abscheulichkeit gefaßt werden kann. Laube hat das selbst empfunden und mit einer gewissen Aengstlichkeit Motive über Motive hervorgesucht, um das Schrofie des Gegensatzes zu mildern. So geht er z. B. im Prinz Friedrich (1847) auf das Materielle des Streits ein, auf die calvinistische Lehre von der Gnadenwahl, die der König als staatsgefährlich bei seinem Sohne nicht dulden kann, und läßt



dann die Versöhnung dadurch eintreten, daß Friedrich erklärt, er sei kein Calvinist. Dann wird für die ärgste Verletzung des menschlichen Gefühls, die Hinrichtung des Freundes vor den Augen Friedrich's, der General Grynlow zum Sündenbock gemacht, um den König wider das Zeugniß der Geschichte zu reinigen. Am auffallendsten ist es mit Doris Ritter, die am Pranger ausgepeitscht wurde, aus keinem andern Grunde, als weil der Prinz sie liebte; das arme Weib muß nun hier erkennen, daß sie, wenn auch unschuldig, zum Wohl des Staats gelitten hat, und die väterliche Hand küssen, die ihr in wohlwollender Absicht diese Züchtigung hat angedeihen lassen. Wir müssen gestehen, daß uns der in Zorn gesetzte, eigenmächtige König, der Recht und Gesetz mit Füßen tritt, um seine Leidenschaft zu befriedigen, viel lieber ist, als dieser wohlwollende Denker, der mit einer gewissen Rührung zu Ratte sagt: es thut mir leid, aber es geht nicht anders. In jenem Uebermaß des Zorns kann man eine Kraft erkennen, die, wenn auch jetzt auf dem Irrwege, unter Umständen sehr heilsam wirken kann; jene reflectirte Tyrannei dagegen ist empörend. Sie ist aber auch unwahr. Ein Mann von der Bildung und dem tiefen Gefühl, wie Raube seinen König von Preußen und seinen Herzog von Württemberg schildert, kann nicht solche Acte roher Brutalität begehen, wie wir hier an sie glauben sollen. Indem Raube die Anschauungsweise seiner eigenen Zeit in die Anschauungsweise der Zeit verlegt hat, in der jene Thaten geschehen sind, hat er sie dadurch unmöglich gemacht. Ein Herzog, der mit seiner Gemahlin solche Gespräche führt, wie Raube sie ihm in den Mund legt, kann nicht auf die wahnsinnige Idee kommen, einem Dichter den Kopf abschlagen zu lassen, weil er eine gefährliche Tragödie geschrieben hat. Dieser Widerspruch liegt schon in der Sprache. Die Sprache einer Zeit ist der sicherste Ausdruck ihrer Empfindungsweise. Man lese ein beliebiges Rescript von Friedrich Wilhelm, und man wird Alles glaublich finden, was er gethan hat; dieser philosophirende König dagegen mit Reflexionen, die eine tiefangelegte Bildung voraussetzen, und dazu der Corporalstock sammt dem Staupfesen und den Spießruthen — das stimmt nicht. Selbst durch die Lösung, die Raube versucht, bringt er den Charakter seines eigentlichen Helden — denn Schiller selbst ist nur leidende Figur — in einen neuen Widerspruch mit sich selbst. Der Herzog will den jungen Dichter hinrichten lassen, weil er ihn nicht als isolirte Erscheinung, sondern als Symptom von dem Geist einer neuen, revolutionären Zeit betrachtet, die, wenn man nicht mit Feuer und Schwert dem Nebel auf den Leib geht, die Menschheit in eine neue Barbarei stürzen müsse. Und wodurch wird er bestimmt, sein Vorhaben aufzugeben? Dadurch, daß der Erfolg ihm Recht giebt, daß in der enthusiastischen Aufnahme der Räuber die allgemeine Verbreitung jener subversiven Tendenzen

sich herausstellt. — Es zeigt sich hier die schlimme Seite der modernen Altruheit, welche ihre Reise in der Ueberwindung alles Idealismus, alles lebendigen Glaubens sucht: —

Ungefähr gleichzeitig mit den beiden vorhergenannten Dichtern trat Friedrich Hebbel auf. Er war 1813 im Dithmarschen geboren und ursprünglich nicht zum Gelehrtenstande bestimmt. Durch einige Gedichte, die Amalie Schoppe in Hamburg in ihr Modeblatt aufnahm, wurde diese auf sein Talent aufmerksam. Bereits 22 Jahre alt, kam er nach Hamburg, um sich für die Universität vorzubereiten, und studirte dann in Heidelberg und München: die Spuren dieser autodidaktischen Bildung hat er nie verleugnen können. Im Jahre 1842 erhielt er in Kopenhagen ein königliches Reisestipendium und machte eine zweijährige Reise über Paris und Italien, nach deren Ablauf er sich in Wien ansiedelte und sich 1846 mit der Schauspielerin Christine Enghaus verheirathete. — Hebbel unterscheidet sich dadurch sehr vorthelhaft von den beiden vorhergenannten Dichtern, daß er in gutem Glauben handelt und seine Ueberzeugungen von der Kunst höher stellt, als den augenblicklichen Beifall. Er empört sich eher gegen die herrschende Stimmung, als daß er ihr huldigte. Das ist ein Vorzug, aber es hängt zugleich mit seinem Grundfehler zusammen. Er ist im strengsten Sinne des Worts ein Reflexionsdichter: seine Intentionen sind stets so überschwenglich, daß, was er wirklich leistet, nicht als empfangen, sondern als gemacht erscheint.

Ueber seine Charakterbildung geben uns seine Jugendwerke, die er später veröffentlicht hat, die beste Auskunft: Der Schneidermeister Repomus Schlägel auf der Freudenjagd, Herr Haidvogel, und Schnock, eine niederländische Geschichte. In allen dreien merkt man das Vorbild Jean Paul's, im Stil, wie im Inhalt; es sind Originale dargestellt, die durch eine gewaltsame Anhäufung von gleichförmigen einseitigen Charakterzügen gebildet werden: eine Form der Charakterbildung, die wir schon bei Theophrast und La Bruyère bemerken. Man wird jeden Einfall, jede Empfindung, jede Handlung, die er von seinen Figuren darstellt, mit dem beabsichtigten Grundton ihres Charakters in eine unmittelbare Verbindung bringen können; allein diese Consequenz ist eine gemachte, sie geht nicht aus der Eingebung der Phantasie hervor, sondern aus einer bestimmten Absicht. — Hebbel führt den Entschluß, seine Personen nichts Anderes sprechen und thun zu lassen, als was ihre Eigenthümlichkeit aus sich selbst sehen kann, und diese Eigenthümlichkeit durch alle Mittel aus ihnen herauszubringen, mit einem Eifer durch, der etwas Aengstliches hat; er läßt sie nichts sprechen als Epigramme, und verstrickt dadurch selbst seine Sprache in barocke, unbehülfliche Formen. Durch diese Synonymität der Einfälle werden die Personen zu Automaten, die nur dann in eine

wirkliche Bewegung kommen, wenn er einen so heftigen Wirbelwind erregt, daß sie mit ihren Gebeinen krampfhaft schlottern und klappern. Um eine Sammlung solcher Einfälle erträglich zu machen, bedarf es Humor, Heiterkeit und Behagen, gemüthliche Freude an der Wirklichkeit, Theilnahme für die kleinen Züge des Lebens, Fülle der Empfindung und Reichthum der Farben. Von allem diesem ist bei Hebbel keine Spur, er trägt seine Späße mit einer Leichenbittermiene vor, und man hat keine andere Empfindung, als die der Uebertreibung und Unwahrheit. Bei seinen größern Werken läßt man sich durch die Composition täuschen; sieht man aber näher zu, so findet man zunächst eine Reihe von Charakteren, die ganz nach der Weise des Herrn Haidvogel zugeschnitten sind, d. h. chargirte Rollen, die das Thema einer abstracten Charakterbestimmung variiren: z. B. Holofernes in der Judith, Gregorio im Trauerspiel von Sicilien, Halam im Rubin, Tobaldi und Bertram in der Julia u. s. w.; geht man dann weiter und löst auch die größern Charakterbilder von der Handlung ab, so entdeckt man als Grundlage derselben wieder jene Mosaisarbeit, die freilich zum Theil mit großem Geschick verpackt ist. — Ueber das Chargirte der Handlung geben zwei Jugendnovellen: Anna und die Kuh; die beste Auskunft. Es werden in möglichst kurzem Raum eine so große Menge von Greuelthaten zusammengehäuft, daß die Phantasie nicht ergriffen, sondern verdußt wird; wenn man die eine entsetzliche Geschichte auf sich will wirken lassen, so wird man schon von einer zweiten gepackt, die mit einer so raffinirten Kälte erzählt wird, daß man fast immer fragen möchte, ob das Spaß oder Ernst ist. Wenn fürchterliche Geschichten auf uns wirken sollen, so müssen wir Zeit haben, den Eindruck zu verarbeiten; eine ununterbrochene Fülle von Schauder stumpft ab, wir werden gleichgültig und lachen zuletzt. Dabei ist diese Tragik nicht von innen heraus gearbeitet; es ist kein Verhältniß zwischen dem Gegenstand und den aufgewandten Mitteln, wir empfinden keine innere Nothwendigkeit, wir sehen nur das blinde Walten des Zufalls. „Das Tragische,“ sagt Hebbel ganz richtig, „muß als ein von vorn herein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Gesehtes und gar nicht zu Umgehendes auftreten; sobald man sich mit einem: Hätte er (dreißig Thaler gehabt) oder einem: Wäre sie (ein Fräulein gewesen) helfen kann, wird der Eindruck, der erschüttern soll, trivial.“ Dieser Vorwurf, dem er freilich bei andern Gelegenheiten eine widersprechende Theorie entgegengesetzt, trifft ihn selber und seine Compositionen. Der Pragmatismus des Zufalls ist bei ihm so ins Kleine getrieben, daß das Gefühl beleidigt wird, wie von allen Schreknissen, die nicht aus dem Gegenstand wirklich hervorgehen. — Als schlagendes Beispiel weisen wir auf das Trauerspiel von Sicilien hin (1847),

welches Hebbel für eine seiner tiefsinnigsten Schöpfungen hält. — Der Inhalt ist folgender. — Zwei Gendarmen unterhalten sich in einem Wald mit Späßen, in denen sie einen sehr brutalen Charakter entwickeln und unter Andern die Absicht äußern, bei guter Gelegenheit zu stehen. Sie werden durch die Ankunft eines Mädchens unterbrochen, Angiolina, welche ihrem bösen Vater, der sie mit einem alten Bösewicht, dem Herrn Gregorio, verheirathen will, entlaufen ist, um ihren Geliebten Sebastian anzutreffen. Nachdem sie dies in einem kurzen Monolog auseinandergelegt, treten die beiden Gendarmen hervor, plündern sie erst und schlagen sie dann todt. Man hört eine Stimme in der Luft O! rufen. Sebastian, der voll Jammer den Leichnam der Geliebten erkennt, wird von den Gendarmen als Mörder angegeben. Da ihm das Leben gleichgültig ist, verschmäht er, sich vor dem eintretenden Richter und dem Vater Angiolina's zu vertheidigen, aber die Gendarmen verwickeln sich in Widersprüche, und die Sache wird dadurch erledigt, daß ein Bauer erscheint und den wahren Hergang berichtet. Er hat Aepfel gestohlen, ist vor den Gendarmen auf einen Baum gekrochen, hat die Sache mit angesehen, jenes O! ausgestoßen und wäre dann vor Schreck beinahe — eingeklappt! — Dieser wunderliche Rahmen dient nur dazu, eine Reihe kargirter Charaktere aufzuführen, deren jeder eine Portion unnöthiger Greuel in der Tasche hat und nach dem Stichwort producirt. So giebt der Richter Herr Gregorio in dem kurzen Raum, den er einnimmt, unter andern folgende Geständnisse einer schönen Seele von sich:

Es mißfällt mir keineswegs, daß sich ein Anderer in demselben Augenblick erhängt, wo ich mein Mädchen an mich drücke. — Sei, wenn es mir gefällt, die ganze Ernte im Halme zu laufen, und sie stehen zu lassen für's Wild und für die Vögel, kümmert's wen? — Ich will in meinem siebenzigsten Jahre das schönste Mädchen noch zur Frau. Ich will's! Ist das genug? (Schylock.) — Wäre ich blind, so kaufte ich mir die besten Bilder auf, und hänge sie in einem Saal herum, den außer mir kein Mensch betreten dürfte; und wäre ich taub, so septe ich die Kapelle aus allen großen Virtuosen zusammen, die mir täglich spielen müßten, mir ganz allein und keinem Andern; dann hätte Rafael nur für mich gemalt, und Palestrina nur für mich gesetzt, ja nicht einmal für mich, das wäre doch puzig; und wenn ich all das Zeug verbrennen ließe, so wär's vorbei mit der Unsterblichkeit! Da ich nur alt bin, nehme ich mir eine Frau.

Diese löblichen Grundsätze sind nur um ihrer selbst willen da; sie tragen zur Entwicklung der Handlung nichts bei. Aehnlich sprechen sich die andern Personen aus, z. B. hat zu dem einen der Gendarmen sein Vater einmal gesagt: „Kauf mir den Segen ab, verdammter Bube, damit ich mich einmal betrinken kann, sonst geb' ich dir meinen Fluch umsonst.“ — Es ist schlimm, wenn der starke Charakter, statt seine Kraft

in Handlungen zu entfalten, mit seiner Kraft prahlen muß. Hebbel glaubt, indem er eine Reihe von Automaten auftreten läßt, von denen jeder schändliche Grundsätze ausspricht, eine Totalität des unfittlichen Wesens dramatisch ausgedrückt zu haben. Er irrt darin ebenso, abgesehen davon, daß es nicht eben eine poetische Aufgabe ist, einen Sumpf fauler Verhältnisse darzustellen — als wenn er meint, in seiner *Angiolina* ein Ideal gezeichnet zu haben, wozu ein kleiner Monolog voll guter Gesinnungen noch nicht ausreicht. — Das Trauerspiel in Sicilien ist eine Symbolisirung der gemeinen Empirie. Hebbel spricht sich in seinem Sendschreiben an Röttcher über die Entstehung seines Drama's dahin aus, daß ihm die Anekdote imponirt habe. „Wenn sich die Diener der Gerechtigkeit in Mörder verwandeln, und der Verbrecher, der sich zitternd vor ihnen verkroch, ihr Ankläger wird, so ist das ebenso furchtbar, als barock, aber ebenso barock, als furchtbar. Man möchte vor Grausen erstarren, doch die Lachmuskeln zucken zugleich; man möchte sich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Frösteln beschleicht uns wieder, ehe uns das gelingt.“ Die Erklärung hat übrigens den Zweck, Röttcher zu der philosophischen Construction einer neuen Kunstgattung zu veranlassen: der Tragikomödie. „Sie ergiebt sich überall, wo ein tragisches Geschick in untragischer Form auftritt, wo auf der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende Mensch, auf der andern jedoch nicht die berechtigte sittliche Macht, sondern ein Sumpf von faulen Verhältnissen vorhanden ist, der Tausende von Opfern hinunterwürgt, ohne ein einziges zu verdauen.“ Aber ein tragisches Geschick soll in der Poesie immer in tragischer Form, in der Form der Nothwendigkeit auftreten, und wenn die Zeit, von der der Dichter ausgeht, oder die er schildert, so beschaffen ist, daß sie ihm nur den Kampf mit dem Walten der widersinnigen Zufälligkeit darzustellen erlaubt, so ist das nicht, wie Hebbel meint, ein Zeichen, daß sie zur Tragödie ganz vorzüglich berufen, sondern daß sie gar nicht dazu berufen ist. Eine Tragödie ohne sittliche Auflösung macht allerdings einen tragikomischen, d. h. einen abgeschmackten Eindruck.

Mit jener Bezeichnung der Tragikomödie hat Hebbel das Wesen seiner eignen Poesie charakterisirt. Seine Probleme kommen nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Hirn, seine Motive gehen nicht aus der Natur der Sache hervor, sondern treten accidentell ein, sein Realismus und seine Ideenwelt decken sich nicht: daher das Antithetische und Zerbrochene einer Sprache, die nie den natürlichen Lauf des selbstvergessenen Gefühls fließt. Ganz gegen seine Natur wird der Witz durch phantastische Reflexionen erhöht, und concipirt mit krankhaftem Behagen ein Problem, das wie der Gordische Knoten keine Lösung verstatet, sondern zum Zerhauen auffor-

bert. Aber diese Entscheidung wird nicht einer Nacht überlassen, vor der wir die Knie beugen müssen, weil sie uns mit dem Schauer der Nothwendigkeit durchdringt, sondern der unheimlichen Willkür, die, was die Frömmigkeit mit Erde überschüttet, an die freie Luft zieht, um diese zu verpesten; die den Wärmern folgt in ihrer unterirdischen Thätigkeit, dem Anatom in seinem Laboratorium, dem Arzt in die Spelunken des Lasters. Well der Dichter, trotz seiner Verachtung gegen die Anekdote, den endlichen Stoff, die Anekdote nicht vermeiden kann, sucht er ihr eine Idealität anzukünsteln, die sie nicht erträgt. Er behandelt das Unbegreifliche mit Gleichgültigkeit, das Unbedeutende mit vielsagendem Ernst; er verkümmert den Spas durch weit hergeholte Andeutungen und hebt das Tragische des einzelnen Falles durch falsche Verallgemeinerung auf. So arbeitet er seinem eigenen Zweck beständig zuwider; sein realistisches Talent wird durch Abstractionen zerlegt und seine Idealität durch forcirte Plastik verkümmert, sein scharfer Verstand durch gewaltsame Erhizung der Phantasie getrübt, seine Einbildungskraft durch weitaussehende, aber unbestimmte Reflexionen abgeschwächt. Um treu zu porträtiren, sucht er lediglich die Züge auf, die der typischen Idealität widerstreben, und so zeichnet er im Grunde nur das Sonderbare. In der nebelhaften Atmosphäre seines Skepticismus werden zuletzt die Motive so subtilisirt, daß seine scheinbar in knöcherner Festigkeit erstarrten Charaktere sich in Staub auflösen und in alle vier Winde verfliegen. — Da seine Kraft nun nicht ausreicht, aus dem innern Kern des Lebens heraus die komische und tragische Poesie zu entwickeln, so ist er genöthigt, die höhere Bedeutung seiner Schöpfungen an eine außerhalb derselben liegende höhere Idee zu knüpfen. Er ist Realist, insofern er das Schlechte mit großer Breite und Ausführlichkeit darstellt, er ist Idealist nur, insofern er eine jenseitige Welt symbolisch in dieses Reich der Nacht hereinscheinen läßt, er selber hat keinen Glauben; und darum liegt in seiner Kunst keine Nothwendigkeit. Seine Ideale sind ebenso unklar, seine Begriffe von Recht und Unrecht ebenso ineinander gewirrt, als bei seinen jungdeutschen Zeitgenossen, und darum hat er ebenso wenig Freude an seinen Gestalten; ja, gerade weil sein Talent größer ist und sein Idealismus ernster gemeint, ist die Welt, die er uns darstellt, noch mehr von Gott verlassen, noch leerer an Freude, Liebe und Glauben. Nicht als ob der Dichter sich auf die Seite des Schlechten stellte. Er sieht die schlechte Welt durch eine unendliche Kluft von seinem reinen Gemüth getrennt und glaubt, sein Ideal sei um so reiner, je greller der Schatten, den die Welt darauf werfe. Er täuscht sich darin wie Bruno Bauer: der Schatten kommt nicht aus der Welt, sondern aus seiner eigenen Seele. Wenn er versucht, seinen Idealen eine eigene Gestalt zu geben, so verfliegt seine Kraft, und sein in der Darstellung des Abscheul-

den so glänzendes Talent läßt ihn im Stich. Er täuscht sich über seine Armuth, weil er sich nur der Fülle seiner Intention bewußt ist. Aber erst in der Ausführung liegt das Wesen der Poesie. Wenn der Dichter nur die Rehrseite des Ideals mit Behagen ausführt, so ist das ein Zeichen, daß nur an dieser Rehrseite seine Liebe haftet. Die Welt, die man sieht, ist nur das Spiegelbild des eigenen Geistes; wo das helle Auge eines ächten Dichters Ordnung und Harmonie findet, grinsen einer verwilderten Natur die scheußlichsten Teufelsfragen entgegen. — Die meisten Dichter des Pessimismus suchen ihr Ideal in einer Welt, die kommen soll, wenn auch die Zerstörung ihr vorhergehen muß. Ihr nächstes Ziel ist der allgemeine Weltbrand, aber in ihrem Glauben lebt zugleich der Phönix, der aus demselben aufsteigt. Auch dieser künstliche Idealismus fehlt bei Hebbel. Die Zustände scheinen ihm verkehrt, verwildert, ja halb wahnfinnig; trotzdem ist er conservativ. Diese Kälte gegen die Götzenbilder der Menge mildert keineswegs sein feindseliges Verhältniß zur Wirklichkeit; im Gegentheil drückt es nur noch schärfer die Entfremdung seines Gemüths von einer Welt aus, der er nicht einmal die Kraft zutraut, sich in der höchsten Verzweiflung durch eine gewaltsame That zu helfen.

Der Grund dieser Stimmung liegt darin, daß seine Kenntniß der Welt fast ausschließlich durch Reflexion und Lectüre vermittelt ist. Er behauptet zwar, daß ihm seine Charaktere eher aufgehen, als die Ideen, welche sich an denselben entwickeln sollen; allein diese Charaktere sind bereits in ihrer Entstehung durch die Probleme zerlegt, mit denen sich der Dichter herumträgt, und in ihrer Physiognomie prägt sich der Mangel ihres Ursprungs aus. Judith, Holofernes, Solo, Tobaldi u. s. w. sind trotz der plastischen Kraft, die auf ihre weitere Entwicklung aufgewandt ist, in ihrer Anlage Ausgeburten der Reflexion: sie drücken nichts Anderes aus, als den Schrecken vor seinen eigenen Gedanken. „Alle Kunst“, sagt er einmal, „ist Nothwehr des Menschen gegen die Idee, wie ja schon jede ernste, dichterische Schöpfung aus der Angst des schaffenden Individuums vor den Consequenzen eines finstern Gedankens hervorgeht.“ Das ist unrichtig; wenn man es auf die Dichter überhaupt anwenden wollte; denn bei Shakespeare, Goethe, Schiller u. s. w. ist die schaffende Kraft unmittelbar mit Freude und Behagen an den angeschauten und empfundenen Charakteren verknüpft; aber es ist richtig und bezeichnend für Hebbel selbst. Zu sehr in sich selber vertieft, um mit dem allgemeinen Strom der menschlichen Bestrebungen fortzugehen, denselben zu läutern, zu verklären und zu beherrschen, verliert er sich in das Labyrinth seiner einsamen Gedanken, belebt dasselbe durch abenteuerliche, aber mit großer Kraft der Phantasie aufgefaßte Gestalten, und fühlt sich dann, da er mit denselben allein bleibt, unheimlich und verstimmt. Seine Probleme können

die Welt nicht ergreifen, denn sie haben mit derselben nichts gemein; sie führen zu keiner Lösung, denn sie haben nichts Allgemeines in sich, sie sind krankhaft individueller Natur; sie verstocken sich so lange in unfruchtbarem Trotz gegen die Einflüsse der öffentlichen Meinung, bis aus der Stimmung Manier wird, bis sich die Originalität ins Fratzenhafte verliert. — In der Vorrede zur Maria Magdalena (1844) hat Sebbel eine ziemlich ausführliche Uebersicht von seiner Theorie der Kunst gegeben.\*)

Der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld giebt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will, daß sie sich auf nichts als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identisch sind, stützen, und also den äußeren Polen, an dem sie bis jetzt zum Theil befestigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen. Diesen welthistorischen Proceß hat die Philosophie, zerlegend und auflösend, vorbereitet, und die Kunst hat die Aufgabe, in großen, gewaltigen Bildern zu zeigen, wie die . . . erstarrten, aber durch die letzte große Geschichtsbewegung entkesselten Elemente, durcheinander stühend und sich gegenseitig bekämpfend, die neue Form der Menschheit erzeugen. — Nur wo ein Problem vorliegt, hat eure Kunst etwas zu schaffen, wo euch aber ein solches aufgeht, wo euch das Leben in seiner Gebrochenheit entgegentritt, und zugleich in eurem Geist das Moment der Idee, in dem es die verlorne Einheit wiederfindet, da ergreift es! wenn ihr auch das Fieber nicht heilen könnt, ohne euch mit dem Fieber einzulassen.

Wenn die Kritik diesen Maßstab adoptirt, muß sie eben daran des Dichters Leistungen verurtheilen. Denn was sind es für Probleme, die er sich stellt? Eben jene anonymen, individuellen Krankheitsgeschichten, die nicht dem historischen Gebiet, sondern dem pathologischen angehören. Man

\*) Bemerkenswerth ist die Verschiedenheit seiner poetischen und seiner prosaischen Sprache. In der Poesie läßt er sich durch die Scheu, in die gewöhnliche saloppe, breite und empfindsame Redeweise zu verfallen, in das entgegengesetzte Extrem verleiten: er drängt seine Gedanken und Empfindungen so epigrammatisch raffinirt zusammen, daß wir selbst beim Lesen unsere Aufmerksamkeit sehr anspannen müssen, um ihn zu verstehen; in der Prosa dagegen bewegt er sich in einem beständigen Pathos und ist nicht im Stande, auch das Allerunbedeutendste auszusprechen, ohne eine Amtsmiene aufzuziehen; man merkt überall die Ehrsucht heraus, die er vor seinen eigenen Gedanken hegt, auch da, wo nicht der geringste Grund dazu vorhanden ist. Er schachtelt seine Ideen so in einander, daß die Perioden kein Ende nehmen, und versteht es, durch das Zusammenfassen verschiedener Reflexionen in der Prosa für den ersten Augenblick ebenso zu imponiren, wie in der Poesie durch das Springende, Fragmentarische und Aphoristische. In diesem ewigen Pathos geht alle Perspective und Architectonik der Gedanken unter; er behandelt die tiefere Bedeutung des Semikolons mit derselben Feierlichkeit, wie das Walten der Vorsehung.



kann aus ihnen, wie ein neuer Kritiker richtig bemerkt, kaum einen allgemeinen Satz ableiten: sie enthalten Lebensregeln für Menschen, die etwa mit zwei Köpfen geboren werden sollten, für Verhältnisse, die nur in der Phantasie des Casuisten existiren. Zwar ist im weitern Sinne jede Leidenschaft eine Krankheit, aber eine normale Krankheit, die zu einer Krise führt, sei es zur Heilung oder zum Tod, unterscheidet sich wesentlich von jenem chronischen Sieckthum, das nur widerlich ist und zu nichts führt. Auf der einen Seite bleibt also Hebbel in seiner Praxis hinter den Anforderungen zurück, die man in Beziehung auf die Idealität eines Problems zu stellen nicht nur berechtigt ist, sondern die man auch überall gestellt hat. Denn jener äußere Haken der sittlichen Bestimmung, den man doch nicht ganz entbehren kann, wenigstens nicht als Voraussetzung, ist wohl im romanischen Theater, aber nicht einmal bei den Griechen das ausschließliche sittliche Moment. Auf der andern Seite sind seine Forderungen viel zu hoch gespannt. Das Drama kann nur individuelle Conflicte darstellen. Zwar kann der Dichter durch den historischen Hintergrund den sinnlichen Eindruck seines Gemäldes erhöhen, allein je gewissenhafter er in seiner Kunst ist, desto strenger wird er sich mit diesem Werk auf das beschränken, was zum Verständniß der Haupthandlung, d. h. der individuellen Schuld und des individuellen Schicksals nothwendig ist. Nicht der die ganze Zeit durchdringende Bruch der sittlichen Vorstellungen, sondern nur der Bruch in der Seele der Individuen kann im Drama unsere Theilnahme erregen. Wenn daher Hebbel behauptet, daß nur eine solche Zeit, welche die überlieferte Sittlichkeit zertrümmert, im Stande ist, ein die Weltliteratur angeheendes Drama hervorzubringen, und wenn er diese Bedingungen in dem Zeitalter des Sophokles und des Shakespeare erfüllt glaubt, so liegt darin ein handgreiflicher Irrthum. Allerdings regten sich in der Zeit des Sophokles zu Athen, in der Zeit Shakespeare's in England, Gedanken und Empfindungen, die mit der Ueberlieferung nicht übereinstimmten; allein sie gingen nicht weit genug, die bestehenden sittlichen Grundbegriffe wirklich aufzuheben. Im Gegentheil ist eine Zeit des wirklichen Bruchs unfähig zum Drama. Zwar müssen im Drama sehr ernsthafte Conflicte vorkommen, und um diese ertragen zu können, muß das allgemeine Denken und Empfinden eine gewisse Freiheit erlangt haben, aber die Grundlage des sittlichen Bewußtseins muß unerschütterlich feststehen, weil sonst der Eindruck nicht zu berechnen wäre. Shakespeare besitzt eine so ungeheure Objectivität in der Darstellung entgegengesetzter Charaktere und Weltanschauungen, wie kein zweiter Dichter, aber er selbst ist nicht in das Netz der Sophismen verstrickt, sein eigenes sittliches Urtheil ist klar und sicher, und wir sind bei ihm nie darüber zweifelhaft, wie weit in jedem einzelnen Falle das Recht und die Schuld des Einzelnen geht. Ein

Dichter, der mit seinem sittlichen Grundprinzip nicht im Reinen ist, und der in dieser Unsicherheit mit seiner Zeit auf gleichem Boden steht, ist nicht im Stande, seine Charaktere so zu beherrschen, wie es das Drama erfordert, und der Prophet einer neuen Zeit würde jede andere Form seiner Vision dem Drama vorziehen, denn der dramatische Proceß verlangt ebenso wie der bürgerliche ein anerkanntes Gesetzbuch und ein Forum. Wenn also nicht eine Uebergangszeit, sondern eine fertige, geschlossene Weltordnung die nothwendige Grundlage des Drama's ist, so dürfte dieser Umstand für unsere Zeit nicht sehr verheißend sein; wenigstens werden unsere Dichter nur zu leicht verführt werden, die Kunst lediglich als ein Organ für ihre Lieblingeideen zu betrachten. So kommt Hebbel fortwährend darauf zurück, daß eine Poesie, welche die Menschheit nicht philosophisch fördert, nicht werth sei, zu existiren. Allerdings wird jedes ächte Kunstwerk ein Problem klarer veranschaulichen, wie überhaupt das Beispiel die Regel nicht bloß ergänzen, sondern erst beleben muß; aber es wird diese Aufgabe um so eher lösen, je weniger es sich in weite, unklare Perspektiven verliert, und je strenger es sich an den individuellen Fall hält; der Fortschritt, den wir ihm verdanken, soll nicht in die Weite, sondern in die Tiefe gehen. Das leidige Wort „Weltanschauung“, bei welchem man sich ungefähr so viel oder so wenig denkt, als bei dem Ausdruck „Volksouveränität“, ist seit dem Faust durch unsere halbphilosophischen Kunstkritiker im Katechismus festgesetzt. Die Schüler Goethe's und Hegel's sollten doch allmählig gelernt haben, daß nur in der Beschränkung sich der Meister zeigt, und daß das Endliche höher steht, als das (bloß) Unendliche. Das angeblich Unendliche, d. h. das Unbestimmte, welches als solches nicht wirklich dargestellt werden kann, verflüchtigt sich in Symbole und Allegorien, in Anspielungen, zuletzt in Rebus, die zu errathen für einen leidlich gefunden Menschenverstand zu langweilig ist. Die ächten Künstler, denen wir eine Erweiterung des sittlichen und ästhetischen Horizonts verdanken, haben für sehr endliche Zwecke, für bestimmte Feste, bestimmte Bühnen, bestimmte Schauspieler geschrieben. Weber Sophokles noch Shakspeare haben gegen die realen Bedingungen ihrer Kunst — die Möglichkeit der wirklichen Aufführung — jene souveräne Verachtung an den Tag gelegt, mit welcher Hebbel sich brüstet. Indem sie unbefangen in den wohlgeordneten Saiten ihrer Seele alle Töne ihres Zeitalters, in dem eine Entwicklungsperiode abschloß, nachjittern ließen, entstanden jene Gebilde, die spätern Jahrtausenden nicht nur die Vergangenheit wieder herstellen, sondern als Ausfluß der ewig gleichen Menschheit unvergängliche Ideale versinnlichen. Der moderne Dichter dagegen, der auf einer der Zeit entrückten Warte zu stehen glaubt, wird nicht einmal den beschränkten Forderungen der endlichen Kunst gerecht.

Hebbel's erstes Stück, *Judith*, geschrieben 1839, wurde zuerst 1840 in Berlin aufgeführt. — Die *Judith* der ursprünglichen Stammsage war ein patriotisches, oder, was bei den Juden dasselbe sagen wollte, ein gott-ergabenes Weib. Es ist in ihrer That nicht der geringste Gefühlsconflict vorhanden. Sie ermordet den Feind ihres Volks und ihres Gottes, das ist ein höchst verdienstliches Werk vor den Augen Jehova's, ein Werk, wie es die Heldenagen mehrfach von den Lieblingen Gottes berichten; sie setzt um dieses Zweckes willen ihre Keuschheit aufs Spiel, das ist wieder ein höchst werthvolles Opfer: wenn es vollbracht ist, so preisen sie die Jungfrauen und die Aeltesten von Zion als die Gebenedeute des Herrn. Aber diese Auffassung ist unserer modernen Empfindungsweise zu naiv. Das Preisgeben für das Vaterland ohne alle Beimischung von Sinnlichkeit und der Mord ohne allen sittlichen Schauer ist ein Act der Brutalität, den wir uns wohl noch als ein einfaches Factum, aber nicht mehr in einer detaillirten Ausführung gefallen lassen. Wenn daher Hebbel die Motive sowohl vor als während der That spaltet, so vollzieht er damit nur die Wandlung, welche im Geist des Zeitalters mit der poetischen Gestalt der *Judith* nothwendiger Weise vorgenommen werden mußte. \*) Er schärft das geschlechtliche Gelüst in der noch nicht berührten Jungfrau durch eine geschlossene, aber nicht zur Ausführung gekommene Ehe; er giebt ihrem doppelten Drang, zu lieben und zu zerstören, den nämlichen Gegenstand: sie soll ihr Vaterland befreien, ihren Gott rächen durch die Ermordung des Mannes, der ihr unter allen Sterblichen zuerst das Gefühl der Anbetung einflößt, und um ihn zu tödten, muß sie sich ihm preisgeben. So

\*) Der Vermittler dieser Auffassung ist Heine. Im *Salon* von 1831 schildert er eine *Judith* von Horace Vernet: Sie hat sich eben vom Lager des Holofernes erhoben, ein blühend schlankes Mädchen. Ein violettes Gewand, um die Hüften hastig geschürzt, geht bis zu ihren Füßen hinab; oberhalb des Leibes trägt sie ein blaßgelbes Unterkleid, dessen Ärmel von der rechten Schulter herunter fällt, und den sie mit der linken Hand, etwas weggerast, aber doch bezaubernd zierlich, wieder in die Höhe streift; denn mit der rechten Hand hat sie eben das krumme Schwert gezogen gegen den schlafenden Holofernes. Da steht sie, eine reizende Gestalt, an der eben überschrittenen Grenze der Jungfräulichkeit, ganz gottrein und doch weltbesect, wie eine entweihte Hostie. Ihr Kopf ist wunderbar anmuthig und unheimlich liebenswürdig; schwarze Locken, wie kurze Schlangen, die nicht herabflattern, sondern sich bäumen, furchtbar grazios. Das Gesicht ist etwas beschattet, und süße Wildheit, düstere Goldseligkeit und sentimentaler Grimm rieselt durch die edlen Züge der tödlichen Schönen. Besonders in ihrem Auge funkelt süße Grausamkeit und Lüsterheit der Rache; denn sie hat auch den eigenen beleidigten Leib zu rächen an dem häßlichen Feinden. . . . Er schläft so gutmüthig in der Nachwanne seiner Befestigung; er schnarcht vielleicht; seine Etppen bewegen sich noch, als wenn sie küssen u. s. w.

erfährt sie zu Ehren Gottes, was ein seltsames Schicksal ihr bisher versagt, und wonach ihre Seele in geheimer Lüfternheit sich sehnt. Sie giebt sich preis, aber nicht bloß, wie sie gewollt, zu Ehren Gottes, sondern aus Wollust; sie mordet, aber nicht aus Patriotismus, sondern aus Ruth, noch zitternd von der Brunst des thierischen Genusses. So wird aus dem religiösen Opfer des Leibes das Zucken des Fleisches nach Befriedigung, aus der Heldenthats zu Ehren Gottes ein Act der Rache und der Scham. Die That, welche die historische Judith zu einer gefeierten Heldin des Stammes erhob, muß die Judith der modernen Poesie sittlich vernichten. — Die Vorgeschichte der Judith, ihre Vermählung mit Manasse, der in der Brautnacht durch irgend etwas Entsetzliches von ihr zurückgestoßen wird, ist stark romantisch, aber mit einer glänzenden Virtuosität geschildert, und nothwendig, um die Gemüthsstimmung der Heldin zu versinnlichen, die vor sich selber ein Grauen, vor den Scheingestalten der Alltagswelt eine tiefe Verachtung empfindet, und sich nach etwas Ungeheurem sehnt, um sich von der Last eines ihr selbst unverständlichen Lebensrathfels zu befreien. Auf der andern Seite ist in den Scenen des jüdischen Fanatismus, die uns vorgeführt werden, mit großer Geschicklichkeit die Richtung angedeutet, welche eine solche Sehnsucht in der Seele einer Gläubigen annehmen muß. Die Mittel entsprechen dem Zweck, aber, um vorzugreifen, sie sprechen ihm damit zugleich das Urtheil. Ganz anders wie bei Shakespeare, wo auch für die wildeste Action nur solche Voraussetzungen gegeben werden, die wir vollkommen begreifen, wird uns hier durch Anwendung sinnlicher Mittel eine Weltanschauung aufgedrängt, die uns fremd bleiben müßte, auch wenn wir uns mitten in derselben bewegten. — Um der ungeheuern That der Judith einen würdigen Gegenstand zu geben, soll im Holofernes ein Uebermensch dargestellt werden, der es nach der romantischen Theorie unserer Tage schon werth ist, daß, um ihn zu besitzen, oder um ihn zu vernichten, eine Seele sich dem Teufel übergiebt. In dem wirklichen Leben ist ein Eroberer, der mit einer Menschenfluth von Kannibalen in ein friedliches Land eindringt, eine fürchterliche Erscheinung. Ihn dramatisch darzustellen, ist aber ein mißliches Unternehmen, denn um seine Größe zu ermessen, müssen wir ihn mit der Zahl seiner Soldaten multipliciren. Shakespeare macht in der leicht hingeworfenen Gestalt Caesar's nicht den geringsten Versuch, uns durch ein gigantisches Aeußeres zu imponiren, im Gegentheil verschweigt er uns die kleinen körperlichen Schwächen nicht, er erzählt uns, daß sein Held auf einem Ohre taub ist, daß er einmal von Cassius im Schwimmen überwunden sei und dann im Fieber wie ein krankes Mädchen nach Kamillenthee gerufen habe u. s. w. Die neuern Dichter suchen die kolossalen Umriffe ihrer Heldengestalten dadurch zu versinnlichen, daß sie ihnen überschwengliche, dem Gemeingefühl

widersprechende Empfindungen leihen, wie z. B. Zacharias Werner seinem Attila, oder Gräbe seinem Sulla; oder sie suchen uns durch kolossale Renommistereien zu täuschen. Hebbel wendet Beides an. Er legt seinem Holofernes Gedanken über die Religion in den Mund, die wohl in unserer mit Hegel und Feuerbach gesättigten Zeit, aber nicht in der Zeit des Nebukadnezar begreiflich sind, und er läßt ihn Jagdgeschichten erzählen, z. B. daß er sich einmal zum Spaß auf einen glühenden Roß gelegt, u. s. w. Wenn dergleichen Prahlereien auf der Bühne ohne Gelächter aufgenommen werden sollen, so muß der Dichter die Stimmung anders vorbereiten, als durch ein Puppenspiel im orientalischen Costüm. Wenn es ihm nicht mit dem ersten Male gelingt, uns durch den Ausdruck eines abnormen Gedankens oder eine gewaltsame That Entsetzen einzujagen, wenn wir dem ersten Angriff des Schauders widerstehen, so ist jeder folgende Versuch verunglückt; wir sind gerüstet, und sehen in jedem neuen Wort, jeder neuen Blasphemie den eiteln Komödiantenstreich. Man könnte in einer Parodie den Holofernes ganz so lassen, wie er ist. Dieses Halbthier, diese „Spottgeburt von Dreck und Feuer“ ist eine Marionette von sehr handgreiflichem Mechanismus: man darf sich nur für jede Situation die angemessene Empfindung denken und dann den Holofernes das Gegentheil empfinden lassen. Er ist mit seiner Großmannsucht ein ausgemachter Pedant, der trotzdem, daß er für jeden Augenblick die vollständige Autonomie des Thuns in Anspruch nimmt, in einer schwachen Stunde mit der Judith über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit einer Handlung sehr schulmeisterlich moralisirt. — Nur einmal kommt dieser knöcherne Charakter in Bewegung, als er im Ausbruche der Brunst der Judith Gewalt anthut. Diese Scene ist abscheulich, eine Bordellszene im ärgsten Pariser Geschmack, aber sie ist mit einer bewundernswürdigen Wahrheit geschrieben. Jeder einzelne Zug von dem ersten Kuß an bis zur Flucht der Judith aus dem Lager ist von erhitzter Sinnlichkeit durchhaucht. Aber es waltet über dieser Scene eine eigene Nemesis. Sie ist der Knotenpunkt des Stücks; und doch hat sich Hebbel dazu verstanden, sie bei der Ausführung auszulassen. Dem Drama wird dadurch die Spitze abgebrochen, und wir haben eine weilkäufige Exposition ohne Resultat. Hebbel hätte daraus erkennen können, daß seine Nichtachtung des wirklichen Theaters ein gefährliches Experiment für seine Kunst ist. Wenn er sich über die moralischen Anforderungen lustig macht, die das wirkliche Publicum im Gegensatz zu dem idealen Publicum der Weltgeschichte an den Inhalt der Dichtungen stellt, so vergißt er dabei, daß der Dichter ebenso wie der Held mit der Weltgeschichte nur durch den Boden vermittelt wird, auf dem er steht. Es liegt in der Sitte etwas Heiliges und die freche Verletzung derselben, die Nichtachtung der Scham, deren man sich doch nicht erwehren kann, rächt

sich unausbleiblich; und wenn ein Problem dergleichen Motive nothwendig macht, so ist das ein Zeichen, daß das Problem unberechtigt ist. Hebbel behauptet zwar, „daß gar kein Drama denkbar ist, welches nicht in allen seinen Stadien unvernünftig oder unsittlich wäre, denn in jedem einzelnen Stadium überwiegt die Leidenschaft und mit ihr die Einseitigkeit oder die Maßlosigkeit.“ Aber das Naturelement, welches von der sittlichen Bildung überwunden werden soll, ist an sich noch keine Unsittlichkeit, wenn es nur wirklich überwunden wird. Zwischen dem Naturelement und dem geistigen Princip muß in der Ausführung ein richtiges Verhältniß stattfinden. Lacos und Eugen Sue entschuldigen ihre Unflätigkeiten gleichfalls mit dem sittlichen Zweck, aber die Moral hinkt nach, und die Phantasie wird lediglich mit der Sinnlichkeit beschäftigt. Wenn die Hitze der Leidenschaft so den Geist verzehrt, daß das physikalische, thierische, unverständlich trübe Moment der Seele hervortritt, die dunkle Nacht der Natur, in der kein Licht mehr scheint: das Fieber der Geschlechtslust, die Brunnst, die fixe Idee der Schwängern, der Wahnsinn; wenn die Zurechnungsfähigkeit des menschlichen Geistes aufhört, so hat auch die Kunst nichts mehr zu thun, so wenig wie die Justiz. — In dem ganzen Problem liegt nichts Allgemeines, nichts Fruchtbare für die Menschheit. Es ist die Darstellung einer incommensurablen Natur, die nur unsere Neugierde, nicht unser Mitgefühl in Anspruch nimmt, wenn wir uns auch durch die Aufregung unserer Phantasie darüber verblenden lassen, und die nicht einmal eine historische Wahrheit hat, denn die geschichtliche Voraussetzung der That widerspricht dem Raffinement der dabei aufgewandten Empfindung. Hebbel freilich spricht dem Kritiker das Recht ab, den Dichter über die Wahl seiner Probleme zur Rechenschaft zu ziehen. Er behauptet: „Der Dichter hat nicht einmal die Wahl, ob er ein Werk überhaupt hervorbringen will oder nicht, denn das einmal lebendig Gewordene läßt sich nicht zurückverdauen, es läßt sich nicht wieder in Blut verwandeln, sondern muß in freier Selbstständigkeit hervortreten, und eine unterdrückte oder unmögliche geistige Entbindung kann ebenso gut wie die leibliche die Vernichtung, sei es nun durch den Tod oder durch den Wahnsinn, nach sich ziehen.“ Wenn man das aber auch zugeben und dem Dichter aus individuellen pathologischen Gründen das Recht beilegen will, sich von der Qual seiner Gedanken durch eine Schöpfung zu befreien, so wird doch die Kritik dabei nicht stehen bleiben dürfen, sondern sie wird das Verhältniß dieser „nothwendigen“ Schöpfung eines individuellen Geistes zum nothwendigen Gesetz des allgemeinen Geistes zu untersuchen haben. — Charakteristisch ist die Anekdote der sittlichen Basis, auf der die ganze Handlung ruhen soll. Das Gewissen des Volks, das weder im wirklichen Volk noch in den handelnden Individuen einen correcten Ausdruck gewinnt,

weil beide vorübergehenden, unwesentlichen Einflüssen unterliegen, wird durch einen Wahnsinnigen dargestellt, in dem sich in den entscheidenden Momenten die göttliche Stimme vernehmlich macht. Der Wahnsinn ist ein schwankender vulkanischer Boden, höchst ungeeignet für eine organische Entwicklung sittlicher Probleme.

Hebbel hatte in der Judith gezeigt, daß er eine fieberhafte, dämonisch exaltirte Bewegung der Seele zu empfinden und nachzubilden versteht, wenn ihm auch freilich die andere ebenso wesentliche Kraft fehlte, die Kraft, welche den eigentlichen Dichter macht, vor der Krankheit die Gesundheit zu schildern, d. h. uns für die Beschaffenheit seiner Person ein Interesse einzufloßen, bevor er sie von dem Wirbelwind einer wilden Leidenschaft ergreifen ließ. Die Krankhaftigkeit in der Anlage der Judith konnte ein Uebergangsmoment sein, das eben durch die Energie seiner Ausführung die Seele des Dichters befreit hätte, wie es bei Schiller's Räubern der Fall gewesen war. Aber Hebbel hat sich in seinen folgenden Stücken immer tiefer in diese Irrwege verstrickt, und der Abgrund, vor dem er sich im Anfang mit Schauern abwandte, scheint seine magische Anziehungskraft durch die Zeit nur immer noch verstärkt zu haben.

In *Genoveva* (1842) liegt das Sprunghafte und Excentrische nicht in der Heldin, sondern in Golo, dem Verführer. Es ist unklar, ob in ihm, wie in Holofernes, die titanische Kraft oder die Schwäche vorherrscht werden soll; in seinen Motiven ist er vor Allem ein Original. Noch ein halber Knabe, nur an Pferde, Lanzen und Schwerter gewöhnt, wird Golo von seinem Herrn, der in einen Kreuzzug zieht, zur Hut seiner Gemahlin zurückgelassen. Die Abschiedsscene der beiden Gatten zeigt ihm zum ersten Mal das hingebende Weib, und entzündet seine Begierde, die sich an andern Gegenständen noch nicht abgeschwächt hat, mit unheimlicher Gluth. Er fühlt sich ihr gegenüber so wehrlos, daß er, um sie mit dem Gebot der Tugend zu vermitteln, sogleich zu einem verzweifeltsten Mittel greift. Um Gott auf die Probe zu stellen, ob er seinen entsetzlichen Gedanken Spielraum in der Welt der That verstatte wolle, klettert er auf eine schwindelnde Höhe, wo es unmöglich scheint, das Gleichgewicht zu behalten. Er bricht nicht den Hals, und legt das so aus, daß Gott ihn zu einem Schurken machen wolle. Aber er stellt noch mehr Proben an: er legt es von Zeit zu Zeit in die Hand *Genoveva's*, als Stimme des Schicksals seiner Tugend durch Vernichtung seines Lebens zu Hülfe zu kommen. Einmal fordert er sie auf, ihm ein Wort zu sagen, so wolle er sich selbst erstechen. *Genoveva* hält ihn zurück: „Nun,“ ruft er, „bist Du mein! und ob der Heiland selbst sich stellen wollte zwischen Dich und mich, zu seinen sieben Wunden gäb' ich ihm die achte!“ Das ist nicht mehr Leidenschaft, das ist der reine Unsinn.

— Durch eine Heze wird er verleitet, sie durch Schmach und Noth zu versuchen; er zieht sie des Ehebruchs, wirft sie ins Gefängniß, und tritt hier vor sie, einen Brief an ihren Gemahl in der Hand, worin er sein Verbrechen bekennt, und einen Giftbecher; laß mich diesen Giftbecher trinken, ruft er ihr zu, so ist das Papier dein. Sie schäudert, gießt aber das Gift aus; darauf läßt er die Hentler hereinkommen, die sie morden sollen. So legt er beständig ihre zu große Humanität als einen Spruch des Schicksals aus, daß seine Leidenschaft und sein verbrecherisches Gelüst in die Welt der That übertreten lassen wolle: eine Reihe sprunghafter Stimmungen, die durch ihre Wiederholung an Deutlichkeit und Wahrheit keineswegs gewinnen. Man wird jeden Augenblick überrascht und bestürzt, und dieser ewige Wechsel der Anspannung ermüdet endlich ebenso sehr, wie das unausgesehnte Träumen der Tied'schen Genoveva. Denn es tritt in solchen Fällen, wo zwei ganz fremdartige, unvermittelte geistige Gebiete einander gegenüber stehen, zu leicht das zweifelhafte Gefühl ein, ob man es auch wirklich mit Ernst zu thun hat. Was würde Solo thun, wenn Genoveva wirklich auf seine Anforderung einginge? wenn sie ihm, dem schändlichen Verbrecher, in der That den Giftbecher überließe? — Es streitet hier nur der Rausch mit dem Rausch, der Rausch der abstracten Pflicht mit dem Rausch der abstracten Leidenschaft. Solo's Seele ist ein leeres Gefäß, in dem diese beiden Substanzen gegen einander aufzähren; sie hat kein eigenes Leben, also auch kein eigenes Gesetz der Bewegung, keine überzeugende Nothwendigkeit. Es fehlt die Vermittelung des freien menschlichen Willens, der sich der thierischen Natur entgegenstellt. Genoveva ist eine Heilige, in der jeder Zug als der Ausdruck der überschwenglichsten christlichen Pflicht und Liebe auch gegen die Sünder angesehen werden soll. Aber diese Heiligkeit ist zu wortfarg, zu verschlossen, um uns zu überzeugen. Eine Seele, in der die fürchterlichste Kränkung, die Anschauung der entseßlichsten Schurkenthat keine Bewegung des Abscheus und des Hasses hervorruft, ist uns unverständlich; wir haben keinen Glauben an sie, und sie ist nebenbei weder ästhetisch noch moralisch zu rechtfertigen, denn der Haß des Schlechten gehört nothwendig zum Guten. Es geht Hebbel hier wie überall, wo er das Gute und Schöne darstellen will: die Ausführung kommt der Intention nicht gleich. — Es scheint, als sollte der sittliche Conflict nicht in den einzelnen Charakteren liegen, sondern in der ganzen Zeit; als sei die Menschheit überhaupt in eine große Schuld verfallen, die nur der Einzelne büßen müsse. Darauf deutet die Vorrede hin; darauf scheint der Plan des Ganzen angelegt, der uns Judenverfolgungen, Kreuzzugdetails, Hegeßabbathe und dergleichen vorführt, ohne daß es ersichtlich wäre, wie durch sie die Handlung gefördert wird.



**Golo.** Ich wollte, daß dein Fluch die Welt  
Zersprengte! Nicht zum zweiten Male wird  
Sie Gott erschaffen, nur sein Mitleid hält  
Sie noch zusammen mit dem blut'gen Ritt,  
Den ihr vom Kreuz herunter bot sein Sohn.  
Mich schaudert's, denn mir ist, als wär' ich nur  
Ein Wurm in einem Körper, der verfault. —

**Siegfried.** Ich strafe niemals einen Menschen mehr,  
Seit ich in's Inn're der Natur geschaut.  
Auch sie, wenn sie noch lebte, stirbe nicht.  
Was ist ein Wort! Der Hauch von einem Hauch!  
Sie war das schöne Zifferblatt der Welt,  
Und ihre Schuld der schwarze Weiser, still  
Durch das verborg'ne Triebrad fortgerückt,  
Und rasch von Mittag auf die Mitternacht,  
Zusteuern, die den Kreislauf schließen soll.

Und welches ist diese Zeit, deren Weiser die Schuld des Einzelnen sein soll? Der Dichter sagt: „die poetische“. Heißt das die allgemein menschliche? die ideale, die jedes Volk und jedes Zeitalter versteht, so lange es überhaupt denken und fühlen kann? Dagegen lehnt sich die Weise eines Jahrhunderts auf, in welchem die Sittlichkeit noch ein äußerlich Gegebenes war, nicht ein innerlich Vermitteltes, in welcher die Leidenschaft um so brausender aus dem Quell des unheiligen Gemüths hervorschäumte, je enger der künstliche Wall der Autorität sie einschränkte. Soll etwa das sittliche Gesetz, an welchem Golo untergeht, als ein aufzuhebendes dargestellt werden? Im Gegentheil ist die Ehe Siegfried's und Genoveva's eine wahrhaft sittliche, und Golo bleibt ein Verbrecher vor jedem Richterstuhl\*).

Die sinnlichen Mittel, die Hebbel über Gebühr anwendet, sind ein Zeichen, daß die Kraft nicht ausreicht. Hebbel hat die Geistererscheinungen, Hzenspiegel, Judenverfolgungen und was dazu gehört, geschickt angebracht, aber er erreicht damit nichts als einen Operneffect, und so ist es auch mit der Introduction. Sie ist zart und melodisch, aber nicht deutlich genug. Die von Golo belauschte Abschiedscene zwischen Siegfried und Genoveva würde vortrefflich sein als Mittelglied zwischen einer energischen Charakterzeichnung vorher und einer darauf folgenden Katastrophe. So aber trägt sie nichts dazu bei, uns auf die plötzlich ausbrechende Raserei Golo's vorzubereiten\*\*).

\*) Gottschall meint, im Hebbel'schen Sinn sei die Unschuld der Genoveva ihre Schuld; die Romantik platonischer Entsagung (in Abwesenheit des Gemahls) müsse einer materialistischen Weltanschauung als die Verkümmernng ungenossener Schönheit erscheinen. — So unrichtig das ist, so bezeichnet es doch den Eindruck Hebbel's auf eine Classe des Publicums.

\*\*) Hebbel hat später (Europa 1852. Nr. 15) ein Nachspiel hinzugefügt, in welchem das Wiederfinden der Genoveva geschildert wird, nicht wesentlich verschie-

Maria Magdalena (1844) ist in der Ausführung das gelungenste unter seinen Dramen, wenn auch gegen die sittliche Voraussetzung erhebliche Einwendungen gemacht werden müssen. Wenn Hebbel seine Dramen als künstlerische Opfer der Zeit bezeichnet, und namentlich in Beziehung auf die Maria Magdalena behauptet, daß die individuellen Lebensprocesse, die er darstelle, mit den jetzt obschwebenden allgemeinen Prinzipienfragen in engster Verbindung stehen, so ist das insofern richtig, als sein Problem, das Verhältniß des Naturrechts zur Moral, wie alles individuelle Denken, zeitlich bedingt erscheint. Aber es kommt nicht darauf an, daß man Zeitfragen überhaupt berührt, sondern daß man sie von einem höhern Standpunkt auffaßt, als dem der gewöhnlichen Meinung. Das ist bei Hebbel keineswegs der Fall. In seinem Stück ist eigentlich bloß der Titel und das Schlusswort des Meißter Anton („Ich verstehe die Welt nicht mehr“) allgemeiner Natur, die That selber ist so krankhaft individuell, daß man nicht daran denken kann, sie im Licht einer Idee oder eines Problems aufzufassen. — Clara, die Tochter eines strengen, ehrbaren Tischlers, steht mit dem Schreiber Leonhard halb und halb im Verhältniß einer Verlobten, aber ohne Liebe; er ist ihr gleichgültig, und mit Recht, denn er ist eine gemeine Natur der allererbärmlichsten Art. Ein Jugendfreund, den sie heimlich liebt, kehrt von der Universität zurück und erregt die Eifersucht ihres Bräutigams. Um diesem zu zeigen, daß seine Eifersucht ungegründet ist, giebt sie sich ihm vor der Hochzeit hin, ohne alle Regung der Leidenschaft, eiskalt, wie uns der Bräutigam selber erzählt. — Was soll aus einer so unsinnigen Voraussetzung, die einem Casuisten des 17. Jahrhunderts Ehre machen würde, Kluges herauskommen! Hebbel hat gar nicht den Versuch gemacht, uns diese auffallend verrückte Handlungsweise durch eine Charakteristik Clara's zu erklären, wir sehen sie nur in dem Fieber der Angst wegen der Folgen. Ihr Vater, der strenge auf Ehre hält, hat ihr versichert, er wolle sich den Hals abschneiden, wenn sie einmal ihre Ehre beflechte. Ihr ganzes Streben ist also darauf gerichtet, das zu hintertreiben, indem sie durch eine Ehe mit Leonhard ihre Schande verdeckt. — Wenn wir auch von dem rein äußerlichen Ehrbegriff des Meißter Anton nicht viel halten, so wird doch unser Urtheil in keiner

den von den übrigen Bearbeitungen, nur durch die gewöhnlichen starkgeistigen Phrasen gewürzt, z. B.:

— — Jeder Todte ist

Ein Vampyr, ohne daß er's weiß, und saugt  
Dem, der ihn liebt, das Herzblut aus; es steigt  
Kein Schatten aus der dunkeln Gruft herauf,  
Der sich, bevor er sichtbar werden kann,  
Mit diesem Noth nicht tränken muß!

Weise gelinder ausfallen, als das seinige. Der Bürger soll streng gegen die Liederlichkeit sein, um das höchste Gut seines Standes zu schützen, wenn die Härte des Grundsatzes auch im einzelnen Fall Bedauern erregt; hier findet auch das nicht statt. Clara's Verfahren ist scheußlich, weil es unnatürlich ist. Und nicht viel besser verhält es sich mit dem Gegensatz des liederlichen Sohnes zu der Spießbürgerlichkeit seiner Eltern. Daß ihm einmal Unrecht gethan wird, indem man ihn fälschlicher Weise für einen Dieb hält, reicht noch nicht aus, um ihn als einen Märtyrer der neuen Zeitideen gegen die Engherzigkeit der alten sittlichen Convenienz darzustellen. Die Gedrücktheit der kleinen bürgerlichen Verhältnisse hat ihre üblen Seiten; allein in diesem Fall ist sie überall in vollem Recht gegen die unbändigen Gelüste der Willkür, denn diese sind das Widersinnige, das Unnatürliche, das der strengen Zucht bedarf, um gebrochen, nöthigenfalls ausgerottet zu werden. — Aber in Beziehung auf den Realismus der Darstellung ist das Stück nicht genug zu loben. Hier ist Hebbel einmal auf dem Boden wirklicher Erfahrung. Die Sitten und Gewohnheiten des bürgerlichen Lebens sind mit vollendeter Plastik dargestellt, und an einigen, freilich nur unbedeutenden Stellen tritt sogar etwas ein, was bei Hebbel sonst vollständig fehlt: ein gewisses Behagen an den Zuständen, die er schildert. Die Charaktere sind, soweit sie sich in diesem kleinen Zeitraum aussprechen können, zwar mit etwas zu ängstlicher Reflexion, aber doch mit Gewissenhaftigkeit und Geschick detaillirt; einzelne Szenen von einer erschreckenden Wahrheit und Gegenwart. Aber man kann nur das Talent bewundern, zu einer wirklichen Freude kommt man nicht. Das Stück ist bloß Katastrophe. Schon im ersten Act wird die Mutter vom Schläge gerührt, der Sohn als Dieb eingestekt, die schwangere Tochter von ihrem Verführer verlassen. Wir werden gleich von vornherein so mit Greueln übersättigt, daß unsere Sinne sich abstumpfen. Die Ereignisse sind im höchsten Grad traurig, aber nicht tragisch, weil Ursache und Wirkung nicht in gehörigem Verhältniß stehen. Auch die Härte der Charaktere ist nicht ganz so ernst, wie sie aussieht; Meister Anton versteckt öfter seine Weichheit hinter einer rauen Außenseite, und ebenso oft ist seine Härte bloße Gefühlserohheit oder Caprice: er ist mehr Sonderling als Tyrann. Ob sich Meister Anton wirklich den Hals abschneidet, wie er es gedroht — natürlicher war es, dem Verführer seiner Tochter den Hals abzuschneiden — erfahren wir nicht; vorläufig schließt er mit der allgemeinen philosophischen Betrachtung: „Ich verstehe die Welt nicht mehr.“ — Die Zeichnung ist streng und genau, aber auch eckig, grotesk und roh. Der Schluß hinterläßt ein peinliches Gefühl, denn dem todten Begriff ist unter widerwärtigen Folterqualen ein Leben geschlachtet, das an sich zu unbedeutend ist, um weder seinen Unter-

gang noch seine Fortdauer wünschenswerth zu machen, und wenn wir während der Darstellung fortgerissen werden, die Nachwirkung, die man doch auch bei der Poesie betrachten muß, ist bitter bis zum Uebel. — Trotz dieser Fehler hat Hebbel mit dem Stück einen glücklichen Griff gethan. Das bürgerliche Drama ist ein Fortschritt gegen die Comedia de Capa y Espada, denn der sittliche Inhalt des bürgerlichen Lebens ist größer und fruchtbarer, als jene adelige Convenienz, die nur zu Wiederholungen führt. Freilich begünstigt das bürgerliche Drama den rohen Realismus, die weinerliche Nüchternheit, und es beschränkt den Dichter auf einen engen und trüben Horizont; indem es mit zeitlichen und nur von einer bestimmten Zeit zu verstehenden Verhältnissen zu thun hat, giebt es der Zufälligkeit, den Mißverständnissen freien Spielraum, und verstoßt um so leichter gegen den guten Geschmack, wenn es mit den Conflicten Ernst machen will. Da die großen Schicksale der Welt die enge Bürgerlichkeit nicht berühren, und man doch einen tragischen Reiz braucht, so verliert man sich in Criminal- und Civilproceße, und kommt nur gar zu leicht dazu, durch die Nebenumstände, die dem Dichter bei den bekannten Verhältnissen im Detail aufgehen, den Ernst des wirklichen Conflicts zu beschönigen. Indes es bleibt uns keine Wahl. Man dringt zur Schönheit nur durch die Wahrheit. Für uns Deutsche ist aber die einzige Wahrheit unser bürgerliches Leben, und die poetische Bewältigung desselben wird das Gefühl unsers Volkes mehr antregen und läutern, also auch unserm wirklichen Fortschritt förderlicher sein, als die Treibhausbildung griechischer und indischer Gewächse. In unserm Privatleben haben wir noch jene harten, knorrigen Gestalten, die einer poetischen Zeichnung als Modell dienen können, wenn sie auch etwas unbehülflich sind. In unsern sogenannten höhern Kreisen und in unserm politischen Leben haben wir sie nicht mehr.

Es war ein Mißgriff von Hebbel, als er in der Julia (1847) das nämliche Problem in die aristokratische Gesellschaft verlegte. Einerseits fehlt ihm hier die wirkliche Anschauung, und er begnügt sich mit Zerrbildern; andererseits geht in diesen Kreisen der Ernst verloren, der mit der bürgerlichen Ehre verknüpft ist. Man weiß nicht recht, ob man die Julia ein Trauerspiel nennen soll, obgleich wir uns vom Anfang bis zu Ende in den greulichsten Vorstellungen bewegen; denn der Conflict scheint sich auf eine befriedigende Weise zu lösen, wenigstens für die Betheiligten. — Man könnte überhaupt fragen, wie Hebbel dazu kommt, dasselbe Problem in einer zweiten Auflage zu behandeln, da doch nach seiner eigenen Erklärung Duplicate in der Poesie von Uebel sind. Da er aber seine Probleme eigentlich nie zu Ende führt, so treibt ihn das zum Versuch einer Ergänzung. Es giebt in der Maria Magdalena einen Umstand, der den

tragischen Ausgang hätte verhindern können, wenn nämlich Clara's wirklicher Geliebter das entehrte Mädchen geheirathet hätte. Bei einem Bürgertlichen von Ehrgefühl war ein solcher Schritt nicht zu erwarten. Hebbel fragt also in seiner Julia: wie muß ein solcher Mensch beschaffen sein, der unter diesen Umständen als Helfer in der Noth erscheint? — Aus dieser Frage ist der sonderbare Charakter des Grafen Vertram entstanden.

Ein Räuberhauptmann Antonio will sich oder vielmehr seinen auch als Räuberhauptmann hingerichteten Vater Grimaldi an einem reichen Mann Tobaldi rächen, weil er denselben für die Ursache hält, daß sein Vater einst ins Exil habe wandern müssen. Er beschließt, Tobaldi's Tochter zu entehren. Er nähert sich ihr, ohne daß sie natürlich von seinem Meier eine Ahnung hat; sie verliebt sich in den hübschen jungen Mann; er schändet sie; dem Vater zum Hohn. Im Act der Schändung aber schlägt sein Haß zur Liebe um, und in Folge dieser Liebe ändert sich seine ganze Gesinnung. Er verschwindet, sich von seiner Räuberbande loszumachen, ein ordentliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, und mit seiner Julia nach Amerika auszuwandern — durchaus unitalienisch. Allein er ist so unverständlich, dem Mädchen von all dieser Zukunft kein Wort zu sagen, obwohl er noch das Malheur hat, längere Zeit in einem Bettstock krank zu liegen. Die Zeit verstreicht. Julia fühlt sich schwanger; soll aber, als die keuscheste Jungfrau ihrer Stadt, am Feste der heiligen Rosalia die Königin der Jungfrauen darstellen. Diesen Widerspruch erträgt sie nicht; sie flieht, irrt im Lande umher, hofft irgendwo zu sterben. Statt ins Wasser zu springen, wie doch noch die Hebbel'sche Maria Magdalena thut . . . , lockt sie einen Banditen in einen Wald, mütterseelenallein, hält ihm eine Börse vor und redet selbstlich, bis der Bandit erahnt, daß es ihr angenehm sein dürfte, nicht länger zu leben. Aber in diesem Augenblick hebt die unerhörte Katastrophe an. In dem Walddickicht lauert nämlich ein reicher, deutscher, junger, äußerst blasierter Graf von: ausgezeichneter Liebe zum Menschengeschlecht im Allgemeinen; so gründlich hat er sich ruinirt, daß er mit mathematischer Gewißheit nicht lange mehr leben kann. Da er jedoch eigentlich ein guter Mensch ist, wie ihm auch sein alter Diener Christoph bezeugt, so möchte er gern den Rest seines Lebens noch zu einer nützlichen, wo möglich noblen That verwerthen. Leider ist das Wie seinem geistreichen Kopfe dunkel, aber die Vorsehung des Drama's sorgt auch für die Narren. Mit Ueberraschung hat er nämlich der originellen Mordscene beigewohnt, jagt im rechten Augenblick mit einem kräftig ausgestoßenen „Bube!“ den ehrlichen Banditen Pietro in die Flucht, erfährt von Julia sofort den Thatbestand und ist entzückt, bei ihr eine schöne Gelegenheit gefunden zu haben, sein Nichts von Leben doch noch gut verwerthen zu können. Er entschließt sich nämlich, die schwangere Julia zu heiraten. Worüber Clara's früherer Geliebter in Hebbel's Magdalena noch nicht hinfort kann, weil kein „Mann“ darüber hinfort kann, das existirt für den ausgemergelten Grafen nicht mehr. Sein Standpunkt ist höher, freier, denn er dürftet vor dem nahen Tode nach einer tugendhaften Handlung, und einem gefallenem Mädchen recht pflfig wieder zu ihrer Ehre

zu helfen sollte das nicht außerordentlich tugendhaft sein? Unterdessen hat der alte Vater seine Tochter vermißt, und täuschte die Stadt mit einem leeren Sarge, als ob sie gestorben wäre, bei welcher Pöffe ihn der Hausarzt Alberto unterstützt, der als Hausfreund erst Juliens Mutter, dann diese selber, immer in bescheidener Ferne, geliebt hat. Graf Vertram kommt mit Julia an, und der Vater giebt wohl oder übel dem vornehmen Schwiegersohn seinen Segen. Aber der schöne und durch die Liebe zum Philisterium belehrte Räuber Antonio kommt auch an, und rast natürlich zuerst, bis ihm Vertram's wunderbare, nicht sowohl keusche, als richtiger impotente Willensmeinungen klar gemacht werden. Auf einem Schloß des Grafen in Tyrol finden wir im letzten Act Julien mit ihrem Mann, ihrem Geliebten und dem Platoniker Alberto friedlich zusammen. Vertram fühlt zwar ganz die unendliche Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner jungen Frau; er verspricht aber, recht artig zu sein. Er will Gamsen jagen in den Alpen — und dann? Nun er hat G. Sand's Jacques wohl gut inne, dann soll es nicht mehr einen Monat dauern — und dann, zu Julia und Antonio gewendet, versprechen Sie mir beide —

Julia. Dann —

Antonio. Dann wollen wir uns fragen, ob wir noch glücklich sein dürfen.

Julia. Wir wollen uns fragen, ob wir noch glücklich sein können. —

Finis.\*)

Die Aussicht, mit der das Stück schließt, ist nicht sehr erbaulich. So geschieht es Vertram anfangen mag, die beiden Liebenden werden doch wissen, daß er um ihretwillen gestorben ist, und da er ihnen ein Wohlthäter war, so werden sie dieses Bewußtsein als eine Schuld empfinden. Ferner steht auf Antonio's Kopf ein Preis. Zwar ist er dazu durch Verhältnisse gekommen, die ihn menschlich entschuldigen, aber nicht vor dem Gericht. Zu jenem Bewußtsein der Schuld, welches noch dadurch erhöht wird, daß die beiden Vermählten von dem Nachlaß des Grafen leben müssen, wird sich also eine beständige Furcht gesellen, und so sehen wir einer sehr unglücklichen Zukunft entgegen. Das Opfer des Grafen, wenn es ein wirkliches war, erreicht seinen Zweck nicht; war es aber kein wirkliches, sondern nur eine Ausrufe für einen ohnehin gewollten Selbstmord, so ist es kein tragisches Motiv. Der Ausgang, wie die ganze Tragödie überhaupt, verstimmt und ängstigt, ohne zu erschüttern oder zu rühren. — Schon in den drei frühern Stücken war das leitende poetische Moment ein Gährungsproceß, der soviel Hitze entwickelt, daß selbst die kühnsten Figuren, die der Dichter in den Herentessel hineinwarf, von ihm ergriffen wurden. Auch hier haben wir eine Gährung, aber nicht jene gewaltig

\*) Wir haben diese Inhaltsanzeige aus Rosentrans' Aesthetik des Hässlichen entlehnt.

braufende, die wenigstens den Anschein giebt, als sollte sich eine Welt daraus gebären, sondern die trübe Gährung der Fäulniß. Wir bewegen uns unter wandelnden Leichen. Keine That, kein Schicksal; nur der Schauer der allgemeinen Verwesung, das halbblüsterne Vampyrgrauen über aufgewühlten Gräbern, das lichtscheu der Welt entflieht. Es ist ein krankhaftes Grauen vor dem Leben und seinen Mächten, vor der Existenz im Allgemeinen. Und bei alledem, wenn wir uns nicht verleiten lassen, in der Virtuosität im Fluchen Kraft zu sehen, eine weinerlich laze Moral in der Art Kogebue's; eine Apotheose des Instincts und eine Geringschätzung der Pflicht. Durch Ueberspannung seiner Reflexion ist Hebbel in die nämlichen Fehler verfallen, die er bei Andern so verachtet. — Vertram hat zuerst einen langen Monolog über das Thema: Ich bin nichts als ein wandelnder Leichnam, ein Mist, die Erde zu düngen.

Ist mir doch zu Muthe, als wüchsen aus meinem Fleisch die wüsten Disteln und Brennesseln schon heraus, die sich auf meinem Grabe brüsten werden, ich brauche mich nur nach Art der Todten auf den Rücken zu legen und die Augen zu schließen, so hab' ich ein Gefühl, als ob ich ein wucherndes Beet voll Kirchhofunkraut wäre, das neigt und beugt sich gegen einander: auch schon da, Frau Ruhme? und ein kalter Wind bläst hindurch! — Wie eine von Wind aufgeblasene Menschenhaut mit verklebter Mundröße komm' ich mir vor. — Hab' ich nicht einen vortrefflichen Mist aus mir gemacht? Hab' ich den Elementen, die einen gesunden Körper gewiß nicht ohne Magenweh verdauen können, nicht wacker vorgearbeitet? Wird ein Baum, wie dieser hier, nicht vielleicht, wenn ich ihn dünge, noch einen letzten Schuß thun, so übermüthig fest, daß die Himmelsbede erschrocken um tausend Meilen weiter zurückweicht, damit der schöne blaue Atlas, womit sie ausgefüttert ist, nicht Schaden nehme an irgend einem (scharfen Zweig?) — Nicht wahr, Alter, es müßte reizender sein, in

\*) Der Schluß dieses Citats ist noch in einer andern Beziehung charakteristisch. Aus der Abneigung gegen die herrschende Reflexionssprache entspringt das ängstliche Bestreben, die Sprache in jedem Augenblick zu individualisiren; ein Bestreben, welches endlich in Manier übergeht. J. B. Julia: „Ich will ihn reizen, diesen Kasten (den Sarg) wieder aufzuschließen, mich hineinzupacken und den Schlüssel in den Brunnen zu werfen, aus dem ich achtzehn Jahre trank;“ Hafam im Rubin: „Wäre ich Kalif, so würde ich unsern Herrn langsam zu Tode peitschen lassen, und während das geschähe, Feigen essen; nein Datteln! denn die Datteln haben Steine, und diese speie ich ihm ins Gesicht!“ — Oft verläuft sich das in spitzfindige Epigramme, in sprüchwörtliche Wize mitten im Pathos; zuweilen aber auch ins Gezierte, z. B. Mariamne: „Ich darf vom Edelstein sagen, er ist mein Diener, dem ich es verzeihe, daß er den Stern so schlecht bei mir vertritt, weil er dafür die Blumen übertrifft!“ u. s. w. — In der Regel erinnern diese Einfälle an Jean Paul, z. B. Lobaldi (in der ernstesten Stimmung): „der Tod macht Mist aus dem Menschen, oder Blumenfutter.“

den Armen eines schönen Mädchens zu verweisen, als im Grabe! Für ein staubiges Leichentissen eine schwellende Brust, die den Schlummernden wiegte, und milde, sanfte Augen, die statt kalt blinkender Sterne auf ihn herabschauten, vielleicht gar auch ein Finger, der mit überwundenem Ekel den ersten Wurm zurückschnellte!") —

Diese Leichenhausphantasien, mit denen der Enkel des Jean Paul'schen Lord Horion vor uns auftritt, geben kein klares Bild von seinem Zustand. Wir erfahren nur, daß er durch ein lasterhaftes Leben körperlich ruinirt ist; er hat nur an sich selbst gesündigt. Wenn aber das nicht ausreicht, seine Selbstverurtheilung zu begründen, so dient es auch nicht dazu, ihn ästhetisch zu rechtfertigen; er ist in seinen Selbstvorfürwörfen, wie in seiner Großmuth ein starrer Mensch, der uns keinen Augenblick fortreißt, dessen Untergang uns also nicht erschüttern kann. Er wird durch den Mechanismus des Glücks zu einer Sache herabgesetzt. Einen Leichnam zu mißbrauchen, um ein Loch in der sittlichen Welt zu verstopfen, ist ebenso unschön, als es unsittlich ist, wenn der Staat den Verbrecher, statt ihn auf das Schaffot zu schicken, zu einem wissenschaftlichen Experiment verwendet. Das schuldige Haupt gehört dem Henker; der Mensch, auch der Verbrecher darf zu keinem Dinge herabgesetzt werden. — Die Erde soll kein Tummelplatz für Larven sein! Und sie ist es auch nicht, am wenigsten Deutschland, von dem freilich Bertram behauptet: „Da gedeiht das Lichtscheue, da schießen Schierling und Bilsenkraut so hoch auf, daß man sich darunter niederlassen und träumen kann.“ Noch sind wir nicht das Volk der Leichen und Gespenster, wozu uns unsere Poeten machen möchten. —

In dem Urtheil über seine weiblichen Charaktere scheint sich Hebbel am meisten zu täuschen. Von dem Inhalt der Julia erfahren wir nichts, wir hören nur ihre Schicksale; ihre Motive haben keinen Zusammenhang, sie widersprechen sich fortwährend. Sie ergiebt sich ihrem Verführer ebenso wie Maria Magdalena nicht in der Hitze der Leidenschaft, sondern aus Reflexion. Als er ihr nämlich Gewalt anthut, überlegt sie, daß ein Hülfesruf seinen Tod herbeiführen müßte, und da sie kein Menschenblut vergießen will, läßt sie ruhig Alles über sich ergehen. Eine sehr übel angebrachte Humanität! Aerger, als die Rachsicht Genoveva's gegen Golo! Ihre Flucht aus dem elterlichen Hause ist dann nicht Folge ihrer Liebe, sondern geht aus der Nothwendigkeit ihres Zustandes hervor. Daß sie sich aber

\*) Man kann nicht einmal den Vorwand gelten lassen, jene Bilder sollten nur zur Zeichnung des Charakters dienen; denn auch Julia phantastirt: „Ich werde nicht wimmern, wenn mir drunten die Luft nicht früh genug ausgeht und ein thierischer Hunger mich vielleicht zwingt, mit den Wärmern gemeinsame Sache zu machen oder ihnen gar zuvorzukommen!“ —



durch die Scheinehe mit Bertram aus ihrer Verzweiflung, die doch nicht bloß auf dem verletzten Ruf beruhen durfte, sondern ebenso auf dem Glauben an den Verrath ihres Geliebten, selbst da noch herausziehen läßt, als diese Scheinehe den einzigen berechtigten Zweck, die Versöhnung mit ihrem Vater, verfehlt, daß sie ihrem angeblichen Gemahl ohne weiteres als Gräfin auf sein Schloß folgt, und daß sie am Schluß noch an die Möglichkeit eines weitem Glücks glauben kann, ist über alle Beschreibung ekelhaft. Maria Magdalena reißt uns durch die Gewalt ihrer Verzweiflung mit sich fort; bei der Julia werden wir aber in der Verzweiflung durch ein berechnendes Abwägen zur Verachtung getrieben. — Es bleibt noch ein Charakter übrig, den wir bisher nur oberflächlich erwähnt haben, weil die Breite, in der er auftritt, dem Stück nicht wesentlich ist: Juliens Vater, Tobaldi. Von Natur mit großem Edelmuth und grenzenloser Aufopferungsfähigkeit ausgestattet, hat er sich zuletzt durch seine Begriffe von Ehre und Sittlichkeit in eine abstracte Härte verloren, die man vom Cynismus nicht mehr unterscheiden kann; er ist, wie Meister Anton, ein „borstiger Igel“ geworden; aber Meister Anton ist sowohl in der Form, wie in dem Wesen der Sache glücklicher durchgeführt. Einen unbehülflichen, in seinen bürgerlichen Vorurtheilen verhärteten Tischler darzustellen, ist Hebbel gelungen; in das Denken und Empfinden, in das Sprechen und Benehmen eines Aristokraten, der nie seine Würde aus den Augen läßt, eines Italieners, der in seiner Liebe wie in seinem Haß, in seiner Reflexion wie in seinem Gefühl Totalität ist, weiß er sich nicht zu versehen. Daß Tobaldi nach der Flucht seiner Tochter, um vor den Augen der Welt gerechtfertigt zu sein, sie für todt ausgiebt und ihr ein Leichenbegängniß hält; daß er sich darin auch nicht stören läßt, als seine lebendige Tochter vor ihm erscheint, mag man als aristokratischen Ersatz für das bürgerliche Halsabschneiden gelten lassen, wenn dabei auch Vieles auf die Rechnung der Vorliebe für greuelvolle Nachtszenen kommt; daß er aber mitten in dieser schrecklichen Todescene die sadesten Wize macht, sogar vor seinem vertrauten Freund, sogar im Monolog, sogar der wiedergefundenen Tochter gegenüber, daß er den vermeintlichen Verführer mit ironischer Höflichkeit behandelt, anstatt ihm in der ersten Aufwallung des Gefühls augenblicklich auf den Leib zu gehen, — das Alles sind Züge, die vielleicht im Leben einmal vorkommen mögen, denn welche Verrücktheit wäre so groß, daß man sie nicht empirisch wiederfinden könnte! die aber nicht mehr in die Grenze der Kunst fallen, weil sie eine Abnormität sind, denn die Kunst soll uns nach Sophokles' vollkommen richtigem Ausspruch nur solche Menschen darstellen, in denen das allgemein Menschliche sich ausspricht; Monstrositäten gehören in die Pathologie, nicht in die Dichtung. Wenn Tobaldi einem Freunde, dem Vater Antonio's, der sich in eine

unnütze Verschwörung einlassen will, um ihn davon zurückzuhalten, droht, ihn bei der Polizei anzugeben, aber nach seiner eigenen Erklärung nur um ihn zu zwingen, „mir auf den Leib zu rücken und mir Gelegenheit zu geben, den sieben Teufeln, die ihn plagten, mit einem Dolch in einfacher Nothwehr irgendwo die Thür zu öffnen“, wenn er, um dieses Ereigniß zu beschleunigen; „zuvorkommend viele einsame Spaziergänge macht“ — so sind das Motive, deren Zusammenhang wir nicht einmal errathen können, denn wir erfahren nicht, ob der Sonderling sich von ihm tödten lassen will, oder ihn tödten, oder ob er das Dolchstechen nur als eine nützliche Leibesübung betrachtet, und sind daher noch viel weiter entfernt, uns ein Urtheil über die Sittlichkeit seines Verhaltens zu bilden. — Wenn also Hebbel von dem Kritiker verlangt, er soll, um sich über die Sittlichkeit eines Stücks ein Urtheil zu bilden, nicht die Exposition, sondern die Entwicklung ins Auge fassen, so sind wir hier in der Lage, ein um so härteres Urtheil zu fällen, da eigentlich gar keine Entwicklung vorliegt. Die Charaktere sind am Ende, was sie am Anfang waren, abnorme, siehe und unklare Figuren. Vertram endet mit dem Entschlusse des Selbstmordes, mit dem er anfang, Tobaldi bleibt in seiner Verstocktheit, und Julia hat zwar viele Ereignisse erlebt, aber was diese aus ihr gemacht haben, dazu fehlt uns jeder Schlüssel. Kein tragisch erschütternder Schluß, sondern eine weichmüthige, unklare Abschwächung des sittlichen Conflicts; auf der einen Seite eine unmotivirte Härte; auf der andern eine sehr gefügige Toleranz; eine novellistische Reihe von Nachstrichen und von Variationen über einen bestimmten Charakterzug, aber keine organisch gegliederte Tragödie. — Der erste Eindruck ist ein höchst peinlicher und niederschlagender. Die Einzelheiten drängen sich in ihrer nackten Häßlichkeit so hervor, daß wir für den Anfang nur sie empfinden; sobald wir aber anfangen, uns den Zusammenhang genauer zu überlegen, die einzelnen Situationen und Charaktere ins Bestimmte auszumalen und uns über Ursache und Wirkung, Zweck und Absicht Rechenschaft zu geben, so wird der Eindruck ein ganz anderer. In diesem Zusammenhang fallen die Widersprüche gegen den gesunden Menschenverstand und gegen die Natur der Dinge so auf, daß wir uns nicht erwehren können, die Sache in einem komischen Licht zu betrachten, und sobald wir einmal auf diese Härte gekommen sind, so drängen sich die Gestalten immer fragenhafter, immer verschabener, immer possierlicher durcheinander; je leidenschaftlicher jene Pierrots ihr Gesicht angeschminkt haben, je gravitätischer und trübseliger sie in der Tölpelhaftigkeit ihrer Bewegungen sind, desto lächerlicher wird uns zu Muth. Aber es ist das kein gesundes Lachen, denn es ist mit Mitleid und Widerwillen verknüpft, und mehr oder minder werden wir diesen Eindruck bei allen Hebbel'schen Tragödien davontragen. —

Auf die Julia folgten die Komödien, in denen Hebbel der Welt, welcher er das Brod des Lebens verhieß, Steine vorsetzt, freilich Diamanten und Rubinen: Phantasiegebilde des künstlerischen Nihilismus, wie ihn die romantische Schule erdacht hatte. Nach dem Muster dieser, das Volk und die Realität verachtenden Dichter hat er im Diamant (1847) der Bühne wieder entsagt: „er habe dem Bestreben einer unmittelbaren Wirklichkeit so viel von den edlern Schätzen seines Geistes opfern müssen, daß er endlich ganz waffenlos in das Allerheiligste der Poesie einkehren müßte, wenn er nicht seine Opfer zurücknähme.“ Der Inhalt des Lustspiels ist folgender. Zu den Zeiten des Kaiser Barbarossa überreichte ein Geist in der Gestalt eines alten Invaliden dem Ahnherrn des \*\* schen Königshauses einen Diamant, mit der Erklärung, er werde ihn von dem Letzten des Hauses wieder abholen. Es war gleichsam der Talisman der Familie und wurde stets der ältesten Tochter des Königs zur Aufbewahrung anvertraut. Der jetzt regierende König hat eine Tochter, die somnambul und nervenschwach ist. Diese wird von einem alten Invaliden angebettelt, erschrickt, glaubt den Geist ihres Ahnherrn zu sehen; wirft ihm den Diamant zu und bildet sich nun ein, sie sei die Letzte ihres Hauses, sie müsse bald sterben, oder sie sei schon gestorben. Der König, der halb und halb doch selbst an die Erscheinung glaubt, setzt einen Preis für denjenigen aus, der ihm den Diamant wiederbringt, um durch das Wiederfinden desselben die Richtigkeit des Gespenstes nachzuweisen. Jener Invalide bettelt sich von Dorf zu Dorf, bis er endlich zu einem armen Bauer kommt; bei diesem stirbt er. Der Bauer findet den Stein, zeigt ihn einem Juden, und als dieser ihm einen Thaler bietet, merkt er, daß mehr dahinter sein müsse, und verlangt 100 Thaler. Der Jude hat nicht so viel; er stiehlt den Stein, verschluckt ihn, um sicher zu gehen, und entflieht. Aber vergebens ist er Pfefferkuchen mit Obst u. s. w., trotz aller Bauchschmerzen will der Stein ihm nicht abgehen. So findet ihn der Bauer und schleppt ihn zum Richter. Der Richter hat die Publication des Hofes über den gestohlenen Diamanten vor sich, er muß ihn haben. Ein anwesender Arzt, der den Stein für sich behalten will, schlägt vor, dem Juden den Leib aufzuschneiden. Die chirurgischen Instrumente werden herbeigeschafft und mittlerweile der Jude ins Gefängniß abgeführt. Der Schließer meint, ich kann den Stein ebenso gut haben, er entführt also den Juden, um ihn unterwegs zu erschlagen und ihm den Stein aus dem Magen zu nehmen. Aber dem Juden wird plötzlich unwohl, er geht hinter einen Baum und tritt jubelnd hervor: Da ist der Stein! Der Schließer nimmt ihn und entflieht. Der Jude wird von seinen Verfolgern — dem Bauer, dem Arzt, dem Amtmann, zu denen sich jetzt auch der Bräutigam der Prinzessin gesellt hat — ertötet, sie wollen ihn eben

schneiden, da kommt der Schließer dazu, der als Wilddieb verfolgt wird; man nimmt ihm den Stein ab und bringt ihn der Prinzessin. Diese kommt beim Anblick desselben zur Besinnung, wenigstens scheint es so, namentlich führt sie die Erscheinung des grobrealistischen Bauern von ihren Visionen zurück; der Bauer erhält die versprochene Belohnung, der Jude ärgert sich, ebenso der Schließer. — Und nun die Moral?

„Der arme kranke Soldat hat sich in den königlichen Garten zu schleichen gewußt, er ist vor die einsame Prinzessin hingetreten und hat sie mit stummten Geberden um ein Almosen angefleht. Die Prinzessin, in der Dämmerungsstunde tief in ihre Phantasien versenkt, hat in dem Verstummlen den Geist, dessen Erscheinung sie täglich in fieberhafter Erregtheit entgegensah, zu erblicken geglaubt und ihm den Diamant, den er ihr abzufordern schien, mit Entsetzen zugeworfen; dann ist sie, im innersten Grunde ihres Daseins erschüttert, bewußtlos zurückgesunken und der Mensch hat sich stillschweigend entfernt.“

Prinz. So ist's! so muß es sein! denn nur so wird der Wahnsinn vollkommen! O Welt, Welt! bist du denn etwas Anderes, als die hohle Blase, die das Nichts emportrieb, da es sich fröstelnd zum ersten Male schüttelte? Schau' mir nicht so starr ins Gesicht, ich könnte dir jetzt den Kopf herunter schlagen und mir einbilden, das geschehe bloß in der Einbildung. Nein! Nein! Da schafft die Natur ein Wesen, das keinen Fehler hat, als den, daß es zu vollkommen ist, daß es der Welt nicht bedarf und all sein Leben aus sich selbst, aus der unergründlichen Tiefe seines Ich hervorspinnt, und diesem Wesen tritt eine Frage, ein lächerliches Zerrbild seines eigenen Lobestraumes in den Weg und vor der Frage muß es vergehen. —

Man könnte jene Aeußerung vielleicht für den Fiebertraum eines Verliebten halten, aber im Prolog wiederholt sie sich noch einmal in einer Vision des Dichters:

Ich seh' an einem Edelstein  
Des ird'schen Lebens irren Schein  
Und alle Nichtigkeit der Welt  
Phantastisch lustig dargestellt.  
Ein Mensch vom Tod schon angehaucht,  
Bekommt ihn, da er nichts mehr braucht.  
Ein Wesen von der Elfen Art — —  
Glaubt, daß den Diamant ein Geist  
Entführte, der sie sterben heißt.  
Der Wahn verstört ihr das Gemüth —  
Und wenn sie ihn auch selber spann,  
Sie stirbt nicht weniger daran.  
Indessen geht der Diamant,  
Den Alles sucht, von Hand zu Hand,

Doch Schelm auf Schelm bekommt ihn nur,  
 Daß seine innerste Natur,  
 Sonst weggedrückt und wohlversteckt,  
 Entschleiert wird und ausgebeckt. — —

— — Ich soll die Welt  
 In dem, was sie befangen hält,  
 In ihrem eigentlichen Lichten,  
 Ja durch das Lichten selbst vernichten;  
 Ich soll, wohin kein Schicksal reicht,  
 Den Zufall führen, daß er zeigt,  
 Wie wenn der Mensch so tief verstoßt,  
 Daß er den Funken nicht mehr loßt,  
 Der Blitz in sein Metall noch schlägt,  
 Und durch sein Gold ihn selbst erlegt.

Das ist dieselbe Stimmung, welche die romantische Schule Weltironie nannte, das bewußtlose Bewußtsein des universellen Schwindels, in dem das Festeste gleich dem ewig Wechselnden in träumerischer Flüchtigkeit uns umwirbelt. Die phantastische Welt kann nur, wie im Sommernachts Traum, durch Heiterkeit, Witz, Humor und ein üppiges Spiel der Phantasie genießbar werden: wenn man lachen will, muß man frei sein. Bei Hebbel ist es mit der Mondsucht der Prinzessin ebenso bitterer Ernst, als mit dem groben Ebnismus der komischen Personen. Der trübselige Eindruck, den die Vorstellung von der allgemeinen Niederträchtigkeit der Menschen macht, kann weder durch jenen Parfüm, noch durch diesen Gestank gehoben werden. Es ist ebenso romantisch, der egoistischen Menschheit eine Mondsuchtige als Ideal vorzuhalten, als es übertrieben ist, fünf Akte hindurch das Princip der phantastischen Welt im Mastdarm eines Juden zu suchen und den Durchfall als Vermittler der Idee zu beschwören. —

Im zweiten Lustspiel, dem Rubin (1850), ist derselbe Grundzug des nihilistischen Humors. Der Rubin ist nicht wie der Diamant ein bloßer Stein des Anstoßes, durch welchen die selbstsüchtige Natur der Menschen, die ihn berühren, an den Tag kommt. Die Gluth, die aus diesem Edelstein in das Auge strahlt, ist der Liebesblick der schönsten Prinzessin, die ein Zauberer in den Krystall gebannt hat. Sie wird nur erlöst, wenn ein Liebender den Stein — wegwirft. Ein guter Zauberer hat den Rubin tief aus der Erde, wo er verscharrt lag, ausgegraben und ihn einem Goldschmied in Bagdad überliefert. Dieser hält sich für taub, weil er vergessen hat, daß ihm Baumwolle in den Ohren steckt; er hat sie einmal bei einem heftigen Zahnschmerz sich eingepfropft. Eines Morgens entdeckt er das Hinderniß seines Gehörs und eilt auf die Straße, um sich zu überzeugen, daß er wirklich nicht taub ist. Er

trifft den jungen Affad, der zum ersten Male in die Residenz kommt und sich von seinem Erstaunen über die unerhörte Pracht noch gar nicht erholen kann. Der Goldschmied versteht, was er sagt, und ist darüber so entzückt, daß er ihm seine Juwelen zeigt. Sie lassen ihn alle kalt; nur bei dem Anblick des Rubins ergreift ihn eine so unerhörte Lust, daß er ihn an sich reißt, nach dem Juwelier, der dagegen reclamirt, sticht, und so sich darüber nicht verwundern kann, als der Kadi, vor welchen man ihn führt, ihn zum Hängen verurtheilt. Aber in dem Augenblick, wo man den Strick um seinen Hals ziehen will, faßt ihn jener wohlthätige Geist bei der Hand und entschwindet mit ihm durch die Lüfte. — Um Mitternacht drückt er den Rubin dreimal an seine Lippen, und die Prinzessin erscheint ihm. Sie kann sich des verzauberten Zustandes, der nun schon ein Jahr dauert, nicht mehr erinnern; sie darf ihrem Befreier keinen Wink geben; hoffnungslos lehrt sie in den Stein zurück. Gleich darauf geräth Affad auf der Straße aufs neue in Handel und wird wieder vom Kadi eingefangen. Der Kalif selber bricht ihm den Stab, und man will ihm vor seiner Hinrichtung den Edelstein abnehmen. Das kann er nicht dulden, lieber wirft er ihn ins Wasser. So hat er erfüllt, was ihm vorgeschrieben war; Fatime tritt aus dem Wasser hervor, und da der Kalif ihr Vater ist und ihrem Retter seine Krone versprochen hatte, so schließt das Stück mit Affad's Erhebung auf den höchsten Thron des Orients, die ihm schon in seiner Jugend ein Traum prophezeit hatte. — Wenn ein anderer Dichter diesen Stoff behandelt hätte, so würde man sich nicht weiter die Mühe geben, nach einer tiefern Bedeutung zu forschen. Aber bei Hebbel, der jede Anwendung der Kunst untersagt, wo nicht ein Problem vorliegt — ein Bruch im sittlichen Wesen und eine neue Idee, die ihn versöhnt — führt uns fortwährend der Gedanke: was wird das Alles bedeuten? Wir eilen ungeduldig von einer Scene zu der andern, um doch endlich zu erfahren, welch tieferes Lebensrathsel hinter diesen Maskenscherzen sich versteckt, und fühlen uns im höchsten Grade verstimmt, wenn wir am Ende bekennen müssen, das Geheimniß des Stücks bestehe eben darin, daß keins darin ist. Wenn man mit den allerhöchsten, unmöglichen Intentionen an die Kunst geht, so geschieht es wohl, daß man zuletzt die höchste Intention darin findet, keine Intentionen zu haben. So ist es der romantischen Schule ergangen, die mit Hieroglyphen angefangen und mit einem ästhetischen Nihilismus geschlossen hat. — Hebbel ist ohne alles Talent zur Komödie wie zum Märchen, weil das Eine wie das Andere ein freies Gemüth erfordert. Wenn sich der Reflexionsdichter in ein Gebiet verirrt, welches Naivetät verlangt, so wird ihn weder Talent noch Verstand vor den allergrößten Absurditäten schützen. Er schildert die Greuel und die Widersinnigkeit des Hoflebens

von Bagdad mit einer Ausführlichkeit und mit einem so empfindlichen Rechtsgefühl, daß dem Zuhörer der Scherz verdorben wird: wer kann sich über die Erhöhung des tugendhaften Affad freuen, da nun Gift, Verrath und Niederträchtigkeit von allen Seiten ihre Schlingen legen werden! Im Märchen tritt dieser Widerspruch nicht ins Bewußtsein: der edle Jüngling wird in Gold und Seide gekleidet, und kann so viel essen und trinken, als er will; das ist dem Kinde genug. Der Zauberapparat wird so in das Gebiet der Mystik hinübergezogen, daß alle Heiterkeit vergeht. Wenn man sich in die Empfindungen einer in einen Rubin gebannten Prinzessin versetzen soll, nicht mit Humor, sondern mit allem Aufwand des Gefühls, mit dem Schauer, den eine so unangenehme Lage erregen muß, so ist das nicht zu ertragen. Von seinem eigentlichen Talent kann Hebbel in diesem Genre keinen Gebrauch machen, daher verliert er sich beständig in Grübeleien, in barocke Charakterzüge, welche die Stimmung stören\*): er wird unklar, ohne tief zu sein, fragenhaft, ohne zu belustigen. Der Humor, welcher der phantastischen Poesie allein Berechtigung giebt, geht ihm völlig ab. Humor kann nur bestehen, wo eine innige Freude an bunten, lebendigen Farben, an der Fülle des Lebens da ist: der Humor Hamlet's auf dem Kirchhof — und Hebbel ist mit seiner zerlegenden Reflexion und seiner siebethaften Phantasie ein potenziertes Hamlet — riecht zu sehr nach Verwesung. —

In Herodes und Mariamne (1849) ist Hebbel zum Orient zurückgekehrt. — Herodes, König von Judäa, liebt seine Gemahlin Mariamne so leidenschaftlich, daß er auch nach seinem Tode ihren Besitz keinem Andern gönnen will. Als er daher auf ein gefährliches Unternehmen ausgeht, befiehlt er heimlich einem treuen Diener, sie zu tödten, wenn er nicht zurückkehrte. Er kehrt zurück, aber sein Geheimniß ist verrathen, und in Mariamne's Seele verwandelt sich die Liebe in Haß. — Dies der Stoff, welcher Calderon zu seinem Trauerspiele: *el mayor monstro los celos*, Veranlassung gegeben hat. Calderon beschränkt sich

---

\*) So kühlt z. B. zum Schluß ein durchtriebener Epikdube, als er sich vor dem neuen Kalifen niederwirft und ihm den Fuß küßt, noch dadurch sein Muth, daß er ihn in den Fuß beißt. — Einmal giebt der Kalif den Grund seiner leidenschaftlichen Liebe zu seiner verzauberten Tochter an. Er hat in der Trunkenheit ihre Mutter erschlagen: — „ich habe sie erschlagen, ohne sie, die mir die Liebste war, auch nur zu kennen, bin dann auf ihrem Leichnam eingeschlafen, als ob's ein Kissen wär, und hätt' ihn fast mit mir emporgerissen, als ich Morgens erwachend aufsprang, ihre langen Locken vom Abend her noch um die Faust gewickelt, und ganz durchnäßt von ihrem kalten Blut.“ — Folgt eine moralische Erörterung über den Nachtheil des Rausches. Da soll man in der Stimmung bleiben!

auf Ausmalung leidenschaftlicher Stimmungen und bunter, überraschender Intriguen und Abenteuer; einen sittlichen Gedanken hat er nicht hineinzulegen gesucht, und an eine Motivirung seiner Geschichte durch eine Charakteristik der Zeit, denkt er auch nicht. Hebbel dagegen bemüht sich nicht blos, uns einen eigenthümlichen Menschen zu entwickeln, sondern in diesem Menschen zugleich den Typus einer Zeit darzustellen, welche in furchtbaren Wehen den Erlöser der Welt gebär. —

Herodes ist Tyrann, seiner Lage wie seiner Natur nach. Er ist durch den römischen Triumvir eingesetzt, wider den Willen des Volks; seine Heirath mit der Erbin der alten jüdischen Könige, der Makkabäerin Mariamne, hat die Sache nur oberflächlich ins Geleise gebracht. Antonius, von dem er abhängt, ist ein wüster Trunkenbold, der leicht in einem Augenblicke des Rausches, oder durch einen Kuß seiner Kleopatra angeregt, ihm einmal zum Spas das Haupt abschlagen lassen kann, und der stets geneigt ist, den Feinden, welche Herodes im eigenen Lande hat, williges Gehör zu leihen. An der Spitze dieser Feinde steht Mariamne's Mutter, die boshafteste Alexandra, die er schonen muß, um seine Gemahlin nicht zu verletzen; stehen die Phariseer, die in ihm den freigeistigen Neuerer hassen, die er durch seine Verachtung des mosaischen Gesetzes und durch den Spott auf die messianischen Träumereien verlegt, und die einflußreich genug sind, in jedem kritischen Augenblick den Fanatismus des Volks gegen ihn loszulassen; stehen endlich alle Ehrgeizigen, denen er den Weg versperrt, und die in ihm doch nicht die Majestät des erblichen Königthums zu scheuen haben. Wenn seine Lage ihn zu beständigem Mißtrauen zwingt, auch gegen seine nächsten Umgebungen, so treibt ihn seine Natur zu raschen Gewaltmaßregeln: denn im Gefühl seines persönlichen Werths und der Erbärmlichkeit der meisten Feinde und Freunde, in der begründeten Verachtung des bestehenden Religions- und Sittensystems, in dem Bewußtsein eines festen, verständigen und unbeugsamen Willens, fühlt er in sich bald den Beruf, ein durchgreifender Reformator zu werden, bald das Gelüst, die Menschen zum Spielzeug seiner Einfälle zu machen. Wer den Maßstab für das sittliche Urtheil über seine Handlungsweise einzig und allein in sich selbst suchen muß, verfällt leicht in Maßlosigkeit in seinen Empfindungen, in unmotivirte Sprünge der Leidenschaft und in ein gewisses Raffinement in Liebe und Haß. Es kommt noch hinzu, daß der Orient an Mordthaten und an Hinrichtungen ohne Urtheil und Recht so gewöhnt ist, daß sie, selbst auf die höchsten Regionen angewendet, kein erhebliches Befremden veranlassen. Das gefährlichste Werkzeug der Mißvergnügten ist Mariamne's Bruder, der schöne Hohepriester Aristobulus. Um sich seiner zu entledigen, läßt ihn Herodes umbringen. Es ist das ein öffentliches Geheimniß, das nur des Anstandes wegen durch den leichten Schleier



eines zufälligen Todes bedeckt wird. An der That selbst nimmt eigentlich Niemand moralischen Anstoß, als Mariamne, obgleich sie ihren Bruder nicht geliebt hat, obgleich sie ebenso geneigt ist, wie ihr Gemahl, was ihr in den Weg kommt, umzubringen, obgleich sie Herodes liebt und verehrt. Die Mutter des Ermordeten verklagt den Mörder vor Antonius. Da sie auf dessen Rechtsgefühl nicht viel vertraut, sucht sie seine Rache rege zu machen; sie schickt ihm das Bildniß des Aristobulus, der seiner Schwester auffallend ähnlich sieht, um die Begierde nach ihrem Besitz, und damit den Wunsch, sich ihres Gemahls zu entledigen, in ihm rege zu machen. — Das Stück wird eröffnet durch eine übermüthige Botschaft des Antonius, der den Herodes vor seinen Richterstuhl citirt. Herodes wird gehorchen, weil es am sichersten ist, der Gefahr dreist entgegen zu gehen, aber er muß sich sagen, daß seine Rückkehr höchst zweifelhaft ist. Er will daher zunächst seine häuslichen Angelegenheiten ordnen. — Mariamne hat dem Mörder ihres Bruders ihre Thür verschlossen. Aber theils haben sie die demüthigen Beweise seiner fortbauenden Liebe gerührt, theils ist ihre Zuneigung und ihre Achtung vor dem Charakter ihres Gemahls so groß, daß sie fürchtet, von seinem Standpunkt aus billigen zu müssen, was ihr Gefühl verdammt. Sie versöhnt sich mit ihm. Er forscht sie aus, ob ihre Liebe groß genug sei, sie zum Selbstmord zu bestimmen, im Fall er unterginge; er fordert einen Eid. Sie weigert sich, denn so ein Opfer könne nur aus dem freien Entschlusse entspringen, und ihr Eid gäbe ihm keine größere Bürgschaft, als die Einsicht in ihr Wesen, die von der Liebe unzertrennlich sei: für eine orientalische Fürstin eine ziemlich sentimentale Gefühlswendung. Er scheidet unbefriedigt und befehlt, von der Eifersucht gestachelt, einen Mörder, in dessen Interesse ihr Tod liegen muß: er bedroht ihn selbst mit dem Tode, im Fall er ihn verriethe. Nach seiner Abreise erzählt uns Mariamne, sie sei entschlossen, im Fall eines unglücklichen Ausgangs sich selbst zu tödten. Mittlerweile verbreitet sich das Gerücht, daß Herodes todt sei. Der Mörder erscheint; aus seinem Benehmen erräth Mariamne die Wahrheit; sie entlockt ihm die Bestätigung. Im Moment der höchsten Aufregung erscheint der König, von Antonius freigesprochen. Sie tritt ihm kalt entgegen und zeigt ihm, daß sie Alles wisse. Er läßt den vermeintlichen Verräther hinrichten, kommt aber bald darauf auf den Verdacht, sie habe, um das Geheimniß zu erfahren, ihre Ehre preisgegeben. Sie verschmäht es, sich zu vertheidigen. Da kommt eine zweite Gelegenheit der Prüfung. Herodes erhält den Auftrag (es ist kurz vor der Schlacht bei Actium), für Antonius in den Krieg zu ziehen. Wenn er diesmal seinen Befehl nicht wiederholt, so ist es das erste Mal nur in der Hitze der Leidenschaft geschehen, und sie will ihm vergeben. Aber sie will ihm dabei nicht zu Hülfe kommen; sie verschließt ihm ihr

Innere, und er mißversteht ihre Freude bei der Nachricht von seiner Abreise; er wiederholt seinen Befehl an einen Andern, der ihm treu ergeben ist, diesmal mit dem Glauben einer größern Berechtigung. — Er hat sich getäuscht; als sich zum zweiten Mal die Nachricht von Herodes' Tod verbreitet, verräth ihn der Freund, dessen Gefühl durch jenen Auftrag empört war. Mariamne beschließt in der Verzweiflung, ihren Gemahl, von dessen bevorstehender Rückkehr sie überzeugt ist, ohne daß wir erfahren, worauf ihre Ueberzeugung beruht, zu veranlassen, ihr selber ungerecht den Tod zu geben. Sie giebt ein glänzendes Fest, den Tod ihres Gemahls zu feiern. Hätte ihre Ahnung sie getäuscht, wäre Herodes nicht zurückgekehrt, so würde sie nicht allein in den Augen der Menschen, sondern in ihren eigenen als ein unnatürliches Scheusal dastehen. Das ist weder ihr noch dem Dichter eingefallen; sie begnügen sich mit dem gewaltsamen Zufall der Thatsache. — Alle Welt ist entsetzt, der rückkehrende Herodes stellt sie vor Gericht. — Weshalb? Er hätte sie ohne weiteres tödten lassen, die laute Freude über seinen Tod ist für den Tyrannen ein todeswürdiges Verbrechen. Aber nein! Er verklagt sie — wegen Ehebruchs. Sie habe das Geheimniß zum zweiten Male nur auf diesem Wege erfahren können. Es ist das seine fixe Idee. Sie wird verurtheilt und hingerichtet, vorher offenbart sie aber das Geheimniß ihrer Motive dem römischen Hauptmann Titus. Herodes erfährt die Unschuld seiner Gemahlin, als er die That nicht mehr ungeschehen machen kann. Es ist, wie ihm Mariamne vorausgesagt, ein Wendepunkt seines Lebens; aus Troß gegen das Schicksal wird er ein Wütherich, und zur guten Stunde kommen die heiligen drei Könige, um ihm die Geburt eines Prätendenten auf den jüdischen Thron zu verkünden. Er befiehlt den Bethlehemitischen Kindermord. — Diese Manier, den individuellen Schicksalen durch das symbolische Hineinspielen eines bekannten welthistorischen Moments ein größeres Relief zu geben, ist unkünstlerisch, namentlich in unserm Fall, wo das Erscheinen der heiligen drei Könige, mitten in einer Handlung, die nach ganz anderm, als biblischem Maßstab gemessen werden muß, einen zweifelhaften Eindruck macht. Aus demselben Grunde hat sich der Dichter verführen lassen, den Pharisäer, der vorher ganz richtig als ein fanatischer Narr geschildert wurde, plötzlich in einen wunderthuenden Märtyrer zu verwandeln. — Noch mißlicher ist, bei den raffinierten Empfindungen und der künstlich gesteigerten Hitze, die gekniffene, frostige Sprache der Reflexion, die man schon beim Lesen mit der größten Anstrengung verfolgen muß, um sie in all' ihren Beziehungen zu verstehen, die aber bei der Aufführung mit ihren Pointen vollständig verloren geht. Solche Gegenstände werden nur zu ihrem Recht kommen, wenn man der Gluth freien Lauf läßt, wenn auf dem Theater geraßt und getobt wird: an das Excentrische glaubt man nur, wenn man

sinnlich berauscht wird; in einer nüchternen Darstellung erscheint es nur wunderbarlich. Hebbel ist das nicht im Stande; er denkt und empfindet in Epigrammen; wenn die Schauspieler solchem Raffinement einen Ausdruck geben wollten, so müßten sie sich in beständigen Gesichtsträmpfen bewegen. Die Detailmalerei stört den Eindruck, der auf massenhafte Züge, auf schreiende Farben berechnet ist. Sowohl Herodes als Mariamne sind in jedem Augenblick gleichzeitig eiskalt und siedend heiß. Sie reflectiren mit einer beleidigenden Altklugheit und handeln wie die Kinder. Die Grundlage im Charakter des Herodes ist ungefähr die des Holofernes: unbedingte Freiheit der Phantasie und des sittlichen Gefühls und Gebundenheit durch äußerliche Rücksichten. Aber es kommt dazu ein sehr scharf zugespitztes Empfinden, das von der Sentimentalität in nichts zu unterscheiden ist. Er raisonnirt wie ein gebildeter Dialektiker, fühlt wie ein Jüngling der Romantik und handelt bald nach der einen, bald nach der andern Voraussetzung. Mariamne ist sein Ebenbild, aber wir können für sie noch weniger Interesse fassen, denn es wird uns nur referirt, daß sie eine Leidenschaft für Herodes empfindet; wir sehen es nicht. Die wirkliche Liebe darzustellen, hat das Gemüth des Dichters nicht Inhalt genug. Sie erscheint im Drama selbst nur als Haß, als Argwohn, als Verzweiflung. Diese Verirrung der Liebe hätte nur dann ihre Berechtigung, wenn wir sie vorher in ihrer Unmittelbarkeit gesehen hätten; als Moment würden wir uns dann den Uebergang in das entgegengesetzte Extrem der Empfindung gefallen lassen; als fixirter Zustand aber ist es unnatürlich und langweilig. Das ganze Stück kommt uns vor wie die Züge zweier routinirten Spieler, die aber aus irgend einer Caprice das gewöhnliche Gefeh des Spiels fallen lassen, wir haben das unangenehme Gefühl der Zwecklosigkeit. Hebbel sucht, was ihm an Junigkeit abgeht, durch phantastische Gluth zu ersetzen.\*) Aber diese Aufmerksamkeit auf das Detail der Phantasie wiederholt sich zu sehr, und ist zu wenig mit der Handlungsweise verwebt, zu sehr in der abstracten Form der Reflexion gehalten (daher auch in der Regel „bei Seite“ gesprochen), um uns zu rühren. Das psychologische Mikroskop wird so häufig angewendet, daß man über den vielen Einzelheiten, die gezeigt werden, das Ganze aus den Augen verliert, und daß aus den spitzfindigsten, raffinirtesten Sticheleien zuletzt die ganz gewöhnliche sentimentale Phrase hervorgeht; eine Phrase, wie wir sie in der Griseldis und ähnlichen Stücken viel besser und natürlicher haben. — Der

---

\*) Er bringt es darin wieder zu einzelnen sehr poetischen Momenten, z. B. als Mariamne in der größten Verzweiflung todtensbleich, aber dem Anschein nach mit bacchantischer Lust auf dem Todtenfeste ihres Gemahls tanzt, sich plötzlich im Spiegel erblickt und sich erinnert, sich ganz ebenso im Traum gesehen zu haben.

Dichter muthet unserer Phantasie und unserer Empfindung so viel Unerhörtes zu, daß wir keine Zeit haben, uns zu fassen, und daß so das Bedeutende wie das Unbedeutende gleichgültig an uns vorübergeht. Gleich zu Anfang wird uns in einer Anekdote, die uns das Liebestreben des Herodes und den geheimen Sinn der Tragödie symbolisch andeuten soll, der raffinirteste Idealismus zugemuthet, und gleich darauf müssen wir die absfurdesten Greuelthaten und Verbrechen damit vereinbaren. Es liegt das zum Theil an Hebbel's Technik. Mit Recht drängt er seine Handlung in einen möglichst kurzen Zeitraum zusammen und versetzt uns in die Mitte der Handlung, aber er versteht es nicht, das, was wir aus der Vergangenheit zum Verständniß der gegenwärtigen Action nothwendig voraussetzen müssen, so darzustellen, daß wir wirklich daran glauben. Er vergift keinen Umstand, der wesentlich ist; aber er giebt ihn in Aphorismen, und überläßt es dem Publicum, sich nach Gutdünken die Sache wahrscheinlich zu machen. Es geht daraus der doppelte Uebelstand hervor, daß wir bei einem jeden nachträglich angeführten Zug die Absicht herausmerken, und daß diese Absicht doch nicht erreicht wird. — Die colorirten Schilderungen des jüdischen Wesens verrathen zum Theil viel Geschick, obgleich sie lange nicht die entsprechenden Scenen der Judith erreichen, und obgleich ihre Beziehung auf die Haupthandlung viel undeutlicher ist. Hebbel möchte auch hier gern symbolisiren und verallgemeinern, er möchte sich die Aufgabe stellen, das Wesen der zeitlichen Voraussetzungen, welche nöthig waren, um den Messias hervorzubringen, in seiner Totalität zu entwickeln und vergift dabei, daß der Liebesconflict zwischen Herodes und Mariamne und die Geburt des Messias zwar zeitlich, aber nicht in ihrem ethischen Grund zusammenfallen. Dadurch wird keinesweg der Geschichte eine größere Tiefe gegeben, wenn man die Motive, die äußerlich zusammentreffen, innerlich in einander verwirrt. — Um der Verwirrung der Ereignisse und ihrer Motive durch den Gegensatz fester, unerschütterlicher und unbetheiligter Ruhe gleichsam einen festen Halt zu geben, ist die eigenthümliche Figur des römischen Hauptmann Titus erfunden, der mit seinem römischen Rechtsgefühl und seiner scharfen, durch Theilnahme nicht verwirrten Beobachtung den griechischen Chor ersetzen soll. An sich ist eine solche Person in der modernen Tragödie, die das Recht innerhalb der individuellen Conflicte dialectisch entwickeln soll, nicht zu billigen, für Hebbel wäre es aber nicht unzumuthig, wenn er sich auf ähnliche Weise überall sein eigenes Gewissen, oder das Gewissen seiner Poesie gegenständlich machte. Bei dem Geschraubten seiner Ansprüche, der Subtilität seiner Reflexionen und dem Wechsel in seinen Stimmungen wäre es nicht allein für das Publicum, welches doch irgend einen Punkt haben will, an den es sein Gewissen anlehnen kann, sondern für den Dichter selber heilsam, sich in einer nicht außerhalb des

Zusammenhangs stehenden, aber unbefangenen Person ein ideales Publicum zu schaffen, in welchem der gesunde Menschenverstand und das Rechtsgefühl der humanen Bildung den Uebermenschen, Ungeheuern und Teufeln gegenüber seinen Ausdruck finde. Freilich erfüllt Titus diesen Zweck nicht ganz. Er ist in seinen Empfindungen fast ebenso raffinirt, als die beiden Helden; er unterscheidet sich nur dadurch von ihnen, daß er nicht in der Leidenschaft handelt, und er beleidigt durch einen historischen Widerspruch: denn er soll eine Personification des römischen Geistes sein, desselben Geistes, von dem wir eben in der Person des Antonius die saubersten Geschichten hören müssen. Zwar hat die Willkürlichkeit des Imperatorenthums die Entwicklung der Jurisprudenz in keiner Weise aufgehalten; aber die Casuistik der abstracten privatrechtlichen Bestimmungen ist etwas ganz Anderes, als die Casuistik der sentimentalen moralischen Empfindungen. —

Agnes Bernauer (1852) ist insofern ein Fortschritt, als Hebbel mit seiner gewöhnlichen strengen Concentration eine größere Enthaltfamkeit in den Mitteln verbindet. Der Stoff hätte die beste Gelegenheit geboten, das Publicum wieder durch jene Leichenhausphantasien heimzusuchen, mit denen er in seinen frühern Werken so freigebig ist. Da sich Agnes im dunkeln Vorgefühl ihres nahen Unglücks selbst eine Gruft bauen läßt, so hätten hier alle mögliche Vampyre und Nachtholde einen Platz gefunden, um unsere Phantasie in Ermangelung eines tragischen Eindrucks mit Grauen zu erfüllen. Der Dichter hat diesmal das Mittel verschmäht, und seine Tragödie bewegt sich ganz auf der Erde, nicht unter Larven: ein Fortschritt, der um so mehr Anerkennung verdient, da Hebbel der bessern künstlerischen Einsicht seine Virtuosität geopfert hat. — Die Handlung umfaßt einen Zeitraum von mehreren Jahren, und es kam darauf an, die Continuität der Handlung wenigstens zum Schein herzustellen. Hebbel hat diese Aufgabe gelöst; man denkt nicht daran, die Uhr aus der Tasche zu ziehen, die einzelnen Scenen fügen sich bequem in einander und man fühlt sich in einer idealen poetischen Zeit. — Im ersten Act hat der Dichter zweierlei zeigen wollen: den Eindruck, den die Schönheit der Agnes auf alle Welt macht, um der plötzlichen Liebe des Herzogs Glauben zu verschaffen; und die Beschränktheit der bürgerlichen Zustände, um das Unangemessene dieser Verbindung sinnlich hervorzuheben. Er ist aber in der Virtuosität seiner Detailmalerei viel weiter gegangen, als es nöthig war, und da außerdem dieser Act am meisten in der springenden, zerhackten Manier seiner frühern Werke geschrieben ist, so ist das für die Phantasie, die für den Ernst der folgenden Handlung gestimmt werden soll, eine sehr unpassende Einleitung. — Die weitere Entwicklung enthält mehrere glänzende Partien. Am meisten gelungen ist der Charakter des alten Herzogs:

eine kräftige, würdige Fürstengestalt, so weit Tyrann, als es nöthig ist, um einen unauflösbaren Conflict herbeizuführen, aber nicht so weit, um uns das Gefühl eines widerwärtigen Unrechts einzusüßen. Die Katastrophe ist verfehlt. Herzog Ernst hat im vermeintlichen Drang der innern Nothwendigkeit die Gemahlin seines Sohnes unter rechtlichen Formen umbringen lassen. In Folge dessen pflanzt Albrecht die Fahne der Empörung gegen seinen Vater auf. Wie soll nun dieser Conflict gelöst werden? Bei der Härte der einander gegenüberstehenden Personen war an eine innerliche Vermittelung nicht zu denken, und die natürliche Lösung des praktischen Lebens, die durch eine Reihe hintereinander eintretender Umstände, ja durch den Einfluß der Zeit erfolgt, war für das Drama nicht zu gebrauchen. Hebbel ist es nicht gelungen, diese verschiedenen Momente in einen springenden Punkt zu vereinigen, und er hat das größere Unrecht begangen, in die beiden Charaktere zum Schluß ein neues Moment hineinzutragen, das zu ihrer frühern Haltung nicht stimmt. Er gibt nämlich dem Conflict der Leidenschaften ganz unerwartet die Wendung eines Verstandesproblems. Der Herzog, der die bürgerliche Gemahlin seines Sohnes hat umbringen lassen und dem nun der rache schnaubende Sohn gewaffnet gegenübersteht, setzt diesem auseinander, daß der Mord zum Nutzen des Staats ausgeführt sei. So etwas kommt wohl im wirklichen Leben vor; die Leidenschaft kühlt sich ab, und man überlegt sich ruhig die Sache, wobei man häufig zu einem ganz überraschenden Resultat kommt. Aber so etwas vollzieht sich nicht in einem einzelnen Act; es bedarf eines wiederholten Anlaufs gegen die Macht des Gemüths, um eine solche Begwinung des Herzens erklärlich zu machen. Außerdem kann uns im Drama eine Antwort des Verstandes auch nicht befriedigen. Durch Schuld und Schicksal ist unser Gemüth angeregt und wir wollen in unserm Gemüth versöhnt sein. Man mag uns höhere Politik vortragen, so viel man will, man mag uns mit den schlagendsten Gründen überführen, daß der Mord ein wirksamer Hebel in der Staatsregierung ist; im Drama hören wir nicht darauf und glauben nicht daran, wenn auch leider zuweilen im Leben. — Der Dichter hat selbst gefühlt, daß in der Ueberredung des Vaters nicht so viel natürliche Wärme liegt, um in der Seele ein Wunder hervorzurufen; er hat daher zunächst noch die Drohung der Reichsacht und des Kirchenbannes hinzugefügt, um auf Albrecht einzuwirken. Das ist ein sinnliches Mittel, welches zwar auf einen Theil des Publicums seine Wirkung nicht verfehlen wird, das aber von Verständigen nicht gebilligt werden kann; denn wenn man erst von der Verzeiſung und vom Jörn so weit getrieben ist, die Hand gegen seinen Vater zu erheben, so darf man nach Acht und Bann nicht fragen. Ferner läßt Hebbel den Vater sich vor seinem Sohne gewissermaßen demüthigen. Herzog Ernst legt sei-

nen Fürstenstab in die Hand seines Sohnes nieder, geht in ein Kloster und erklärt, sich dem Urtheilsspruch seines Sohnes unterwerfen zu wollen, nach Ablauf eines Jahres. Dieser Zug war durch die frühere Charakterisierung durchaus nicht motivirt, denn Herzog Ernst hatte im vollen Gefühl seines Fürstenrechts gehandelt, er hatte die darauf eintretenden Ereignisse im Wesentlichen vorausgesehen, und es war kein neuer Umstand eingetreten, der sein Gefühl irren durfte. Durch diesen falschen Zug wird das ganze Bild des kräftigen Mannes verwischt; er wird auch dadurch keineswegs wieder gut gemacht, daß man ihn allenfalls ironisch auslegen, daß man allenfalls die Meinung in ihm finden kann, Albrecht werde im Lauf eines Jahres als regierender Herzog sich von der Zweckmäßigkeit in der Handlungsweise seines Vaters vollständig überzeugt haben; denn im Drama kommt es nicht bloß darauf an, wer in der Sache Recht behält, sondern auch, wer in der Form. So lange Ernst seinem Sohne mit dem vollen ernststen Glauben einer sittlichen, wenn auch einseitigen Idee gegenübertritt, ist er eine tragische Figur; sobald er aber mit Bewußtsein pädagogisch zu wirken sucht, wird der Ernst des sittlichen Conflicts aufgehoben und wir verlieren uns in das Reich der Intrigue, die in der Tragödie unstatthaft ist. Unser Gefühl wird zum Schluß nicht versöhnt, sondern verwirrt.

Es ist hier derselbe Fall, wie bei Immermann und Laube. Ein Fürst, der in der Leidenschaft und aus Standesvorurtheilen einen Mord begeht, würde viel poetischer sein, als dieser Casuist, der seine Verletzung des natürlichen und göttlichen Rechts durch den Code der Staatsmoral rechtfertigt. Im praktischen Leben kann das Standesinteresse das letzte Wort sprechen, aber niemals darf es in der Poesie sich für das göttliche Recht ausgeben. Es zeigt sich in diesem unbefriedigenden Schluß, wie des Dichters Gefühl durch Verstandesreflexionen zerlegt ist; und so tritt überhaupt diesmal, wo die Phantasie nicht durch excentrische Scenen geblendet wird, die Armuth des Gefühls auffallender hervor. Für das Grauen und Entsetzen hat Hebbel stets den angemessenen Ausdruck gefunden; aber wo es galt, das Schöne, das jugendlich Frische und Kräftige darzustellen, stockte seine Beredtsamkeit. Die Wärme des Herzens ist eine Gabe, die keine Kunst und kein Nachdenken hervorrufen kann.

In der Tragödie *Gyges und sein Ring* (1855) nimmt die herodotische Fabel folgende Gestalt an. Randaules, König von Lydien, erzählt seinem griechischen Günstling Gyges von der Schönheit seiner Gemahlin und fordert ihn im Eifer des Gesprächs auf, sie anzusehen. Da keine andere Gelegenheit da ist, führt er ihn trotz alles Sträubens in ihr Schlafgemach, überzeugt, daß dieser Versuch unbemerkt bleiben wird, weil Gyges einen Ring besitzt, der unsichtbar macht. Trotzdem merkt die

Königin Rhodope, was geschehen ist, sie merkt auch, wer der Thäter war, weil sie die Geschichte mit dem Ringe kennt; sie ahnt aber nicht, daß ihr Gemahl um die Sache weiß. Sie läßt also Gyges, um ihre gekränkte Ehre zu rächen, von ihren Trabanten verhaften, veranlaßt ihn zum Geständniß seiner Schuld und verlangt vom König seinen Tod. Dieser ist ehrlich genug, den wahren Hergang zu erzählen, und so wendet sich ihr Zorn gegen ihren Gemahl. Sie befiehlt Gyges, den König zu tödten, und verspricht ihm für diesen Fall ihre Hand. Gyges wird darüber sehr traurig, doch willigt er endlich ein, stellt Randaules das ganze Sachverhältniß dar und dieser, gleichfalls von Reue ergriffen, ist zum Tode bereit. Die Sache wird in einem Zweikampf abgemacht, Randaules fällt, das Volk wählt Gyges zu seinem Könige, Rhodope reißt ihm ihre Hand, aber nachdem sie auf diese Weise ihre Ehre wieder hergestellt, tödtet sie sich selbst. — In der alten Fabel, die auf der orientalischen Sitte beruht, daß das Weib im Serail dem Auge der Menge verschlossen bleibt, spricht sich die sehr beherzigenswerthe Lehre aus, man solle dem besten Freunde seinen Schatz nicht zeigen, denn man verleite ihn dadurch zum Verrath. Die Geschichte ist im Costüm des Orients gedacht, wo die Leidenschaft schrankenlos, durch kein sittliches Gefühl gebändigt, sich in die Welt der Erscheinung ergießt. Der Dichter hat aber, um psychologische Feinheiten anzubringen, seine Charaktere auf eine Weise individualisirt, daß der naive Ton der Fabel verloren geht. Zunächst ist es nicht allgemeine Sitte, sondern individuelle oder wenigstens bloß landsmannschaftliche Stimmung der Königin, daß sie das fremde Auge scheut. Rhodope ist ein Gegenbild der Mariamne; sie ist eine lebendige Casuistik des Ehrenpunktes, aber nicht, wie im spanischen Drama, wo das Gebot der Ehre äußerlich bestimmt wurde, sondern so, daß sie die zwingenden Gefühlspflichten aus sich selbst herauserschöpft. Sie handelt nicht im Zorn, nicht in der Leidenschaft, sie nimmt sogar ein gewisses anerkennendes Interesse an Gyges, das sich aber keineswegs zur Liebe steigert. Sie handelt aus Gefühlspflicht, wie Mariamne. — Ihr gegenüber steht der König, ein Neuerer, der die rohen Sitten seines Volks zu bessern sucht und deshalb Mißfallen erregt. Er ist vorurtheilsfrei und handelt in jenem Falle ganz unbefangen. Er ist ein ungewöhnlich edler Mann, nicht wie sonst die orientalischen Sultane edel sind, in der Aufwallung, aus Temperament, sondern ganz wie seine Gemahlin aus Pflichtgefühl. Er reflectirt fortwährend über die Handlungen und das dabei zu beobachtende Verfahren, und läßt sich nicht durch einen Zug des Gemüths, sondern durch ein moralisches Urtheil bestimmen, und hier ist es wiederum schlimm, daß das Motiv des Urtheils nicht in den Sitten gegeben ist, sondern jedesmal aus den Eingebungen des Gemüths hervorgesucht werden muß. — Der Dritte im Bunde ist Gyges,



der moralisirte Solo. Als er im Schlafzimmer der Königin ist, dreht er plötzlich den Ring um, um sichtbar zu werden und dadurch den König zu veranlassen, ihn zu tödten. Zwar liebt er Rhodope, aber das jedesmalige Pflichtgefühl ist herrschend über seine Leidenschaft, und wenn er später dennoch seinen Freund und Wohlthäter tödtet, so geschieht auch das aus Pflichtgefühl. Kurz, es ist zwischen den Dreien ein beständiger Conflict moralischer Motive, der nur dann einen Sinn hätte, wenn die Motive unsere eigenen wären. Das ist aber nicht der Fall, denn das Ganze ist ein Problem der Reflexion. In unsern Tagen wird Niemand den Freund in das Schlafzimmer seiner Frau führen, und im Orient giebt es keinen Katechismus der Moralität, mit dem man ein empfindsames Spiel treiben könnte. Hebbel entwickelt aus seinem psychologischen Raffinement keineswegs eine veränderte Stimmung des einen gegen den andern, wie es bei jeder wahrhaften Seelenbewegung der Fall ist, sondern nur eine veränderte moralische Ansicht über das, was nun zu thun sei. Seine Geschichte ist also für Beichtväter, aber nicht für das Theater. — Daß Hebbel aus der Fabel auch die Geschichte mit dem Ring genommen hat, wäre an und für sich nicht zu tadeln, wenn er es bloß als decoratives Motiv benutzt hätte; denn an sich verändert der Umstand, daß der unbemerkte Eintritt durch einen Talisman bewirkt wird, die Natur der Sache nicht im mindesten. Aber das Motiv wird über Gebühr ausgebeutet, und hier gewinnt einmal wieder seine Virtuosität Macht über ihn.

Oyges. Mein Blick umflorte sich und schweifend fiel  
Er auf den Eckt des Ringes, der mir roth  
Und grell von meiner Hand entgegen sprühte  
Und rastlos, quellend, wallend, Perlen treibend  
Und ste zerblasend, einem Auge gleich;  
Das ewig bricht in Blut, das ewig raucht.  
Ich drehte ihn, aus Nothwehr möcht' ich sagen,  
Aus Angst, denn alle diese Perlen bligten,  
Als wären's Sterne, und mir ward zu Muth,  
Als schaut' ich in den ew'gen Born des Lichts  
Unmittelbar hinein, und wurde blind  
Bom Uebermaß, wie von der Harmonie  
Der Sphären, wie es heißt, ein Jeder taub.

Rhodope. Man sagt bei uns, daß Dinge, die die Welt  
Zertrümmern können, hie und da auf Erden  
Verborg'n sind. Sie stammen aus der Zeit,  
Wo Gott und Mensch noch mit einander gingen  
Und Liebespfänder tauschten. Dieser Ring  
Gehört dazu! Wer weiß, an welche Hand  
Ihn eine Göttin steckte, welchen Bund

Er einst besiegeln mußte! Graußt dich nicht;  
Dir ihre dunkle Gabe anzueignen  
Und ihre Rache auf dein Haupt zu ziehn?  
Mich schaudert, wenn ich ihn nur seh'!

**Randaules.** Denn nicht zum Spiel und nicht zu eiteln Pöffen  
Ist er geschmiedet worden und es hängt  
Vielleicht an ihm das ganze Weltgeschick.  
Mir ist, als dürft' ich in die tiefste Ferne  
Der Zeit hinunter schau'n, ich seh' den Kampf  
Der jungen Götter mit den greisen alten:  
Zeus, oft zurückgeworfen, klimmt empor  
Zum goldnen Stuhl des Vaters, in der Hand  
Die grause Sichel, und von hinten schleicht  
Sich ein Titan heran mit schweren Ketten.  
Warum erblickt ihn Kronos nicht? Er wird  
Gefesselt, wird verstümmelt, wird gestürzt.  
Trägt der den Ring? — Gyges, er trug den Ring!  
Und Gaa selbst hat ihm den Ring gereicht.

Kurz, das Stück würde in das Gebiet der Werner'schen Schicksals-  
tragödie verfallen, wenn nicht Randaules ein gar zu strenger Moralist  
wäre, und die Beziehung zwischen Schuld und Schicksal genau abwäge.  
Was aber das Drama durch jene Schilderungen scheinbar an poetischer  
Färbung gewinnt, verliert es an dramatischer Klarheit. — Auch fehlt es  
keineswegs an Sparen der alten, ins Greuliche überspielenden Phantasie.  
So sagt einmal Gyges zur Königin, er hätte schon in jener Nacht seinen  
Tod veranlassen wollen:

O, hätt' ich ihn ertrogt, wie ich's versuchte,  
Dann zitterte in deiner Seele jezt  
Nur noch ein Schauder vor dem Mörder nach,  
Der dir das Athmen um so süßer machte,  
Dein Gatte aber würde, als dein Reiter,  
Noch feuriger, wie je, von dir geküßt.

Auch in dieser Tragödie fehlt das Gefühl zwingender Nothwendigkeit,  
welches die Dichter zweiter Ordnung, wie Calderon, die ein-einseitiges  
Zeitbewußtsein repräsentiren, durch Vermittlung der leitenden sittlichen Be-  
griffe in uns erregen, die Dichter erster Ordnung, wie Shakespeare, da-  
durch, daß sie in ihren Charakteren die allgemein menschliche Natur dar-  
stellen. Bei Hebbel kann man immerhin zugeben, daß eine Handlungsweise,  
wie er sie schildert, unter Umständen möglich wäre; aber für jeden ernsten  
Moment wäre ebenso gut auch eine andere, vielleicht die entgegengesetzte  
Handlungsweise möglich. Der König könnte z. B. seinen Günstling er-  
schlagen, dieser könnte sich selbst tödten u. s. w.; es wäre ebenso richtig,

als das, was uns jetzt von ihm erzählt wird. Wir kommen immer auf den bekannten Ausdruck des Sophokles zurück, daß Euripides die Menschen schildere, wie sie sind, er dagegen, wie sie sein sollen (besser: wie sie sein müssen). Hebbel schildert nicht Typen, nicht ideale Naturen, sondern excentrische Menschen, die in ihren Motiven das Gepräge der Willkür an sich tragen, mit einem Wort, Originale. Originale aber gehören ins Lustspiel oder in den Roman, nicht in die Tragödie.

Wenn Hebbel seine Dramen als künstlerische Opfer bezeichnet, die er der Idee dargebracht habe, wenn er glaubt, durch sie ein neues sittliches Problem der Lösung näher geführt zu haben, so ist ihm diese angebliche Absicht nicht bloß mißlungen, sondern es verbirgt sich dahinter auch eine arge Selbsttäuschung. Aus keinem seiner Stücke ergibt sich die höhere Auffassung eines sittlichen Problems, die man unterschreiben könnte; ja im Grunde ist seine Moral die Moral aller Welt. Aber er fühlt als tragischer Dichter das Bedürfnis, das Gemüth und die Phantasie zu erschüttern. Da nun seine Kraft nicht ausreichte, durch Entwicklung von Leidenschaften das Herz zu ergreifen, so suchte er diesen Mangel durch eine realistische Ausführung greulicher Zustände und durch Analyse wunderlicher Seelenbewegungen zu ergänzen. Er brauchte jene Zustände zu seinen dramatischen Zwecken; erst nachträglich redete er sich ein, er gebe damit die Signatur der Zeit, und stelle sie durch unberechtigte Verallgemeinerung in ein falsches Licht. Seine Dichtungen entspringen nicht dem Gefühl von der Verlehrtheit der Welt; sondern er sucht das Verlehrte, aus ästhetischen Zwecken auf, und wird, indem er das Ideal sieht, auch gegen die Wirklichkeit ungerecht. — Nach diesem Maßstab ist die Apologie zu beurtheilen, die er im Michel Angelo 1852 versucht hat. — Michel Angelo hat eben eine Statue des Jupiters fertig, ist aber in einiger Besorgniß, ob die Wahl des Gegenstandes auch seinem Hauptkunden, einem Herzog, und ob die Ausführung dem Publicum gefallen wird. Den ersten weiß er durch listige Redewendungen, durch scheinbaren Widerspruch zu bestimmen, eben jene Statue bei ihm zu bestellen, das zweite beschließt er auf eine etwas complicirtere Weise zu täuschen. Er schlägt seiner Statue einen Arm ab, schwärzt sie und läßt sie an einem Ort vergraben, wo den andern Tag Nachgrabungen gehalten werden sollen. Die Statue wird gefunden, für eine Antike gehalten, und alle Welt bezeichnet sie unserm Künstler als ein Muster, das er nie erreichen werde. Zur allgemeinen Beschämung zieht er dann den abgeschlagenen Arm hervor und zeigt, daß er die Statue selbst gemacht habe. — Die Tendenz ist deutlich: es soll der Unverstand des Publicums und der Kunstfreunde gezeißelt werden, die nur die historisch beglaubigten alten Kunstwerke gelten lassen, vor den neuen Schöpfungen dagegen, in die sie sich erst hineinarbeiten müssen,

ihren Sinn verschließen. Der alte leidenschaftliche Michel Angelo hatte ganz Recht, ein starkes Selbstgefühl zu haben und das Publicum gering zu schätzen. Freilich darf man daraus nicht den Schluß ziehen, daß Jeder, der ein starkes Selbstgefühl hat und das Publicum verachtet, deshalb ein großer Künstler ist. — Die Vergötterung, welche seit der romantischen Schule bei uns dem Dichter zu Theil wird, ist für ein reizbares Gemüth sehr unheilvoll, denn sie verwirrt nicht nur sein sittliches Urtheil, sondern auch seinen Geschmack. Der Wahnsinn des Eigendünkels, der den Dichter über das sittliche Niveau seiner Zeit zu erheben scheint, drückt ihn unter dasselbe herab. In die höchste Selbstanbetung versenkt, hat er keine Freude mehr an der Realität, keine Liebe zu den Menschen, keinen Glauben an die Zukunft. Er schiebt diese Schuld freilich der Welt zu: „Ich weiß es recht gut, daß mir nichts widerstrebt, als das allgemeine Mißbehagen, das gewöhnlich zu entstehen pflegt, wenn Jemand die wankende Gesellschaft in ihrem süßen Traum ewiger Dauer zu stören und sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen magt . . . ich weiß, daß meine Zeit einer spätern gegenüber ihre Moralität gar nicht ärger verdächtigen kann, als durch die Zweifel, die sie in die meinige setzt . . .“ — Unter solchen Umständen wäre es freilich von der Kritik eine arge Selbsttäuschung, wenn sie die Hoffnung hegte, für ihren schönsten Beruf, den Dichter von seinen Irrwegen zurückzuführen, hier noch einen Raum zu gewinnen. Die Kritik hat aber nicht blos den Poeten gegenüber Verpflichtungen. — Es drängen sich an jeden Dichter eine so große Menge unfertiger, liebebedienender Verehrer, daß ein sehr energischer Verstand und ein sicherer souveräner Charakter dazu gehört, sich selbst im Lichte eines bildungsfähigen und bildungsbedürftigen Menschen zu betrachten, der an den Leiden und Freuden den menschlichen Antheil zu nehmen hat. In den Zeiten der ersten Romantik hatte dieser Gegensatz noch eine Art von Berechtigung. Damals war im Spießbürgerthum der sogenannte gesunde Menschenverstand das Herrschende, und die Intensität der Empfindung das neue siegreiche Prinzip, dem man es nachsehen konnte, wenn es seinem Triumph einige starke Drucker aufsekte; heutzutage ist aber das specifische Spießbürgerthum gefühlvoll und romantisch geworden, jeder Philister muß wenigstens irgend einen Sparren haben, und der Verstand in höhern Sinn ist es, der, in seine alten Rechte eingesetzt, die Weltordnung, soweit sie aus den Fugen gerückt ist, wieder einrichten soll. Dieser Verstand ist nicht nur verträglich mit dem Glauben und dem Enthusiasmus, er ist vielmehr seine erste Lebensbedingung; das vom Verstand verlassene Gefühl, der Genius, der die Ordnung verschmäh't, muß in einsamen Seufzern oder in ebenso einsamem Götzendienst verkümmern. Die Gluth, die uns heut über die Armuth des Lebens entzündet, sich nur am Licht des Tages. —

In Bezug auf den Realismus der Darstellung haben wir einen stetigen Fortschritt verfolgt. Wenn Guplow die Einzelheiten seiner Charaktere nach Willkür und Belieben zusammenstellte, wenn Laube nur die Bedürfnisse seiner eigenen geschichtsphilosophischen Probleme zu Rathe zog, so finden wir bei Hebbel das ernsthafteste Bemühen, seine Personen folgerichtig denken und empfinden zu lassen. Was bei Hebbel aus der Reflexion hervorgeht, ist bei Otto Ludwig die reinste lebendigste Naturkraft. An Energie, Bestimmtheit und Correctheit der Zeichnung kommt diesem Dichter auch unter unsern frühern nur Heinrich von Kleist gleich. Er hat nicht bloß das Leben scharf beobachtet, sondern in seiner Seele lebt jener Hauch des Genius, der den Naturlaut sofort im Zusammenhang empfindet. Es ist in seinen Figuren und Situationen eine Fülle von Anschauung, die uns bestrickt. Man hat zuweilen die Empfindung, daß sein Talent sich mehr zum Novellistischen hinneigt, denn er bedarf zu seiner Darstellung eines breiten Raumes, und wenn nachher das Bedürfnis des Theaters ihn zwingt, das üppige Rankengewächs seiner Phantasie zu beschneiden, so gehen damit nicht selten zarte und nothwendige Beziehungen verloren, die Vermittlung fehlt und die Uebergänge erscheinen schroff und hart. Allein auch sein specifisches Talent fürs Drama läßt sich nicht verkennen. Es zeigt sich freilich mehr in einzelnen Scenen, als in der Fügung des Ganzen. Die Gruppierung seiner Tragödien im Großen ist häufig ungeschickt, aber die Art, wie er die leitende Seelenbewegung jedesmal im Einzelnen durch Farbe und Stimmung versinnlicht, ist bewunderungswürdig. — Allein je überzeugender sich die äußere Wahrheit seiner Geschichten der Phantasie ausdrängt, desto beängstigender wird uns die Abwesenheit jenes höheren Lichtes, das die Poesie von der Wirklichkeit scheidet. Er ist in den Stoff vertieft, er ist den Mächten der Erde verfallen. Kein Strahl einer höhern Idee fällt auf die Gruppen des Lebens, die er in mannichfaltiger Bewegung vor uns entfaltet; und dieser Mangel erkaltet unser Mitgefühl. Trotz der seltenen Virtuosität, den Irrgängen des Seelenlebens Gestalt zu verleihen, ist er doch nicht Herr über den innern Kern der Seele; die Entwickelung seiner Charaktere wird von keiner höhern Nothwendigkeit getragen und ruft nicht einmal jenen Glauben hervor, den minder begabte Zeichner durch die Ehrlichkeit und Unmittelbarkeit ihrer Darstellung erwecken. Er zeigt das Leben in seinen zufälligen Erregungen, ohne uns über die Macht des Zufalls zu erheben; und darum werden wir selbst durch seine Wahrheit gequält und niedergedrückt.

Was bei dem Erbförster (1852) zunächst auffällt, ist die lebendige Anschaulichkeit, mit der sich der Stoff in unmittelbarer Gegenwart ausdrängt. Das gelingt den Deutschen leichter in der bürgerlichen Sphäre, die ihnen durch kräftiges Mitgefühl vermittelt wird, während sie die belie-

ten Haupt- und Staatsactionen sich erst mühsam aus farblosen Darstellungen zusammensuchen müssen. Bei den bürgerlichen Stoffen geht unsern Dichtern zuerst der Gegenstand auf, nicht die Idee, und das ist das richtige Verhältniß. Freilich ertragen wir nicht mehr den weichen, rührenden Ausgang; den Iffland seinen Dramen zu geben pflegt, wir wollen erschüttert werden. Hier tritt dem Dichter eine unübersehbare Kette von Schwierigkeiten entgegen. Das bürgerliche Leben ist nicht nur an die sittlichen Gesetze geknüpft, die wir auch in das ideale Trauerspiel mitbringen müssen, sondern es ist zugleich in ein Netz von Rechtsgewohnheiten, von allgemeinen, einer bestimmten Sphäre der Gesellschaft angehörigen sittlichen Voraussetzungen und von positiven Gesetzen eingefangen, welche die freie individuelle Bewegung erschweren. Man kann keinen ungewöhnlichen Schritt thun, ohne in das Gebiet der Civil- und Criminalgerichtsbarkeit überzutreten, und in beiden Fällen hört die dramatische Poesie auf. Im ersten Fall müssen wir den Coder zur Hand nehmen, um den Dichter zu controliren, wozu wir wohl bei der Lectüre eines Romans, aber nicht im Theater Zeit haben, im zweiten fällt auf die Handlung etwas Diffamirendes, was nicht mehr poetisch ist. Bei Macbeth, bei Othello, bei Lear können wir uns mit freier Theilnahme der Schuld und dem Schicksal der Helden hingeben; der widerwärtige Gedanke eines Criminalprocesses, des Zuchthauses, und was sonst damit zusammenhängt, bleibt uns fern. Im bürgerlichen Drama ist das nicht möglich, und da der Dichter doch schwerlich einem wirklichen Bösewicht, einem Verbrecher von Profession die entscheidende Schuld übertragen wird, weil er in diesem Fall auf unser Mitgefühl nicht zählen könnte, so wird die Theilnahme besungen; unruhig und ängstlich, weil sie zu stark an die Realität erinnert wird. — Zu diesem Uebelstand, der in der Natur der Sache liegt, kommt bei Otto Ludwig noch ein individueller. Es giebt in der Poesie eine erste Stufe der Wahrheit: wir möchten es die sinnliche Wahrheit nennen. Sie besteht darin, daß der Dichter den Herzschlag seiner Figur nicht bloß im Allgemeinen wahrnimmt, sondern ihn bis in jeden Muskel des Gesichts, bis in die Hände, ja bis in die Fußspitzen verfolgt. Schlechte Dichter, denen die Leidenschaft nicht im Detail ausgeht, pflegen sich dadurch zu helfen, daß sie in Parenthese eine Reihe von Rimen und Gesten beschreiben, die sie den hergebrachten Vorschriften entlehnen. Der ächte Dichter aber weiß diese allgemeine Aufregung in eine Reihe einzelner Züge zu zerlegen, die sich in lebendiger Bewegung aus einander entfalten und uns ein naturgetreues Gesamtbild darstellen. Von dieser Seite ist das Talent Otto Ludwig's nicht hoch genug zu stellen. Seine Figuren bewegen sich mit einer Naturwahrheit, mit einer individuellen Lebendigkeit und mit einer souveränen Kraft, die nur Dichter von sehr starker Beobachtungs-gabe und

sehr lebhaftem Gefühl hervorbringen können. Denn diese kleinen Züge sind bei ihm nicht wie bei Hebbel künstlich erfonnen und nach gewissen idealen Gesichtspunkten mühsam zusammengesucht, sondern sie drängen sich dem Dichter in unabweißbarer Gegenwart auf. — Dasselbe gilt von der Stimmung der einzelnen Situationen. Es ist nicht nur mit anscheinend großer Wahrheit der Conflict der verschiedenen auf einander stoßenden Gemüthsbewegungen zu einem spannenden Ereigniß zusammengedrängt, die Entwicklung der einen aus der andern mit souveräner Gewalt hergeleitet, sondern auch mit seltenem Geschick jedesmal der Ton angeschlagen, der die Seele in der Weise erregt, wie es dem Zweck des Gedichts entspricht. — Allein gerade in dieser Eigenthümlichkeit des Talents liegt für den Dichter eine Gefahr. Da er mit so großer Lebhaftigkeit alle erregenden und charakteristischen Momente im Detail empfindet und ausführt, geht ihm der große Blick über das Ganze und damit das ideale Motiv der Tragödie verloren. Im „Erbförster“ hängt jede Scene nur mit der zunächst vorhergehenden und zunächst folgenden zusammen. Der Anlage nach ist das Stück auf ein Lustspiel berechnet, denn wir befinden uns in einem Kreise guter unbefangener Menschen, die in einfachen Verhältnissen leben, durch innige Bande mit einander verknüpft: dennoch werden wir zum Schluß in ein Gewebe von Greueln und Verbrechen verstrickt. Zu diesem grausamen Contrast zwischen den Voraussetzungen und dem Schluß ist das erregende Motiv anscheinend die Starrköpfigkeit zweier Biedermänner, in der That aber der leidige Zufall, der in Fällen, wo es auf die Minute ankommt, die Verständigung verzögert. Wir haben bereits an dem Trauerspiel „die Familie Schroffenstein“ nachzuweisen gesucht, daß der Zufall und das Mißverständniß sich in der Tragödie nicht hervordrängen dürfen, weil sie die Seele beleidigen, die in der Poesie ein richtiges Verhältniß zwischen Schuld und Schicksal, zwischen Ursache und Wirkung erwartet. Aber dort war wenigstens durch die Situation der Zufall hervorgerufen. Die beiden Zweige der Familie Schroffenstein waren durch ihre eigenthümliche Lage zu gegenseitigem Haß und Mißtrauen angeregt, und in einer solchen Lage der Dinge kann der leichteste Schneeball zur Lawine werden. Hier dagegen findet auf beiden Seiten die ernste und herzliche Reigung zu gegenseitigem Verständniß statt, und die Zwischenträger, die gern einen Bruch herbeiführen möchten, sind zu untergeordneter Natur und zu wenig durch die Umstände begünstigt, als daß ihr Gewicht schwer in die Waagschale fiele. Wir können dem Dichter nicht helfen, es findet, abgesehen von dem Mangel eines idealen Zusammenhanges zwischen den beiden Theilen der Handlung, auch eine Fehlerhaftigkeit in der Entwicklung der Charaktere statt. Die beiden Hauptpersonen, der Förster Ulrich und der Gutseßner Stein, werden uns als zwei zwar nicht vollkommene, aber

gute Menschen dargestellt. Wir wollen zugeben, daß für den Augenblick die Hize solche Männer so außer sich setzen kann, daß sie alle Rücksichten der Vernunft bei Seite werfen und eine übereilte Handlung begeben; sobald aber die fliegende Hize vorüber ist, und mit dem Bewußtsein der schlimmen Folgen das Gefühl der Schuld erwacht, muß bei jeder guten Natur eine Reaction eintreten, und wo das nicht der Fall ist, hört unser Interesse an dem Charakter auf. Stein ist mit dem Förster durch jahrelange Freundschaft verbunden, sein Sohn ist im Begriff, die Tochter desselben zu heirathen, in der Hize eines Streits läßt er sich dazu verleiten, seinem alten Freunde gegenüber den Gutsheirn hervorzukehren, ihn abzusetzen, da er seinen Willen nicht thun will, und einem versoffenen, durch und durch nichtswürdigen Menschen, der als solcher aller Welt bekannt ist, die Stelle zu übergeben. Wir wollen die schwerbegreifliche Möglichkeit des letztern Umstandes zugeben: nun vergeht aber so viel Zeit, daß er hinlänglich zur Ueberlegung kommen mußte; er merkt, daß er nicht bloß mit dem hastigen Verfahren gegen seinen alten Freund, sondern auch im ersten Grunde des Streits Unrecht hat. Mittlerweile hat der neue Förster seine Stellung dazu benutzt, den Sohn des alten Försters, den er nicht leiden kann, unter einem unsinnigen Vorwande auspeitschen zu lassen; wie Stein dies erfährt, wird er, der angeblich hize Mann, nicht von Zorn ergriffen, sondern er geräth nur in Unmuth, wägt verschiedene Bedenken ab, namentlich, daß er seiner Würde als Gutsbesitzer nichts vergeben will, und denkt nun darüber nach, wie sich diese einzelnen Momente zu einem wünschenswerthen Resultat zurechtlegen lassen: Von einer Totalität der Natur ist also keine Rede, es ist ein fragenhaft verzerrtes Bild, das wol in der Wirklichkeit sein Original finden mag — denn welche Unmöglichkeit läßt sich nicht in der angeblichen Wirklichkeit wiederfinden! — das aber nicht in die Poesie gehört. Mit dem Förster selbst ist es nicht viel besser, obgleich bei diesem die sauber ausgeführte Detailmalerei die Widersprüche mehr verdeckt. Daß ein verständiger Mensch bis in sein reiftes Alter aufwachsen kann, ohne von seiner bürgerlichen Stellung und deren Rechten und Pflichten einen Begriff zu haben, wollen wir zugeben, obgleich es eine harte Zumuthung ist, da man in diesen Lebenskreisen sich um die praktischen Verhältnisse mehr zu kümmern pflegt; wir wollen auch zugeben, daß ein gerader Sinn für den Unterschied des angeborenen und des positiven Rechts kein Verständniß hat. Aber daß ein schlichter Mensch sein eigenes Gefühl so sophistisch bearbeiten kann, daß er auf die Anzeige hin, sein Sohn sei durch den Mann, dem er früher seine Tochter geben wollte, erschossen; eine Anzeige, die nur durch ganz ungenügende Indicien unterstützt wird, sich sofort zum Richter und Rächer dieser That berufen glaubt, daß er ohne Bedenken in den Wald schleicht und einen Mordmord begeht,



und daß er auch von dem Unrecht dieser That sich nicht eher überzeugen läßt, als bis er erfährt, es sei gar kein Mord vorgefallen, den er zu rächen gehabt: — das können wir dem Dichter nicht zugeben, so handelt ein Verrückter, aber nicht ein redlicher Mann, der von der Leidenschaft erfaßt wird. Und der Eindruck wird dadurch keineswegs gemindert, daß der Förster zuletzt mit Verleugnung alles natürlichen Gefühls über die schrecklichen Folgen seiner That sich lediglich mit der abstracten Rechtsfrage zu thun macht. Daß nebenbei der Mord dadurch noch complicirter wird, daß der Förster nicht den vermeintlichen Mörder seines Sohnes, sondern seine eigene Tochter erschießt, ist ein Umstand, der zwar die Greuel des Schlusses steigert, der aber zum Wesen der Entwicklung nichts beiträgt. Wenn diese Umstände nicht hinreichten, uns über den Werth der Charaktere ein ganz anderes Urtheil zu geben, als der Dichter in seiner Seele trägt, so müßten es die Familienverhältnisse thun. Sie sind im höchsten Grade unsittlich, denn sie entbehren alles Vertrauens und aller Liebe. Und diese Verhältnisse sind doch nothwendig, um die Vorstellung zu ergänzen, welche wir uns von den Charakteren zu machen haben. Unendlich besser hat es Iffland in seinen „Jägern“, die doch mit ihrer Färbung unserm Dichter vorgeschwebt haben, verstanden, das Bild des Oberförsters durch seine Einwirkung auf die Umgebung zu vervollständigen. Die Oberförsterin ist gar nicht als ein Ideal dargestellt, im Gegentheil, aber sie wird doch nicht daran denken, in einer ähnlichen Krisis ihren Gemahl ohne weiteres im Stich zu lassen. Selbst in Hebbel's Maria Magdalena wird uns das Verhältniß der einzelnen Personen zu einander verständlicher, weil wir bei den entscheidenden Fragen, eine einzige abgerechnet, das Wie und Warum durchschauen. Ludwig dagegen motivirt sehr stark die äußern Ereignisse, während er uns bei den schwierigsten psychologischen Problemen die unerhörtesten Voraussetzungen zumuthet. Darum ruft der Schluß der Tragödie, anstatt uns zu versöhnen, nur Entsetzen hervor. Das Elend, in welches der Erbförster verfällt, zum Theil doch unter Mitwirkung zufälliger Umstände, wird von ihm selbst und eigentlich auch von den übrigen Personen weniger im natürlichen Licht des Gefühls, als in der künstlichen Beleuchtung eines juristischen Problems betrachtet. Seine fixe Idee war das biblische Wort, daß, wer getödtet habe, wieder sterben müsse. In der ersten Ausgabe schloß also die Tragödie damit, daß er sich den Gerichten ausliefert, um durch seinen Tod auf dem Schaffot seine Schuld zu büßen und die verletzte Gerechtigkeit wieder herzustellen. Hier zeigt sich nun, daß das einseitig realistische Princip ein unsicherer Leiter ist. Die wirklichen Verhältnisse spotten dieses tragischen Ausgangs. Nach dem bestehenden Recht verfällt der Erbförster, der seine Tochter nicht absichtlich, sondern durch einen Zufall getödtet, nicht dem Tode, sondern

kommt aufs Zuchthaus. Wegen die Möglichkeit dieses Ausganges sträubte sich sein Gefühl, er endet durch Selbstmord. Wäre er ein Heide, so hätte der Ausgang nichts Befremdendes; aber er ist ein Christ, ein streng biblischer Christ, und da muß er wissen, daß der Selbstmord eine Todsünde ist. Ludwig hat mit der Religion gespielt, er hat sie nur als pathologische Erscheinung benutzt, und dadurch seinem Problem die Weihe genommen.

Dieselbe Unklarheit mußte noch greller bei einem Stoffe hervortreten, dessen Grundlage die historische Religion ist. In dem Trauerspiel die Makkabäer (1854) hat Ludwig sein Talent nach einer ganz entgegengesetzten Richtung entfaltet. In dem Erbfürster war wenigstens dem Anschein nach sein Hauptstreben auf das Charakteristische gerichtet: dieses tritt in den Makkabäern zurück. Mit Ausnahme des Helden Judah, der nicht ein dramatischer, sondern ein epischer Charakter ist, weil er nur handelnd, nicht leidend auftritt, und in dessen Handlungsweise und doch Manches unverständlich bleibt, ist bei den übrigen Personen nicht einmal der Versuch gemacht, uns über die Motive ihres Verfahrens ins Klare zu setzen. Namentlich die Hauptperson des Stücks, die Mutter der Makkabäer, ist eine Rosensarbeit aus einzelnen Situationen. In jeder neuen Scene setzt sie uns durch eine neue unerhörte Voraussetzung in Erstaunen, und es ist unmöglich, zu ahnen, wie das Eine mit dem Andern zusammenhängt. Der Bruder Judah's, Eleasar, begeht eine Reihe der auferlesenen Nichtwürdigkeiten, und wird zum Schluß bekehrt, ohne daß wir für das Eine oder das Andere in seinem Charakter einen Grund entdecken, da wir von diesem Charakter nichts erfahren. Am auffallendsten ist der Mangel einer innern freien gesetzmäßigen Selbstbestimmung in einer Figur, in deren Willen sich die Entscheidung der Katastrophe zusammendrängt, in dem syrischen König Antiochus. Er kann ein unvorhergesehenes Ende herbeiführen, indem er mit seiner Uebermacht die schwachen Reste der jüdischen Freiheitkämpfer zerdrückt. Man sollte es auch vermuthen, denn er hat soeben durch die Hinrichtung der vier Makkabäer-Kinder einen Act raffinirter und zweckloser Grausamkeit begangen. Eine solche Handlung pflegt ein despotisches Gemüth noch mehr zu erhitzen, um so mehr, wenn das Auftreten eines bewaffneten Widerstandes, dessen er mit leichter Mühe Herr werden kann, seiner Wuth eine Richtung giebt, die selber das dunkle Mißbehagen über seine frühere Grausamkeit beschwichtigt. Statt dessen erklärt er ganz unerwartet, er wolle abziehen und die Juden freilassen. Theils bestimmen ihn dazu äußere diplomatische Rücksichten, die wir nur nebenbei erfahren, und die zur dramatischen Entwicklung in keinem Verhältniß stehen, theils ein gewisser Respekt vor dem Fanatismus eines Volks, das sich mit Entzücken wehrlos abschlachten läßt. Das letztere Motiv könnte dramatisch wirksam werden, wenn es ausgeführt wäre; es ist aber nur

angedeutet, und so sehen wir denn in der letzten Entscheidung über das Schicksal eines Volks, das für seine Freiheit kämpft, weiter nichts, als die souveräne Laune eines Despoten, der durch den Zufall bestimmt wird. Und dieses für die Erhebung des Volks nicht sehr schmeichelhafte Resultat wird dadurch herbeigeführt, daß der Dichter den Inhalt der biblischen Geschichte entstellt hat, in der guten Meinung, sie zu idealisiren. Wir wollen nur einige von diesen Abweichungen andeuten. Die Geschichte erzählt uns, daß die Juden zu Anfang ihres Aufstandes einigemal durch ihr Bedenken, am Sabbath zu sechten, in die größte Noth kamen, daß sie in Folge dessen auf Antrag der Makkabäer in gemeinsamem Beschluß jenes widersinnige Gesetz aufhoben und am Sabbath ebenso gut die Waffen führten als an den andern Tagen. Eine solche Wendung liegt in der Natur der Sache: in der Praxis des Krieges, in der Gewohnheit der Disciplin gerathen die angeerbten Vorurtheile allmählig in Vergessenheit und man gewöhnt sich daran, sich der Nothwendigkeit der Zeitumstände zu fügen. Ludwig hat die Sache umgekehrt. Er läßt jene Sabbathschlächtereien erst eintreten, als die Juden auf dem Höhepunkt ihrer Siege sind, als Judah nach einer Reihe glänzender Erfolge der Abgott des Heeres geworden ist. Der Moment ist um so unglücklicher gewählt, da Judah unmittelbar vorher in einer etwas stark aufgetragenen Prahlerei dem römischen Staat den Schutz des mächtigen Israel verheißen hat. Man kann den Grund dieser wunderlichen Abänderung wohl begreifen: es kam dem Dichter darauf an, aus dem nur flüchtig angedeuteten geschichtlichen Motiv ein dramatisches Motiv zu machen. Es wird angedeutet; wenn auch nicht ausgeführt, daß jene an einem wehrlosen Volk ausgeübte Schlächtereien in den Herzen der syrischen Armee eine Mißstimmung zurückgelassen habe, und daß dadurch zum Theil der spätere Rückzug des Königs veranlaßt worden sei. Allein einmal ist dieser dramatische Eindruck auf Kosten der Naturwahrheit hervorgebracht. Nach der Bibel waren es immer nur einzelne Haufen, die sich abschlugen ließen, nach dem Trauerspiel soll es ein ganzes Heer sein, welches soeben aus einer siegreichen Schlacht zurückkehrt. Das ist dem Glauben des Publicums zu viel zugemuthet. Sodann stört dieser Zug unsere Theilnahme. Für ein Volk, das unter solchen Umständen in einen ganz unbegreiflichen Wahnsinn verfällt, können wir kein Interesse mehr fühlen, und es ist uns unbegreiflich, wie aus einem so hirnverbrannten Stamm ein Held hervorgehen konnte. Endlich hätte der Dichter, wenn er einmal dieses dramatische Motiv benutzen wollte, es deutlicher machen müssen. Die Wirkung auf das Gemüth der Syrer mußte unmittelbar eintreten; als sie uns später ganz beiläufig erzählt wird, haben wir das Ereigniß bereits vergessen. — Ebenso ist es mit der zweiten Abweichung. Auch der Opfertod der vier Kinder, den der Dichter, wider das Zeugniß

der Geschichte, in die Familie des Judah verlegt, soll auf den Entschluß des Antiochus einwirken; in diesem Fall mußten wir aber den Entschluß wirklich entstehen sehen; wir mußten die Gemüthsbewegung des Königs so weit verfolgen, daß uns die plötzliche Veränderung seiner Absichten nicht überraschte. Der Dichter entfaltet uns aber in ihm gar keine Gemüthsbewegung, und so fällt die ganze Motivirung zu Boden. Die Geschichte berichtet uns ferner, daß in der Familie der Makkabäer die vollkommenste Eintracht herrschte, daß dieses Heldengeschlecht von dem gleichen Eifer für die bedrohte Sache der Religion und des Volkes entflammt war, daß der Aufstand von dem Vater begonnen und der Reihe nach von den Söhnen, wenn auch mit verschiedenen Mitteln, doch immer mit der gleichen Kraft und Ausdauer fortgesetzt wurde. Diese Einfachheit des Stils ist freilich für das Drama nicht zu brauchen, aber durch die kleinlichen, gehässigen und lächerlichen Zwistigkeiten in der Familie der Makkabäer hat der Dichter den erhebenden Eindruck des Freiheitskampfes verwischt. Die historische Grundlage seines Gemäldes ist unklar und verworren, der Eine ist immer wider den Andern, ein beständiger Wechsel des Kriegsglücks, ein beständiges zweckloses Durcheinanderdrängen der verschiedenen Fractionen, Heere und Könige ermüdet uns bis zur Abspannung, und bei diesem vollständigen Mangel einer Concentration in den geschichtlichen Bildern empfangen wir auch aus den Scenen, die sich an die einzelnen Helden anreihen, keinen reinen Eindruck. — Trotz aller Fehler, und sie sind ziemlich stark, ist auch in diesem Stück ein glänzendes dramatisches Talent nicht zu verkennen, namentlich in einigen großen Scenen, die an hinreißender Wirkung den Leistungen unserer größten Dichter an die Seite zu stellen sind.\*)

Die bisher genannten Dichter gehören nothwendig zu der Geschichte des deutschen Theaters. Bei den Dichtern, die sich der einen oder der andern Richtung anschließen, heben wir diejenigen hervor, die eine Zeitlang Aufsehen erregten; zunächst Mosenthal, dessen *Deborah* (1849) einen ungewöhnlichen Anklang fand. Der Grund war der conventionell gewordene Liberalismus, der die Sache des Judenthums mit der Sache der Menschheit identificirte. Diese sentimentale Auffassung eines in der Geschichte begründeten und darum darstellbaren Conflicts nimmt der historische Erscheinung, indem sie derselben schmeichelt, mit ihrem Charakter auch ihre Berechtigung. Wenn wir die Juden unserer heutigen Poesie be-

\*) Ludwig's neuester Roman: *Zwischen Himmel und Erde* (1856) ist wieder ein Meisterstück realistischer Naturtreue und psychologischer Analyse; aber der Eindruck ist trübe und niederschlagend. Man sehnt sich bei dieser fortgesetzten Quälerei guter, tüchtiger Menschen, die zu nichts führt, nach einem Funken heißer, freier Leidenschaft. — Die Schule der Dorfgeschichten ist übrigens unverkennbar.

trachten, so begreifen wir nicht, wie die Geringschätzung des Stammes in der öffentlichen Meinung jemals so allgemein werden konnte, denn wir finden in ihnen lauter Helden, lauter leidende Engel. In Rosenthal's Stück ist das tragische Schicksal des Judenthums auch nur die Folie; nicht einmal die einfache Tragik der Gegensätze ist rein und bestimmt ausgebrüht. Von Fanatismus ist bei den Personen, auf deren Willen es ankommt, keine Rede, und das Judenthum selbst, welches zu Anfang die angeborene Kraft des Hasses und der Rache zu entwickeln verspricht, schließt mit einem entsagenden und vergebenden Blick. Es handelt sich also nur um einen Conflict der Convenienzen und diese lassen keine Tragik zu. Noch dazu ist der eigentliche Held, in dessen Seele der Conflict zwischen Pflicht und Neigung zur Entscheidung kommt, eine von jenen erbärmlichen Mollusken, die niemals wissen, was sie wollen, und die in der Verlegenheit keinen Anstand nehmen, die schmutzigsten Mittel anzuwenden, in der Aussicht, durch nachträgliche bequeme Reue das Schimpfliche ihrer That auszugleichen. Rosenthal hat die Handlung nur dazu benutzt, seiner Heldin Gelegenheit zu kräftigen Declamationen und zu malerischen Attituden zu geben, und eine Reihe melodramatischer Tableaux einzuführen: einen Sonntag mit Musik und Glockenlang, Processionen und Kreuzen, dann eine Waldscene im Mondenschein; die verbannten Juden um den blinden Patriarchen versammelt, Weissagungen aus den großen und kleinen Propheten, dann einen Kirchhof mit Orgellang, Donner und Blitz, wo die zürnende Deborah gegen ihren treulosen Geliebten einen großen Fluch ausspricht, endlich plötzlich ein lebendes Gemälde mit stummen Personen nach Wendemann, eine Gruppe der nach Amerika auswandernden Juden am Meeresstrand mit Abendbeleuchtung und leisen Harfenklängen. An diese großen Tableaux reihen sich noch eine Anzahl kleinere, die alle ein starkes Decorationstalent, aber einen sehr geringen Sinn für das Wesen des Drama's verrathen. — Auch in Cäcilie von Albano (1850) war, wie in der Deborah, was auf der Bühne vorging, das Resultat eines nicht dargestellten Processes, der in die Zwischenacte fiel; ruhende Momente lyrischer Stimmung oder Gruppierungen mit Musikbegleitung und bengalischer Flamme. Die ergreifenden Momente auf der Scene gehen spurlos vorüber, wenn wir jedesmal erwarten müssen, im Zwischenact werde eine Veränderung eintreten; die allen Sinn und alle Wirkung jener Kraftanstrengung aufhebt. Die Personen erscheinen nur in einer Reihe unvermittelter Stimmungen, deren Grund wir jedesmal neu errathen müssen; sie sind ohne Einheit und ohne feste Gestalt; was der Dichter für Charakteristik hält, ist nur ein melodramatischer Accord, der aus der jedesmaligen Situation entspringt, aber in keiner harmonischen Verbindung zu den Tönen steht, die ihm vorangehen und ihm folgen. Die nüchterne Sentimentalität

tritt diesmal um so lebhafter hervor, da es sich um einen historischen Conflict handelt, um den Streit zwischen Welfen und Hohenstaufen, zwischen Staat und Kirche, zwischen Kaiser und Vasallen. Dieser Conflict kann wohl dramatisch werden, aber dann müssen die Träger der beiden feindlichen Principien wirkliche Männer sein, der Fürst muß den Stolz einer freien Persönlichkeit und die Macht der Leidenschaft dem finstern Gewebe der Politik und der kirchlichen Ränke entgegenbringen, und der Repräsentant der Kirche muß von ihrer einseitigen, aber großen Idee erfüllt sein; hier ist die Kirche durch ein paar gefräßige Pfaffen repräsentirt, und der Held ist der Spielball aller Winde. Statt geschichtliche Kräfte in deutlichem und ernstem Kampf spielen zu lassen, hat der Dichter sein Problem in das Gebiet des absurdesten Gefühlkrassiments herabgedrückt. Um zwei geistreich launenhafte Persönlichkeiten drehen sich eine Menge untergeordneter Maschinisten, über deren eigentliche Zwecke man nicht klar wird, die aber darum einen bedeutenden Spielraum haben, weil der Held ihnen keinen wirklichen Willen entgegensetzt. So geht es zwecklos hin und her, bis endlich durch einen sentimentalischen Schluß wohl oder übel ein Ende gemacht wird. — In Bürger und Kolly (1850) ist schon im Aeußerlichen fast in jeder Hauptscene dafür gesorgt, daß irgend ein Baum, oder sonst ein malerischer Mittelpunkt vorhanden ist, um eine Schlußgruppe darum concentriren zu können. Wie die Handlung, so werden auch die Charaktere in lyrische Stimmungen aufgelöst. Der Held des Stücks, Bürger, ist die Wiederholung des tyroler Bauerburschen und des Kaisers Otto, und die Situation der Heldin Dora entspricht derjenigen, in welcher wir Deborah und Cäcilie finden. Diesmal aber drängt sich die Unsittlichkeit in der Anlage, die sich in den frühern Stücken hinter allerlei Aeußerlichkeiten versteckt, mit allem Selbstgefühl eines falschen Principis vor, daß an das Genie ein anderer sittlicher Maßstab zu legen sei, als an andere Menschen. Es wäre allerdings einsältig, wenn man zur Charakteristik eines Alexander, Napoleon, Goethe, für die so viele andere, bedeutendere Momente vorlegen, Anekdoten herbeiziehen wollte, die im Verhältniß zu jenen als Nebensachen zu betrachten sind. Aber wenn wir den bestimmten einzelnen Fall nehmen und von demselben einen sittlichen Eindruck empfangen wollen, so werden Napoleon, Goethe oder Alexander der Große, obgleich sie Genies sind, sich demselben Maß bequemen müssen, dem alle Sterblichen unterworfen sind. Das Drama ist in der Lage, sich mit seinem sittlichen Eindruck lediglich auf diejenige Begebenheit beziehen zu müssen, welche es darstellt. Daß Männer, die eine reiche Empfänglichkeit haben, aber nicht die Fähigkeit, ihre Kraft auf etwas Bestimmtes zu werfen, ihr Verhältniß zur Welt in einem andern Lichte betrachten, als andere Menschen, ist bei ihrer Neigung, sich mit der

Wärme ihres Herzens mehr in einer idealen, erträumten Welt, als in der wirklichen zu bewegen, sehr wohl begreiflich; es kommt aber im Drama darauf an, diese subjective Weltanschauung zu berichtigen. Das ist den wenigsten von den neuern Dichtern eingefallen; sie sind zu sehr abstracte Poeten, um sich von ihrem Gegenstand zu unterscheiden. Die Schwächen und Verirrungen, die sie schildern, sind ihre eigenen. — Die Gesellschaft, in der sich Tasso bewegt, ist eine aristokratische, die zwar den selbstverschuldeten Verlust des Freundes mit tiefem Schmerz empfinden wird, die ihn aber wenigstens mit Anstand ertragen kann. Hier ist es aber Weib und Kind, die durch die Vernachlässigung des Vaters in materielle Noth versetzt werden, und es ist nur zu natürlich, daß die gute Dora, nachdem sie im ersten Act ihre künftige Noth anticipirt hat, vor Allem durch einen Kranz weißer Rosen, den Rosenthal aus dem Freischütz gepflückt und in das Haar der unglücklichen Braut geflochten hat, in den vier folgenden Acten in einem ununterbrochenen Sterben liegt. Bürger erträgt mit großem poetischen Gleichmuth die Noth, in welche sein Weib und Kind versetzt sind, und unterhält ein Liebesverhältniß mit der Schwester seiner Frau; ein Liebesverhältniß, von welchem er nicht ermangelt, das Publicum in Kenntniß zu setzen, indem er die feurigen Liebesgedichte an seine Schwägerin und die Klagen über sein Unglück, eine andere Frau zu haben, drucken läßt. Diese Unwürdigkeit, die schon damals, in einer Zeit, wo man gewöhnt war, sein ganzes Innere vor der gesamten Menschheit aufzuknöpfen, Anstoß erregte, wird in unserm Stück nicht bloß von den poetischen Freunden Bürger's, den Großherzog von Weimar mit eingeschlossen, als etwas hingenommen, was sich ganz von selbst verstehe, sondern auch das Opfer dieser *licentia poetica*, seine Gattin, die Bürger und Molly auf eine verbrecherische Weise zu Tode quälen, erklärt auf dem Sterbebette, daß sie ganz allein dgran schuld sei, sie hätte die Verpflichtung gehabt, sich für seine Hexameter und Stangen zu begeistern, ihm Stoff für seine Balladen und Romangen zu suchen und niemals an die Noth ihres Kindes, sondern nur an den Nachruhm ihres göttlichen Gemahls zu denken; sie bittet ihn deshalb demüthig um Verzeihung und beschwört ihn, nur recht bald die schöne Molly zu heirathen, die alle Verpflichtungen einer Dichtersfrau zu erfüllen im Stande sei.

Die beiden Tragödien Alfred Reihnerts: Das Weib des Urias 1851, und Reginald Armstrong 1853, verdienen nicht bloß als Erzeugnisse eines sehr beachtenswerthen Talents Aufmerksamkeit, sondern hauptsächlich als Symptome der immer wachsenden Reaction des Verstandes gegen das Gefühl; einer Reaction ins Extrem, die aber begreiflich wird, wenn man bedenkt, wie durch die überwuchernde Lyrik alles gesunde Gefühl angekränkt war. Unsere Literatur bietet uns einen so reichen

Vorrath an schönen Empfindungen, Bildern und Reflexionen, daß nur einiges Formtalent dazu gehört, aus ihnen neue Empfindungen, Bilder und Reflexionen zu combiniren. So singen unsere jungen Dichter von den Leiden ihres eigenen Herzens, von ihren unbegriffenen Gefühlen und von den Qualen des Weltalls, noch ehe sie etwas wirklich empfunden, noch ehe sie in ihrer Seele etwas haben, was man zu begreifen sich die Mühe geben sollte, noch ehe sie von der Welt etwas wissen. Sie ergehen sich in den erhabensten Gedanken, ehe sie wirklich gedacht haben, d. h. sie fabriciren Variationen auf bekannte Melodien. Auch ein Dichter von wirklicher Begabung leidet an dieser Krankheit des Anempfindens. Daraus ist jene Sprache hervorgegangen, in der das Herz, auch indem es empfindet, sich selber zum Gegenstand macht, sich gegen sich selber kritisch verhält. Allmählig kommt man nun dahinter, daß dieses überströmende Gefühl eigentlich eine Schwäche ist, und gewinnt vor harten Charakteren, die alles Gefühl unterdrücken, eine Achtung, die nichts weiter ist als Abneigung gegen einen überwundenen Zustand. — Im Weib des Urias ist diese neue Richtung mit einer unerhörten Consequenz durchgeführt. Die Bibel stellt David's That als eine schwere Sünde vor, der das göttliche Gesetz rächend gegenüber trat, und die der König durch eine demüthigende Buße wieder gut machen mußte. Meißner begnügt sich nicht bloß damit, die Schlechtigkeiten jener That mit einer grellen, fast widerwärtigen Ausführlichkeit auszumalen, sondern er stellt die Buße des Königs als eine Heuchelei dar, die lediglich darauf berechnet ist, die verlorne Macht wieder zu gewinnen. Diese Wendung mochte dem realistischen Trieb der Zeit entsprechen, aber das Unerhörte ist, daß der Dichter sich auf Seite des Mörders, des Ehebrechers, des Heuchlers stellt und seine Handlungsweise wenigstens für natürlich ausgiebt, da indirect alle Rechtsbegriffe als leere Phrasen verworfen werden. — Das zweite Drama ist ein Seitenstück zu Clavigo. Es behandelt den Gegensatz zwischen einem leicht bestimmbaren und einem festen, bestimmten, hartherzigen Charakter. Früher wurde der letztere unbedingt verurtheilt; sieht man aber näher zu, so entdeckt man im Weltmann viele anerkennenswerthe Eigenschaften und im Dichter manche Schwächen, und endlich treten die letzteren so stark hervor, daß man von Clavigo, Tasso u. s. w. nichts mehr wissen will und ihren Gegnern Recht giebt. Man vergißt dabei, daß auch diese kalten Menschen erst dann Interesse gewinnen, wenn sie einmal aus sich herausgehen und der Leidenschaft folgen, die bei ihnen um so stärker ausbricht, je strenger sie sie zurückgedrängt haben. In diesem Drama ist der eigentliche Held ein verstockter Verstandesmensch, der mit Hintansetzung aller Rücksichten seinen egoistischen Motiven folgt, und die ausgesprochene Tendenz ist, die Zweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens nachzuweisen. Der Egoist kommt zwar



um, aber er schließt das Stück mit den Worten: Ein Narr bringt mich um, und erhebt sich dann moralisch über die ihn umgebende Welt, die nicht weiß, was sie will. So war es wenigstens in der ersten Ausgabe, in welcher der Dichter von seiner eigenen Dialektik gewissermaßen berauscht war. In der zweiten erschrickt er nun über seine eigene Kühnheit, er mildert den Gegensatz, macht den Gefühlsmenschen etwas stärker und den Verstandesmenschen etwas schwächer, und schließt mit dem skeptischen Spruch, den er einer Dame von zweifelhaftem Werth in den Mund legt: Mir graut vor den Männern, was ungefähr auf den Spruch des Meister Anton hinauskommt: Ich verstehe die Welt nicht mehr. — Solche Empfindungen und Ideen sind bei einer gut angelegten Natur, wie Meißner, charakteristisch; sie zeigen, daß die ästhetische Empfindung allein keinen sichern Halt giebt, und daß der Goethe'sche Spruch, den wir als Motto diesem Bande vorausgeschickt haben, in allen Punkten Recht hat.

Elise Schmidt trat zuerst 1847 in den Jahrbüchern von Theodor Röttscher\*) mit dem Judas Ischarioth auf, einem dramatischen Gedicht, dessen Genialität von berühmten Kritikern gefeiert wurde, das aber in der That das verdrehteste Product unserer Literatur ist, wenn es auch eine lebhaft und reizbare Phantasie verräth. Judas der Verräther war darin in Beziehung auf die Größe seines Strebens gewissermaßen dem Heiland gegenüber gestellt; eine Natur, die, weil sie sich nicht zum Beruf eines Heilands emporzuschwingen vermochte, sich absichtlich ins Teufliche vertiefte. Außerdem bestand zwischen Beiden Eifersucht: Judas liebte die Magdalena und wollte aus ihr eine neumodisch emancipirte machen, Magdalena dagegen war Jesus in leidenschaftlicher Liebe zugethan. Wenn so auf der einen Seite die heilige Geschichte in den Kreis der profanen Liebenschaft herabgedrückt war, so sollte doch im Erlöser etwas Göttliches erscheinen, und das war mit Werner'scher, oder wenn man lieber will, mit Klopstock'scher Renommisterei versucht. Allein das Supranaturale in concreter Ausführung zu schildern, ist dem Dichter versagt; äußerliche Wunder kann er wohl darstellen, aber Wunder des Geistes, eine über den Kreis des menschlichen Fassungsvermögens hinaustretende Natur läßt man sich nur in einer skizzirten Darstellung, in der Parabel oder Legende gefallen. — Die drei Dramen: Der Genius und die Gesellschaft (1851), Macchia-velli (1853) und Peter der Große (1855) sind insofern ein Fortschritt,

\*) Dieser Kritiker hat seinen Takt unter andern durch die Bereitwilligkeit an den Tag gelegt, mit welcher er sich von einer der plumpesten und frechsten Gaunereien des neunzehnten Jahrhunderts bethören ließ, von der angeblichen Entdeckung eines deutschen Shakespeare aus dem 16. Jahrhundert, Carl Zwegersohn, hinter dessen Maske schließlich die aus den Revolutionszeiten hinlänglich bekannte komische Physiognomie des Herrn Langenscharz hervortrauchte.

als sie sich mit realen, bestimmten Gegenständen beschäftigen, die individuell darstellbar sind, also in das Gebiet der Kunst gehören. Die Weise ihres Schaffens verräth eine auffallende Aehnlichkeit mit Guklow. Doch sind die Stücke nicht eine Rosafarbe aus einzelnen Effecten, sondern nach einem bestimmten Plan gemacht, der aus der Sache hervorgeht. Dagegen hat Guklow den Vorzug einer umfangreicheren Weltkenntniß und einer ausgedehnten Belesenheit; bei Elise Schmidt sehen die Schilderungen eines Lebens, welches sie nicht kennt, und die Anspielungen auf Bildungsfragen, mit denen sie sich nur sporadisch beschäftigt hat, ziemlich ungeschickt aus. Die Sprache ist um so manierirter, je mehr die Dichterin nach poetischen Bildern zu haschen sucht, je mehr sie über der lyrischen Ekstase vergißt, dramatisch zu charakterisiren. Elise Schmidt hat die Geschichte nach ihren dramatischen Bedürfnissen zurechtgemacht, und da sich über das Recht des Dichters, mit den Thatfachen nach Belieben umzuspringen, hin und her streiten läßt, so wollen wir diese Frage hier ganz bei Seite lassen und uns nur die Anforderung vorbehalten, daß die Veränderungen aus der innern Natur des Drama's hervorgehen müssen. — Gleich im ersten Drama, welches die Geschichte des Lord Byron enthält, finden wir einen starken Verstoß gegen diese Anforderungen. Was es im Einzelnen mit den Scheidungsgründen Byron's für eine Bewandniß hatte, ist nicht vollständig ausgemacht; für diejenigen aber, welche geneigt sein sollten, sich entschieden auf die Seite des Dichters zu stellen, bleibt das Abschiedsgedicht Byron's, in welchem er sich vor seiner Gattin weinend in den Staub wirft, ein schwer zu erklärender Umstand. Elise Schmidt hätte dieses Gedicht geradezu ignoriren können; statt dessen schildert sie in einer der Schlusscenen den Dichter, wie er es schreibt. „Hier auf dem Grabe, allwo die Weide singt im Morgenschein, will ich mein letztversöhnend Wort Dir schreiben.“ Nun hatte nach der Ueberzeugung der Dichterin die Lady nicht bloß vollständig Unrecht, sondern sie fühlte auch, daß sie Unrecht habe, und betrachtet die Scheidung gewissermaßen als eine Strafe für sich selbst. — Byron spricht einmal den Gedanken der Dichterin aus: „Auf diesem kleinen Raum sind England's beste Menschen zusammengetrieben, Menschen, deren Dasein dem Schöpfer eine Freude war! — Aber wie? — O sehet die drei jammervollen Gestalten! Der eine in Verzweiflung, die andere in todähnlicher Ohnmacht und der dritte in den Trunt getrieben — durch den Hohn der Welt! Welt! Welt! Belohnst du so deine Genies?“ — Die Welt scheint diese Anklage nicht ganz zu verdienen. Wenn der Lustspielsdichter Sheridan nicht so viel Anhang findet, als sein Talent verdient, so ist das noch kein hinreichender Grund, sich alle Tage betrunken in der Gasse zu wälzen, obgleich Byron später bemerkt: „Londons wenige Weise müssen sich in Wein betrinken, um sich vor Gram über seine Thorheit nicht

totd zu weinen!“ Es scheint nicht hinreichend motivirt, wenn eine junge Schauspielerin durch eine Cabale ausgezifcht und von einer eifersüchtigen Frau mit Schmähungen überhäuft wird, daß sie darüber den Verstand verliert. Die Hauptsache bleibt Lord Byron selbst. Gegen seine Rechtfertigung ist dreierlei einzuwenden. Einmal muß der Dichter neben seinem poetischen Talent auch noch ein Mann sein. Ein Mann soll sich nicht leichtsinnig verheirathen. Wenn er die Eigenschaft hat, sich nur mit solchen Personen unterhalten zu können, die Sinn für Poesie haben, so muß er nicht eine Lebensgefährtin wählen, die keinen Sinn dafür hat. Thut er es aber dennoch, dann hinaus mit ihm aus der Tragödie in's Lustspiel. Die kleine Misère des Lebens ist nicht tragisch. Zweitens; ein verheiratheter Mann soll nicht der ersten besten Schauspielerin, die zu ihm auf's Zimmer kommt, tief ergriffen die Stirn küssen und sonstige Liebeserklärungen machen, oder er soll sich wenigstens nicht verwundern, wenn seine Frau eifersüchtig wird. Die Lady Byron des Drama's hat den gerechtesten Grund zur Eifersucht, und wenn wir auch die gemeine Art und Weise, wie sie dieselbe ausläßt, mißbilligen, so müssen wir doch ihre Empfindung billigen; weder daß Byron ein Dichter ist, noch daß er es, wie er sehr naiv bemerkt, nicht bis zum wirklichen Ehebruch getrieben hat, kann ihn rechtfertigen. Der schlimmste Umstand aber dürfte sein, daß er so gar keine Kraft und kein Geschick zeigt, mit der bösen Welt zu ringen. Wer sich in Abenteuer einläßt, die in der gewohnten sittlichen Sphäre keinen Platz finden, muß sich wenigstens mit Anstand herausziehen wissen. Es ist sehr komisch, wie Byron zum Schluß des Stücks ausspricht: „Ich sterbe bei dem ersten Versuch, ein Held zu sein!“ Der Genius soll verherrlicht werden auf Kosten der Gesellschaft; aber der Genius zeigt sich als kraft- und willenlos, er macht sich lächerlich. — Auch in Machiavell soll der Genius geschildert werden, der den Umständen erliegt. In früheren Zeiten schilderten die Dichter, wie der Held durch das äußere oder innere Schicksal, d. h. durch die Consequenz seiner Natur untergeht. Es ist charakteristisch, daß die modernen Dichter ihn an seiner Inconsequenz untergehen lassen. Machiavell ist ein zweiter Uriel Acosta, nur daß der Letztere mehr Entschuldigungsgründe hat; denn Uriel widerruft doch nur, Machiavell begeht einen Frevel. Er hat ein Buch geschrieben, nicht den Fürsten, den wir kennen, sondern ein anderes, eine blutige Satire gegen die Tyrannei Cäsar Borgia's, um die öffentliche Meinung gegen ihn aufzureizen. Borgia läßt ihn in's Gefängniß werfen und bietet ihm die Freiheit an, wenn er das Buch zur Apologie umarbeiten will. „Nein, um diesen Preis kann ich die Freiheit nicht erwählen! — Und doch!! — Komm mir zu Hülfe, männlicher Verstand! — Sind dem Geist nicht alle Kräfte unterthan, die bösen wie die guten? Kann er nicht selbst die Sünde sich dienstbar machen,

um sie dann zu besiegen? — — Halt! Hier ist der Punkt, an dem sich Tugend und Laster scheiden! O, an welchem Scheidewege stehe ich?! Hier liegt das Heiligthum des Mannes, seine Ehre, sein guter Name, seine fadenlos bewahrte Bürgertugend — und drüben über jenem Wege hin ruft das Weib den Gatten, ruft das Vaterland den Sohn, der die Erkenntniß hat von seiner Noth, um Schutz an. — — Aber auf dem Wege zur Freiheit liegt das Laster, die falsche zweijüngige Heuchelei, die feile Servilität, der Meinungswechsel ohne Ueberzeugung, die mit Recht empörte sittliche Verachtung der Welt! — Darf, kann ich den Weg gehen?! — Ach, Hercules, du hast dir's leicht gemacht, du wählst Tugend, o süß ist Tugend! Doch wer den Weg nicht wandeln darf, wo durch die Bäume frische Morgenluft heranweht, wer, von Gewalt gezwungen, durch finstere Sündenluft sich drängen muß, und es doch unternimmt, auf diesem abscheuvollen Seitenweg zu seinem hellen Tugendziele zu gelangen, o Der ist größer! — — Sei es denn! — — Frei, unter einer Heuchlermaske kann ich Dir nützen, Vaterland! Ich wähle der Welt Verachtung, wähle die Vernichtung meines frühern Menschen; ich widerrufe meine ausgesprochene Ansicht, um ihr — von innen treu zu sein!“ — Rokebue hat dasselbe viel besser gesagt. Wir aber wiederholen: mit solchen Charakteren, die nicht aus einem innern Drang ihrer Natur handeln, sondern nach dieser oder jener Rücksicht, und die dann augenblicklich, wenn sie einmal zu einem Entschluß gekommen sind, bereuen, weil die Umstände doch nicht alle stimmen wollen, mit solchen Charakteren heraus aus der Tragödie, denn sie gehören in's Lustspiel. Machiavell ist übrigens nicht der einzige Genius des Stücks, welcher der Gesellschaft unterliegt. Auch Cäsar Borgia ist eigentlich ein Held, der nur deshalb Bösewicht wurde, weil das Zeitalter für große Thaten keinen Raum giebt, und der den Schmerz dieses Schicksals mit Humor zu tragen sucht. Daß Hebbel und selbst Gutzkow solche Figuren besser zu schildern wissen, liegt in der Natur der Sache; aber daß die Dichterin auch Lucrezia Borgia so vollständig verpfuscht hat, nimmt uns Wunder, da ihr hier doch schon B. Hugo vorgearbeitet hatte, und da sämtliche französische Dichterinnen den innern Dämon in des Weibes Brust so vortrefflich zu schildern wissen. — Im dritten Drama ist nicht der Großfürst Alexei, wie in Schiller's Don Carlos, sondern Peter der Große der Genius, der mit den Einrichtungen der Welt insofern in Conflict kommt, als sie ihn zwingen, um des allgemeinen Wohls willen seinen Sohn hinrichten zu lassen. Das nächste Vorbild ist Immermann, doch hatte dieser das Problem insofern tragischer und historischer gefaßt, als er in der starken Willenskraft des Kaisers etwas Dämonisches fand, das ihn zu einer argen That verleitete. Elise Schmidt stellt sich einfach auf Seiten des weisen Monarchen, der zum Besten des Vaterlandes mit tiefem Bedauern das

Todesurtheil vollstrecken läßt. Beide haben ihren Helden idealisirt; von dem wilden Barbaren, der aus angeborener Lust höchsteigenhändig Duzende von Verbrechern köpft, ist nichts übrig geblieben; wir sehen den wohlwollenden Monarchen vor uns, der nicht bloß bis zum Exceß rechtschaffen ist, der nicht bloß seinen Unterthanen für alle Kinder einsteht, die zum Militärdienst gezogen werden, sondern der auch eine gewisse Virtuosität im Verzeihen entwickelt, und den der Gedanke der Civilisation als reines Ideal durchglüht. Der ächte Peter verstand die Civilisation, freilich in weit größerem Stil, ungefähr in der Weise Mehemed Ali's, und wenn er schon in der Jugend die hingerichteten Strelitzen vor das Fenster seiner Schwester hängen ließ, um ihr Gehorsam einzuprägen, so war es nur folgerichtig, wenn er später seinen widerstrebenden und ungehorsamen Sohn umbrachte. Uebrigens fehlen die Dichter dieses Thema's meistens auch darin, daß sie den Sohn gar zu schwächlich darstellen. Es ist kein Kampf, sondern eine Schlächtereie, denn die Kräfte sind zu ungleich. Das Thema an sich ist das alte, des Brutus, der seine Söhne der Republik opfert; aber wenn an sich schon die Herrschaft einer Abstraction über die Totalität des Gefühls keinen dramatischen Eindruck macht, so ist die Unnatur bei Brutus doch nicht so groß. Er ist Richter und Diener der Republik; er muß gegen die sämmtlichen Verschwörer die äußerste Strenge gebrauchen und kann daher seine Söhne nicht ausschließen. Peter dagegen ist Selbstherrscher. Wenn er aus seiner leidenschaftlichen Natur heraus gewaltthätig handelt, so haben wir nichts dagegen einzuwenden; aber die Abstraction hat kein Recht, denn sie hat keine Macht über ihn.

Einen höchst schädlichen Einfluß auf unser Theater haben die sogenannten Volksdramen gehabt, die rohen Nachbildungen und Uebersetzungen der französischen Vorstadttheater, die man trotz ihrer pöbelhaften Pöhslogonomie doch auf ein vornehmes Urbild zurückführen muß, auf die Poesie des Contrastes von Victor Hugo. Die Familie der Triboulet und Quasimodo hat eine reiche Nachkommenschaft gehabt. Das Virtuosenthum einzelner Schauspieler, die ihr Gesicht so in der Gewalt haben, daß sie ohne Aenderung des Costüms, ja ohne Abtreten von der Bühne dem Publicum zuerst einen Jüngling von zwanzig Jahren, dann einen Greis von neunzig darstellen, um noch halsbrechendere Kunststücke gar nicht zu erwähnen, hat wesentlich zur Vermehrung derselben beigetragen. — Schauspieler von großem Talent ohne die nöthige Ehrfurcht vor der Kunst, welche den Ausbrüchen dieses Talents allein Grenze und Form geben kann, sind verberblich für das Drama. Sie wollen ohne Rücksicht auf das Zusammenspiel ihre vielseitigen technischen Fertigkeiten in jeder Rolle gleichzeitig verwerthen, und da die eigentliche Tragödie wie die eigentliche Komödie einen gehaltenen Ton erfordern, so müssen die Dichter für sie die gemischte

Gattung der Tragikomödie bearbeiten. Thränen der Seligkeit und verzweifelter Teufelsgeächter, dämonische Bosheit und aufopfernde Liebe; neben diesen allgemeinen Gegensätzen noch Betrunkenhitscenen, Hungertod, Fieberwahnsinn, Epilepsie, Pest, Feuer u. s. w.: das sind die nothwendigen Ingredientien, aus denen der romantische Hezentrant gebraut wird. An die Rohheit und Convulsionen dieser Gladiatorspiele gewöhnt, verliert das Volk zuletzt alle Empfindung für Schönheit und Wahrheit. Diese sogenannten Volksdramen sind auch auf die deutsche Bühne übergegangen und haben bei der Verwilderung unsers Theaters größern Anklang gefunden, als die feinen Conversationsstücke, für die uns bald die Schauspieler fehlen werden. Nach der Reihe haben „eine Mutter aus dem Volk“, „der Lumpensammler“, „die Mysterien von Paris“ und „Bajazzo“ unserm Böbel Thränen entlockt. Das letzte Stück dürfte für die Gattung das bezeichnendste sein. Für die Virtuosität im Ausdruck greller Gefühlsprünge giebt es keinen bessern Träger, als einen Hauswurst, der zugleich Familienvater ist, den also sein Beruf nöthigt, lustige Grimassen zu schneiden; während sein Herz innerlich blutet über die Schwindsucht seines Weibes, den Hunger seiner Kinder und sonstige Gräucl, die ihm ein schadenfrohes Schicksal aufbürdet, z. B. Raub der Gattin, Entehrung der Tochter u. s. w.; dessen Herzschlag zuletzt so gewaltig wird, daß er sich auf den Kopf stellen und mit den Füßen in der Luft Triller schlagen muß, um nur einigermaßen das Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Die Verfasser jener Stücke veräumen nie, als Aushängeschild ihrer Gräucl die Hebung der unterdrückten Volksclassen aufzuheben. Zunächst sind Lumpensammler, herumziehende Gaukler, betrunkene Proletarier u. s. w. ihre Helden, dann aber Freudenmädchen, Diebe, Mörder. Die reichen Leute sollen einmal sehen, wie vielen Versuchungen die Armuth ausgesetzt ist, und sie demnach nachsichtiger beurtheilen. Aber eigentlich ist die handgreifliche Moral aller dieser Stücke: der Reichtum ist das höchste, das einzige Gut. Entweder ergiebt sich schließlich, daß Bajazzo der Schwiegersohn eines Herzogs ist, und er kann sich dann in Sammt und Seide kleiden, Champagner trinken und eine Loge in einer großen Oper nehmen; oder es entsteht eine allgemeine Schlächterei. Es wird nicht allein die nackte Prosa des Lebens in Frescofarben abgemalt, durch Zufälligkeiten verwirrt und in ein unrichtiges Verhältniß zusammengedrängt, sondern diese Prosa wird auch durch die absichtliche Lüge überfirmt. Unstreitig ist auch der herumziehende Gaukler, dessen tägliche Beschäftigung darin besteht, dem Böbel Späße vorzumachen, die in der Regel etwas Obscönes haben müssen, wenn sie wirken sollen, starker und ergreifender Empfindungen fähig, wie jeder andere Mensch; aber gewiß nicht zarter und raffinirter Empfindungen: diese werden nur hinzugefügt,

um dem überreizten Geschmack durch gesteigerten Kitzel zu schmeicheln. Aesthetisch ist vollends die Anknüpfung des Tragischen an das Groteske im Drama verwerflich; der Schmerz, wie der Jörn, rührt und erschüttert uns nur auf einem an sich edlen Gesicht.

Wir können alle Tage die Beobachtung machen, daß die Aufstellung eines sehr weit aussehenden, incommensurabeln Zweckes, sehr reicher und complicirter Mittel nicht bloß bei der Masse, sondern auch bei einem großen Theil der Gebildeten eine bedeutende Wirkung ausübt. Dadurch lassen sich unsere Dichter in der Regel verführen, theils sich unverhältnißmäßig weitaussehende Zwecke zu setzen, geschichts-philosophische Probleme oder raffinierte Herzensconflicte, oder eine Menge von Mitteln anzuwenden, ein zahlreiches Personal, Musik und Decoration, historisches Costüm, Massenbewegungen, eine schimmernde Rhetorik, die sich an die herrschenden Ideen wendet u. s. w. Allein eine aufmerksame Beobachtung wird zeigen, daß dieser Eindruck sich sehr bald abstumpft und sich nicht selten in Ekel und Widerwillen verwandelt, während eine energische Concentration und eine solide Technik zwar weniger glänzende, aber dauerhafte Erfolge hervorruft. Der junge Dichter wird also weise verfahren, wenn er sich sowohl in seinem Zweck wie in seinen Mitteln beschränkt, wenn er alle äußerlichen Stelzen des Effects verschmäh't, um sich gleich bei seinem ersten Versuch ein klares Urtheil darüber zu bilden, ob er auf eigenen Füßen stehen kann oder nicht.

Die Kunst hat die Aufgabe, die allgemein menschliche Natur zu zeichnen, die Jedermann einleuchtet. Geschöpfe einer vorübergehenden Culturform oder Originale ohne alle innere Nothwendigkeit zu schildern, wie wir es in den Zeiten der Romantik gelernt, ist viel leichter, als die normale Natur wiederzugeben, die Jedermann zur Ueberzeugung zwingt. Problematische, zerrissene Naturen, wie wir sie leider nur zu häufig im wirklichen Leben antreffen, bringen der Poesie keinen Gewinn, denn sie haben kein nothwendiges Schicksal, und mit philosophischen Perspektiven über den Rahmen der Handlung hinauszudeuten, ist ein wohlfeiles Mittel, dessen Wirkung aber aufhört, sobald die augenblickliche Stimmung sich wendet. Der ächte Realismus geht mit dem ächten Idealismus Hand in Hand. Räthselhafte, abnorme Individualitäten, für welche Verstand und Gefühl keinen Schlüssel bieten, gehören weder der Wirklichkeit noch der Poesie an; sie endigen in Wahnsinn, denn Wahnsinn ist nichts Anderes, als das vom Gesetz der Wirklichkeit isolirte Gemüth. Es ist nichts leichter, als einen verschrobene[n] Verstand und eine verschrobene Empfindung zu schildern, denn man mag cariciren, nach welcher Seite man will, man trifft stets das Richtige, weil es für die Absurdität kein Maß giebt; nichts dagegen ist schwerer, als für das gesunde Empfinden, den gesunden Gedanken und

die gesunde That den richtigen Ausdruck zu finden; denn dieser ist nur ein einziger, und um ihn zu treffen, muß man selber gesund empfinden und denken. Zur Idealität eines dramatischen Charakters gehört, daß er frei ist, d. h. durch seine eigene Natur mit Nothwendigkeit bestimmt wird. Damit hängt die Idealität des Schicksals zusammen. Das incommensurable Moment der Natur, jene dämonisch schadenfrohe Macht, wie Goethe sie schildert, die der Kraft und Freiheit Gelegenheit zur Entwicklung giebt, indem sie ihr widerstrebt, darf dem Geist nicht als blinder Zufall gegenüber treten. Zwar spielt der Zufall im sogenannten wirklichen Leben seine Rolle, aber wir haben das gerechte Gefühl, daß er nicht das letzte Wort hat, und diesem Gefühl, aus welchem die ächte Religion hervorgeht, soll der Dichter in seinem individuellen Bild den angemessenen Ausdruck geben. Gegen die rohe Form der poetischen Gerechtigkeit hat man sich mit Recht empört; aber das Gefühl muß jedes wahre Drama in uns erwecken, daß das Recht der Seele hoch über dem Recht der zufälligen Ereignisse steht, daß der Geist auch in Ketten frei ist. Das Tragische soll uns erschüttern, aber nur indem es uns erhebt, indem es unsere Seele von den Schlägen der Endlichkeit befreit. Zwecklose Greuel verletzen das Gemüth, und eine tragische Versöhnung zu finden, ist nicht nur ein moralisches, sondern auch ein ästhetisches Bedürfnis. Der Ernst und die Sicherheit, mit dem diese Versöhnung eintritt, ist ein Maßstab für die sittliche Bildung der Zeit. Jede bloße Copie des Wirklichen ist an und für sich häßlich, weil sie den innern Zusammenhang zerreißt, und wenn der Dichter das Bewußtsein hat, in diesem Bann des Wirklichen gefangen zu sein, wenn er der Welt keinen Frieden geben kann, so ist das ein Zeichen, daß er für den Augenblick seine Aufgabe einer andern Richtung des Geistes überlassen muß, der Wissenschaft; denn diese wird wenigstens der Wirklichkeit gerecht, während der pessimistische Dichter von ihr ein falsches Bild giebt. Hebbel betrachtet die gegebene sittliche Welt wie ein anatomisches Präparat, um sie als die Welt des Todes darzustellen. Er hat damit zwar die Welt nicht richtig geschildert, aber er dient uns dafür seinerseits als Präparat, um die Krankhaftigkeit der modernen Dichtung in ihrem innern Lebensnerv bloßzulegen. Die meisten unserer Dichter leiden an demselben Fehler, und wenn das Studium der Wirklichkeit, wenn die scharfe psychologische Zergliederung die nothwendigen Vorbereitungen sind, um zur Wahrheit zu dringen, so wird eine ächte Dichtung doch nur dann möglich sein, wenn sie von dem Glauben an das höhere Leben ausgeht, und dieses Leben zu zeigen den Muth und die Kraft besitzt.



### Drittes Kapitel.

#### Der Roman und die Gesellschaft.

Die Frage, ob der historische Roman überhaupt eine Berechtigung habe, scheint nach dem glänzenden Erfolg W. Scott's eine müßige zu sein. Aber unter den unzähligen Romanen, die das Vorbild dieses großen Dichters hervorgerufen hat, lassen wenige das Unrecht vergessen, das darin liegt, historische Felden wie Eingebungen der dichterischen Phantasie zu behandeln. Dieser Uebelstand tritt bei einer der geschichtlichen Darstellung so nahe verwandten Form mehr hervor, als bei dem Drama, das uns in eine ideale Welt versetzt und uns zu wenig an die Wirklichkeit in ihren kleinern Beziehungen erinnert, um die wissenschaftliche Kritik herauszufordern. Allein für das Festhalten einer großen Vergangenheit ist es wichtig, sie in der Totalität aller Lebensbeziehungen zu schildern; eine Aufgabe, die durch die Geschichtschreibung in einer künstlerischen Form nicht gelöst werden kann. Angeregt durch den historischen Roman, hat man in neuerer Zeit sich bemüht, die Schicksale der einzelnen Personen, ihre Portraits, die Sitten und Gebräuche, ja das Costüm der Zeit, ihre Literatur und sonstige Bildung in den Faden der Geschichte zu verweben und das Ganze novellistisch abzurunden. Aber wenn z. B. Carlyle in seiner Geschichte der Revolution, um die Gleichzeitigkeit der Goethe'schen Dichtung mit den französischen Feldzügen zu versinnlichen, die Theilnahme Goethe's an der Campagne von 1792 und dessen Memoiren benutzt, um durch den Contrast eines mit der Farbenlehre beschäftigten Dichters und der wilden politischen und militärischen Bewegung einen wohlthuenden Effect hervorzurufen, so ist dies Verfahren ebenso unkünstlerisch als unwissenschaftlich, denn es zerstreut die Aufmerksamkeit und giebt in der Episode ein zwar pikantes, aber schiefes und unvollständiges Bild. — Für die Deutschen müßte die Aufgabe lockender sein, als für irgend ein anderes Volk; denn wir haben zwar ein lebhaftes Nationalbewußtsein, aber unsere historischen Traditionen sind sehr gering. Das liegt lediglich in der Zersplitterung unserer Geschichte in kleine Kreise, die doch wieder nicht abgeschlossen genug waren, um in sich selbst die Tradition lebendig zu erhalten. Mit Ausnahme von wenig großen Persönlichkeiten stehen uns die Ausländer fast näher, als unsere eigenen Erinnerungen. Darum haben sich unsere Romanschreiber nur mit Widerwillen an die deutsche Geschichte gemacht. Zu einem anziehenden historischen Gemälde gehört ein gewisser Reichthum an

geschichtlichen Figuren, die sich an einem und demselben Orte zusammenführen lassen. Wo sollte man einen solchen Ort in Deutschland suchen? Wenn sich auch in jedem Zeitalter eine ungefähr gleiche Zahl bedeutender Männer hätte aufstellen lassen, als in dem gleichen Zeitalter bei den Engländern und Franzosen, so muß man sie doch an den entlegensten Orten zusammensuchen, und ein Roman auf der Wanderschaft verstattet kein einheitliches Gemälde. Um ein bis ins Einzelne belebtes und verständliches Gemälde zu geben, muß der Dichter die Provinzialgeschichte zu Grunde legen. Bei uns hat fast jeder Landstrich eine Zeit, wo er mit der allgemeinen Geschichte in Berührung kam und den Inhalt seines individuellen Geistes der Nation übertrug. Was die Zeiten betrifft, so wäre das eigentliche Mittelalter auszuschließen. Hier ist zwar viel allgemein historisches Interesse, aber es fehlt die individuelle Färbung. Im 14. und 15. Jahrhundert haben wir Färbung und Material für die Detailzeichnung im Ueberfluß, aber keine Mittel, die Geschichte zu concentriren. Die Reformation ist eine der günstigsten Perioden, denn in ihr wurden alle Theile unseres Vaterlandes aufgerüttelt und in Bewegung gesetzt, und sie bietet, wenn nicht einen lokalen, doch wenigstens einen geistigen Mittelpunkt. Aus dem dreißigjährigen Kriege, den französischen Raubkriegen, dem siebenjährigen und dem Befreiungskriege schlummert noch eine Fülle von Erinnerungen im Volke, die durch ein lebendiges Gemälde wieder erweckt werden kann. An Stoff fehlt es also unsern Dichtern nicht, aber sie versehen es in der Regel in der Form; sie verstehen das Gesetz der Perspective nicht. Der Dichter hat die doppelte Aufgabe, das Gemälde seines Zeitalters so zu entwerfen, daß wir die Kluft, die uns von demselben trennt, lebhaft empfinden, und zugleich den Weg zu bahnen, der uns das Verständniß eröffnet. Die Gegenwart muß ihren Schein in die Vergangenheit werfen, daß uns die Vergangenheit wie Gegenwart erscheint: nicht so, als ob wir uns mit unsern gegenwärtigen Empfindungen und Reflexionen darin wiederfinden, sondern daß wir den innern Zusammenhang der uns augenblicklich fremden Anschauungsweise mit unserer gegenwärtigen begreifen. Sieht der Dichter bloß eine Chronik im Geiste und Stil der Vergangenheit, so können wir kein lebendiges Interesse daran nehmen. — Wir haben treffliche Vorarbeiten; der Stoff ist durch Gelehrte und Ungelehrte in Märchen, Sagen, Liedern und Gedichten, Kupferstichen und Holzschnitten so reichlich aufgespeichert, daß es an Hülfsmitteln, ein beliebiges Zeitalter bis zur lebendigen Anschaulichkeit zu detailliren, nicht mangelt. Auch an Talenten fehlt es nicht. Wie vielversprechend ist z. B. die historische Färbung im „Götz“, „Michael Kohlhaas“, den „Kronenwächtern“ u. s. w. Aber es hat uns nicht gelingen wollen, in einem größern Werk irgend eine Periode der deutschen Geschichte künstlerisch wieder-

zugeben. Einmal lag unsern Romanschreibern immer noch das Beispiel der Cramer-Spieß'schen Zeit vor Augen, so sehr sie sich durch Bildung und Talent vor jenen auszeichneten. Cramer und Spieß hatten in ihren Ritter- und Räuber geschichten im Wesentlichen nichts Anderes gezeichnet, als das Leben auf den deutschen Universitäten; trotz seiner Verbhheit und seiner anscheinend freien Formen ein unkräftiges und pedantisches Wesen, dessen engherziger Formalismus weder einen freien Humor, noch eine starke Begeisterung ertrug. Sodann haben unsere Dichter eine unbezwingliche Neigung zur Sentimentalität. Zu leicht verwandelt sich bei ihnen das Mittel in den Zweck. Sie geben Detailschilderungen, nicht um die Erzählung anschaulicher zu machen, sondern um des Details willen. Während sie auf der einen Seite sich in einem unbegrenzten Horizont bewegen, verlieren sie sich auf der andern in die Einzelheiten ihres Weges und kommen nicht von der Stelle. Das Glück, welches die Trömlitz und van der Velde eine Zeit lang bei der Lesewelt gemacht, ist wohl begreiflich: sie sind im Stande, eine zusammenhängende Geschichte zu erzählen; man bewegt sich vorwärts und bleibt in einer gewissen Spannung. Die Seltenheit dieses Talents ist auch ein Symptom von der mangelnden Disciplin in unserer Bildung, die uns in der Poesie wie in der Politik so unendlich zurückgebracht hat. Ein fernerer Grund ist die zuerst durch die Romantiker, dann durch die Jungdeutschen hervorgerufene und gepflegte Neigung, sich in Empfindungen zu bewegen, die der Natur widersprechen. Wenn man die energischen Charaktere der frühern Zeit auf gleiche Weise subtilisirt, wie die schönen Seelen unserer Salons, so geht daraus die vollendete Unnatur hervor. Unsere Geschichtsphilosophie ist so gebildet, daß wir über die Absichten, welche der Weltgeist mit seinen Lieblingen gehabt, viel besser unterrichtet sind, als diese selbst: wir sind aber viel zu bescheiden, das Bewußtsein dieser Ueberlegenheit zu tragen, wir leihen also unser Bewußtsein jenen Helden und stellen sie dadurch auf einen Rothurn, der es ihnen unmöglich macht, sich frei und nach den Gesetzen der Natur zu bewegen. — Der erste nennenswerthe Dichter ist Wilhelm Hauff, geb. zu Stuttgart 1802, gest. 1827: ein leichtes, anmuthiges Talent, dessen Märchen und Novellen (das Bild des Kaisers u. s. w.) die Schule Hoffmann's verrathen, aber durch bestimmte Auffassung der wirklichen Zustände und durch Correctheit der Erzählung darüber hinausgehen. Seine Memoiren des Satan und die Phantasien im Bremer Rathskeller sind romantische Capriccio's, seine Satire gegen Claren, damals den beliebtesten unter den deutschen Novellisten (der Mann im Monde 1826), zeigt mehr richtiges Urtheil als Talent. Der historische Roman Lichtenstein (1826) schließt sich durch seine Form an W. Scott, durch seine Sympathien an Uhland und die übrigen Schwaben an. Es ist ein mit patriotischer Wärme und gesunder Einsicht angeschautenes Stück deutscher

Geschichte mit einer scharf ausgesprochenen provinziellen Farbe. Daß die Charakterbilder wenig hervortreten, liegt zum Theil darin, daß seine Reigungen mit seinem Urtheil nicht ganz zusammenfallen. Im lyrischen Gedicht sieht der Feudalismus mit seinen Burgen, seinen ritterlichen Sitten und seinen gemüthlichen Formen artig genug aus; in der ausführlichen Darstellung verliert sich dieser Reiz. Der Dichter hat Unbefangenheit genug, einzusehen, daß sein Held, der wilde Ulrich von Württemberg, die Hingebung seiner Vasallen nicht verdient, und er ist so ehrlich, seine Uebersetzung durchblicken zu lassen; allein er hat seine Figuren zu Anfang nach einem andern Maßstab zugeschnitten, und dadurch verlieren sie ihren Halt. Am meisten verfehlt ist der Maschinist des Stücks, der Bauer, der mit einer gewissen Monomanie, sich für seinen Herzog aufzuopfern, behaftet ist. Die wirklichen Bauern jener Zeit waren knorrigere Gestalten.

Ungleich bedeutender und an Talent wie an Bildung überhaupt allen übrigen deutschen Dichtern dieser Gattung überlegen ist Wilhelm Häring (Wilibald Alexis, geb. 1798 zu Breslau). Auf seine Jugendbildung hatte die romantische Schule einen durchgreifenden Einfluß, namentlich Hoffmann. Seine Novellen enthalten phantastische, oft fragenhafte Gestalten und unheimliche Situationen, vermischt mit langen Gesprächen über Kunst und Literatur, ohne innere Nothwendigkeit durch Laune und Willkür eingegeben. W. Scott stand damals auf dem Gipfel seines Ruhmes, und die „gebildeten“ deutschen Dichter, die ihn als Naturalisten verachteten, sahen mit geheimem Neid auf seinen Erfolg. Im Walladmor (1823) versuchte Wilibald Alexis eine Satire gegen ihn, welche deutlich zeigt, wie in ihm selbst die falsche Doctrin mit dem angeborenen Talent im Streit lag. Zuerst hat das Buch eine ironische Färbung, die Weise W. Scott's wird ins Fragenhafte übertrieben, und es fehlt nicht an bittern Bemerkungen. Dann aber lebt sich der Dichter mehr und mehr in seine eigenen Erfindungen hinein, seine Virtuosität entfaltet sich in einzelnen Schilderungen, und aus der Satire wird ernsthafte Nachahmung. Es ist schade, daß bei der verkehrten Anlage dies in der Luft schwebende Talent keine Freude erregen kann. In Schloß Avalon (1827) sucht die Nachahmung sich nicht mehr zu verdecken. Die Einzelheiten sind zum Theil vortrefflich, aber die Grundlage der Situation ist ungesund. W. Scott wendet in seinem Costüm, in seiner Färbung mit einer Kühnheit, die vor nichts erschrickt, phantastische und excentrische Formen an; aber der innere Kern seiner Charaktere ist ehrlich empfunden und festgehalten, während der Held dieses Romans den Mittelpunkt seiner Seele verloren hat. Wenn man die völlige Umkehr im Charakter eines Helden eintreten lassen will, so muß man ausführlich darauf eingehen, schon um die Haltbarkeit seiner eigenen Einfälle zu prüfen. Läßt man die Umwandlung im Verborgenen vor sich gehen, so

verwandelt man den dramatischen Verlauf in ein possenhafteß Maskenspiel. Ein späterer Roman: Urban Grandier (1843) gehört in dieselbe Richtung. W. Alexis leistete bei seiner weichen Empfänglichkeit und seiner vielseitigen Bildung den Strömungen der Zeit nicht immer den gehörigen Widerstand. Nach seiner romantischen Periode folgt eine jungdeutsche, die sich in den Romanen: das Haus Düsterweg (1835) und: Zwölf Nächte (1838) ausdrückt. Der Eindruck beider Werke ist um so unangenehmer, da man empfindet, daß die Manier angelünstelt ist, daß sie dem innern Wesen des Dichters widerspricht. — Die Reihe seiner vaterländischen Romane beginnt mit Cabanis (1832). Der erste Band, der die Schilderungen des Berliner Schullebens aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts und die Sitten der französischen Colonie schildert, erregte allgemeinen Jubel, und mit Recht. Es war ein lebensvolles Gemälde, warm empfunden und mit außerordentlichem Talent ausgeführt. Auch in den folgenden Bänden waren einzelne Schilderungen, namentlich vom preussischen Soldatenleben, vortrefflich; aber das Ganze mußte man als Mosaikarbeit empfinden. Die glänzenden Stellen waren mit Liebe und Sorgfalt ausgearbeitet, aber durch einen losen Faden mit einander verbunden, ohne organischen Zusammenhang. Die Fabel war auf den verrückten Einfall eines Sonderlings begründet, der weder ein allgemein menschliches Interesse, noch eine Berechtigung als historisches Charakterbild in Anspruch nehmen durfte; und mit den übrigen Personen gingen in den Zwischenzeiten, welche die Erzählung übersprang, so ungeheure Veränderungen vor, daß man sie nicht wiedererkannte. Nicht das Interesse an der Handlung, sondern das warme und stolze vaterländische Gefühl, das diesen Roman durchwehte, war es, was ihm einen so außerordentlichen Reiz verlieh. Obgleich W. Alexis in den spätern Werken die Technik immer sicherer beherrschte, läßt sich doch die Ähnlichkeit nicht verkennen. Bei der schärfsten Beobachtung der Wirklichkeit und dem kräftigsten Gefühl sind sie doch nicht von innen heraus organisch geschaffen, sondern äußerlich zusammengefügt. W. Alexis geht nicht von der Natur seiner Personen, nicht einmal von der Handlung aus, sondern es gehen ihm zuerst die äußerlichen Situationen, die Landschaften; Sitten, Zustände u. s. w. im Detail auf, und aus ihnen wachsen dann die Figuren, beinahe wie Arabesken. Gleich W. Scott giebt er seinen Zuständen zunächst dadurch einen Boden, daß er die Localität mit scharf sinnlichem und historischem Auge ansieht und von allen Seiten beleuchtet. Er sucht sich einen festen Mittelpunkt und führt uns auf verschiedenen Wegen unter wechselnden Stimmungen und Lichtern in denselben ein. Die Dede der sandigen Heide, die heiße Luft des Kieferwaldes am schwülen Sommertag, der märkische Landsee im Gebüsch versteckt, die weite Ebene, das Torfmoor,

Himmel und Hügel, Luft und Wasser sind mit wunderbarer Farbe belebt und sehr glücklich dazu benutzt, Stimmungen hervorzubringen. Auch die Menschen, welche in dieser Landschaft hausen, ein zähes, tüchtiges, dauerhaftes Geschlecht, mit ihren Wunderlichkeiten und Verirrungen, tüchtigem Willen und Energie sind mit Virtuosität gezeichnet, so oft sie als Staffage bei Ausmalung charakteristischer Zeit- und Landschaftsbilder auftreten. Die rauhe Kraft der Menschen auf diesem Grunde, die hochmüthigen Städter, die Raubritter, die Buschlepper, und was alles von Figuren und menschlicher Thätigkeit zu der märkischen Landschaft paßt, das tritt aus diesen Landschaften imponirend hervor; wir sehen den Wolf über das Wintereis der Havel schleichen und hören die Krähen über den Kiefernbusch schreien, der die Stelle einer schwarzen Unthat bezeichnet. Es ist ein grauer, trüber Himmel, der Ton und Luft in diesen Gemälden bestimmt; trotz seiner Monotonie von außerordentlicher Wirkung. Zuweilen beeinträchtigt die Virtuosität in der Färbung die Wahrheit der Charaktere. Der Dichter schildert die Menschen innerhalb dieser Staffage ebenso durch sie ergriffen und bestimmt, wie es einem gebildeten Menschen unserer Zeit geschehen würde. Dadurch erhält die Situation eine große Lebhaftigkeit, aber auf Kosten der Charakteristik. W. Alexis ist über das, was er will, nicht so völlig Meister, um sich ohne Gefahr in die Arabesken der Situationsmalerei zu verlieren. Er empfindet fein, aber nicht so schlicht und einfach, wie es der Dichter muß, um von den Naturbedingungen unabhängig zu sein. Es ist ein beständiger Kampf zwischen jener falschen, auflösenden Bildung, welche nichts Einfaches und Gesundes versteht und durch Raffinement ihre eigene Leere zu ersetzen sucht, und der Sehnsucht eines tüchtigen Mannes nach derber concreter Wirklichkeit, nach That und Charakter, nach Ehrlichkeit und sicherer Willenskraft. Das Letztere ist bei ihm so stark, daß er die Wirklichkeit in der That ergreift; aber er versteht nicht, sie festzuhalten, es breitet sich plötzlich ein Nebel über seine in kräftigen Tönen ausgeführte Landschaft, Hoffmann'sche Spukgestalten treten daraus hervor, die verständig angelegten Helden verschwimmen in sentimentale Metaphysik, die Begebenheiten gehen sprunghaft weiter, und zuletzt vergift der Dichter, was er ursprünglich gewollt. Selbst die Sprache verliert ihre historische Färbung. Manche Mißgriffe der entgegengesetzten Art, z. B. die Neigung, dem Anekdotischen einen zu großen Spielraum zu geben, sind aus derselben Sucht zu erklären. Die Idee, ein Paar Hofen zum Mittelpunkt eines ernsthaften historischen Romans zu machen, immer wieder darauf zurückzukommen und sie zuletzt sogar zum Symbol einer höhern Idee zu verwerthen, ist nichts weiter, als jene Paradoxenjägerei, die auf das Absurde verfällt, um sich vom Gewöhnlichen zu unterscheiden. — Die historischen Romane, welche die allmälige Entwicklung des preußi-

schen Staats schildern, sind folgende: Der Roland von Berlin (1840), der falsche Waldemar (1842), die Hosen des Herrn von Bredow (1846), der Wärrwolf (Fortsetzung des vorigen, 1848), Ruhe ist die erste Bürgerpflicht (1850), Isegrim (1853). Den reinsten Eindruck macht der erste Roman, was ein um so größeres Lob ist, da der Gegenstand einer künstlerischen Behandlung große Schwierigkeiten entgegensetzt. In unserer Zeit, wo die bürgerliche Bildung sich mit Bewußtsein der adeligen entgegensetzt, fühlt der Dichter sich leicht getrieben, die historische Entwicklung des Städtewesens zu seinem Gegenstand zu machen. Allein das Interesse für jene Zeit ist zunächst nur ein historisches oder vielmehr politisches, nicht ein ästhetisches. In dieser Beziehung waren W. Scott und seine Nachfolger, die das alte Ritterthum aus dem Schutt wieder ausgruben, viel günstiger gestellt. Denn so wenig politischer Verstand in den Begebenheiten zu finden war, die sie mit dem Schimmer der Poesie verherrlichten, so viel individuelles Interesse boten ihnen ihre Stoffe. Die Sitten des Ritterthums, wenn man sie geschickt zu gruppiren verstand, konnten als ein ideales Costüm aufgefaßt werden. Die politischen Beziehungen waren leicht zu übersehen, denn sie beruhten theils auf der gleichmäßigen Tradition, theils auf persönlichen Interessen und Ränken; sie fanden ihren Mittelpunkt in der strahlenden Persönlichkeit von Selben und Fürsten, und sie erweckten auch kein politisches Bedenken, da sie keine unmittelbare Beziehung zur Gegenwart hatten. Anders ist's mit der Geschichte der deutschen Städte. Sie macht einen großen Eindruck, wenn man sie als Ganzes auffaßt und von der welthistorischen Warte betrachtet. Aber das Leben in den Städten des Mittelalters ist unserm Bürgerthum ebenso fremd geworden, wie das Ritterwesen, und entbehrt den Vorzug eines idealen Costüms: wenn man ins Einzelne geht, so enthält es sehr vieles Kleine, Gehässige und Widerwärtige. Der Gegensatz der Bünde gegen die Geschlechter entzieht sich viel mehr der poetischen Darstellung, als die Fehden der Ritter, ihre Turniere und Liebesgeschichten, und wenn man in dem unbefangenen Leser einmal die romantische Stimmung erweckt, so wird er sich leicht versucht fühlen, für den patriarchalischen Klopffechter, den Ritter mit der eisernen Hand gegen die Pfeffertrümer und Tuchfabrikanten Partei zu nehmen. Denn was jeder rechte Romanleser als Convenienz verabscheuen muß, war in den Städten viel concentrirter und dabei viel kleinlicher anzutreffen, als in den Schlössern des Adels. Ein zweiter Uebelstand ist die Verworrenheit der politischen Beziehungen. Um ihre Rechte gegen die übermächtigen Fürsten und Edelleute zu wahren, mußten die kühnen Vorkämpfer der Städte in die allgemeinen Intriguen eingehen, die wir erst von vielen Seiten betrachten und analysiren müssen, ehe wir ein Urtheil und damit eine wirkliche Theilnahme gewinnen. Das Inter-

effe der Stadt konnte es zuweilen mit sich bringen, Zustände stützen zu wollen, die unhaltbar waren, und wenn wir diese Verwickelungen hin und her überlegen, um uns ein Urtheil zu bilden, so wird unsere Aufmerksamkeit von der Sache abgelenkt. Ganz hat W. Alexis diese Schwierigkeit nicht überwunden. Er verlegt den Kampf zwischen den Städten und der Fürstengewalt in zwei harte, gewaltthätige, aus einem Guß hervorgegangene Naturen, deren Zusammenstoß tödtlich sein muß; aber beide, der Bürgermeister von Berlin, wie der eiserne Kurfürst, sind nicht ganz unbefangen. Es lebt in ihnen zu viel von dem Bewußtsein unserer eigenen Zeit über die Bedeutung jenes Conflicts, als daß sie ihrer Natur ganz treu bleiben könnten. Der Ausgang entspringt daher nicht aus der Natur des Gegenstandes, sondern aus der Reflexion. Aber die außerordentlichsten Vorzüge entschädigen uns für diesen Fehler. Wie B. Hugo in *Notre-Dame*, legt W. Alexis seinem Gemälde die altdeutsche Architektur zu Grunde, und es sieht fast so aus, als ob die Menschen etwas von der Natur jener fassenhaften Bildwerke annehmen, die sie täglich vor Augen sehen. Aber der Geist geht doch nicht ganz in die Symbolik der Materie auf. Jene Menschen haben zugleich ein kräftiges, reichbewegtes eigenes Leben, und dieses Leben drängt sich in sinnlicher Gegenwart auf. — Weniger gelungen ist der falsche Waldemar, trotz einzelner vortrefflicher Scenen. Der Dichter hat sich ein unhaltbares psychologisches Problem gestellt, indem er Waldemar weder als einen Betrüger, noch als den ächten Markgrafen, sondern als eine Mischung aus Beiden darzustellen sucht, als einen Nachtwandler, der sich in die Seele eines Andern eingelebt hat. Das trübe Licht dieses geheimnißvollen Seelenlebens verbreitet über das ganze Gemälde eine falsche Färbung. — In den Hosen des Herrn von Bredow ist die Staffage, und was dazu gehört, das Leben der Landedelleute, mit einem so bezaubernden Realismus dargestellt, und zugleich mit einem so feinen Humor, daß wir das Beste erwarten. Aber je weiter wir kommen, je mehr werden wir enttäuscht. Sobald die vorbereitenden Genrebilder aufhören, sobald es darauf ankommt, Männer von einem wirklichen Inhalt, von einer großen Ueberzeugung darzustellen, die mit Hintansetzung aller Nebenumstände rücksichtslos auf ihr Ziel losgehen, geht es dem Dichter, wie im *Roland von Berlin*, er verliert sich in psychische Abnormitäten, und die Entwicklung geht aus dem Historischen ins Pathologische über. — Kühner ist der Entwurf in dem Roman: *Ruhe ist die erste Bürgerpflicht*, der uns mit einem großen historischen Blick in die Wirren der Napoleonischen Zeit einführt. Was uns in diesem Werk zunächst wohlthätig berührt, ist der lebendige patriotische Geist, in dem es geschrieben ist. Wir meinen damit nicht jene lyrischen Ausbrüche der Vaterlandsliebe, die nicht schwer ins Gewicht fallen, son-



bern die Fähigkeit, den Patriotismus in concreten Gestalten darzustellen. W. Alexis hat das preussische Wesen stark und warm empfunden, und er weiß zu bewegen und zu rühren, obgleich er keinen Anstand nimmt, die Schattenseiten grell hervorzuheben. Die Schilderung der Männer, die damals Preußens Schande verschuldeten, ist so scharf und scheidend, daß man sie nur aus lebendigem Haß erklären kann, und dieser Haß thut wohl in unserer Zeit. Allein diese historischen Gemälde bilden nur den Hintergrund; das eigentlich romantische Interesse knüpft sich an die psychologische Schilderung der bekannten Giftmischerin Urfinus, der noch ein anderer Giftmischer, ein Herr von Wandel, beigegeben ist, auch eine Reminiscenz aus den Criminalacten. W. Alexis hat die vielen Jahre hindurch, daß er den Reuen Pitaval\*) herausgiebt, sich so in das psychologische Raffinement der Verbrechergeschichten vertieft, daß er es in seinen Erzählungen nicht mehr los werden kann. Er versucht sein Interesse zu rechtfertigen durch einen Regierungsrath, der aus der Verwaltung in die Justiz zurücktritt:

Ich lebe jetzt für die Verbrechermwelt. Die Wahrheit, die ich in der Psychologie des Staats nicht fand, suche ich in der der Gefängnisse. Es ist eigentlich derselbe Stempel, nur ursprünglicher, frischer. Das Schiller'sche Weltgericht finde ich hier viel conciser, concreter . . . . Dort sehen wir nur Stückwerk, hier Totalitäten . . . . Wie aus dem unscheinbaren Keime eine ganze Verbrechervorbahn entspringt, wie die erste Unterlassungssünde, die Scham darüber, das Streben, es zu verbergen, eben so oft als der Kipfel der Lust das Individuum weiter treibt, gäbe das keine Anschauung, Belehrung, ja Erhebung? Da in der großen Geschichte vertuscht man es, wie aus dem Kleinen das Ungeheure sich ballt; hier ist kein Grund dazu. Die Diplomaten und Historiker fehlen, die das Schlechte schön malen, dem Alernen einen tiefen Sinn unterlegen, die Natur giebt sich, wie sie ist . . . . Und wenn mitten aus der Verworfenheit ein schöner menschlicher Zug wie ein Licht aus bessern Welten hervorschießt, da kann dem Criminalisten eine Thräne ins Auge treten, und er kann den Verbrecher lieben, den er verdammen muß . . . . Der Sprung aus der Politik in die Criminalistik ist für mich zur Rettung geworden; aus einer Welt der Verworfung, über der der gleißende Schein immer mehr reißt, in eine Naturwelt, wo es noch chaotisch daliegt, unschön, meinetwegen ekelhaft, aber es ist die grelle Naturwahrheit . . . . Jetzt begreife ich die Völkerwanderung. Die Barbaren, welche die römische Culturwelt mit ihren Keulen niederschlugen, waren nicht etwa hohe Engel aus dem Paradiese, auch unter ihnen grassirten Laster, Blutsünde und Greuel aller Art, aber sie

\*) Diese Sammlung, seit 1842 von Ed. Fipig und W. Häring herausgegeben, hat sich mehr einzuschmeicheln gewußt, als irgend eine frühere. Das juristische Interesse ist in derselben nur spärlich vertreten, dagegen ist die belletristische Form mit großem Geschick gehandhabt.

waren der frische Ausdruck des gigantischen Menschengeschlechts . . . . Wenn Sie in der Verbrechervelt nur einen andern Abklatsch der höhern Stände erblicken, so zergliedere, arrangire ich sie mir, ich finde Erklärung für Vieles, was oben im Licht geschieht, in meinem Schattenreich . . . . Die Zerlassenheit, das laze Wesen, die Maximen, Principien drängen von oben nach unten durch, wie eine ägende Säure u. s. w.

Das Verbrechen ist keineswegs ein Ausdruck der Naturkraft, nicht einmal ein Ausdruck für die Schwächen der wirklichen Gesellschaft: es ist immer eine Anomalie. Nicht die Gewaltthatigkeit oder die Bosheit macht seine Natur aus, sondern einfach der bewusste Conflict mit der Criminaljustiz. Wo so etwas in den höhern Ständen vorkommt, bei denen das Zuchthaus, der Pranger, der Galgen doch einen Eindruck auf das ästhetische Gefühl hervorbringen, da liegt eine so große Anomalie in der Seele (wir meinen damit keineswegs eine criminalistisch rechtfertigende Krankheit), daß sie eigentlich nicht in den Kreis der Dichtung gehört. Die criminalistische Poesie der neuesten Zeit ist eine Verirrung des Geschmacks. Verbrechen, in welchen die Mittel im Verhältniß zum Zweck stehen, wie die eines Rachebath und Richard III., können die Seele bewegen und erschüttern, aber wenn die Geheimrätthin Ursinus den Kindern ihres Bruders, ja selbst ihrem Bedienten, Rattenpulver eingiebt, theils weil sie sie nicht leiden kann, theils aber auch bloß aus einem verrückten Gelüst, so ist das eine abscheuliche Curiosität, die in unsern Gefühlen auf keine verwandte Saite trifft. W. Alexis hat mit bewundernswürdiger Feinheit die Seele dieses mißgeschaffenen Scheufals analysirt, aber wir fühlen uns doch durch die übel verschwendete Mühe verstimmt. Daß die Romanschreiber gern zu Criminalgeschichten greifen, ist aus der romantischen Spannung des Geheimnisses zu erklären; doch war früher nicht der wirkliche Missethäter der Gegenstand des Interesses, sondern der Beschädigte oder der unschuldig Angeklagte. Seit Schiller's Räubern hat sich das Verhältniß umgekehrt; jener Geist der Philanthropie, der zuerst dahin wirkte, die Verbrecher menschlich zu behandeln, die Strafen zu mildern, die Gefängnisse zu verbessern, verirrte sich zuletzt so weit, daß er im Verbrecher, wie mancher Anatom in der physischen Mißgeburt, den anziehendsten Gegenstand der Beobachtung, daß er in der Anlage zum Verbrechen eine gewisse Genialität fand \*). Das Sprunghafte in der Entwicklung, das sich bei der

\*) Das Beispiel gab Eugen Aram (1831). Der Charakter ist psychologisch unwahr. Ein Mann, wie ihn Bulwer schildert, kann nimmermehr auf die Idee eines Verbrechen verfallen, welches die öffentliche Meinung wie das Gesetz mit dem Makel der Insamie behaftet. Es ist das jene geheime, in ihren Einzelheiten kaum sichtbare, aber um so weniger zu erschütternde Gewalt, mit welcher die moralischen Grundsätze sich durch ästhetische Vermittelung einführen, die Macht der

Analyse mißgeschaffener Seelen nicht vermeiden läßt, geht dann auch auf die Zeichnung der andern Charaktere über. So soll die Heldin als ein Ideal von klarem Gefühl, richtigem Verstand und starkem Willen geschildert werden; da sie aber immer aus einer unsinnigen Situation in die andere gestoßen wird und sich nur bruchstückartig abzeichnet, so können wir uns von ihr kein zusammenhängendes Bild entwerfen; sie ist uns unverständlich und daher interesselos. Es kommt noch die jungdeutsche Neigung dazu, den Leser zu überraschen. Der Schluß ist völlig unbefriedigend: das Schicksal haut mit blinder Wuth rechts und links hinein, und wir verlieren die Personen, für die wir uns interessieren, ohne irgend eine Katastrophe einfach aus den Augen. — Issegim (1853) beginnt mit der Zeit nach der Schlacht von Jena und dehnt sich bis zur Revolution aus. Auch hier tritt uns ein warmes patriotisches Gefühl entgegen, das sich aber zu sehr in Unterhaltungen ausgiebt und dadurch den verwickelten Gang der Begebenheiten noch mehr verwirrt. Die Staffagen sind mit der bekannten Virtuosität ausgeführt, das Aeußerliche der Charaktere mit vollendeter Künstlerschaft gezeichnet; dagegen tritt die Neigung zum Wunderlichen, Unerwarteten und Unvermittelten noch unbequemer als früher hervor, und die weite Ausdehnung der Zeit, die über ein Menschenalter umfaßt, giebt den Gestalten etwas Dämmerhaftes und Verschwimmendes. Durch einzelne Züge, die wie psychologische Experimente aussehen, kommt selbst in die Physiognomie derjenigen Personen, die uns am werthesten geworden sind, etwas Ungesundes. Die anscheinend auf den solidesten Grundlagen aufgerichtete Welt des Romans schwimmt in ein lügenhaftes Wesen, das an Tieck's Novellen erinnert, und mit einem unbehaglichen Grau breitet sich die alte Ironie der Romantik über das mit so vieler Liebe entworfene historische Zeitalter. — Es ist W. Alexis nicht gelungen, sich den falschen Voraussetzungen seiner frühern Bildung ganz zu entwinden und so seinem Vaterlande ein neuer W. Scott zu werden, wozu ihn die Natur mit den reichlichsten Gaben ausgestattet hatte. —

Alle übrigen Dichter dieser Gattung stehen ihm unendlich nach. Heinrich Steffens ging gegen alle dichterischen Gewohnheiten erst in seinem höhern Alter, als er des geistigen Kampfes müde war, zur Dichtung über. Seinen ersten Roman: Die Familien Walseth und Keith, schrieb er im 52. Jahr. Dann folgten die vier Norweger,

---

wirklichen Gesellschaft auch über die freieste und kühnste Individualität. — Dultwer hat diese Nachtseite mit großer Ausdauer verfolgt: im Paul Elford (1830) hat er einen Straßenräuber, in Nacht und Morgen (1843) einen Fälscher beschönigt, in der Lucretia (1847) tritt eine ganze Gesellschaft von Giftmischern auf. — Ainsworth's Straßenräuber und Diebe gehen vollends über allen Spas.

und Malcolm, endlich im 64. Jahr die Revolution. Er war als Dichter, was er früher als Philosoph gewesen war. Lebendige Gestalten hat er nicht geschaffen, zu einer großen, durchgreifenden Composition fehlte ihm der Muth, und er beeinträchtigte den Zusammenhang seiner Begebenheiten noch mehr durch ein ganz wunderliches Einschachtelungssystem; aber seine Schilderungen aus dem geistigen Leben der Zeit überströmen von artigen und zierlichen Einfällen und seine Naturschilderungen sind von einer warmen, gesättigten Farbe. Seine poetische Thätigkeit erwarb ihm die allgemeine Gunst der geistvollen Frauen: Rahel, Bettine u. s. w. das Publicum, für welches er eigentlich stets empfunden und gedacht hatte. —

Am nächsten an ihn erinnert Joseph von Rehfuß, geb. 1779 zu Tübingen, von 1801—1809 auf beständigen Reisen in Italien, Frankreich und Spanien, dann im höhern Staatsdienst. Auch er wandte sich erst im spätern Alter zur Dichtung: Scipio Cicala erschien 1832, die Belagerung des Castells von Gozzo 1834, die neue Medea 1836. Er starb 1843. — Eine weitumfassende historische Bildung, scharfsinnige Analyse und die Fähigkeit, in lebhaften Farben zu malen und starke Contraste zu empfinden, ist ihm nicht abzusprechen; aber er malt immer nur das Einzelne, und es drängen sich bei ihm so viel mannigfaltige, schreiende und widersprechende Farben durcheinander, daß ein harmonischer Gesamteindruck unmöglich wird, man empfindet die Farbenpracht, aber man unterscheidet nicht die Zeichnung. Außerdem erzählt er schlecht, vielleicht weniger aus Mangel an Talent, als weil er es für unschicklich hält, einfach zu erzählen; er macht forcirte Sprünge, um dann von Zeit zu Zeit erschöpft zusammenzufallen. Seine Bildung ist reich, und die Aufgabe seines ersten Romans, den nothwendigen Zerfall eines Charakters von der tüchtigsten Anlage nachzuweisen, wenn er sich von der sittlich-religiösen Ordnung trennt, in der er geboren ist, würde einen tiefen Eindruck machen, wenn sie nicht durch das Uebermaß der sinnlichen Schilderungen erstickt würde. Seine Charaktere sind voll der geistreichsten Intentionen, aber sie werden nicht ausgeführt, weil sie Alles, was an Kraft in ihnen ist, in einzelnen zufälligen Situationen ausgeben. —

Karl Spindler (geb. 1795 in Breslau, gest. 1855 zu Baden-Baden)\*) ist an Naturkraft ebenso bedeutend, wie schwach an Bildung und Technik.

\*) Seine „sämmtlichen Werke“ erscheinen seit 1831 in verschiedenen Ausgaben und füllen bis 1854 gerade 100 Bde. Sein erster Roman von Bedeutung war: der Bastard (1826); es folgten: der Jude (1827), der Jesuit (1829), der Invalide (1831), die Nonne von Gnadenzell, Boa Constrictor (1836), Friedolin Schwertberger, der Vogelhändler von Imst (1841).

Seine historischen Studien sind mehr auf das Aeußerliche gerichtet, aber bei seinem sehr guten Blick für charakteristische Züge versteht er es zuweilen auf eine überraschende Weise, uns die Sitten der Vergangenheit zu versinnlichen. Im Porträtiren ist er ohne Gleichen, freilich in der rohen niederländischen Manier, aber vom Idealen hat er keinen Begriff, es bleibt Alles Stoff. Er glaubt allen Anforderungen zu genügen, wenn er ein Stück Leben aus der Vergangenheit herausgreift und möglichst treu wiedergiebt. In seinen ersten Romanen ist die Rücksichtslosigkeit der Erzählung so groß, daß wir fortgerissen werden und uns für den Augenblick durch die Häßlichkeit und Verzerrung seiner Gestalten nicht stören lassen; später überwuchert das Material. Wir haben nie das Gefühl der Ruhe und Behaglichkeit, das doch für das epische Gebiet nothwendig ist; über der Masse der Einzelheiten geht der Gesamteindruck verloren. Eine unübersehbare Fülle von Personen drängen sich durcheinander auf einem viel zu engen Raum, der keine Ordnung und Gruppierung gestattet; in fieberhafter Eile treten sie auf und gehen wieder ab, ehe man noch für sie irgend hätte warm werden können, von Uebersicht und Perspective ist keine Rede. Es ist schade um dieses große Talent: wenn er sich nicht in leichtsinniger Productivität erschöpft hätte, wäre er vielleicht für die vaterländische Literatur von Bedeutung geworden; sein „Meister Kleiderleib“ z. B. (1845) steht an realistischem Humor und an Kühnheit der Erfindung weit über den Jean Paul'schen Capriccios. —

Heinrich Ischoffe, geb. 1771 zu Magdeburg, seit 1795 in Graubünden angesiedelt, später in Aarau, wo er 1848 starb, hatte schon in seiner Jugend 1793 durch das schlechte Drama: Abälino, der große Bandit, ein höchst unverdientes Aufsehn erregt. Seine anonym geschriebenen Stunden der Andacht erlebten 26 Auflagen und wurden das Lieblingsbuch des herrschenden Rationalismus. Seine zahlreichen Novellen sind ganz naturalistisch, zuweilen roh, aber nicht ohne Witz, namentlich dann, wenn er die Reigung zur Empfindsamkeit abstreift. Hierher gehört er durch seine Bilder aus der Schweiz (1825—1826), welche die beiden historischen Romane: Aldrich im Moos; und der Freihof von Aarau enthalten. In seinen Urtheilen zeigt er den tüchtigen, im praktischen Leben wohlerfahrenen Mann, dessen hausbackener Verstand ohne alle Reflexion häufig das Richtige trifft, und dessen harmloses und lebenswürdiges Wesen ebenso wohlthuend wirkt, als das patriotische Gefühl. Auch zeigt er in der Schilderung von Personen und Zuständen ein nicht gemeines Talent; aber wir vermissen zu sehr die Bildung, die sich in der humoristischen Freiheit des Dichters von seinen Gegenständen zeigen muß, und jene Kühnheit der Phantasie, die durch starke, entschiedene Striche ihrem Gegenstand gerecht wird. Er stellt mitunter sehr aufregende Gegen-

stände dar, aber sie machen nicht die gehörige Wirkung, weil er mit zu kleinen, ängstlichen Strichen malt. Verdienstlich ist sein Volksbuch: Des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk (1822), wozu er die Vorarbeiten vorher in einzelnen monographischen Werken niedergelegt hatte. — Die zahllosen Arbeiten in der Gattung des historischen Romans,\* der wie begreiflich aus der reactionären Stimmung mehr und mehr in die revolutionäre überging, kann man füglich übergehen; viel wichtiger wurde ein verwandtes Kunstgebiet, welches sich mit der historischen Forschung nicht in die Vergangenheit, sondern in die Gegenwart wandte: eine Ergänzung der beliebten Reiseliteratur.

Karl Sealsfield, in Deutschland geboren, wanderte nach genossener Universitätsbildung nach den Vereinigten Staaten aus, wo er durch einen mehrjährigen Aufenthalt das Bürgerrecht erwarb. In einem kurzen Besuch nach seinem Vaterland schrieb er 1826 ein Buch über die V. St. in deutscher Sprache, und ging dann nach England. Nach Amerika zurückgekehrt, bereiste er den südwestlichen Theil der Union und schrieb den Roman *Tokenah or the white rose* 1828. Nachdem er 1829—1830 an der Redaction des *New-Yorker Courier des Etats unis* theilgenommen, ging er als Correspondent des *Morning Courier* nach Paris, und lebte abwechselnd in Paris und London, bis er 1832 seine Correspondenzen aufgab und sich nach der Schweiz zurückzog. Durch die Umarbeitung des *Tokenah: Der Legitime und die Republikaner* (1833) machte er

\*) Ludwig Bechstein (geb. 1801 zu Meiningen): der Sagenschatz des Thüringerlandes 1835 — Fahrten eines Musikanten 1836 — Grumbach 1839 — Philidor, aus dem Leben eines Landgeistlichen 1842. — Ludwig Storch (geb. 1803 zu Ruhla): Runz von Rauffung 1827, der Freiknecht 1831 u. s. w. Die letzten: ein deutscher Leinweber (1846, 9 Bde.!), das Pfarrhaus zu Hallungen 1851. Rohe Form, willkürliche Erfindung; nicht ohne realistische Anlagen. — Auguste Paalzow (geb. 1788 zu Berlin, Schwester des Malers Wach, starb 1847): Godwie Castle (1836), Ste. Roche (1839), Thomas Thyrnau (1843), Jakob van der Rees (1847). Gutmüthig, auf die sanftern Neigungen der vornehmen Welt berechnet. — Theodor Mundt: Thomas Münzer (1841), Carmola oder die Wiedertaufer (1844), Mendoza der Vater der Schelme (1847). — Friedrich von Uechtritz: Albrecht Holm (9 Bde.!, 1853). — Julius Moser: Der Congress von Verona (1842). — Robert Heller: Florian Geyer (1848). Ludwig Kellstab: 1812 (1834). — Eduard Duller (aus Wien): Popola 1836. — Theodor Mütge: Die Bendéerin 1837, Louffaint 1840, König Jacob 1850, der Voigt von Silt 1851 (mit großer Wärme für die Sache Schleswig-Holsteins), Afraja (1854, Schilderungen aus Norwegen, mit vortrefflichen Genrebildern). — Adolf Stahr: die Republikaner in Neapel 1849. — Aline von Schlicht Krull: Richelieu 1855.

sich zuerst in weiten Kreisen bekannt. Lange Zeit hat er sein Incognito festgehalten, und galt allgemein für einen Ausländer, obgleich man die deutsche Bildung wohl hätte herausfühlen können, trotz seiner Anglicismen, die er entweder während seines Aufenthaltes in Amerika angenommen hat, oder die vielleicht Coquetterie sind. Die Art seiner Charakterbildung, die Wendungen in seinem Stil, die nicht aus einer Manier, sondern aus dem innern Geist der Sprache, des Denkens und Empfindens hervorgehen, sind durchaus deutsch und vorzugsweise deutsch ist der beständige Spott über das deutsche Wesen. — Schon der Stoff war für Deutsche berechnet; aus der Verkümmernng unserer Verhältnisse entspringt die Sehnsucht nach Urwäldern, nach Indianern und andern Naturproducten. Ein Volk mit einer reichen Geschichte und einem gesunden gesellschaftlichen Leben vertieft sich lieber mit Walter Scott in die Ruinen seiner großen Vorzeit, oder mit Dickens in das geschäftig bunte Treiben seines Markts, als daß es mit dem letzten Mohikaner für das freie Jagdrecht am Mississippi schwärmen sollte. Unser Interesse an Nordamerika hat immer noch einen romantischen Anstrich, das dunkle Gefühl von der Krankhaftigkeit unserer eigenen Zustände, nicht ein bestimmtes Bewußtsein über das, was wir eigentlich suchen, treibt uns über den Ocean. In unserm Interesse für Amerika vermischte sich die Vorliebe für den Naturwuchs der Ureinwohner mit der Begeisterung für die Vorkämpfer des amerikanischen Freiheitskrieges, mit welchem die allgemeine Bewegung Europa's begann. Zuerst ließen wir uns durch Chateaubriand die Wilden zurecht machen, dann folgte seit 1821 die Reihe der Cooper'schen Romane. Cooper giebt seine Indianer als Ideale, nicht bloß in dem Sinn, daß ihre sinnliche Naturkraft den verwöhnten Culturmenschen imponirt, vielmehr erscheint ihr Denken zwar weniger entwickelt, aber reiner und edler, als das der Europäer. Seine Lieblingshelden haben eine auffallende Familienähnlichkeit mit unsern Rinaldini, den edelgesinnten Räubern. — Seal'sfield hat in seinem Roman: der Legitime und die Republikaner (1833) insofern einen glücklichen Griff gethan, als er in seinen Indianern die geistige Beschränktheit darstellt, die Unfähigkeit, sich in fernliegenden sittliche Bestimmungen zu finden, und die daraus entspringende Verblendung in allen Verwickelungen, über welche ihnen die Tradition des Stammes keinen Coder giebt. Bei Cooper lassen wir uns von dem sinnlichen Reiz der Erzählung hinreißen und denken nicht an den realen Inhalt seiner Charaktere. Sehen wir genauer zu, so haben wir in ihnen nur interessant costümirte Figuren, zu deren innern Motiven uns der Schlüssel fehlt. In Seal'sfield's Figuren ist ein viel größerer Realismus; aber dieser zeigt sich nur in den Detailschilderungen, in der Composition ist er incorrect, es fehlt ihm die Stetigkeit, bei einem gegebenen Motiv zu verweilen und es nach allen Seiten zu

erschöpfen. Schon Cooper hat in der Schilderung von gefährlichen Wegen, von fieberhaften, durch die Furcht und beständige Gefahr beschleunigten Marschen eine große Virtuosität entwickelt; aber er verliert nie die Besinnung, und man ist stets im Stande, sich zurecht zu finden. Sealsfeld dagegen geräth bei der Darstellung der verwirrten, phantastischen, wilden Scenen selbst in eine Art von Trunkenheit, er stürmt mit seinen fieberhaften Bildern auf unsere Phantasie ein, er giebt sich nicht die Mühe, deutlich zu werden; wir müssen uns selber in den Zustand der Trunkenheit versetzen, um ihm zu folgen. Es liegt in dieser hochgetriebenen Spannung ein großer Reiz, aber kein ganz gesunder. Seine Naturschilderungen sind bei seiner übersprudelnden Phantasie ebenso häufig grandios wie fragenhaft, und so sind auch seine psychologischen Motive zuweilen sehr fein, aber ebenso oft sprunghaft und verworren. — Den Vorzug verdienen die Lebensbilder aus beiden Hemisphären (6 Bde., 1835—1837). — Die Begebenheiten sind lose an einander gefädelt, aber alles Einzelne ist mit so sinnlicher Klarheit und mit so heitern Farben ausgemalt, daß wir uns mit Behagen darin vertiefen. Die Schilderung des Gegensatzes zwischen den englischen und französischen Einwanderern zeugt von einer ganz ungewöhnlichen Schärfe der Beobachtung. Ralph Doughby ist den besten Charakterbildern beizugesellen, noch mehr Nathan der Squatterregulator. Wenn man ihn mit dem Cooper'schen „Falkenauge“ vergleicht, so gehört er eigentlich einer solidern Classe an. Er hat eine feste Ansiedlung, Weib und Kind, und ist Vorsteher einer Art von Gemeinde, während Falkenauge ein so wildromantisches Leben führt, daß man kaum noch hoffen sollte, Spuren europäischer Civilisation an ihm wahrzunehmen. Und dennoch tritt uns Nathan als eine fremdartige, imponirende, aber plastisch verständliche und durch Humor versöhnte Erscheinung gegenüber. Er hat Anschauungen, Empfindungen und Ideen, die von den unsrigen Himmelsweit abweichen; keine Spur von europäischer Gemüthlichkeit, sondern jenes knöcherne, hart egoistische Wesen, wie es dem Hinterwälbler ziemt, während Falkenauge gerade so denkt und empfindet, wie wir, einen unerschöpflichen Fonds von Gemüthlichkeit und Wohlwollen in sich trägt, die Gesetze der Tugend und der Sittlichkeit auf das strengste befolgt und nur in seinem Costüm uns fremd vorkommt. Sealsfeld hat seinen Helden dadurch idealisirt, daß er die seinen Voraussetzungen entsprechenden Eigenthümlichkeiten auf die Spitze treibt und in innere Uebereinstimmung bringt. Cooper idealisirt anders. Er verleihet seinem Helden neben den Eigenschaften, die seiner Stellung im Leben zukommen, und die mehr materieller als geistiger Natur sind, auch noch die Vorzüge der allgemein menschlichen Bildung. So geschieht es, daß wir bei ihm nur auf das äußere Thun und Treiben unsere Aufmerksamkeit richten, daß wir über den innern Zusammenhang seiner



Gedanken und Neigungen nicht reflectiren. Sobald wir Zeit haben, nachzudenken, hört die Illusion auf und wir sehen das Gemachte. Dagegen sind wir bei Nathan augenblicklich genöthigt, ihn als Totalität vorzustellen, und je fremdartiger sein erstes Auftreten ist, desto genauer verstehen wir ihn im weiteren Verlauf, desto befreundeter wird uns sein ganzes Denken und Empfinden. Von dem heitern und plastischen Leben, das in dieser Novelle herrscht, scheiden sich nur einzelne übertriebene Schilderungen ab, z. B. der Besuch im Mulattenhause, der sich zu sehr in die Mysterien der Sinnlichkeit verliert. In der fieberhaft gesteigerten Schärfe, mit der er den Bewegungen der Physiognomie, dem Pulsiren des Bluts, dem Zucken der Nerven folgt, hat Sealsfield eine große Ähnlichkeit mit Balzac. Die politischen Reflexionen, die in diese Romane verwebt sind, nicht bloß äußerlich, sondern durch organische Ineinanderbildung, sind zwar nicht von der Art, uns überall zu überzeugen, — sie enthalten eine große Zahl von Vorurtheilen und halb bewiesenen Behauptungen, aber sie geben uns Gelegenheit, die Verhältnisse, um die es sich handelt, nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit den Augen zu prüfen. So können wir z. B. nicht sagen, daß uns seine Vertheidigung der Negerclaverei einleuchtete; allein wir haben durch sie eine deutlichere Anschauung gewonnen, als durch statische Raisonnements, denen die individuelle Lebendigkeit fehlt. Es ist in Sealsfield's Wesen eine seltsame Mischung von demokratischer und aristokratischer Gesinnung; er gehört im Princip zu den Whigs, und die Auflösung des organisch gegliederten Volks in pöbelhaft sich bewegende Massen ist ihm zuwider; aber seine Neigungen stehen nicht ganz auf der Seite seiner politischen Ueberzeugung. Er hat eine große Freude an den unternehmenden Führern der Demokratie, die dreist und verwegen ins Leben eingreifen, ohne sich viel um sittliche Bedenken zu kümmern, und eine gründliche Verachtung der Geldaristokratie, die eine Hauptstütze seiner Partei ist. Nur in seiner Vorliebe für den Landadel — wenn man die alteingesessenen Familien der Colonien so bezeichnen darf — geht seine Neigung mit seinem Princip Hand in Hand. — Die Lebensbilder brechen in der Mitte ab und lassen manche Fragen und unklare Verhältnisse ungelöst. Bei den deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften wird dieser Uebelstand empfindlicher, da die Anlage novellistisch ist. Ueberhaupt steht dieser Roman dem vorigen nach. In den Schilderungen der New-Yorker Geldaristokratie ist etwas Geziertes und Gezwungenes. Die elfengleichen jungen Damen aus der feinen Gesellschaft erinnern ziemlich stark an die Mulatten aus den „Lebensbildern“; es ist zu viel Quecksilber in ihnen und zu wenig Fleisch und Blut. Dabei sind einzelne Umstände und gerade bei den Hauptpersonen so undeutlich erzählt, daß wir uns in die Motive nicht

finden können. — Das Cajütenbuch (1840) hat einen sehr schönen Anfang. Die Geschichte der amerikanischen Ansiedelungen in Texas und der Unabhängigkeitskrieg gegen Mexico ist mit großer Anschaulichkeit entwickelt; die seltsamsten und unerhörtesten Scenen werden so plastisch geschildert, daß wir daran glauben. Das Glänzende in Beziehung auf den sinnlichen Eindruck ist der verzweifelte Ritt des jungen Obersten durch die Prairie. Aber der Schluß fällt sehr dagegen ab, wir werden plötzlich in eine ziemlich unbedeutende, empfindsame Liebesgeschichte eingeführt, und der Ausgang wird willkürlich zurecht gemacht. — Die beiden Romane, die Mexico zum Gegenstand haben, der Virey (1834) und Süden und Norden (1842—3), gehören zu den abenteuerlichsten Schöpfungen der Poesie. Sein Virtuositenthum hat hier der Dichter noch viel glänzender entwickelt, als in irgend einem seiner andern Werke. Aber er ist auch der Slave dieses Virtuositenthums geworden. Die Macht seiner Schilderungen reißt ihn fort, er weiß sie nicht zu meistern. Im Virey treten uns einzelne Bilder mit einer fast erschreckenden, blendenden Klarheit vor die Seele, dafür bleiben andere Partien ganz im Dunkeln, und bei einer großen Zahl von Personen sind wir nicht im Stande, zu errathen, wen wir eigentlich vor uns haben. Manche Widersprüche können wir nur daraus erklären, daß der Dichter vergißt, was er vorher erzählt hat. Der Gegensatz zwischen einem unnatürlichen, zugleich grausamen und verschlagenen Despotismus, einer zähen, aber furchtsamen und von verschiedenartigen Interessen bestimmten Aristokratie und einem in wildester Auflösung und Fäulniß begriffenen Volk ist fein erdonnen, aber es fehlt dem Dichter die Ruhe, uns dies Verhältniß nach allen Seiten hin so genau abzugrenzen, daß wir ein anschauliches Gesamtbild empfangen. In den meisten Scenen kommt es uns so vor, als lägen wir in Fieberphantasien, und der Gegensatz gegen die wüsten Verirrungen der Extreme, die machiavellistische Staatsphilosophie eines Aristokraten, der die Verhältnisse mit klarer Besonnenheit überschaut, um sie alle zu seinen Zwecken auszubeuten, ist wieder zu nüchtern, als daß sie uns einen Halt geben könnte. — Auch in „Süden und Norden“ ist die Virtuosität, mit der die Erscheinungen dieses tropischen Klimas dargestellt sind, ganz erstaunlich; wir befinden uns in einem beständigen Zustand der Trunkenheit, gerade wie die Personen, die uns vorgeführt werden, aber diese Trunkenheit reicht nur während der Lectüre aus, da der Schluß ganz willkürlich, unverständlich und absurd ist. Selbst in der sinnlichen Färbung fehlt jene Correctheit, die auch bei leidenschaftlich erregten Stimmungen vorhanden sein muß, wenn die richtige Wirkung hervorgebracht werden soll. Das äußerliche Motiv der ersten Hälfte des Romans besteht darin, daß eine Gesellschaft amerikanischer Reisender in den Gebirgen von Mexico in der Irre herumgeführt

werden und immer wieder auf denselben Ort zurückkommen, von dem sie ausgegangen waren. Den Wechsel in den sinnlichen Eindrücken, die Ueberaschung u. s. w. schildert der Dichter sehr gut, aber es fehlt der feste Kern in der Landschaft und Situation, ohne welche sich diese ruhelosen Bewegungen in leeres Traum- und Schattenwesen auflösen. Wenn man seiner Phantasie freien Spielraum lassen will, so muß man damit zugleich ein sehr festes, sicheres, plastisches Gedächtniß verbinden, denn wenn unsere Einbildung an der festen Natur der Dinge keinen Widerstand findet, so wird es ihr allerdings leicht, Wunder zu thun. Dazu kommt hier noch die tropische Hitze des Bluts, die zuletzt die nüchternsten Menschen auf eine Weise ergreift, daß sie den Kern ihres Charakters einbüßen, und daß wir nicht wissen, an wen wir uns halten sollen, um dem unerträglichsten Schwindel zu entgehen. Und dabei ist doch in diesem wüsten und verworrenen Buch eine reiche Fülle von Poesie verschwendet; ja, wir könnten sagen, der größere Theil der einzelnen Scenen, wenn man sie eben einzeln betrachtet, übt eine bezaubernde Wirkung aus, und wenigstens eine Idee ist festgehalten und mit edler Wärme vertreten, der Haß gegen das entnervende Pfaffenregiment, das den Kern aller menschlichen Würde, aller Bildungsfähigkeit und aller sittlichen Einrichtungen aufhebt, die Autonomie des Verstandes und des Gewissens.

Mehrere Schriftsteller von entschiedenem Talent traten in die Fußtapfen Sealsfield's; die bemerkenswerthesten sind Gerstäcker und Hadländer. — Friedrich Gerstäcker, geb. 1816 in Hamburg, ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, aber schon in frühester Jugend durch seinen Vater, einen Schauspieler, an ein unstätes Wanderleben gewöhnt, schiffte sich im Frühjahr 1837 ohne einen bestimmten Zweck in Bremen nach Amerika ein. Dort begann er seine Wanderungen durch sämtliche Staaten der Union, abwechselnd als Heizer und Matrose auf Dampfschiffen, als Farmer, Silberschmidt, Holzhauer u. s. w., so lange arbeitend, bis er genug verdient hatte, um weiter zu reisen. Dann führte er längere Zeit hindurch als Jäger in den Urwäldern ein abenteuerliches Leben, bis er 1843 nach Deutschland zurückkehrte. Die Früchte seiner Anschauungen waren die Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten 1844, die Mississippibilder 1847, die amerikanischen Wald- und Strombilder 1849, und die beiden Romane: die Regulatoren in Arkansas 1846 und die Flußpiraten des Mississippi 1848. März 1849 unternahm er, unterstützt von dem damaligen Reichsministerium und der Cotta'schen Buchhandlung, eine neue Reise, diesmal um die Welt, von der er im Juni 1852 zurückkehrte. — Bei den scharfen Augen, mit welchen dieser Schriftsteller die Gegenstände auffaßt, und bei dem Talent, das sich in einzelnen Schilderungen entwickelt, ist zu bedauern, daß die Nachlässigkeit in der Aus-

führung den guten Eindruck verkümmert. — Friedrich Gadländer; geb. bei Aachen 1816, zuerst Handelslehrling, trat vorübergehend in Militärdienst, dann wieder in den Handelsstand, bis das Morgenblatt 1841 seine „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden“ veröffentlichte, die großen Beifall fanden. Darauf begleitete er den Oberstallmeister v. Taubenheim nach dem Orient, von wo er die „Daguerreotypen aus dem Orient“ 1842 und den „Pilgerzug nach Mecca“ 1847 zurückbrachte. Mit dem Kronprinzen von Württemberg, dessen Secretair er wurde, machte er wieder mehrere Reisen. In dieser Zeit schrieb er außer kleinen Novellen und Märchen die „Wachstubenabenteuer“ 1841, „das Soldatenleben im Kriege“ 1849 (Beschreibung des preussischen Feldzugs gegen Baden) und die Romane: Handel und Wandel 1850, Namenlose Geschichten 1851, Eugen Stillsfried 1852, Europäisches Sklavenleben 1854. Auch im Lustspiel versuchte er sich in den beiden Stücken: der geheime Agent 1850 und Magnetische Kuren 1851, die mehr Beifall fanden, als sie verdienten. In dem klaren, sichern Blick und in der lebendigen Farbe, mit der er umzugehen weiß, möchten wir Gadländer unter unsern Belletristen obenan stellen. Seine Darstellungen aus dem Soldatenleben sind vortrefflich und auch die materielle Seite des bürgerlichen Lebens versteht er, wie z. B. in Handel und Wandel, mit derber realistischer Kraft hervorzuheben. Leider ist er in der Form zu nachlässig und hat zu wenig künstlerisches Gefühl. Seine Composition wird schwach, sobald er über kleine Genrebilder hinausgeht, und seine Aufmerksamkeit ist mehr auf das Äußere, als auf das innere Leben der Charaktere gerichtet. Dies plastische Talent bricht sich bei unsern Schriftstellern immer mehr Bahn, seitdem sie sich daran gewöhnt haben, ihre Aufmerksamkeit auf concrete Gegenstände zu richten und die einseitige Ausbildung des Wises oder der Berechtbarkeit durch wirkliche Anschauung zu ergänzen. Selbst die Zeitungen sehen sich mehr und mehr veranlaßt, in ihren Bildern aus dem Volksleben und selbst in ihren politischen Deductionen jene lebendige und ausführliche Darstellung anzuwenden, die bei der englischen Presse einen so guten Eindruck macht und die zunächst Sachkenntniß voraussetzt. — Ein erfreulicher Realismus zeigt sich in den Romanen, mit welchen der schlesische Dichter Karl von Holtei noch im späten Alter eine neue Richtung einschlug. Am gelungensten sind „die Vagabunden“ (1852). Die Schilderung dieses lustigen Gefindels ist nicht bloß von einer außerordentlichen Naturwahrheit, die nur ein Dichter treffen konnte, der das Leben nach allen Seiten mit Behagen angeschaut hatte, sondern auch von einem kräftigen Humor. Sobald er freilich aus dem abenteuerlichen Kreise der Vagabunden heraustritt, wird seine Charakteristik matt, und die kräftige Natur geht in empfindsamen und melancholischen Einfällen unter. Dieser Fehler nimmt noch mehr in

dem folgenden Roman: Christian Lammfell (1853), überhand, obgleich auch hier zu Anfang die humoristische Schilderung aus dem Leben eines gedrückten schlesischen Candidaten das Beste verspricht. Holtei zeigt ein außerordentliches Talent, den kleinen Bewegungen einer treuherzigen, beschränkten Seele zu folgen, aber er hat nicht die Kraft, ein ernstes Schicksal daraus zu gestalten, und nicht den Lebensmuth, es beim Humor bewenden zu lassen. Holtei hat die ursprüngliche Heiterkeit seines Herzens, von der uns seine Selbstbiographie so manchen drolligen Zug erzählt, den geistigen Wirren der Zeit gegenüber nicht zu wahren gewußt. — Sobald das realistische Talent einmal ausgebildet war, strebte es dem Mittelpunkt der modernen Interessen zu. Je weniger man sich gewöhnt hatte, das wirklich Positive und Sittliche in dem Leben des Volks ins Auge zu fassen, desto seltener gelang es, die zerstreuten Beobachtungen zu einem Kunstwerk abzurunden. In England, der Heimath des socialen Romans, war eine feste Ordnung vorhanden, auf welche die Satire mit ihren Angriffen sich werfen konnte. In Deutschland suchte man noch immer vergebens nach einer realen Welt, es fehlte der Polemik an jeder Handhabe. In keinem Gebiet der Poesie ist der Einfluß der Fremden so mächtig gewesen, als im Roman.

Trotz aller Verwandtschaft der modernen Nationen unter einander, und trotz der Uebereinstimmung in den höhern sittlichen Gesetzen, hat doch jede Nation ein eigenthümliches Urtheil über das, was sich schickt, und wenn diese feinen Unterschiede verwischt werden, so bleibt auch der Kern der Sittlichkeit nicht unberührt. Aber am wenigsten stimmen wir mit den Klagen der literarischen Schutzöfner überein, die alle Concurrenz ausschließen möchten, um ihre Waare besser auf den Markt zu bringen. Wenn ein englischer oder französischer Roman größern Anklang im deutschen Publicum findet, als die einheimischen Producte, so muß etwas in ihm sein, was mit dem deutschen Wesen übereinstimmt. Jene Schriftsteller schrieben für das Volk, unsere Romantiker dagegen für ein künstlerisch gebildetes Publicum, und das englische wie das französische Volk ist dem deutschen Volk immer noch verwandter, als die Gesellschaft schöner Seelen im Monde oder im Sirius; jene Schriftsteller gehen ferner von einem gründlichen Studium der Rechtsverhältnisse, der gesellschaftlichen Formen, der ökonomischen, gewerblichen, bürgerlichen und socialen Zustände aus, während unsere Dichter getrost den Eingebungen ihrer Phantasie folgen und in den gewöhnlichsten Dingen des Lebens eine Unkenntniß verrathen, die man in England keinem Kinde verzeihen würde. Unter den fremden Schriftstellern hat keiner auf unsere eigene Dichtung einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt, als Bulwer und George Sand. Bulwer

hat einen seiner Romane dem deutschen Volk gewidmet, „einer Nation von Denkern und Kritikern“, freilich ein ziemlich zweifelhaftes Compliment. — Früher hatte man das aristokratische Wesen in einer gewissen romantischen Ritterlichkeit gesucht; die neue Aristokratie, die von dem Reichtum, von der Virtuosität in Lebensgenüssen und von der Bildung ausging, pugte sich mit dem Anstrich kühler Blasirtheit auf. Die Vorurtheile, Traditionen und die angeerbte Haltung wurde aufgegeben, dafür imponirte man dem Volk durch eine größere Geschicklichkeit und Behendigkeit in der Kunst, das Leben und seine Mächte zu analysiren und zu zerlegen. Die Maske eines Vornehmen, der durch seine Bildung über allen Glauben hinaus ist, der sich durch nichts imponiren läßt, der aller heftigen Empfindung vornehme Kälte und spöttische Zweifel entgegenstellt, ist nicht schwer nachzuahmen, und wir finden jetzt in sämtlichen Ständen Pelhams, die genial zu sein glauben, weil sie durch nichts wirklich bestimmt werden. — Die frühern Romanschreiber stellten ideale Bilder von schönen, guten, erhabenen und starken Menschen auf, die entweder mit den Ränken der Bösen oder mit den Zufälligkeiten des Weltlaufs zu kämpfen hatten, für deren Persönlichkeit wir also ein unmittelbares lebendiges Interesse mitbrachten. Die demokratische Richtung unserer Zeit hat diesen Idealismus zurückgedrängt. Der neue Roman geht darauf aus, bei unbedeutenden, von der Natur nicht begünstigten Menschen die interessante Seite herauszufinden. Früher waren sämtliche Heldinnen Engel an Schönheit und Liebreiz; heute wird der Leser genöthigt, an anscheinend häßlichen Gesichtern die mystischen Linien geistiger Schönheit aufzuspüren, oder sich auch mit christlichem Mitleid solcher Gesichter anzunehmen, die in der That häßlich und unbedeutend sind. Mit dieser Idealisierung des Unbedeutenden ohne allen Humor hängt das Bestreben zusammen, das Bedeutende auf eine Weise zu analysiren, daß der Unterschied aufhört. Die Dichter vermeiden die Heerstraße der Empfindungen, sie bemühen sich, überall individuelles und eigenthümliches Leben zu schildern. Aber in diesem Streben verlieren sie das Gemeingefühl, welches doch für alle Charaktere, auch für die bizarrsten den Schwerpunkt bilden muß. Sie spizen die psychologische Grundlage ihrer Charaktere so fein zu, daß sie zu schwach wird, die Handlung zu tragen. Sie behandeln mit besonderer Vorliebe Künstlernaturen, die sich den Gewohnheiten und Regeln des Lebens entziehen und das Gesetz für ihre Handlungsweise lediglich in ihrem Innern suchen: problematische Wesen, die sie sich selber nicht klar gemacht haben, über deren Bewegungen sie nicht Herr sind, und die in uns beständig die Empfindung der Willkür hervorrufen, da wir in dem Wechsel ihrer Launen nicht das bleibende Gesetz der menschlichen Natur herauserkennen. In diesen psychologischen Ueberraschungen haben die Frauen eine besondere Virtuosität.

— Gerade bei geistreichen Frauen ist eine Selbsttäuschung schwer zu vermeiden. Im geselligen Leben empfinden sie leicht eine gewisse Ueberlegenheit über die Männer, mit denen sie verkehren. Ihre Beobachtung der individuellen Verhältnisse ist schärfer und feiner; ihr Urtheil über den Totaleindruck einer menschlichen Natur schneller, elastischer und sicherer, und sie haben eine große Gewandtheit, allgemeine Betrachtungen augenblicklich auf einen bestimmten Fall anzuwenden. So lange eine Frau ihrem Instinct folgt, ist ihr Urtheil über die Angelegenheiten, in denen sie wirklich zu Hause ist, treffender, als das Urtheil von Männern. Die Männer werden von früh auf an Abstraction und Analyse gewöhnt, ihre Studien, ihre Beschäftigungen, ja selbst die Interessen ihres Ehrgeizes und die Gebote ihrer Pflicht beziehen sich auf allgemeine Regeln. So widerfährt es ihnen, daß die Stimme des Instincts, das unmittelbare Urtheil, in den Hintergrund tritt, und daß sie es erst mit einer gewissen Anstrengung wieder hervorrufen müssen. Darum hat ein tüchtiger, harmonisch gebildeter und in sich selbst klarer Frauencharakter vollkommen Recht, wenn er in Fragen, die allgemein menschlicher Natur sind, und die sich auf individuelle, nahe liegende Verhältnisse beziehen, ruhig seinem Instinct folgt und sich durch kein Raisonnement beirren läßt, weil im Raisonnement ein Rechnungsfehler sein kann, während das Gefühl, wenn man ihm nur einen freien Ausdruck gestattet, nie irrt. — Ganz anders, wenn sich die Frauen auf Reflexionen, Regeln und Analyse einlassen. Auch hier gelingt es ihnen häufig, die Männer zum Schweigen zu bringen. Der Grund liegt aber, abgesehen von der Höflichkeit, die man Damen gegenüber doch selten ganz aus den Augen läßt, in der Regel darin, daß es unmöglich ist, ihrem Gedankengang zu folgen. Die Logik der Frauen ist eine andere, als die der Männer: sie werden mehr durch Beispiele, als durch Regeln gebildet, und die Form ihres Schließens ist im besten Falle die Induction, in der Regel die Ideenassociation. Sie sind von einer unerschöpflichen Schlagfertigkeit in der Herbeiziehung von Vergleichen und Combinationen, und wenn man im Gespräch erst jedesmal überlegen will, giebt man seine Sache schon verloren, denn ehe man damit fertig ist das Unpassende eines Vergleichs nachzuweisen, ist schon ein anderer bei der Hand, der häufig nicht im geringsten Zusammenhang mit jenem steht, und wollte man dasselbe Experiment mehrmals hintereinander wiederholen, so würde man Langeweile erregen und ganz und gar verloren sein. Darum ist es vergeblich, eine Frau durch Raisonnement überführen zu wollen, weil ihr Raisonnement nur eine scheinbare Waffe ist, während sie eigentlich durch das Gefühl bestimmt wird. Nur durch Einwirkung auf ihr Gefühl oder ihre Phantasie kann man über sie Herr werden. — Es liegt nahe, daß die Frauen, wenn sie schriftstellerisches Talent haben, diese scheinbare

Ueberlegenheit des Urtheils auch in ihren Werken anzuwenden suchen. Die deutschen Frauen lassen sich in ihren Romanen über höhere Politik, Theologie, Philosophie, über Feldzugspläne und über die Homöopathie, über Dreieinigkeit und über die französische Revolution mit einer Unbefangenheit vernehmen, die Erstaunen erregt. Nicht allein, daß ihnen in der Regel alle Elemente fehlen, die zur Bildung eines richtigen Urtheils in allgemeinen Fragen nöthig sind, und daß ihre Urtheile auf Reminiscenzen herauskommen, sie haben auch nicht die Fähigkeit, von individuellen Verhältnissen abzusehn und sich Regeln und Grundsätze zu bilden. Man kann überall annehmen, daß ihren Sympathien für politische und religiöse Parteien individuelle Beziehungen zu Grunde liegen. Selbst wenn es einer Frau gelingt, sich über eine politische Frage so genau zu unterrichten, daß kein wesentliches Moment des Urtheils fehlt, ist ihr Urtheil doch unreifer, als das eines Mannes von gleicher Bildung. Man muß inmitten einer Sache stehen, wenn man sie richtig sehen will; die Frauen stehen aber in politischen Fragen draußen, und es kann nicht anders sein. In Deutschland haben die öffentlichen Verhältnisse gar keine bestimmte Physiognomie, und es gehört ein ernstes Nachdenken und eine große Abstraktionskraft dazu, sich zurecht zu finden. Vielleicht gerade daraus entspringt die Neigung unserer Damen, politische Verhältnisse zu besprechen, denn die vorausgesetzte Verwirrung im Allgemeinen giebt ihnen Jedermann zu, und was sie im Einzelnen daraus machen wollen, scheint Sache des Geschmacks und der Laune zu sein. Machen es doch unsere gefeierten männlichen Romanschreiber nicht besser: sie schildern gebrochene Charaktere, d. h. Charaktere, die keine Charaktere sind, die jeden Augenblick etwas Anderes empfinden, etwas Anderes denken, etwas Anderes wollen, die kein Gewissen und keinen Stolz haben. Der Dichter kann nur dasjenige geben, was er wenigstens in analogen Formen durchlebt, durchempfunden, durchdacht und durchgeämpft hat. Das Leben der Frauen ist eng umgrenzt und wird durch den Haß, mit dem sie diese Grenze empfinden, nicht erweitert. Die Frau kann einen Mann nie vollständig schildern, denn sie versteht es nicht, was eine concentrirte, auf ein bestimmtes Ziel geleitete und mit unablässiger Ausdauer verfolgte Anstrengung heißt. Die Frauen haben einen scharfen Blick für die kleinen Schwächen, in welche sie selber nicht verfallen, weil ihr Leben ihnen dazu keine Gelegenheit bietet. Sie empfinden z. B. auf das feinste jeden Mangel an Muth und jede Pedanterie. Sie haben die Neigung zur unbedingten Verehrung, sie bilden sich, wie man das nennt, ein Ideal, und fühlen sich dann um so leichter ironisch gestimmt, weil dieses Ideal in der Regel Widersprüche enthält. Sie suchen darum „den Rechten“ vergebens, weil er widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen soll, heroische Männlichkeit und Abhängigkeit



von den Launen und Stimmungen des geliebten Weibes; sie wollen von dem Geliebten bis in die zartesten Fasern ihres Empfindens hinein verstanden werden, und doch soll er nichts von jenen weiblichen Eigenschaften haben, die ein solches Verständniß allein möglich machen. Die beständig getäuschte Erwartung bringt jene marklosen Gestalten hervor, die mehr ein Ausdruck eigener Bitterkeit, als einer wirklichen Erfahrung sind. Nach unserm Erziehungssystem gewinnen die Frauen viel Kenntnisse und Fertigkeiten, aber sie lernen nicht den Ernst der Arbeit. Es wird ihnen Alles aus der zweiten Hand überliefert, sie gewöhnen sich, Urtheile über Religion, Politik und Literatur als geprägte Münzen auszugeben, und sind um so verschwenderischer damit und halten sich für um so unbefangener, je gedankenloser sie den Analogien folgen; welche die ersten Eindrücke ihrer Kindheit ihnen bieten. Sie haben die größte Neigung zu Paradoxien, weil ihnen bei der Beschränkung ihrer Kenntniß auf das Einzelne die Vermittlung fehlt. Das hat etwas Anziehendes, wenn es mit Wiß und Empfindung gepaart ist. Es ist aber selten, daß Frauen einen guten Dialog schreiben, obgleich ihre wirkliche Unterhaltung in der Regel besser ist, als die der Männer. Bei dem geschriebenen Dialog verlangt man Stetigkeit und Zweck, und wird durch Sprünge verwirrt, während in der wirklichen Unterhaltung ein leichtes Spiel die angenehmste Form ist. — Bei einer starken und geistig begabten Natur muß diese Stellung des Weibes, wenn sie nicht durch die gesunde Erfüllung beschränkter und bestimmter Pflichten corrigirt wird, das Gefühl der Unbehaglichkeit, Leere und Unwahrheit hervorrufen. Daher jene Sehnsucht nach der sogenannten Emancipation der Frauen, wobei sich Jeder etwas Anderes denkt und Niemand etwas Bestimmtes.

Unter allen Schriftstellerinnen aus der jungdeutschen Periode ragt die Gräfin Ida Hahn-Hahn hervor. Sie gehört mit voller Seele einer Aristokratie an, die doch nicht recht Aristokratie ist; sie ist von der modernen französischen oder jungdeutschen Bildung bis ins innerste Mark durchdrungen und glaubt sie zu hassen; sie ist endlich ohne Vaterland, ohne einen Mittelpunkt der Ueberzeugung, eine unruhige Wanderin im Labyrinth des Lebens. Der Inhalt ihrer Romane ist ein unausgesetzter Kampf genial-vornehmer Naturen gegen das Alltägliche und Gemeine, gegen das Spießbürgerthum und — die Sitte. — Sie war 1802 geboren, die Tochter eines reichen Gutsbesizers in Mecklenburg, der sein Vermögen in einer Monomanie für Liebhabertheater verschwendete. Sie lebte mit ihrer Mutter an verschiedenen Orten Deutschlands, bis sie sich 1829 mit ihrem sehr reichen Vetter vermählte. Die Ehe mußte noch in demselben Jahre gelöst werden. — Schon in ihrem ersten Roman sprach die Gräfin den Wunsch aus, entweder zu den Zeiten der Aspasia oder der heiligen Theresä

gelebt zu haben, weil eine „immanente Seele“ sich nur in immenser Lust oder in immenser Aufopferung befriedige. Sie hat wohl von der Einen so wenig Vorstellung gehabt wie von der Andern. Eine praktische Emancipation nach Art der Lola Montez genügt ihr nicht, weil dieser der aristokratische Duft fehlt. Gerade das specifisch Weibliche will sie nicht allein erhalten, sondern sie will es auf den Thron des Lebens erheben, wie es in der katholischen Kirche auf dem Thron des Himmels sitzt. Ihre Emancipation bezieht sich nur auf schöne Seelen und Edelfrauen, die das „ewig Weibliche“ in ihrer Erscheinung zur vollendeten Form entfaltet haben; Köchinnen und Bürgermädchen werden nicht emancipirt, ihre rothen Hände und plumpen Füße erlauben es nicht. Das Leben soll sich durch den Einfluß der Frauen verklären; die einseitigen und unschönen Tendenzen der Politik, der Akademie, des Rechts und der Kunst sollen um die Ottomane einer schönen Seele kreisen, wie um einen Brennpunkt und in ihm sich vermitteln; Politik und Religion sollen im Salon verhandelt werden, die Philosophie und Kunst als ihre höchste Aufgabe ansehen, an dem holden Räthsel eines genialen Weibes ahnend herumzutasten. — Die Huldigung, die man den Frauen in chevaleresken Zeiten darbrachte, war nur eine scheinbare; der starke Ritter kämpfte mit Riesen und Drachen, um durch ein Lächeln von schönem Munde belohnt zu werden; es fiel Niemand ein, in dem Weibe Eigenschaften zu verehren, die ihm in geringerem Maße zukommen, als dem Manne. Heutzutage ist das alte Herkommen der Galanterie auf Dinge übertragen, die ihren Sinn vollständig verkehren. Die Frauen lassen sich als Ebenbürtige in den geistigen Kampf der Männer ein, und verlangen doch jene Schonung, die man früher unter dem Schein der Huldigung der Schwäche angedeihen ließ. Diese Unwahrheit, die man im Stillen fühlt, treibt dann zu einer Steigerung des weiblichen Wesens, zu jenem nicht zu berechnenden fortwährenden Wechsel der Stimmungen und Einfälle, der den Zuschauer verwirrt, weil er instinctmäßig nach einem Gesetze sucht, wo keins vorhanden ist. Tritt nun vollends die aristokratische Reizung hinzu, die sich in der Männerwelt bei der Versenkung derselben in die bürgerlichen Interessen des Erwerbs oder des Beamtenthums vergebens nach Fouqués'schen Rittern umsieht, so kommt man bald dahin, im Salon den einzigen Rest jenes freien, berufslosen, ätherischen Daseins zu finden, und in den Frauen die letzte Spur des vornehmen Wesens, da die ganze Männerwelt bis zum Grafen herauf durch Actenkauf oder durch Börsenspeculationen „encanaillirt“ ist. — Man darf in den Schriften der Gräfin Fahn nicht eine Darstellung der wirklichen Aristokratie suchen, denn diese ist undenkbar ohne einen großen und freien Blick in die öffentlichen Verhältnisse. Die Engländer haben eine wirkliche Aristokratie, die unabhängig ist von dem Lächeln eines Fürsten

unabhängig von dem Geschmack der Pariser Schneider. Die ächte Vornehmheit beruht auf dem Gefühl einer realen, in langer Ueberlieferung fortgeerbten Macht und in der Sicherheit der Stellung; sie ist höflich, bescheiden und kalt, niemals herausfordernd, wie unsere kleine Noblesse, die nur vornehm thut und durch den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit einen unabweislich komischen Eindruck hervorruft. Auch in Deutschland haben wir in manchen Provinzen noch eine wirkliche Aristokratie, der zwar die Weihe der englischen, die politische Thätigkeit und der Stolz einer großen Nation fehlt, die aber in ihrem bedeutenden Besitz zu sicher ist, als daß es ihr einfallen sollte, ihr Dasein durch Imperkinenz zu begründen. Diese Aristokratie ist der Gräfin Hahn unbekannt; ihre Assessoren und Regierungsräthe, ihre Kammerherren und Touristen müssen sich erst durch stolze Herablassung gegen die unterwürfigen Bedienten legitimiren, sie müssen ihre aristokratische Geburt durch den Bau ihres Fußes, ihre aristokratische Bildung durch die Feinheit ihres Stiefels beweisen. Diese Abhängigkeit von Schufter und Handschuhmacher ist weit entfernt von jener Sicherheit, mit welcher z. B. Isgrim im schlechten Flaustrad das Gefühl in sich trägt, ein Pair aller Könige zu sein. Ein bureaukratischer Staat, wie der preussische, unterdrückt schon durch seine Gymnasien, seine Prüfungen und seine Amtsgeschäfte unmerklich das Bewußtsein der ständischen Unterschiede, und selbst der Uniform fehlt die individuelle Stickerie. Seitdem es dahin gekommen ist, daß man nicht bloß in der Massenhaftigkeit, sondern in dem Raffinement des Luxus die Vorzüge der höhern Stellung sucht, ist der reiche Jude, der seiner Tochter eine gute Bildung verschafft, im Stande, sie mit allen Damen von ächtem Blut wetteifern zu lassen. Die ängstliche Genauigkeit, mit welcher die Gräfin Hahn den Lüstre ihres Geschirres und den Parfüm ihrer Toilette beschreibt, ist ein Zeichen, daß der Adel, wie sie ihn versteht, seinen Schwerpunkt verloren hat. Noch schlimmer ist es mit dem blafirten, belletristischen Salongeschwätz. Wenn die vornehmen Damen ihre Noblesse darin zeigen wollen, über Goethe und Schiller, die Peterskirche und das Coliseum, das Meer und die Alpen, über Beethoven und Bach immense Gefühle zu hegen, setzen sie sich der Gefahr aus, von dem ersten besten Noturier überwunden zu werden. Eine bloß sociale Aristokratie ist an sich etwas Unhaltbares, aber sie wird erträglich, wenn sie mit einer gewissen Naturkraft auftritt, wie in Balzac's Schilderungen aus dem Faubourg St.-Germain; die eigentlich eine Fortsetzung der Chronik des Oeil de boeuf und der Geschichten aus der Regentschaft sind. Damals trug die Aristokratie einen Degen an der Seite, seine Spitzen und sammetne Gewänder; der moderne Frack hat einen demokratischen Einfluß ausgeübt, als alle Predigten der Communisten. Die angeblich aristokratische Schriftstellerin steht auf derselben

Stufe der Bildung, wie das junge Deutschland und die französischen Roman-  
schreiber, namentlich Balzac, dem sie die Art des Porträtirens abge-  
lernt hat, und nach dessen Vorbild sie denselben Kreis fingirter Personen  
in allen Romanen wieder auftreten läßt. Gegen diese Manier hart zu sein,  
hatte das junge Deutschland kein Recht; denn es hat dieselben verschwom-  
menen, willkürlichen und capriciösen Gestalten hervorgebracht, mit dem-  
selben französischen Firniß überkleidet und mit denselben Einfällen über  
Kunst, Politik, Religion und dergleichen verziert. Faustine ist unter all  
diesen jungdeutschen Versuchen, Probleme ohne bestimmte Fassung und  
Gestalt zu lösen, noch immer der leidlichste. — Alles Schlimme, was von  
ihr gesagt worden ist, hat Fanny Lewald in ihrer *Diogena* zusam-  
mengetragen (1848). Sie hat ihr nicht bloß die kleinen Schwächen ihres  
Gemüths, ihres Charakters und ihrer Schreibart abgelauscht, sondern sie  
ist auf die Grundquelle derselben zurückgegangen, auf jenen raffinirten  
Egoismus des Herzens, das in sich selber den Brennpunkt der Welt an-  
schaut und in den Menschen nicht gleichberechtigte Wesen, sondern nur  
Gegenstände der „Emotion“.

Der erste Roman, mit welchem die Gräfin vor das Publicum trat,  
„Aus der Gesellschaft“, erschien 1838, zehn Jahre nach Bulwer's „Pel-  
ham“ und den „Briefen eines Verstorbenen“, fünf Jahre nach George  
Sand's „Lelia“ \*). Sie war damals 33 Jahre alt. Es ist eine poetische  
Licenz, wenn sie von der schriftstellernden Gräfin Ida Schöndholm, die  
offenbar ihr Ebenbild sein soll, folgende Beschreibung giebt: „Es war ein  
seltsamer Kopf, gar nicht schön, doch sehr anziehend; der Schnitt einer  
Madonna und der Ausdruck einer Sibylle; fatiguirte Züge, die auf mehr  
als 27 Jahre schließen machten, und ein durchsichtiges, wechselndes Colorit,  
das den Hauch der Jugend über sie zauberte; Augen wechselnd mit Aus-  
druck, wie die eines Kindes, und verschieden im Glanz schillernd, wie das  
Meer, wenn Wolken am Mittag darüber hinlaufen; aber zwischen den  
Augen und dem Aufschlag der langbewimperten Augenlider ein Zug von  
unaussprechlicher Schwermuth.“ — Ein junger Mann bricht über Ida,  
die im Mondschein auf einem Balcon mit untergeschlagenen Armen über  
ihm steht, in folgende Ekstase aus: „Er würde sich nicht gewundert haben,

\*) Vor ihrer ersten Novelle hat sie 1835 bis 1837 mehrere Gedichtsammlungen  
herausgegeben, darunter: Die venetianischen Nächte. Ihre übrigen Schriften folg-  
ten sich: Astralion, 1839; der Rechte, 1839; Jenseits der Berge, 1840 (eine Art  
Reisebeschreibung aus Italien, ungefähr in der Manier G. Sand's); Faustine,  
1841; Reisebriefe, 1841 (aus Spanien, Frankreich u. s. w.); Ulrich, 1841; Cecil,  
1841; Sigismund Forster, 1841; die Kinder auf dem Abendberg, 1842; ein Reise-  
versuch im Norden, 1843; Elelia Conti, 1844; zwei Frauen, 1845; Sibylle, 1846;  
Lewin, 1847.

wenn sie auf ihrem rothen Shawl wie auf einer Flamme gen Himmel gefahren wäre.“ — Die beständige Selbstbetrachtung ist nicht geeignet, dem Menschen ein klares Bild von sich selbst zu geben; wie Lamartine ist Ida nicht im Stande, ein Buch zu schreiben, ohne sich im Spiegel zu betrachten, wie schön sie ist, wie holdselig sie die Feder zu halten weiß, und was sie für Augen dazu macht. Selbst wenn sie von Verzweiflung ergriffen sich auf die Ottomane wirft, geschieht es mit sorgfältiger Rücksicht auf die Draperie. Je mehr man sich selber anschaut, desto weniger sieht man die Wirklichkeit. Die Dichterinnen lieben es, ihres Gleichen zu schildern, und es wäre eine dankenswerthe Aufgabe, wenn sie uns die kleinen Beziehungen dieses Lebens mit Wärme und Gewissenhaftigkeit darstellen wollten; aber sie fassen in der Regel nur die ideale, d. h. unwirkliche Seite auf. In dem wirklichen Leben einer Schriftstellerin liegen viel interessante Momente, viel Sorge, Kummer und Noth, viel Kränkungen und gestörte Illusionen, aber auch viel Freude und heimliches Glück.

Kurze Zeit darauf begann sie ihre unruhige Laufbahn. Unglüt eilte sie von einem Ort zum andern, 1835 nach der Schweiz, 1836 und 1837 nach Wien, 1838 und 1839 nach Italien; 1840 und 1841 wieder durch Italien, Spanien und Frankreich, 1842 nach dem Norden, wo es ihr zu kalt war und sie sich unbehaglich fühlte, 1843 und 1844 nach dem Orient. Diese moderne Reiseruth, die ohne bestimmten Zweck, ohne dauernde Anstrengung, ohne warmes Interesse überall nur mit halber Einsicht nach beständig neuen Eindrücken hascht, die sich von der Stimmung der entlegenen Zonen einen oberflächlichen Anflug zu verschaffen weiß, aber ohne daß etwas haftet, und die daher zuletzt von jener fixirten ironischen Stimmung zu jener abgespannten blasirten Gleichgültigkeit gegen alle Dinge führt, hat sehr viel Schuld an der Unwahrheit unsers belletristischen Lebens und Treibens. Nicht in Babylon und nicht in Jerusalem sind die Räthsel des Geistes zu lösen, sondern auf dem Boden, mit dem wir durch unsere Geschichte, durch unser Herz und durch unser Interesse verwachsen sind. — Vom Orient kehrt sie mit großer Abneigung gegen die europäischen Wirren zurück: „Das tumultuarische Abendland machte mir einen unangenehmen, beklemmenden Eindruck. So eben habe ich zwei volle Monate auf den stillen Fluthen des Nils, umringt von der stillen Wüste, zwischen stillen Ruinen gelebt, und nun auf einmal dieses Lärmen, dieses Treiben, dieser Luxus, diese Hantirung in allen Richtungen des Lebens. Das betäubte mich. Ich war nur zehn Monate entfernt gewesen, allein so gründlich, so mit allen Gedanken und Gesinnungen entfernt, daß ich wie aus einer andern Welt heimkehrte und die Zustände der heimischen wie mit frischgewaschenen Augen verwundert betrachtete.“ — Sie suchte sich zu orientiren, sie las einige communistische Bücher und machte sich darüber

Vorstellungen, wie etwa die Bestrebungen der Zeit beschaffen sein möchten. Das wollte ihr Alles nicht gefallen. Sie fand ihre Seele zu fein gestimmt und zu edel für dieses zerfahrene Wesen. Im September 1847 ging sie wieder nach Italien. Der Verdruß über die so eben erschienene Diogenen hatte ihr Deutschland ohnehin verleidet. In Italien traf sie die Revolution, und das Entsetzen über den Abgrund, der sich ihr zu öffnen schien, trieb sie heftiger als sonst nach dem alleinseligmachenden Vorn der Gnade. „Ganz kupid“ sah sie auf die allgemeinen Zustände. Nach Dresden zurückgekehrt, brach sie allen Umgang ab, denn die meisten ihrer Freunde hatten sich der verhassten Revolution hingegeben. — „Ich lebte wie der Salamander im Feuer, in dem unauslöschlichen Haß und der unbefleglichsten Verachtung des demokratischen Princips und seiner Vertreter, Anhänger, Nachbeter, und zwar mit solcher Behemung und Intensität, daß ich nicht begreife, wie mein Herz nicht hundertmal zerbrochen ist bei all den Unthaten, — für Kunst, für Literatur hatte ich so wenig Interesse, daß sie gar nicht mehr für mich existirten. — Nach Außen schloß ich mich streng ab. Ich will eine Dreade sein, sprach ich zu mir selber, ein Geist, der im Felsen wohnt, im harten, schroffen, abwehrenden Felsen. Wer weiß, wozu eine Kraft sich durch Stille und Schweigen in mir entwickelt soll.“ — Der Mai 1849 verstärkte die Eindrücke. Sie erlebte den Dresdner Aufstand mit, und gleichzeitig traf sie ein harter persönlicher Schlag: ein Mann, der sich ihr in den letzten Jahren angeschlossen hatte, in dem sie endlich „den Rechten“ gefunden, aber ohne durch ein eheliches Band mit ihm vereinigt zu sein, starb nach einer langen Krankheit. Nach einiger Zeit der dumpfen Muße beschloß sie endlich, „Licht zu finden.“ Sie ließ sich die Beschlüsse des Tridentinischen Concils, so wie die symbolischen Bücher der Protestanten geben, verglich sie mit einander und fand, daß in der katholischen Kirche allein Seligkeit zu finden sei. Sie fand es, weil sie es finden wollte. Den 1. Januar 1850 schrieb sie an den Cardinal Fürstbischof von Breslau, um ihn zu bitten; ihr zum Eintritt in die Kirche behülflich zu sein; in Berlin trat sie feierlich über und raft nun im Anfange ihres Buches mit einem Entzücken und einer Begeisterung, die uns noch mehr ergreifen würden, wenn sie — nicht aus den Bekenntnissen einer schönen Seele abgeschrieben wären: „Ich glaube! O wenn es Worte gäbe, um die Empfindungen auszudrücken, mit denen ich sage: Ich glaube“ u. s. w. — Wenn sie dann hinzusetzt: „Es ist, ich möchte sagen, der Vorzug Derjenigen, welche in immensen Irrthümern gelebt haben: wenn sie endlich glauben, so ist es ein immenser Glaube, große Seelen werden schnell durch ihn verwandelt u. s. w.“ — so ist das Buch Aus Babylon nach Jerusalem kein Beleg für diese Behauptung. Man findet nicht die geringste Umwandlung: es ist dieselbe hohle, gespreizte

Eitelkeit, dieselbe Coquetterie, es fehlt nur jener Reichthum an Detailschauungen, die eine vielgereifte Frau in der Novelle immer zu geben weiß. Es ist nichts weiter, als ein verworrenes und zerfahrenes Gerede über Dinge, die bereits hundert Mal besser und gründlicher erörtert sind. Wenn sie vom Protestantismus behauptet, er habe keine erhabene Sittenlehre gehabt,<sup>\*)</sup> so ist das verzeihlich, weil sie weder Kant, noch die übrigen protestantischen Moralisten kennt, noch die katholischen Casuisten; aber eine solche Abgeschmacktheit würde sich doch besser als Bonmot in einer ihrer Salonnovellen ausnehmen, als in einem angeblich ernsthaft geschriebenen Buche. — Aber die Apostaten sind in einer schlimmen Lage. Das Gefühl, welches sie in die Kirche trieb, ist zwar ein ungesundes, aber immer ein Ausfluß des protestantischen Wesens. Sie haben ihre in protestantischen Vorstellungen und Gefühlen genährte Phantasie übermäßig gesteigert, bis sie sich endlich ein Bild von der Kirche gemacht haben, das zwar mit allerlei Höllestrafen gegen die Ketzer bemalt, das aber doch selbst ein ketzerisches ist. Sie müssen unausgesetzt fortfahren, ihre Phantasie in einer künstlichen Exaltation zu erhalten, denn in der Sprache ihrer bisherigen Bildung können sie nicht reden, ihren Verstand können sie nicht anheben und ihr bisheriges Gefühl müssen sie verleugnen. Ihr Herz wird nicht geläutert, denn es wird mit Bitterkeit erfüllt. Sie ergehen sich so lange in Weissagungen, bis sie endlich ihren neuen Bundesgenossen selbst unbequem werden. — Wir finden den Abfall vom Protestantismus bereits in ihrem frühern Dichten und Trachten vorbereitet. Die Zerfahrenheit eines unbestimmten, durch keinen Kreis sittlicher Pflichten bedingten Lebens, der Hochmuth eines selbstfüchtigen Gemüths, welches nur aus sich selbst das Leben und seine Gesetze schöpfen zu können meint, und das unausgesetzte Ländeln mit halb anempfundnen, halb auf einer krankhaften Nervenreizbarkeit beruhenden Leidenschaft treibt endlich zu einer ebenso krankhaften Sehnsucht nach einem objectiven Halt, den die müde Seele nur da empfinden kann, wo eine grobe, drohende und zornige Autorität ihr entgegentritt. — „Aus diesem Sehnen und Streben steigt ein so feiner, süßer, duftiger Egoismus auf, daß er, wie das Arom der schönen Lilie, der lieblichen Orangenblüthe, betäubend,

---

\*) „Luther fand ein Weib, das seiner würdig war. Die entlaufene Nonne schickte sich aufs Beste für den abtrünnigen Mönch; das Maß der gebrochenen Gelübde wurde dadurch erfüllt, und von den niedern Vorzügen der Menschlichkeit der breiteste Besitz genommen. — — Protestantische Menschen müssen all in einer Weise ihr Leben hinbringen, sie müssen heirathen, sonst sind sie überflüssig und nehmen Andern den Platz fort; abgesehen davon, daß eine gänzliche Unkenntniß des menschlichen Wesens aus dieser einförmigen Einrichtung spricht, liegt ihr auch noch eine erstaunliche Trivialität zu Grunde, denn ihr zufolge wird nur der Leib eines Menschen geschätzt, nicht seine Seele.“

lähmend, berauschend wirkt, so daß, selbst wenn keine Enttäuschungen eintreten sollten, Entnervung und Abspannung sich einstellen, und das Herz so schwer und müde machen, daß es zu Zeiten erliegen möchte vor einer geheimnißvollen Traurigkeit.“ — Es ist ein falscher Glaube, der Mensch sei nur da, zu genießen oder zu leiden, zu lieben oder zu trauern; ein Glaube, der aber keineswegs protestantisch, sondern im extremsten Sinne katholisch ist, da der Protestantismus uns sehr energisch einprägt: der Mensch ist da, um seine Pflicht zu thun. Die Gräfin hat daher sehr Recht, obgleich in einem andern Sinne, als sie es meint, wenn sie von sich selbst sagt: „Es kommt mir vor, als sei meine Seele von jeher eine schlafende Katholikin gewesen. Im Schlaf ist man nicht zurechnungsfähig; da ziehen die wunderlichsten Träume, die unsinnigsten Vorstellungen, die zusammenhanglosesten Bilder an uns vorüber . . . Als meine Seele wach wurde, fand sie sich katholisch, denn Alles, was die Protestanten lehrten, hat sie nie begriffen, nie sich zur Nahrung machen können.“ — Das ist sehr erklärlich, denn die Protestanten sprechen von Pflicht und die Katholiken fügen von Liebe und Gnade. — „Nichts und Niemand, erzählt sie, imponirte mir oder blendete mich, Allem und Jedem stellte ich mich höchst bestimmt und gelassen gegenüber und dachte: Du bist Du, und ich bin ich, und nun wollen wir mit einander reden. Ich war wie verzaubert in mein Ich, und mußte von keiner Art von Autorität.“ — Eine solche Stimmung kann viel eher dahin gebracht werden, sich mit blinder Anbetung vor den dunkeln Wetterwolken einer höhern Macht niederzuwerfen, als sich mit Respect der Wirklichkeit anzuvertrauen und erst mit Anstrengung und Hingebung zu lernen, ehe sie ihr Urtheil spricht. Das maßlose Selbstgefühl phantastirt und schwindelt sich leichter in eine maßlose Ehrfurcht hinein, als daß es sich mit wirklicher Aufopferung in sie hineinarbeitete. Das Herz, das sich nur auf sich selber bezieht, fühlt sich unbefriedigt und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß es in den glühenden Bildern anticipirter Glückseligkeit schwelgt, die seine eigene Größe ihm bereiten wird. „Ich werde noch einmal etwas thun, worüber die Welt ganz anders erstaunen wird, als daß ich Faustine geschrieben habe,“ rühmte sie in demselben Augenblick, wo, wie es ihr häufig zu geschehen pflegte, „neben dem Gefühl unermesslichen Glücks die gründlichste Unbefriedigtheit in dem Gewande einer ganz übermenschlichen Langeweile auftauchte.“ Eitelkeit und Langeweile sind die besten Motive zur Apostasie. Schon häufig hatten vereinzelte Anschauungen vom Katholicismus, dessen Glanz und Schimmer sich einer halbreifen Bildung leichter aufdrängt, als der protestantische Ernst, sie mit bequemem Entzücken erfüllt; in ihrem Buche „Jenseits der Berge“ schwärmte sie, wenn auch mit trivialen Beimischungen, für die grandiosen Trümmer der römischen Kirche; vom Berge



Karmel aus schrieb sie an ihre Freunde in der Manier Chateaubriand's und Lamartine's, wie es die ästhetische Convenienz mit sich brachte, so daß diese voreilig glaubten, sie wäre schon katholisch geworden. Sie führt es mit einer gewissen Indignation an, daß man ihr nicht mehr entgegenkam: „Ich hatte allerdings den Versuch gemacht, die ersten Schritte, welche mich in die katholische Kirche hätten führen können, zu thun, allein man traute mir wohl nicht Ernst und Ausdauer genug zu, oder zu viel Phantasie, d. h. in diesem Fall Launenhaftigkeit, und der Versuch blieb ohne Erfolg.“ Die frommen Männer haben sie besser verstanden, als sie sich selber, wenn sie nun coquettirt: „Was ich für Kraft vergeudet habe, das ist ein Jammer, denn vergeudet ist Alles, was nicht zum Heile der Seele gereicht,“ und wenn sie beschreibt, wie der Vers des Jesajas: „Mache dich auf, werde Licht, Jerusalem,“ einen immensen Eindruck auf sie machte. „Ich stützte den Kopf in die Hand und blieb so sitzen vor dem aufgeschlagenen Buch, ich weiß nicht wie lange“ u. s. w., ganz wie Herr von Lamartine, über dessen komödienhaftes Wesen sie sich mit Recht beschwert, als er beschloß, aus Frankreich eine Republik zu machen. — Wenn man vergebens versucht hat, den Mittelpunkt der wirklichen Welt in seinen Salon zu verlegen, so liegt der andere Ausgang nahe, die ganze Fülle unverständener Sehnsucht und gegenstandsloser, aber tiefer Seufzer in die Brust eines Wesens zu senken, welches man sich gerade so vorstellt, wie man es braucht. Alle sogenannten genialen Weiber haben Momente religiöser Ekstase, Augenblicke, in denen sie einen Gott suchen, der ihnen eigen angehört — den Rechten! Auch die Stellung einer büßenden Magdalena hat etwas Verführerisches. Freilich sind es nur Ausnahmefälle, in denen die Bekehrung so weit getrieben wird, daß sie zu einer Oskantation vor dem Publicum führt, wie bei Frau v. Krüdener, deren Valerie (1804) in vielen Beziehungen an die Novellen unserer Gräfin erinnert; aber auch in solchen Dingen thut die Mode viel, und gerade jetzt gehört bei geistreichen Damen eine intensive Religiosität ebenso wieder zum guten Ton, wie in frühern Tagen eine starke Freigeisterei. — Schon in einem ihrer frühern Romane hat die Gräfin ihre Bekehrung vorahnend angedeutet: sie läßt Faustine, nachdem sie eine Menge von Liebesversuchen mit mehr oder minder Erfolg durchgemacht, endlich den wahren Seelenbräutigam erwählen, der ihrem Herzen Frieden giebt. Damals verhielt sie sich zu diesem Ausdruck der Blasirtheit noch ironisch und wir würden nicht dafür stehen, daß diese Ironie sich nicht zum zweiten Male einstellen könnte. Die Delia's und Faustinen finden auch im Schooß der Kirche, auch wenn sie sich bis in die Einsamkeit des Klosters flüchten, eine harte und compacte Wirklichkeit, der ihr Gemüth widerstrebt, und sie können einmal Klostermüde werden, so wie sie früher weltmüde wurden. Dann könnte die alte Liebe

wieder erwachen, und sie könnten die Rückreise von Jerusalem nach Babylon antreten, um so mehr, da es in dem Jerusalem ihres Herzens nicht viel anders aussehen wird, als in dem Babel ihrer Gedanken<sup>\*)</sup>. — Nachdem sie den Weg beschrieben, den sie von dem Babel der eiteln Weltlust bis zu dem Jerusalem der erscheinenden Kirche zurückgelegt, hat sie dem Drang nicht widerstehen können, zu berichten, wie es in ihrer neuen Wohnstätte aussieht. Sie schrieb Gedichte, „Unserer lieben Frauen“ gewidmet und einen religiösen Monolog: „Aus Jerusalem“. Man hat so viel unheilige und heilige Personen angesungen, daß man es wohl der heiligen Jungfrau gönnen kann, wenn eine fromm gewordene Dichterin ihr die Erstlinge einer neuen Poesie darbringt. Die heilige Jungfrau wird zwar gewöhnlich nicht in der Form der Kaufmännin vorgestellt: sie war die demüthige, bescheidene Magd, die ihr Kindlein in der Krippe barg, und die erst von einfachen Hirten Glückwünsche annehmen mußte, ehe die Könige des Morgenlandes ihre Huldigungen, ihren Weihrauch und ihre Myrrhen darbrachten;

\*) Gleichzeitig bereicherte Herr Franz von Florencourt die katholische Kirche durch seinen Uebertritt. Ein getreues Abbild der altromantischen Apostaten, hat er früher mit einem schrankenlosen Kosmopolitismus für sämtliche Religionen des Weltalls geschwärmt, wenn sie nur etwas sinnlich Greifbares und phantastisch Erregendes hatten. Er hat versichert, mit den Hottentotten und Eskimo's sich im andächtigen Glaubensgefühl vereinigen zu können, nur nicht mit den Rationalisten, die ihr göttliches Wesen in abstracte Gedanken auflösen. Ein solches Ein- und Verschmelzen in dem unermesslichen Pantheon aller Nationen ermüdet zuletzt einen schwachen Geist; er wird eine Auswahl treffen und diejenige Form der Religion vorziehen, in welcher das Naturwüchsige sich am handgreiflichsten den Sinnen aufdrängt. Freilich sprachen auch Gründe der politischen Opportunität dafür. Florencourt gehört zu jenen politischen Dilettanten, die seit dem Anfang dieses Jahrhunderts eine so unerhörte Verwirrung in allen Begriffen angerichtet haben. Mit derselben Coquetterie und Selbstvergötterung, welche die Schlegel, die Adam Müller, die Genß, die Görres auszeichnet, hat er in allen Fragen, welche die Zeit bewegten, seine Subjectivität hervorgekehrt, und nur Dasjenige an ihnen aufgesucht, was seine Figur in ein günstiges und interessantes Licht setzen konnte. Solche Leute fangen damit an, die Schwächen ihrer eigenen Partei, die sie natürlich besser kennen, als die ihrer Gegner, hervorzufachen und im Dunkel ihrer angeblichen Entdeckung sich als die einzigen Vertreter des Princips zu betrachten; dann gewahren sie mit einiger Befremdung, daß die nämliche Entdeckung schon von den Gegnern gemacht ist; sie ahnen eine geheime Seelenverwandtschaft; zuletzt treibt sie ihr Eigensinn und der Aerger über fortdauernde Verkenntung dahin, sich kopfüber auf die feindliche Seite zu stürzen. Man pflegt dann von der Ehrlichkeit solcher Leute zu sprechen, wenn nicht gerade jeder ihrer Schritte durch einen bestimmten Geldgewinn bedingt ist; man sollte aber diese Molluskennatur, die sich aus Eitelkeit jeder beliebigen Form bequemt, einmal der gründlichsten Verachtung preisgeben, weil sie das Erbübel ist, an dem wir Deutsche leiden.

allein wie die Kirche allmählig vornehmer wurde, nahm auch die Gestalt der Himmelskönigin glänzendere Farben an. Neben der Sixtinischen Madonna, der Jungfrau, welche das erste Gefühl der Liebe mit unnenndbarem Schauer durchbebt, und neben der Holbein'schen Mutter Gottes, der züchtigen Hausfrau, die in der Frucht ihres Leibes die Gabe des himmlischen Vaters pflegt und verehrt, tauchten brillante Weiber auf, die in aller Glorie einer feurigen Liebe zum Himmel emporstrebten, von den Engeln in entzückter Anbetung getragen, die Krone des Himmels auf ihrem Haupt, den Mond zu ihren Füßen. Wenn die frommen christlichen Maler sich berechtigt glaubten, die verschiedenen Ideale geheimer Liebessehnsucht in die Gestalt der Auserwählten des Herrn zu verweben, so muß es auch der modernen, künstlich erworbenen Religiosität gestattet sein, ihr eigenes Ideal, die verkörperte Faustine oder Lelia darin zu suchen, und auf einem Umwege zu jener Selbstanbetung zurückzukehren, die nun nicht mehr mit dem Makel sündhafter Eitelkeit beledet ist. Die Freude über die Verklärung des Weibes in der Kirche, von der verleumdeten Eva bis zu Magdalena herab, der viel vergeben wurde, weil sie viel geliebt, und der Haß gegen die verstockten Protestanten, welche den Thron der Himmelskönigin umstürzten und an ihre Stelle den männlichen Gott setzten, den jornerfüllten Messias der Propheten und der Apokalypse mit dem blutigen Schwert in der Hand: — dieses doppelte Gefühl ist der Leitton des wunderlichen Buches. — Gräfin Ida leitet ihre Bücher seit der Wiedergeburt stets durch den christlichen Spruch ein: *Soli Deo gloria*, allein Gott in der Höh' sei Ehr'. Aber es ist mit diesem Spruch nicht ernst gemeint, sie macht vielmehr dem Protestantismus die größten Vorwürfe, daß er Gott allein Ehre erweise, da doch das Kind des Staubes die Majestät des Wesens aller Wesen weder empfinden, noch anschauen könne, und daß er die gebührende Huldigung den heiligen Frauen, namentlich der allerheiligsten Jungfrau versage, „während doch Gott selbst aus seinem Himmel heraus dieser Jungfrau gehuldigt und sie auf Erden verehrt hat.“ Sogar von Gott lassen sich die verstockten Protestanten in der Galanterie übertreffen! Darum halten sie die Bibel in Ehren, die wahrscheinlich von Anbeginn durch verkappte Protestanten verfälscht ist, da sie Adam begünstigt und der viel reinern und ätherischn Eva alle Schuld des Sündenfalls heimischt. Später haben die Protestanten jene Asyle für verkannte schöne Seelen, die Nonnenklöster, und namentlich die adeligen Stifter, aufgehoben, und das Weib in die Knechtschaft einer plebejischen Ehe herabgedrückt, wo es sich um die Kinder, um den Herd und um die Wäsche kümmern muß, statt dem allein schädlichen Geschäft obzuliegen, anzubeten und sich anbeten zu lassen. Ja sie sind noch weiter gegangen und haben diesem an sich schon gemeinen Institut durch die Entziehung des sacra-

mentalens Charakters den letzten romantischen Reiz geraubt und dadurch höher gestimmte Naturen, wie die Gräfin Hahn und George Sand, gleichsam verführt, sich von ihren Männern scheiden zu lassen. Edlern Frauen bleibt nichts übrig, als in das junge Jerusalem zurückzukehren, wo der hochmüthige Herr der Schöpfung sich vor dem Bilde einer Jungfrau in den Staub werfen muß, und wo man Magdalena als eine Heilige verehrt, weil sie eine schöne Seele war. Die neue Katholikin ist nichts Anderes, als die alte Weltbame; es ist nicht eine höhere Entwicklung ihres Wesens, sondern nur die Ausbildung einer zweiten Seite desselben, die in der Doppelnatur der Relia und Faustine begründet ist. Die Maßlosigkeit einer hochmüthigen weiblichen Subjectivität, die sich für den Mittelpunkt der Welt ansieht, um den alle Sterne kreisen, führt zu beiden Abwegen. George Sand hat das Problem ganz richtig gestellt; in jedem Augenblick erneuert sich die Frage: Buhlerin oder Betschwester? Rücksichtsloser Materialismus, oder rücksichtsloser Spiritualismus? Unendliche Befriedigung in der Lust, oder unendliche Befriedigung im Schmerz? Und zwischen beiden Extremen schwankend, bleibt die schöne Seele in einem wilden Traumleben, in dem bald von der einen, bald von der andern Seite die Gestalten sich in den Vordergrund drängen, in der Mitte. Sie sehnt sich nach Faustischer Lust, nach Faustischem Schmerz, und ist doch in ihrem Wesen viel zu schattenhaft, um das Eine oder das Andere ertragen zu können. —

Von den übrigen Damen heben wir nur einige hervor. — Therese von Struve, geb. 1804 in Stuttgart, die Tochter eines russischen Gesandten, verheirathete sich 1825 mit dem russischen Generalconsul v. Bacharach und lebte theils in Hamburg und Petersburg, theils auf Reisen, die sich bis in den Orient ausdehnten. Mit den jungdeutschen Schriftstellern, namentlich mit Guklow, stand sie in genauern Beziehungen. Nach 24jähriger Ehe ließ sie sich von ihrem Mann scheiden und heirathete den niederländischen Oberst v. Lützow, mit dem sie nach Batavia ging, wo sie nach vielfachen Reisen in das Innere des Landes 1852 starb. Als Schriftstellerin trat sie zuerst 1841 mit den Briefen aus dem Süden auf; es folgten die Novellen: Falkenberg 1843, Lydia 1844, Am Theetisch 1844, Weltglück 1845, Heinrich Burkart 1846, Alma 1848; außerdem Reisebeschreibungen, Tagebücher, Recensionen u. s. w. — Als Weltbame, die sich im Leben allseitig umgesehen, nebenbei viel gelesen und mit Schriftstellern verkehrt, hat Therese den Vorzug einer gebildeten Reflexion. Sie geht aus sich heraus und bemüht sich, nicht blos ihre eigenen Erregungen, sondern auch die Gegenstände anzuschauen; aber was bei der Gräfin Hahn mit einer gewissen Naturkraft auftritt, steht bei ihr gezwungen aus. Der bezeichnendste ihrer Romane, Lydia, schildert ein ätherisches Wesen, welches

nach den feinsten Empfindungen Jagd macht, aber das Raffinement des modernen Luxus nicht entbehren kann und sich daher Einem nach dem Andern verkauft. Dergleichen läßt man sich gefallen, wenn es naiv erzählt wird, wie in *Manon Lescaut*; erscheint es aber so reflectirt wie hier, so verlangt man nachher eine sittliche Befriedigung, und diese fehlt. *Lydia* wird bis zum Schluß von einem jener ritterlichen Helden angebetet, in denen unsere weiblichen Novellisten ihr Ideal darstellen: der empfindende und kraftvolle Mann, der aber ein Spielball in den Händen der weiblichen Laune ist. An aristokratischem Parfüm fehlt es nicht; er ist aber nicht so geschickt verstreut, wie bei der Gräfin. Falkenberg ist eine Abschwächung des Leone Leoni, und so sind auch die andern Romane der Verfasserin unter französischen Einflüssen entstanden. Sie zählt sich selbst zur jungdeutschen Literatur, und mit Recht.

Ida von Düringsfeld, geboren 1815 in Niederschlesien, wurde zuerst von Th. Sell in die Literatur eingeführt. 1845 verheirathete sie sich mit dem Freiherrn von Reinsberg, mit dem sie sich theils in Italien, theils in der Schweiz, theils in Prag aufhielt; seit 1850 in Breslau. Abgesehen von ihren Gedichten, die trotz vielfacher Nachlässigkeiten einen nicht unbedeutenden Sinn für Rhythmus und Melodie verrathen, und den unvermeidlichen Reifeskizzen, hat sie eine Reihe von Romanen geschrieben: *Schloß Goczyn* 1841, *Skizzen aus der vornehmen Welt* 1842, *Magdalena* 1844, *Margarethe von Balois* 1847. Sie hat ein entschiedenes Talent, lebhaft zu erzählen, einen leichten Fluß und mitunter auch eine glückliche Anschauung; selbst ihre Bilder sind nicht ohne Melodie. Sie reflectirt wenig, nicht mehr, als eine Dame von Welt zu reflectiren pflegt, und macht es sich in Erfindung und Ausarbeitung äußerst bequem. Auch für sie ist die aristokratische Gesellschaft der einzige Kreis, in dem sich ihre Ideale bewegen.

An diese Classe der Salonliteratur schließt sich ein leichtsinniger Dichter an, dessen Talent bedauern läßt, daß er so ganz alles künstlerischen Sinns entbehrt. A. von Sternberg, geboren 1806 in Göttingen, begab sich 1830 mit Unterstützung der russischen Kaiserin nach Deutschland, wo er seit 1841 in Berlin einen festen Wohnsitz nahm. Unter den zahlreichen Novellen, die er in dieser Zeit veröffentlichte, erregte vor Allem der Roman: *Die Zerrissenen* 1832, *Auffehen*. Es folgten *Leßling* 1834, *Molière* 1834, *Alfred* 1841 (eine Satire gegen das Literatenthum), *der Missionar* 1842, *Diane* 1842 (die gelungenste unter seinen Schriften), *Paul* 1845 (mit der Tendenz auf eine Regeneration des Adels), *die gelbe Gräfin* 1848. Die Revolution brachte ihn in Verbindung mit der Kreuzzeitung und veranlaßte ihn zu royalistischen Romanen. Doch kehrte er bald zu seinem eigentlichen Genre, der frivolen Novelle, zurück: die braunen

Mährchen 1830, der deutsche Gil Blas 1831, ein Fasching in Wien 1831, ein Carneval in Berlin 1832 u. s. w. Es giebt keine Gattung, die er nicht zu verwerthen gesucht hätte. Er schrieb zu Anfang im Sinn der romantischen Schule phantastische Arabesken, mit Beimischung von etwas moderner Bildung; dann dichtete er in der spätern Manier Tieck's. Er skizzirt mit leichter Hand die Umrisse der Figuren, der Abenteuer, der Schicksale; eine tiefere Charakteristik oder eine leitende Idee darf man nicht suchen. Wir werden nicht in große Spannung veretzt, denn die Gestalten huschen zu schnell an uns vorüber; aber wir werden angenehm unterhalten. Charakteristisch ist die Physiologie der Gesellschaft. Sie geht von der Grundansicht aus: die Menschen sind alle Egoisten, und hassen und verderben einander, wenn sie ihrer Natur folgen. Um diesen Zustand zu verhüllen, hat man die Bildung erfunden, die darin besteht, daß man zwar in der Wirklichkeit seinem natürlichen Egoismus folgt, aber den Schein der allgemeinen Menschenliebe damit verbindet. Ein gebildeter Mensch, der glücklich sein will, muß die verschiedenen Formen der conventionellen Lüge studiren und sie sich aneignen; zwar nicht um überall von ihr Gebrauch zu machen, aber um die schädlichen Wirkungen von sich fern zu halten, die sie auf den ungebildeten Naturalisten ausübt. In diesen Lehren und Maximen eines aristokratischen Genußmenschen liegt nun freilich viel Paradoxie. Es klingt frivol genug, wenn die Ehe mit dem Whistpiel in einem Capitel abgehandelt wird; aber das ist eigentlich doch nur ein leicht zu durchschauender Effect. Paradoxie ist nichts Anderes, als die Wahrheit von einer Seite angesehen. „Das Dichten und Trachten der Menschen ist auf Wahn gegründet.“ „Die Sprache ist erfunden, um die Gedanken zu verbergen“ u. s. w.; das Alles ist nicht unwahr, sondern nur einseitig und eben darum pikant. Später ist Sternberg mit seiner Epikureischen Philosophie auf schlimmere Abwege gerathen. Er hat ernsthafte sittliche Fragen mit prächtiger Frivolität behandelt und sich dann in lästerne Geschichten eingelassen, die hart an das Schmutzige grenzen.

Einen außerordentlichen Erfolg bei den sogenannten Gebildeten hat Heinrich König gehabt, geboren zu Fulda 1790. Wir wüßten keinen andern Grund anzugeben, als daß sich die Unproductivität an der Unproductivität erfreut, denn ein solcher Mangel an eigenem Leben und Gestaltungskraft ist uns selten vorgekommen. Das geistreiche Geschwätz, welches sich aus den Zeiten der romantischen Schule herschrieb, finden wir bei ihm in größerem Umfang, als bei irgend einem andern Schriftsteller; aber nirgend auch nur eine Spur eines ernstlichen Eingehens auf die Bewegungen der Seele, nirgend das Verständniß einer ursprünglichen, organisch sich entwickelnden Empfindung. Unter seinen ersten historischen Romanen: die

hohe Braut 1833, die Waldenser 1836, William Shakspeare 1839, erwarb der letzte den größten Beifall. Der Dichter hat es verstanden, sich mit den Reflexionen, die wir in Shakspeare's Werken lesen, auszugucken und die Armuth der eigenen Erfindung durch Anlehnung an einen Größern zu verstecken. Die Gattung des literarhistorischen Romans täuscht in dieser Beziehung auch den Gebildeten sehr leicht, ja diesen am leichtesten, weil er sich gewissermaßen über seine eigenen Reflexionen freut.\*) — In den Novellen, die sich mit der modernen Gesellschaft beschäftigen: Regina (1842), Veronica (1844), ist der Stil von der überschwenglichsten Manier geziert und doch trivial; die Erzählung ist undeutlich, verworren, sie verweilt ausführlich bei Nebensachen, berührt die Hauptpunkte oberflächlich und springt über die wichtigsten Motive hinweg; die Charakteristik giebt nur sporadische Züge, sie macht keinen Versuch, eine individuelle Natur organisch zu entwickeln. Als Held wird ein fieber, haltloser, launenhafter Mensch geschildert, der, abgerechnet seine Robeue'sche Wohlthätigkeit, in allen bestimmten Fällen so empfindet, denkt, spricht und handelt, wie ein sittlich gebildeter Mann nicht empfindet, denkt, spricht und handelt. Gott mag wissen, in welchen Classen der Gesellschaft solche Sitten zu Hause sind! Als Beleg greifen wir eine ganz beliebige Stelle heraus, auf die aber vom Dichter großes Gewicht gelegt wird. Augustin, der Held, ist in einer Gesellschaft zwischen einer edlen und geistreichen Jüdin, Regina, und einer leichtsinnigen Sängerin, Fanny, seiner ehemaligen Maitresse, der Vierte in der Gesellschaft ist Julius, der Fanny liebt und sie heirathen will. Die Situation ist an sich schon recht artig. Nun macht Julius folgende Bemerkung:

Unsere liebenswürdige Fanny befindet sich zwischen uns Beiden in einer ihr neuen und eigenen Situation. Ich begreife es, ich, und kann Ihnen Aufschluß geben, mein Freund. Ein so ehrliches, einfaches Herz wie Fanny's befindet sich auf einmal zwischen zwei Polen. Verstehen Sie mich nur recht, Fanny! Ich meine nicht Polaten, der Doctor versteht mich, was man Pole in der Physik nennt, Anziehung, Abstoß. Ich will lieber sagen, zwischen zwei Pole versetzt. Sie sind nämlich ein Verehrer unserer ausgezeichneten Sängerin und ich erkläre mich für den Anbeter der liebenswürdigen Fanny. Der Verehrer darf lauschen und sich Alles zuwenden, was er erlauschen kann; dem Anbeter gebührt aber auch ein Antheilchen von den Regungen des Herzens, die dem bloßen Verehrer fern bleiben, wie — Schaubrode. Herrlich und treffend! lachte Augustin. Schaubrode! Sehr bezeichnend, mein Freund! Aber nicht wahr, Julius, die Schaubrode waren ehemals — ungesäuert? So sollen wir Sie denn ins gelobte Land scheiden sehen, schöne Fanny, mit ungesäuerten Broden?

---

\*) Der größte Virtuoso in dieser Gattung ist D. Müller.

Die ungesäuerten Brode werden dann noch ziemlich ausführlich behandelt, und die übrigen Gleichnisse entsprechen an Inhalt und Anmuth diesem ächt jungdeutschen Einfall. Uebrigens geht die Sache später ins Tragische über. Augustin erschießt sich, nachdem er sich noch vorher beim Wein und Kerzenlicht eine poetische Stunde gemacht. Regina überlegt, ob sie sich solle taufen lassen, thut es aber nicht.

Und so trat eines Morgens Regina mit der Mene erhabener Entschlossenheit in den Kreis der Familie und der Gäste. — Ich bin zur Erleuchtung gekommen! sagte sie feierlich. Warum, Helene, sollte ich Christin werden? Um meinen Schmerz zu bestegen? Aber nein, ich will ihn behalten. Ich bin ja hinausgestoßen in die Wüste des Lebens und der Schmerz ist mein Ismael. Ich bin Sagar und mein Schmerz ist der Krug, mit dem ich, meinen Durst zu löschen und meinen Ismael zu erquiden, aus dem ewigen Born des ächt Menschlichen schöpfe. Dort quillt auch mein Taufwasser, ohne daß ich eine getaufte Jüdin heiße. Christlich? Hier ist Katholisch, da Lutherisch, dort Reformirt! Sie haben Recht, Mann aus Schlessen; die Offenbarung des Gottmenschen ist zu einem babylonischen Thurm geworden, an dem sich die Völker mißverstehen und entzweien. Dem Gott zu Liebe, der Mensch geworden ist, werfen sie die Nächstenliebe von sich und schmähen die Welt. Was bleibt uns übrig, uns Ungläubigen, als eine neue Menschwerdung für jeden Einzelnen, und daß wir uns den Stoff und den Zuschnitt gefallen lassen, in den sich eine Gottheit gekleidet hat! —

Als die Krone seiner Werke bezeichnen seine Verehrer den literarhistorischen Roman: Die Clubbisten in Mainz 1847: eine Mosaikarbeit aus Reminiscenzen, die durch schwache Fäden nothdürftig mit einander verknüpft werden, und die eine souveräne Herrschaft des Dichters über die Charaktere unmöglich machen. Die Einwendungen gegen den historischen Roman, insofern er sich nicht mit einer Schilderung der Zeit im Allgemeinen, sondern mit der Charakteristik bestimmter historischer Persönlichkeiten beschäftigt, gelten in weit erhöhterm Grade vom literarhistorischen Roman. Es wird dem historischen Novellisten leichter werden; Männer, die sich im militärischen oder im Staatsleben ausgezeichnet haben, im Dialog so zu charakterisiren, daß unser historisches Wissen nicht beleidigt wird: denn bei diesen kommt es mehr darauf an, was sie gethan, als was sie gesprochen haben, und dem Dichter wird in letzterer Beziehung eine gewisse Freiheit zugestanden werden können, namentlich wenn es sich um Personen handelt, die unserm Gedächtniß nicht detaillirt überliefert sind. Anders ist es mit Dichtern und Schriftstellern. Bei ihnen erschöpft sich fast das ganze Interesse in ihren Werken, die uns vorliegen, die wir vergleichen können, von denen wir keine Abweichung dulden, und so bleibt dem Romanschreiber nur die Wahl, sich entweder knechtisch seinen Quellen anzuschließen, was jede freie poetische Schöpfung unmöglich macht, oder unter bekannten



Namen fremde Personen einzuführen: Die innere Wahrheit und Uebereinstimmung der Dichtung wird am seltensten erreicht, nicht einmal der Ton der Zeit im Stil glücklich wiedergegeben. Die Herrschaft der Reflexion zeigt sich auch in der grauen, verwaschenen Farbe. Während in Bezug auf unbedeutende Dinge die Arbeit mühsam und ängstlich ausfällt, wird man gerade im Augenblick, wo man eine genaue Erklärung erwartet, durch einen gewaltsamen Sprung überrascht, der über alle Schwierigkeiten dadurch hinwegführt, daß er sie nicht sieht. — An die Clubbisten von Mainz schloß sich 1855 König Jerome's Carnival. Auch diesmal sind die Vorstudien des Dichters über die Gesamtbildung der Zeit nicht unbedeutend, ohne daß es ihm gelungen wäre, von einer Figur ein künstlerisch abgerundetes Bild zu geben. Einen sehr unangenehmen Eindruck macht die geheime Lüftertheit in diesem Roman, die freilich schon in den Clubbisten hinter dem steifen Raisonnement zuweilen auftauchte. Der Verfasser hat die Absicht, sittenlose Zustände zu schildern, und er hat Recht, wenn er dazu die angemessenen Farben wählt; aber die Personen, die seine Lieblinge sind, und die er diesen unsittlichen Zuständen gewissermaßen als das Bild einer bessern Zukunft gegenüberstellt, sind womöglich noch schlimmer: fleische, unkräftige Gestalten, jedem Eindruck zugänglich, übermüthig und leicht bestimmbar, in sich selbst verliebt und ohne alle Grundsätze, die Verwandten der Guckow'schen Charaktere, denen sie zuweilen bis zum Verwechseln ähnlich sehn.

Ehrlicher in dem Bestreben, die Räthsel der Zeit zu lösen und die Einsicht mit dem Gefühl in Einklang zu bringen, ist eine Dichterin aus dem Bürgerstande. Fanny Lewald, geb. 1811 zu Königsberg, ließ sich, eine geborne Jüdin, im 17. Jahre taufen, machte mit ihrem Vater 1831 eine größere Reise und trat 1842 mit ihrer ersten Novelle „Elementine“ auf. Es folgten Jenny 1843, Eine Lebensfrage 1845, Prinz Louis Ferdinand 1849, Liebesbriefe 1850, Wandlungen 1853. Alle diese Novellen behandeln die socialen Bermürfnisse, wie sie sich im Leben des Weibes abspiegeln, und namentlich im Leben einer Jüdin, die durch ihre falsche Stellung zur Religion mit sich selbst und mit der Welt in Conflict kommt. Ihre Gesinnung ist ehrlich, aber nicht ganz frei von falscher Empfindsamkeit. Ihre lebhafte Empfänglichkeit geht weit über ihre Erfassungsgabe hinaus. Daher wimmeln ihre Novellen von Reminiscenzen an wirkliche Begebenheiten und Charaktere, die in die Dichtung nicht ganz aufgehen. Charakteristisch ist der Roman: „Prinz Louis Ferdinand“, in dem sie mit einer wohlgemeinten, aber doch immer merkwürdigen Indiscretion die Erzählungen Barnhagen's über Rahel novellistisch verwerthet hat. Im Frühjahr 1845 trat sie eine Reise nach Italien an, die durch die enge Befreundung mit Therese von Lützow und Adolf Stahr bedeutsam für sie

wurde. Im Jahre 1848 vertiefte sie sich lebhaft in die demokratischen Wünsche. Das Italienische Bilderbuch 1847, die Erinnerungen aus dem Jahre 1848, das Reisetagebuch durch England und Schottland 1852, zum Theil auch die Wandlungen sind Denkmale ihrer innern und äußern Erfahrungen. Ihr Bemühen, sich über ihren Bildungsgang klar zu werden, ist ehrlich; ihre Phantasie lebhaft, ihre Reflexion zuweilen voller Geist;\*) aber ihre schöpferische Kraft hält mit ihrem guten Willen nicht gleichen Schritt, und darum greift sie zuweilen, ohne es zu wollen, zur Modellmalerei. — So ist in ihrem Roman: Adele (1855) die Tendenz der Kampf gegen das falsche Princip unserer Belletristik, das geniale Denken und Empfinden vom stillosen Denken und Empfinden zu trennen; für den Dichter eine andere Moral ausfindig zu machen, als für den gewöhnlichen Menschen; gegen die frevelhafte Idee, das Leben sei ein Stoff für die Kunst, und man dürfe, um neue Stoffe und Formen für die Kunst zu gewinnen, mit dem Leben und seinen Gesetzen willkürlich umspringen. Was aus solchen Grundsätzen sich entwickelt, zeigt Fanny Lewald an dem Portrait eines Dichters, dem man in unsern Tagen nicht selten begegnen wird.

Hellwig war einer der rührigsten Schriftsteller jener Zeit. Die feste, polemische Weise, mit der er, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, gegen die letzten, noch lebenden Helden der klassischen Epoche aufgetreten, und die vorübergehende Verfolgung, welche seine Werke in einigen deutschen Staaten erlitten, hatten ihm schnell einen Namen gemacht, den seine damaligen Leistungen kaum zu erklären vermochten. Später, als er reifer geworden, Bedeutendes in der Kritik zu leisten fähig gewesen wäre, hatte er sich der Dichtkunst zugewendet und damit den Boden verlassen, auf dem allein er sich mit Vortheil zu bewegen vermochte. Unfähig, Gestalten zu erzeugen, an deren zwingender Bestimmtheit jede Willkür des Dichters erlahmt, stand er schon während des Schaffens seinen eigenen Arbeiten kritisch gegenüber, und immer getheilt zwischen den unklaren Auswülfungen seiner Phantasie und der Schärfe seines zergliedernden Verstandes, schuf und lebte er in einem unlöslichen Zwiespalt. Ohne daß er es wollte, verlor er jede Originalität, weil jede neue Richtung ihn ergriff, jeder fremde Erfolg ihn antrieb, auf gleichem Felde gleiche Lorbeeren zu suchen. Bald ein Verfechter aller und

---

\*) Z. B. über Rahel: „Sie war eine zu gesunde Natur, um in der Entsagung jene von den Poeten mit Unrecht besungene krankhafte Seligkeit des Schmerzes zu empfinden. Der Schmerz ist unser Feind; wir sollen ihn hassen und ihm als einem Feinde gewappnet gegenübertreten, ihn zu besiegen, wenn wir stark genug sind. Wenn im Schmerze finden, ist Seelenkrankheit. Der Gesunde überwindet oder unterliegt ihm, wie er dem Tode unterliegt; aber so wenig er spielt mit seinem Weh, so freudig kann er den Kampf mit dem Schmerze übernehmen, wo es gilt, sich einem großen Zwecke will als Opfer darzubringen.“ —

jeder Emancipation, bald ein Verehrer des Bestehenden, Althergebrachten, konnte er heute allem Glauben hohnsprechen und morgen für die gläubige Romantik in die Schranken treten. Seine innere Raftlosigkeit und die Angriffe, die er von beiden Seiten zu erdulden hatte, steigerten sich dadurch. Immerdar angefochten, immer genöthigt, sich zu vertheidigen und erlittene Niederlagen zu verschmerzen oder sie Andern vergessen zu machen, hatten Mißtrauen, Reid und Bitterkeit sich seiner in hohem Grade bemächtigt. Er, der einst einen Goethe getadelt, weil er seinen Nachruhm der Nachwelt anvertraut, und Byron verdammt, weil er sich außer den Kreis seiner Zeitgenossen gestellt, er war dahin gekommen, jene Menschenverachtung und jenen Welt-schmerz zu empfinden, hinter denen die Charakterlosigkeit sich leicht und gern verbirgt. Hellwig glaubte und nannte sich einen verkannten Genius. Er schrieb und lebte, sich die ihm gebührende Anerkennung zu erzwingen. Wer sie ihm darbrachte, wie er sie erlangte, das galt ihm gleich. Die Jünglinge, die er bei einem Gelage durch ein festes Wort geblendet, die Frauen, deren Phantasie seine leidenschaftlichen Schilderungen erregt, die Mädchen, welche seine persönliche Erscheinung bezaubert; sie alle mußte er für seine Zwecke auszubenten. Sie verkündeten sein Lob in der Journalistik, sie machten Propaganda für ihn in der Gesellschaft und bahnten ihm die Wege für das Wandern, das er führte. So geschah es, daß er viel genannt, daß er gelesen wurde, daß eine Partei sich für ihn bildete, obschon das Urtheil der Verständigen und die ernste Kritik sich unwillig und verdammend gegen ihn erklärten.

Wenn auf diese Weise die Dichter über die Krankheiten ihres Berufs reflectiren,\*) so ist damit im Ganzen noch wenig gewonnen. Will die

---

\*) Man vergleiche folgende Schilderung, die ein Dichter, Felix Hoffmann, von seinem Helden giebt (1855): — „Der junge Mann repräsentirte in sich die geistige Halbbildung unsers jetzigen Jahrhunderts, vertrat die weit und breit künstlich auf Stelzen herausgeschraubte unwahre Intelligenz desselben, die in ihrem Grund und Boden nur Oberflächlichkeit, mit einer qualificirenden Unverschämtheit gepaart, aufweisen kann . . . . Gründliche Studien hatte er nie gemacht, aber tausend und tausend polypenartige Arme hatten sich aus seinem Geiste herabgesenkt und hatten hier und hatten dort die blühende Blume der Wissenschaft, die der Kunst schmähend umfingen und den lieblich schmeckenden und offen daliegenden Thau der Allgemeinheit in sich ausgesogen und dem Geiste zugeführt. Bei der Elasticität und überraschenden Schärfe seines Verstandes, die durch eine seltene Dialektik unterstügt wurde, täuschte er oft Geweihte ihres Berufes. Mit einigen Schlagwörtern zog er die Aufmerksamkeit auf sich; mit der ihm, wenn er wollte, zu Gebote stehenden Bescheidenheit reizte er und führte seine Gegner durch Hin- und Herzüge auf einem ihm nur oberflächlich bekannten Terrain doch an die Stelle, wo er entweder mit widerrechtlichen Waffen siegte oder doch einen ehrenvollen Frieden in der durch seine Kenntnisse gewonnenen Achtung des Gegners abschloß. Wurde er wirklich zuweilen, was aber selten geschah, in die Enge getrieben, so wußte er mit einer unglaublichen Schlaueit das Terrain, auf dem gekämpft

Poesie die Rehrseite des Lebens darstellen, so muß sie dieselbe zu einem komischen Ideal umdichten. Die Poesie soll frei machen, erheben, sei es nun durch tragische Erschütterung, oder durch phantastischen Scherz; aber sie soll nicht peinigen, nicht in den Schmutz des Lebens herabdrücken. Die Gebrechen der Zeit richtig zu erkennen, ist ein wichtiger, ein nicht zu umgehender Fortschritt. Allein dabei darf der Dichter nicht stehen bleiben; er muß danach streben, soweit seine Einsicht es zuläßt und sein Talent ausreicht, uns diesem Morast fauler Empfindungen zu entziehen und uns eine poetische Welt vor Augen zu stellen.

Schon während der Revolution hatte Gutzkow einige Male versucht, sich an der Politik zu betheiligen; aber damals verlangte man noch bestimmte Ansichten und ein bestimmtes Wollen, und ein solches war bei ihm nicht vorhanden. Nun breitete sich nach dem Scheitern der Revolution über ganz Deutschland eine unglückselige Verstimmung aus, die alle unmittelbare Thätigkeit aufgab, um in den Träumen eines unklaren, unbestimmten Etwas zu schwelgen, das der Menschheit wieder einen neuen Tag der Erlösung bereiten sollte. Ein Ausdruck dieser allgemeinen Stimmung waren die Ritter vom Geist (1850 — 51), die für die franke verschrobene Zeit ein Evangelium wurden. Während der Revolution hatte man sich so leidenschaftlich in die Einseitigkeiten der Parteien vertieft, und die Voraussetzungen derselben hatten sich so schnell und vollständig widerlegt, daß man den Trieb fühlte, über diese Bestimmtheiten der Parteiunterschiede hinaus zu gehen und sich ein Bild der Zukunft zu entwerfen, das nicht in dem Bewußtsein des Volks, sondern in dem bevorzugten Geist einzelner strebsamer Individualitäten vorhanden sein sollte. Gutzkow führt eine Reihe von Personen ein, die sich augenblicklich als bekannte historische Größen ankündigen: eine bequeme Manier, denn wenn das Publicum einmal ein bekanntes Gesicht entdeckt hat, so zerbricht es sich bei jeder neuen Maske den Kopf, wer wohl dahinter stecken möge, und erwartet Aufschlüsse über die geheime Geschichte der Zeit. Wir merken bald, daß wir uns im preussischen Staat befinden, etwa unter dem Ministerium Hansemann, das ebenso vom Hof wie von der Demokratie verachtet wird. Freilich wollen manche von den geschilderten Zuständen nicht in diese Zeit passen.

wurde, stichlich unter seiner Rede, wie weichen Thon umzuarbeiten, und, ehe es sich jener verfaß, hatte er eine glänzende Waffenthat im neuen Felde gethan, und des alten Kampfplatzes war bald vergessen. Er hatte Manches und Vieles in sich aufgenommen, aber in keiner Wissenschaft, in keiner Kunst hatte er etwas Gründliches gelernt, hatte er etwas zu Lobendes geleistet, dagegen war ihm ein Urtheil eigen, das einem zweischneidigen Schwerte glich, wenn er es, wie er oft that, in Fronte und Malice über dem Haupte Mancher schwerten ließ u. s. w.“ —

Von der Existenz einer Straßendemokratie ist nicht die Rede, in allen Gesellschaften und Ständen ist der Reubund (Treubund) übermächtig. Noch steht es aber so, daß eine opponirende Majorität in der Nationalversammlung die Regierung stürzen kann. Das Ministerium macht die Frage, ob ein Minister in der Kammer zu jeder Zeit das Wort ergreifen dürfe, zur Cabinetsfrage, bleibt in der Minorität und tritt ab. Der König erhebt einen Fürsten Egon von Hohenberg, den Sohn eines berühmten Feldmarschalls, zum Ministerpräsidenten. Dieser geistreiche junge Mann hat einige Jahre in Paris als Tischlergeselle gelebt und socialistische Grundsätze mitgebracht. Er stimmte bisher mit der Opposition, sein nächster Umgang war ein socialistischer Handwerker aus Paris und ein demokratischer Referendarius, Dankmar Wildungen. Man erwartet anfangs, daß er diese in sein neues Ministerium berufen wird, welches sich die Aufgabe stellt, einen neuen Staat auf Grundlage der Arbeit zu gründen: Statt dessen bietet er die Portefeuilles dem General Boland-Radowitz, dem Probst Gelbsattel-Hengstenberg und — sonderbare Zusammenstellung! — einem starklungigen Haidekrüger (Schenkwirth), Namens Justus, an. Diese Combination scheitert; über die wirklichen Mitglieder des Ministeriums erhalten wir keinen Aufschluß. Egon fängt damit an, die Kammer aufzulösen, beruft eine neue, die er augenblicklich wieder nach Hause schickt, octroyirt ein neues Wahlgesetz, weist alle verdächtigen Individuen aus Berlin und den preussischen Staaten aus, seine ehemaligen Freunde voran, führt ein geschärftes Polizeisystem ein, ordnet Verhaftungen im großartigsten Maßstabe an, übt eine höchst bedenkliche Cabinetsjustiz, läßt bei ganz unpassenden Gelegenheiten unter das Volk schießen u. s. w., bis ihm endlich die Ideen des Hofes doch zu reactionär werden. Als der Hof die Majorate wieder einführen will, nimmt er Abschied, erklärt feierlich, wie einem malcontenten Staatsmann ziemt, er habe eingesehen, daß mit der Monarchie nichts anzufangen sei, und reist mit seiner jungen Frau nach Italien, von den Segenswünschen der jungen Republikaner begleitet. — Nun wissen wir, daß nicht ein geistreicher Prinz, dem die Fülle seiner Ideen über den Kopf wuchs, sondern daß Soldaten und praktische Geschäftsmänner, denen man alles Andere eher vormwerfen kann, als eine Ueberfülle von Ideen, in Preußen die Demokratie zu Paaren getrieben haben. Wenn Herr von Manteuffel das Meiste von dem wirklich ausgeführt hat, was hier dem Prinzen Egon zugeschrieben wird, so hat er es doch aus andern Gründen gethan. Wenn er die Demagogen auswies, so hatte er nicht nöthig, seine alten Freunde zu treffen, und wenn er für die Interessen des Hofes arbeitete, so opferte er dabei nicht höhere Zwecke auf. Die Ironie fällt auf den Dichter und seine Helden zurück. So wie Egon würden im betreffenden Fall sämtliche „Ritter vom Geiſt“ gehandelt haben, denn

nichts macht so despotisch, als die Einbildung eines höhern Berufs, verbunden mit Unklarheit über die Bestimmtheiten dieses Berufs. — Wenn die materiellen Voraussetzungen falsch sind, so kann es mit den Reflexionen nicht besser bestellt sein. Guzkow hat für seine politischen Raisonnements, die etwa ein Drittel des Werks ausmachen, die Form gewählt, die durch Radowiz' „Unterredungen über Staat und Kirche“ der feinen Welt zugänglich gemacht ist. Es sind Disputationen, in denen die verschiedenartigsten politischen Standpunkte sich gegen einander aussprechen, ohne daß diese Dialektik ein Resultat hätte. Radowiz hatte sich bemüht, von den Parteien charakteristische Repräsentanten auszuwählen und in jedem einzelnen ein Totalbild von den Voraussetzungen, Vorurtheilen, Hoffnungen und Kräften seiner Partei zu geben. Bei Guzkow dagegen haben wir es, so sehr die Ansichten auseinandergehen, immer nur mit einer Classe zu thun: zwar coquettirt der Eine mit dem Socialismus, der Andere mit der Republik, der Dritte mit dem absoluten Staat u. s. w.; das sind aber nur Masken. Die verschiedenen Classen der Gesellschaft, die eigentliche Basis der Parteien, treten nicht in ihrer Reinheit auf. Ein Prinz, der nicht bloß in Paris ein Handwerk treibt, sondern in seinem eigenen Schlosse sich mit Tischlergesellen und Referendarien duzt und mit ihnen zu Tische sitzt, während eine Reihe galonnirter Bedienten dahinter stehen und aufwarten, ist kein wirklicher Repräsentant der Aristokratie, ebensowenig wie der Handwerker, der sich mit dem Fürsten duzt, mit ihm Champagner trinkt und philosophirt, ein Repräsentant der Demokratie; es sind jungdeutsche Literaten, die sich als Handwerker und Prinzen verkleidet haben. Bei dieser Durcheinanderwirrung der natürlich geschiedenen Gegensätze können sich die politischen Ansichten weder in den Personen noch in den Ideen zur Totalität gestalten, denn politische Ueberzeugung ist undenkbar ohne energischen Haß, und in dieser unbeschäftigten Literatengesellschaft neutralisiren sich alle Gegensätze. Am schlechtesten sind diejenigen Parteien dargestellt, die in ihrem Streben zu ernst sind, um mit Esprit aufzutreten, so namentlich die Bourgeoise, die Doctrinäre, das Justemilieu, das constitutionelle Princip überhaupt, auf welche alle landüblichen Schimpfwörter des Kladderadatsch und der Kreuzzeitung zusammengehäuft werden. Das ist wahrscheinlich der Grund gewesen, daß die Demokratie sich einbildete, das Werk sei zu ihrer Verherrlichung geschrieben. Von dem, was eine Partei kenntlich macht, von einer geschlossenen Ansicht ist bei den Rittern vom Geist keine Rede. Sie sind alle strebsam, geistreich und dem Despotismus abgeneigt; im Uebrigen gehen sie in ihren Ansichten so weit auseinander, daß der wohlwollendste Souverain nicht im Stande wäre, aus ihnen ein Cabinet zusammenzusetzen. Die Demokratie stellt sich kein vortheilhaftes Zeugniß aus, wenn sie ihr Princip mit dem Sagen eines

Principis identificirt, denn bloß strebsame Gemüther ohne positiven Inhalt haben nicht das Recht, die Regel umzustößen, die bis auf Weiteres die verwinkelten Verhältnisse der Gesellschaft zusammenhalten muß.

Eugen Sue stellt im Ewigen Juden als Hauptfaden der Handlung den Proceß um ein unermessliches Vermögen dar, mit welchem die Jesuiten ihre schändlichen, die Nachkommen des ewigen Juden ihre menschenfreundlichen Absichten ins Werk setzen wollten. Einen ähnlichen Vorwurf haben die Ritter vom Geist. — Zwischen dem preussischen Staat und der Stadt Berlin schwebt ein Proceß um einen Theil der Hinterlassenschaften des alten Templerordens. Dankmar findet beim Durchstöbern der Acten, daß er selbst zu dieser Erbschaft berechtigt sei. Er nimmt den Proceß auf, um dies Vermögen zur Gründung eines Ordens zu verwenden, der die Ideen der Templer und Freimaurer in zeitgemäßen Formen durchführen soll. — Auf diesen Proceß wird durch alle möglichen Mittel die Aufmerksamkeit der Leser hingelenkt. Das Symbol des neuen Ordens ist ein vierblättriges Kleeblatt; dieses war zugleich das Symbol desjenigen Theils vom Templerorden, von dem die Erbschaft herrührt. Es ist auf ihren Kirchen, auf den Häusern, die von ihnen herstammen, und die den meisten Figuren des Romans zum Wohnplatz oder doch zum Rendezvous dienen, und noch an allen möglichen andern Orten angebracht. Gleich bei Eröffnung des Romans erregt es die Aufmerksamkeit eines Malers, der eben den Märtyrertod der Templer malt. Das Gespräch, von welchem Punkt es auch ausgehen möge, wird stets auf geheime Verbindungen übergeleitet, auf Templer, Johanniter, Freimaurer, Jesuiten u. s. w. Zuletzt legitimiren sich alle Personen, die uns einigermaßen interessieren, durch vierblättrige Handbewegungen als Ritter vom Geist. Dasselbe Symbol bezeichnet den Schrein, um den sich die Intrigue dreht. Dankmar findet ihn mit den Documenten in einem geheimen Fach der Pfarrwohnung, die seiner Mutter zur Benutzung überlassen ist. Er entführt ihn und übergiebt ihn einem Fuhrmann, um ihn nach einem andern Ort zu schaffen. Unterwegs geht er verloren. Dankmar macht sich auf, seine Spur zu verfolgen. Es wird ihm mitgetheilt, daß man ihn in den Händen eines Justizrath Schlurf gesehen habe, eines gewissenlosen Menschen, der persönlich das größte Interesse daran hat, daß die Erbschaft der Stadt erhalten bleibe, von dem man daher voraussetzen kann, er werde die Documente unterschlagen. Man sollte meinen, Dankmar würde durch diese Nachricht zu den schnellsten Maßregeln getrieben werden; aber er läßt sich in eine Reihe von Abenteuern und Zerstreuungen ein, die mit seinem Zweck nicht in der geringsten Verbindung stehen. Freilich benützt sein Gegner die Zeit ebenso schlecht. Zwar öffnet er den Schrein, nimmt die wichtigsten Papiere heraus und legt sie bei Seite, aber gleichzeitig läßt er in das In-

telligenblatt ſehen, er habe ihn gefunden. Dankmar meldet ſich, und Schlurk weigert die Rückgabe, weil jene Papiere den Gerichten angehören. Dankmar will ſteltend abgehen, da bemerkt er in einer Ecke den Schrein, ſtürzt darauf los und entführt ihn, ohne auf die Proteſtationen des Juſtizraths zu achten. Nun fehlen die wichtigſten Papiere; aber noch ehe Dankmar es bemerkt, ſchickt ſie ihm die Tochter des Juſtizraths zu, ohne daß der Vater ſie daran hindert. Dankmar ſchreibt ein häßliches Billet und der Proceß nimmt ſeinen Fortgang, ohne daß irgend einer von den mit ſo großer Wichtigkeit ausgeführten Umſtänden den geringſten Einfluß auf den weitem Gang der Handlung ausübte. In dritter Inſtanz gewinnt Dankmar den Proceß, die Commune wird verurtheilt, ihm eine Million auszuzahlen. Zu dieſem Zweck creirt ſie Kämmerſcheine, die in jenem Schrein bewahrt werden, weil Dankmar in dem Augenblick politischer Gefangener iſt. Er wird durch die verbündeten Ritter vom Geiſt befreit, bricht an dem Ort ein, wo jener Schrein ſteht, und entführt ihn mit Gewalt, aber er geht auf der Flucht noch einmal verloren. Endlich ergiebt es ſich, daß er im Beſitz eines gewiſſen Hackert\*) iſt. Dieſer bewahrt ihn getreulich für die Brüder Wildungen auf, findet es aber nicht unangemeſſen, etwa 5000 Thaler daraus einem ehemaligen Feinde aus Großmuth zu übergeben. Endlich hat er das Unglück, gerade als die Ritter vom Geiſt ein Ordensfeſt feiern, mit ſammt dem Schrein zu verbrennen. Es fragt ſich nun, ob die Commune gezwungen werden kann, neue Scheine auszuſtellen; und mit dieſer ungelöſten Frage ſchließt der Roman. — Dem ſymboliſchen Schrein entſpricht die Geſchichte des ſymboliſchen Bildes. Prinz Egon kehrt aus der Pariſer Liſchlerwerk-

---

\*) Dieſer Hackert, ein Typus der Berliner Bummelr, die bête noire des Romans, der von Jedermann ungeſtraft gemißhandelt wird, und für den wir nicht einmal Mitleid empfinden können, weil er in ſeinem Leiden ebenſo ekelhaft iſt als in ſeinem Thun, iſt in das Fräulein Melanie, die Tochter des Juſtizrath Schlurk, verliebt, mit der er zuſammen erzogen iſt. Man hat das Verhältniß unpaſſend gefunden und ihn aus dem Hauſe entfernt. Eines Morgens bemerkt ihn Melanie, die eben in Geſellſchaft des Stallmeiſters Laſally ausreitet, im Garten. „Da iſt ſchon wieder dieſer häßliche Menſch,“ ruft ſie ihm zu. Augenblicklich ſpringt Laſally auf ihn los, läßt ihn von ſeinen Knechten zu Boden werfen, von den Hunden zerfleiſchen, ſtößt ihm mit ſeinen Sporen in den Rücken und läßt ihn ſo lange blutig peitſchen, bis er leblos liegen bleibt. Nach unſern gewöhnlichen Vorſtellungen würde das ein Criminalfall ſein; aber das fällt weder Laſally, noch Melanie, noch Hackert, noch dem Dichter ſelbſt ein. Melanie iſt es zwar unangenehm, daß ihr alter Jugendfreund ſo gemißhandelt wird, und Hackert ſucht ſich auf eine merkwürdige Weiſe zu rächen, indem er dem Stallmeiſter ein Paar Pferde verdirbt, aber als ihn dieſer mit den Gerichten bedroht, kriecht er zu Kreuz.



statt in seine Heimath zurück, gerade als die Gläubiger seines Vaters im Begriff sind, sich seiner Habseligkeiten zu bemächtigen. Durch Testamentverfügung sind die Ahnenbilder der Versteigerung entzogen. In einem derselben sollen sich Papiere befinden, die über die Lebensbeziehungen des Fürstenhauses Aufschluß geben. Es liegt Egon daran, sich dieser Papiere zu bemächtigen; aber die Feindin seiner Mutter, die Geheimrätthin Pauline von Harder, ist gleichfalls von dem Geheimniß unterrichtet und sucht es dahin zu bringen, daß die Bilder nach der Residenz geschafft werden. Prinz Egon könnte diese Intrigue am einfachsten dadurch vereiteln, daß er sich als der, der er ist, legitimirte und das Bild ohne weiteres in Besitz nähme. Statt dessen schleicht er sich in der Verkleidung eines Tischlergesellen in das Schloß ein und sucht das Bild zu stehlen; er wird ertappt und als Dieb in das Gefängniß geführt. Dort besucht ihn Dankmar, dem er sich durch ein Batisttaschentuch und eine Visitenkarte als Prinz offenbart, und übernimmt es, an seiner Statt den Diebstahl auszuführen. Er bringt es nach Berlin, legt es zu Hause in eine Commode und denkt nicht weiter daran. Während er sich in einer Nacht auf einem Krottschen Ball herumtreibt, bringt die Polizei in seine Wohnung und bemächtigt sich des Bildes, das sie der Frau von Harder überbringt. Diese nimmt die Papiere heraus und schickt das leere Bild zurück. Man sollte denken, daß es Dankmar, und namentlich seinem Bruder, der die Papiere gelesen und gefunden hat, daß sie wichtige Aufschlüsse enthielten, daran gelegen sein müsse, den Prinzen von dem Raub der Papiere in Kenntniß zu setzen. Statt dessen legen sie es darauf an, ihn zu betrügen. Sie legen ein gleichgültiges frommes Buch in das Bild, und der Prinz wird nur durch einen Zufall von dem wahren Thatbestand unterrichtet. Sofort begiebt er sich zu Paulinen und fordert die Papiere zurück: er habe von seinen Freunden das Haus umstellen lassen, und werde sämtliche Schloßthürer ausbrechen, bis er die Papiere gefunden habe. Eingeschüchtert durch diese Drohung, giebt sie die Papiere heraus. Der Inhalt derselben ist aber von der Art, daß der Prinz seinen bisherigen Haß gegen sie aufgibt und in die vollständigste Abhängigkeit von ihr geräth. Warum sie ihm also die Papiere nicht freiwillig übergeben, erfährt man nicht, und alle die übrigen Dieb- und Raubgeschichten, die sich an das Bild knüpfen, bleiben ebenso ohne Einfluß auf die weitere Handlung, wie die Dieb- und Raubgeschichten in Beziehung auf den Schrein. — Als dritter Knotenpunkt dient ein altes Försterhaus im Walde, in welchem eine Heze wohnt, die durch ihr gräßliches Geschrei die Nachbarn in Unruhe versetzt. Die Heze ist die Schwester eines blinden Schmiedes, Jock. Ein anderer Bruder ist früher Falschmünzer gewesen, und nachdem er lange Zeit eine Rolle in der vornehmen Welt gespielt und unter Anderm auch mit jener Pauline

von Harder ein Liebesverhältniß unterhalten, verurtheilt worden; er ist aber aus dem Gefängniß entkommen; nach Amerika gegangen und ein wohlhabender Philanthrop geworden. Er kehrt zurück, um einen Sohn zu suchen. Zu diesem Zweck veranlaßt er eine Zusammenkunft zwischen seiner Schwester der Heye und seinem Bruder dem blinden Schmied. Diese Beiden gerathen in Zank, und der Schmied ist im Begriff, auf seine Schwester den Hammer zu schlagen, da zieht sein Bruder ein Pistol und schießt ihn nieder. Im gewöhnlichen Leben gilt Brudermord für eine unter allen Umständen sehr unangenehme Begebenheit, in der Sphäre aber, in der sich die Ritter vom Geist bewegen, ist man über dergleichen Vorurtheile hinaus. Nicht bloß das Gericht spricht ihn frei, weil er den Mord nur zur Abwehr einer Unthat begangen, sondern auch sein eigenes Innere. Er setzt seine philanthropischen Bestrebungen fort, ohne weitere Gewissensbisse über den Tod seines Bruders. — Dies sind die Schablonen der Intrigue; die darin eingeführte Färbung ist dunkler genug. Fast alle betheiligten Personen haben entweder in Ehebruch gelebt, oder sind daraus hervorgegangen. Es ist in den genealogischen Verhältnissen eine Verwirrung, die an Hoffmann's Teufelselizire erinnert. So ist z. B. Prinz Egon nicht der wirkliche Sohn des alten Feldmarschalls, sondern eines gewissen Rodewald. Dieser hat zugleich mit Egon's Mutter und mit Paulinen im Verhältniß gestanden. Egon's Mutter war schon geneigt, ihrem Gemahl das Verhältniß zu entdecken, sich von ihm scheiden zu lassen und Rodewald zu heirathen; da macht ihr Mann eine große Erbschaft und wird in den Fürstenstand erhoben. Sofort giebt sie ihr Vorhaben auf. — An Erfindung giebt also der Roman dem Ewigen Juden nichts nach; aber der Dichter ist in seiner Erzählung zu unruhig und zu unstät, um auch nur jene materielle Spannung hervorzubringen, die den französischen Mysteriendichtern so leicht wird. Seine Intriguen haben keine innerliche Einheit, sie sind nur äußerlich ineinander verwebt und wirken ermüdend und einschläfernd. Die Charakterzeichnung ist von jeher Guckow's schwächste Seite gewesen. Er fühlt die Gewalt der accidentellen Umstände als eine zwingende, weil sein Gefühl nicht stark genug ist, ihn darüber hinauszuhoben. Niemals ist Guckow im Stande gewesen, ein edles, starkes, kräftiges Herz zu schildern, das nicht bloß im Augenblick aufflammender Leidenschaft die Reflexion bei Seite wirft, sondern sie überhaupt zu überwinden weiß, wo eine ernsthafte Situation einen bestimmten Entschluß fordert. Seine Charaktere sind zwar im höchsten Grad von sich selber eingenommen, aber es fehlt ihnen jenes Selbstvertrauen, das sie frei macht und unabhängig von gemeinen Rücksichten. Sie sind bis ins innerste Mark hinein „von der Blässe des Gedankens angekränkt,“ sie haben eine abgöttische Verehrung vor diplomatischer Weltflugsheit, vor „gentlemanlicher“ Bildung,

eine große Abneigung gegen die ehrliche, kräftig handelnde Mittelmäßigkeit. Von grenzenloser Willkür verfallen sie in die feigsten Rücksichten. Wie es optische Gläser giebt, in denen die Verhältnisse eines Gesichts gewaltsam auseinander gerissen werden, so geht es Gupkow mit seinen Charakterbildern, weil er nur die endlichen Seiten ins Auge faßt. Er giebt niemals eine organisch gegliederte Individualität, sondern immer nur Aggregate aus empirisch aufgenommenen, anekdotischen Portraitsügen und willkürlichen Einfällen. Die Blasftheit, der Indifferentismus und der Unglaube, der mit unserer Geistreichigkeit, wenn sie nicht durch consequentes Streben geklärt wird, unzertrennbar verbunden ist, breiten über seine Darstellungen eine verdrießliche, trübe Dämmerung, die keine Freude aufkommen läßt. Seine Helden sind hochmüthig, aber nur so lange sie keinen Widerstand finden, weltklug, aber nur wo es kleine Intriguen gilt, humoristisch; aber nur wo sie zersetzen, human, aber nur wo sie sich einbilden, die Welt zu ihren Füßen zu sehen. Und zwar ist es nicht die Absicht des Dichters, sie so zu schildern, er verhält sich nicht von vornherein ironisch zu ihnen, sondern er geht mit dem besten Willen daran, sie zu Idealen zu machen, aber sie verwandeln sich unter seinen Händen in Frazen, weil ihm die eigentliche Kraft des Dichters abgeht: das Auge, das in jedem Augenblick das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet. Seine Kunst ist der allertrockenste Pragmatismus, d. h. das Herleiten großer Dinge aus unangemessenen Ursachen. Sowie er irgend ein Ereigniß eintreten läßt, ist er nicht mehr Herr darüber, es verstockt sich gegen ihn mit der Macht der Thatsache. Diese pragmatische, ängstliche Gewissenhaftigkeit in der Motivirung gleichgültiger Dinge verleitet zu Erfindungen, die dem Wesen des Charakters wie dem Wesen der Situation widersprechen. — Von diesem Verfehlungsproceß ist das beste Beispiel der ideale Charakter des Romans, Dankmar Wildungen, der Stifter des Ordens vom Geist. Von der Consequenz in der Ausführung seiner Unternehmungen und von seinem geselligen Sinn haben wir bereits gesprochen; hier ein neuer Zug. Er hat mit seinem Bruder eine Zusammenkunft. Zu dieser ist er auf einem gemiethten Pferde geritten. Ein dringendes Geschäft ruft ihn nach einer andern Seite ab; er möchte das Pferd gern los sein. Hackert er bietet sich, es zurückzubringen. Dankmar geht zuerst darauf ein, dann aber besinnt er sich, daß er mit einem Vagabunden zu thun hat. Hackert, beleidigt durch das Mißtrauen in seine Ehrlichkeit, wirft ihm als Pfand ein Päckchen von hundert Thalern zu und reitet ab. Dankmar, der zu seiner Weiterreise Geld braucht, nimmt keinen Anstand, zwanzig davon in seine Tasche zu stecken und so bei dem Vagabunden eine unfreiwillige Anleihe zu machen. Hackert kehrt zurück; er hat das Pferd abgeliefert und bittet um Rückgabe seines Geldes. Dankmar aber, der nicht eingestehen

will, daß er einen Theil davon in die Taſche geſteckt, weiß ihn zum Schweigen zu bringen. Nachher fällt ihm wieder ein, Hädert könnte mit dem Pferde doch durchgegangen ſein, und er überhäuft ihn mit Vorwürfen und Schimpfwörtern, ohne allen Grund, denn das Pferd iſt wirklich abgeliefert. Was ſollen nun dieſe Geſchichten, die auf die Handlung ſelbſt keinen Einfluß ausüben und die doch auf den Charakter des Helden ein ſchlechtes Licht werfen? Der geheime Grund iſt folgender: Gupſtom möchte ſeinen Helden gern nicht bloß als bedeutend und geiſtreich, ſondern auch als ariſtokratiſch, als nobel, als gentlemanlike darſtellen, und dazu gehört nach ſeinen Begriffen hochfahrendes Weſen gegen das gemeine Volk. — Aber es kommt noch ſchlimmer. — Dankmar ſpricht mit dem Stallmeiſter Raſally über Hädert, von dem der Letztere behauptet, er ſei feige und würde nicht wagen, auf Jemand zu ſchießen. Um einen theatraliſchen Effect hervorzubringen, zieht Dankmar drei Rörperchen aus der Taſche, die er für Spißkugeln hält, und ſagt: „Dieſe hier hat Hädert in meinem Wagen zurückgelassen.“ Raſally beſieht ſie und ruft freudig aus: „Die ſind alſo von Hädert? Nun habe ich den Spißbuben. Es ſind keine Spißkugeln, ſondern URGewichte, wie ſich deren einige in den Ohren meiner Pferde gefunden haben, die darüber toll geworden ſind. Ich werde ihn alſo jezt als Thäter denunciren, und Sie werden mir als Zeuge dienen.“ — Dankmar's Erklärung war eine Lüge; er hat jene drei Gewichte nicht in ſeinem Wagen gefunden, ſondern auf einem Plaz im Walde und nur ganz entfernte zweifelhafte Indicien haben ihn zu der Vermuthung gebracht, daß es möglicher Weiſe Hädert ſein könne, der ſie dort verloren habe. Statt nun als Jurist über die unvermuthete Wichtigkeit ſeines Einfalls zu erſchrecken und ihn ſofort zurückzunehmen, ſchweigt er aus Eitelkeit, und läßt die Anklage auf Grund einer falſchen Ausſage zu. Er findet ſpäter, daß Hädert im Grunde ein intereſſanter und bemitleidenswürdiger Menſch iſt. Er geht alſo zu Raſally, um ihn zur Zurücknahme ſeiner Anklage zu veranlaſſen; er findet dieſen aber in ſo verdrießlicher und gereizter Stimmung, daß er ſich gar nicht weiter darauf einläßt, ſondern ſofort zu andern Zerſtreuungen übergeht. „Er würde wie in einem Chaos der unleidlichſten und leerſten Eindrücke umhergetaumelt ſein“, wenn nicht — die Erinnerung an den Kuß eines hübschen Mädchens ihm das Gefühl der Sicherheit gegeben hätte. Dieſer durchaus nicht ironiſch gemeinte Zuſatz iſt um ſo charakteriſtiſcher, da Dankmar keineswegs als leichtſinniger Naturmenſch auftritt, ſondern als ein reflectirter Charakter, unermüdlich, für jede Frage immer neue Geſichtspunkte aufzufinden, argwöhnlich gegen ſich und Andere, und für jeden beliebigen Fall mit allgemeinen Principien ausgerüſtet. Es iſt dieſelbe Figur, die uns in den meiſten Romanen und Dramen Gupſtom's

entgegentritt, z. B. als Ottfried, oder als „Schlachtenmaler“ in Blasewow, eine Mischung von Blasirtheit und Idealismus, im höchsten Grade bestimmbar, und doch bildungsunfähig, weil seine Entwicklung nach keinem Gesetz erfolgt, vor übergroßer Genialität ungeschickt zu jeder Handlung, übergroß von Tendenzen und doch niemals an eine Idee gebunden, so daß er immer außerhalb des Schlusses bleibt, und daß kein Schicksal ihn tragisch erschüttern kann. Ein solcher Charakter ist am unfähigsten zu der Rolle, die ihm der Dichter gern übertrüge, zum Führer einer Revolution, zum Propheten einer neuen historischen Entwicklung. Guklow hat Augenblicke, wo er es selber einfieht:

Was soll uns die wuchernde Ueberfülle des Geistes, die nur der Form, nicht dem Inhalt der Wahrheit dient! Seht diese Geistreichen! Wie sie sich recken und dehnen, und wunderbare Figuren zu Stande bringen, und der gerade, schlanke Wuchs der Ueberzeugung fehlt! Diese Menschen sind unser Unglück. All ihr Geist befruchtet Nichts, schafft Nichts, gestaltet Nichts . . . Ich lobe mir die Einfältigen, die wissen, was sie wollen.

Die besten Figuren sind die satirisch behandelten, soweit sie der höhern Gesellschaft und der höhern Literatur angehören. Hier weiß Guklow die Schwäche, Schlechtigkeit und Lächerlichkeit mit großem Scharfsinn aufzuspüren. Einzelne Züge sind ebenso pikant als treffend, und wenn der Zusammenhang viel zu wünschen übrig läßt, so kommt darauf bei dieser Art Charaktere weniger an. Dagegen haben sie einen andern Makel. Wenn Guklow eine ganze Zeit hindurch diese Menschen als die ausgesuchtesten Exemplare menschlicher Hohlheit und Niederträchtigkeit dargestellt hat, und wenn es dann dazu kommen soll, daß die Wirkungen ihrer Natur sich gegen sie wenden, so wird er auf einmal weich und gerührt; es fehlt ihm die Entschlossenheit des sittlichen Gefühls. Er entdeckt plötzlich ungeahnte gute Seiten an ihnen und sucht das Mitleid des Lesers rege zu machen. Es ist ein sehr verbrauchtes Manöver, daß der Schurke, der bisher den Kopf hoch getragen hat, wenn er sich entlarvt sieht, in Thränen ausbricht und seinen Richter darauf aufmerksam macht, daß er auch manche gute Eigenschaften habe, daß er seine Kinder und seine Bedienten gut behandle u. s. w.; für ein gesundes sittliches Urtheil ist ein solcher Effect nur noch ein Moment mehr des Widerwillens und der Verachtung. Wer sich dadurch rühren läßt, zeigt damit, daß er — und auch in ästhetischen Dingen — zum Geschwornen nicht taugt, und das ist zugleich das Kriterium, ob man zum Schaffen wahrer Gestalten fähig ist oder nicht. — Daß Guklow ein Portrait der Zeit nicht geliefert hat, wird der Unbefangene wohl von selbst erkennen. Die Zeit ist besser als ihr Ruf. Guklow hat sein ganzes Leben hindurch nur auf die auf der Oberfläche schwimmenden Erscheinungen geachtet. Die Individualitäten, welche von

jeder einzelnen Regung des Geistes irgend einen oberflächlichen Eindruck mitnehmen, sind das Schwächste an der Zeit. Das Heilmittel, welches Guklow vorschlägt, ist schlecht, weil es gerade die schlechteste Seite unsers öffentlichen Lebens begünstigt, das egoistische, eitle Hervorheben der Individualität über die Sache. Der Bund der Ritter vom Geist ist eine Verbindung interessanter Persönlichkeiten, die, ganz abgesehen von ihren bestimmten Zwecken, sich gegenseitig tragen und fördern sollen. Er hat die Natur einer Coterie, wie wir dergleichen in unserer Literatur über Gebühr erlebt haben, nur daß dieser Asseranzverein für strebsame Gemüther sich in ein leeres symbolisches Getändel verliert. Was Guklow über die Organisation des Bundes vorschlägt, ist so kleinlich, daß er bei ruhiger Ueberlegung vielleicht selbst darüber ersauern wird. — Daß bei der Zersahrenheit unserer Verhältnisse der Einzelne das Bedürfniß fühlt, sich einem Ganzen anzuschließen, in dem er sich geltend machen und sich weiter bilden kann, liegt in der Natur der Sache; allein dieses Ganze muß von der Art sein, daß es durch strenge Zucht die Willkür zügelt, nicht sie begünstigt. Fast in jedem praktischen und gelehrten Berufszweig finden sich Anlagen dazu; außerdem haben wir die großen politischen Parteien. In ihnen kann der Einzelne lernen, zuerst einer großen Sache zu dienen, ehe er in diesem Dienst sich selber zur Geltung bringt. Durch sie kommt in unsere zersetzten Wünsche Gestalt und Maß, und was in ihnen von Einseitigkeit vorhanden sein mag, wird theils durch den gegenseitig befruchtenden Kampf, theils durch die Macht der Thatfachen corrigirt. Wer nicht im Stande ist, sich einer Partei, die er im Großen und Ganzen billigt, anzuschließen, ist am abhängigsten von den zufälligen Umständen, wenn er am meisten auf eigenen Füßen zu stehen glaubt. Der Glaube, dessen Mangel Guklow so lebhaft fühlt, und die damit verbundene Freude am Leben wird nicht durch künstliche Exaltation hervorgebracht, nicht durch geheime Verbindungen geistreicher, aber confuser Menschen: sondern durch hingebende Arbeit für einen erreichbaren Zweck. Wessen Auge scharf genug ist, die Einseitigkeiten der bestimmten Parteien zu durchschauen, der soll nicht eine neue Partei gründen, die sich doch bald in faßes Cliqueswesen verliert, sondern er soll innerhalb seiner Partei den Geist der Humanität geltend machen, der auch in den Feinden das Menschliche ehrt. Nur in dieser Beschränkung kann jeder gebildete und ehrlich strebende Mann, um bei Heine's an sich gar nicht schlechtem Einfall zu bleiben, sich als „Ritter vom Geist“ bewähren. — Guklow fehlt Alles, was den wahren Dichter charakterisirt: die Fülle der Anschauungen, die übermüthige Freude am Leben, die souveraine Herrschaft über die Erscheinungen, der starke Instinct der Nothwendigkeit, der sich alle zufälligen Elemente fügen müssen, und die Macht des Herzens, die uns überzeugt, ohne daß wir

nöthig hätten, die innere Wahrheit der Schöpfungen durch Reflexion zu vermitteln. Seine Poesie ist, wie seine Kritik, ein beständiges, bald zaghaftes, bald übermüthiges Experimentiren. Guplow dichtet nur mit der Reflexion; er wird niemals von den Eindrücken der Thatsachen überwältigt oder von der Macht des Gefühls fortgerissen, sondern er geht mit bewußten Absichten an seine Arbeit. Seine Gestalten gehen ihm nicht unmittelbar mit überzeugender Nothwendigkeit auf, er hat keine Liebe für sie, denn sie sind nur da, seinen eigenen Geist zu zwecklosem Sprühfeuer anzuregen, und noch ehe er sein mechanisches Kunststück zu Ende gemacht, ist er beschäftigt, es wieder aufzulösen. Er fängt die Darstellung eines Charakters mit der besten Intention an, aber kaum hat er ihn einige Worte reden lassen, so reflectirt er schon über ihn, hadert mit ihm, entschuldigt und lobt ihn, noch ehe der Leser einiges Interesse, geschweige ein bestimmtes Bild von ihm gewonnen hat. Jener Unglaube in Beziehung auf die allgemeinen Fragen des Lebens, der sich alle Augenblicke durch die fliegende Hitze eines künstlich erzeugten Rausches von sich selber zu befreien sucht, um dann sofort wieder in trübe-ironische Nüchternheit zu verfallen, zeigt sich auch in der Schöpfung seiner Gestalten. Fast bei jeder seiner idealen Figuren kann man eine ganz sonderbare Entwicklung verfolgen. Zuerst Entzücken über die werdende Größe des Helden, dann plötzlich halb wider Willen aus innerer Verstimmung hervorgegangen einzelne gemeine rohe Züge, in Folge dieser ihn selbst überraschenden Einfälle die Empfindung, es sei eigentlich doch nur ein Lump, und endlich der halb-faunische, halb weltchmerzliche Trost: wir sind ja alle sterbliche Menschen! — Er sucht an jedes Factum allgemeine Gedanken, psychologisch ausgearbeitete Stimmungen; tiefere Gefühle anzuknüpfen. Er läßt z. B. einen seiner Helden ausgehen, nachdem er sich mit „gentlemanlicher“ Entschiedenheit angekleidet hat, die Straßen, durch die er kommt, gewinnen eine ganz eigenthümliche Physiognomie; er knüpft landschaftliche, vielleicht auch staatsökonomische Betrachtungen daran. Dann geht er weiter und begegnet einem Freund, den er lange nicht gesehen; dieser Freund ist z. B. ein Maler; sie vertiefen sich in Gespräche über Kunst und Literatur. Der Maler entfernt sich, und unser Held, durch irgend etwas angeregt, erhebt sich zu gewaltigen Plänen über politische Verbesserungen. Im Weitergehen verliert er den Muth und brütet über weltchmerzliche Vorstellungen, bis er dieselben zu einem lyrischen Gedicht abklärt. Dann kommt ein anderer guter Freund und fordert ihn auf, etwa in die Reiterbude zu kommen, oder auf den Fortunaball; eigentlich war der Zweck seines Ausgehens ein wichtiges Geschäft und diesem entsprechend die Stimmung, in der wir ihn zuletzt antrafen, aber das hat er über den vielen Abenteuern, die ihm widerfahren, wieder vergessen, er folgt seinem Freunde in die Reiterbude.

— Solche Geschichten ohne Pointen erfüllen das ganze Buch. — Der Stil ist das sicherste Kennzeichen der Bildung; er ist für Gupkow entscheidend. Kein Dichter ist so reich an Incorrectheiten\*). Je weniger er von jenem sprachbildnerischen Genie besitzt, welches bei dem ächten Dichter viele Kühnheiten rechtfertigt, desto ängstlicher strengt er sich an, durch ungewöhnliche Combinationen diesen Mangel zu ersetzen. Aus der Effecthascherei ist Alles zu erklären: jenes Streben nach Bildern, die ihm nicht natürlich zufließen, sondern die er mit großer Mühe zusammensucht; jene Selbstiro-

\*) Wir wählen einzelne Proben, lediglich aus seinen neuesten Schriften. — In den Erinnerungen aus der Knabenzeit (1852): „Botanischer Garten zu Universitäts-Taschenhandgebrauch;“ wo ihm wohl das Taschenbuchformat vorschwebte; „man müßte Unmögliches dem Unkundigen als die rosigste, sauberste Aquarellfarben-Möglichkeit darstellen;“ — „die Ribige, deren heinunterschlagenes Wie-der-Windlaufen der Vater dem Sohne vormachte;“ — „ein Vogel, gefangen nach tagelanger, wochenlanger Fallenlist;“ — „das könnte allenfalls nur von der Logik eines Straußenmagens verdaut werden,“ u. s. w. — In den Rittern vom Geist (1850): 7, S. 35: „Kann es etwas Blasphemischeres geben?“ — 1, S. 101: „ich trenne noch mehr von der oberen Wand hinweg; da wird die untere ein von Kalk besprühter breiterer Widerstand;“ — 1, S. 104: „er kannte ihn nur von seiner klaren und immer helldenkenden Vernunftseite;“ — 9, S. 310: „dies plötzliche nun in die Verbannung und den Kerker gerufene Glück hatte etwas Romantisches;“ — 6, S. 363: „marmorgelbgraukalt;“ — 4, S. 51: „sehr gewählt toilettiert;“ — 7, S. 40: „meine glänzende Situation, in die ich vom Spielen gekommen war;“ — 6, S. 8: „das Wesen des Jesuiten war wie das Schnalzen eines Fisches;“ — 2, S. 2A: „Dankmar entging nichts, was nur irgend einer gefühligen Stimmung ähnlich sah; er bereute jetzt in seinem Herzenstafte die Erwähnung so trauriger Erinnerungen.“ — Von dem neuesten Roman: Die Diakonissen, lautet der Anfang: „In einem Augenblick, wo vor einigen 30 Jahren vielleicht eine Gesellschaft von Göttinger Studenten auf dem Brocken, oder ein fröstelnder, um die Nachtruhe betrogener Trupp von Schweizerreisenden auf dem Rigi stand, um den Ausgang der Sonne zu beobachten, brach in den Gewässern des stillen Oceans, auf der andern Hemisphäre unserer Erbkugel, eben die Nacht an.“ — Der Schluß: „Und nun hielt eine Hand fest die andere, ein Herz schlug hörbar dicht dem andern. Eine Welt wurde das feste Geäst und das grüne Laub Eines und desselben Stammes von Willenskraft und Ueberzeugung. Wie lieblich ein solcher junger Ehebund, wo zwei schon geprüfte Herzen sich vereinigen! Jeder giebt, Jeder nimmt. Der Mann senkt das gewaltige Schwert seiner Kraft zur Erde nieder vor der wie in Märchen ihm entgegengehaltenen Zauberblume weiblicher Huld, deren Duft ihn oft herausstößt bis zum kindlich gebundenen Gewährenlassen und zur Unterwerfung unter die mildere Einsicht. Die Gattin aber wird umweht von den Winden, die durch die Welt des Mannes brausen, wird zur Seherin in flatterndem Gewande, ja legt sich den Harnisch männlicher Entschliefungen an und steht der Lüge des Lebens gegenüber, wie die gewappnete Tochter des Zeus.“ (S. 221.)



nie, die beständig aus forcirtem Pathos und gespreizter Sentimentalität, nicht wie Jean Paul, ins Komische und Burleske, sondern geradezu ins Gemeine, Triviale und Häßliche überspringt.<sup>\*)</sup> Erst redet er sich in Rührung und Begeisterung; die Ausrufungszeichen nehmen in dieser Art Weinseligkeit kein Ende; dann tritt die höhere Weisheit dazwischen, und mit jener fatten Altklugheit, die unser Zeitalter charakterisirt, wird auch das Heilige in den Staub getreten. Seine Empfindsamkeit verkehrt sich in Schwulst; sein Humor ist verdrießlich, süßsauer und affectirt. Sein Stil ist überall leicht herauszuerkennen, und doch hat er keinen eigenen. Am nächsten ist er mit Kogebue verwandt, wenn man den Unterschied der Zeiten in Rechnung bringt; wo er sich gehen läßt, haben wir denselben weinerlichen Naturalismus, den wir bei jenem Dichter charakterisirt haben. Das Streben nach Höherem aber und die Aufmerksamkeit auf das, was jedesmal Effect macht, giebt ihm bei jedem Werk ein neues Vorbild. Jean Paul begegnen wir am meisten; in den Rittern dominirt der Goethe'sche Geheimerathsstil. Das zeigt sich u. a. in der Neigung, die unbedeutendsten Ereignisse zu einer sententiösen Form abzurunden und eine allgemeine Regel an sie zu knüpfen, die theils durch den verwickelten Ausdruck ihre Trivialität überkleidet, theils auch sich geradezu durch eine gezielte Einfachheit Geltung zu verschaffen weiß, indem man die Einfachheit zur Schau trägt, wo es sonst keinem Menschen einfallen würde, anders als einfach zu sein. Die Vogelperspective zeigt sich schon in den gehäuften Partikeln, welche den stofflichen Zusammenhang vom höhern Standpunkte aus limitiren sollen. — Guklow ist von einem großen und schädlichen Einfluß auf die deutsche Literatur gewesen. Durch ihn hat die persönliche Eitelkeit eine unerträgliche Ausdehnung gewonnen: jene Ruhmsucht, der es nicht um Erfüllung eines Zweckes zu thun ist, sondern um Geltendmachung der Person. Dieses Ziel hat Guklow durch ein weitverzweigtes organisirtes Cliquenwesen erreicht; er ist ein berühmter Mann geworden, und er wird auch in der Literaturgeschichte als vorzüglichster Repräsentant einer geistigen Richtung erscheinen, die jeder reinen Empfindung, jedes nachhaltigen Gedankens, jedes starken Entschlusses unfähig war.

In unserer Romanliteratur hat das Jahr 1848 eine große Verwirrung angerichtet. Da sich die Mehrzahl der jungen Talente auf die demokratische Seite warfen und nun in ihren Illusionen auf das bitterste gestört wurden; so gingen daraus eine Reihe von Geständnissen und Ent-

---

<sup>\*)</sup> In der Vorrede zu den „Knabenjahren“ rechtfertigt G. diese Manier: „weil eine innere Besorgniß den in der Würdigung seiner Herzensmotive selten glücklich gewesenen Verfasser bestimmte, überall da, wo seine eigene Person zu sehr hervortrat, lieber sogleich selbst Gelegenheit zu einem Lächeln zu bieten.“

hüllungen hervor, die meistens ein sehr widerwärtiges Bild geben.<sup>\*)</sup> Man glaubt dadurch, daß man sich seiner gläubigen Vergangenheit überhebt, in der Bildung einen großen Schritt vorwärts gethan zu haben, und doch ist in der Regel die neue Phase der Entwicklung eine schlechtere. Man will alle kleinen Eindrücke und Erinnerungen verwerten; man verzerrt den Roman durch Portraits, man bildet wirkliche Begebenheiten und Charaktere nach. Nun ist es zwar für jeden Dichter nothwendig, daß er viel sieht und scharf beobachtet, aber er darf seine Beobachtungen nur als elementare Stoffe benutzen, denen er durch seine Idealisierung eine neue Form und Gestalt zu geben hat. Jede Modellmalerei hebt die Idealität, d. h. die poetische Wahrheit auf. Ein poetischer Charakter muß aus einem Gusse sein, alle seine Aeußerungen und Thätigkeiten müssen aus der nämlichen Quelle hervorgehen. Sobald man Züge aus dem wirklichen Leben einmischt, die nicht ganz den Bedingungen dieser poetischen Schöpfung entsprechen, so tritt dadurch ein widerstrebendes Element ein, das sich dem Organismus nicht fügt. Die Helden, die ein Bild der Zeit sein sollen, drücken in der Regel nichts weiter aus, als die Verwirrung einer unreifen Bildung, die in Verhältnisse kommt, denen sie nicht gewachsen ist. Sie zerlegen mit Guklow'schem Talent die Ideen von Recht und Unrecht, und verstehen es mit einer wahren Meisterschaft, in jeder Situation, die für einen leidlich honetten Menschen gar keine Schwierigkeit haben würde, sich auf die möglichst unanständige Weise zu benehmen. Von einem innern psychologischen oder sittlichen Zusammenhang ist selten die Rede; Ursache und Wirkung werden beliebig durcheinander geworfen. In der Rücksichtslosigkeit gegen die Formen der bürgerlichen Gesellschaft, in der Nichtachtung des bürgerlichen Rechts, von dem sie in der Regel keinen Begriff haben, wetteifern sie mit den Helden Eugen Sue's, und nur ein Faden geht durch all' diese Erfindungen durch, die Neigung zum Radicalismus, d. h. zu ganz unbestimmten sanguinischen Hoffnungen, die zu den historischen Zuständen in gar keiner Beziehung stehen. Es kommt noch dazu die Formlosigkeit, die breite Ausdehnung des Romans, der alle Zeitverhältnisse umfassen möchte. Man überspringt die kritischen Augenblicke, in denen der Charakter sich entwickeln soll, weil man selber nicht recht weiß, wie er in dieser Weise sich entwickeln könnte, und man führt andere, unwichtige Perioden in unerquicklicher Breite aus. Die Entschuldigung, welche diese Schriftsteller, wenn sie sich von der Unvollkommenheit ihrer Schöpfungen wirklich überzeugt haben, gewöhnlich anführen, daß sie doch nur die Abbilder ihrer Zeit und ihres Volks geben, ist nicht stichhaltig, denn sie halten sich nur an die Oberfläche der Erscheinungen; da, wo

<sup>\*)</sup> J. B. Die modernen Titanen von R. Giese 1850.

das deutsche Volk in seiner Tüchtigkeit zu finden wäre, nämlich bei seiner Arbeit, suchen sie es nicht auf. Die socialen Zustände Deutschlands eignen sich weniger zur romantischen Darstellung, als die der Engländer und Franzosen, weil sie durch den Mangel einer großen nationalen Concentration in kleinstädtische Misere verkümmert sind. Nur ein Dichter von tiefem Gemüth, der an der Beobachtung der kleinen unscheinbaren Züge des Herzens seine Freude hat, oder ein idealer Dichter, der auch in den Verirrungen der Menschen das Allgemeine, Positive und Nothwendige herauskennt, darf bei uns eine Darstellung des Zeitgeistes unternehmen. Wer selber mit seinem Gemüth der herrschenden trüben Stimmung, dem Unglauben und der Zerkahrenheit des Zeitalters anheimgefallen ist, wird nie ein erfreuliches Gemälde zu Stande bringen. Mit unserm Verstande können wir die gegenwärtigen Zustände so zurechtlegen, daß wir den innern Zusammenhang und damit zugleich die Möglichkeit eines Fortschritts zum Bessern herausfinden, aber für unser Gefühl reichen diese Deductionen nicht aus. Die Politik hat für mehrere Jahre die ganze Thätigkeit in Anspruch genommen, und was sie unmittelbar darstellt, sind nur widerwärtige Bilder. Wir finden in jeder Partei ein ängstliches Hin- und Herfahren nach entgegengesetzten Extremen einen fieberhaft schnellen Wechsel der Stimmungen, und von jenem Gleichgewicht der Ideen, welches für die Festigkeit des Charakters das unentbehrliche Erforderniß ist, keine Spur. Wir werden nicht bloß äußerlich durch beständige Täuschungen betroffen, wir sehen nicht bloß an den hervorragenden Charakteren, die uns gegenüberstehen, jene Unsicherheit, jene Hingebung an den Zufall und an die Verkettung der Umstände, die es uns unmöglich macht, sie bei unserer geistigen Reproduction aus dem Vollen herauszuarbeiten, und die nur da nicht vorhanden ist, wo eine freiwillige oder unfreiwillige Bornirtheit der Gesichtspunkte eine armselige Einheit darstellt, sondern wir fühlen es in unserm eigenen Innern, daß auch wir nicht mit kühner Freudigkeit unserm Gefühl die Zügel lassen können, daß auch unsere Seele von jenem unheiligen Gewebe der Rücksichten und zufälligen Umstände eingeengt wird. Wir haben eine unbeschreibliche Sehnsucht, zu lieben, zu glauben, uns zu begeistern; aber wenn einmal ein freudiger Augenblick eintritt, wo wir uns durch irgend eine Illusion wirklich zu diesem Gefühl hinaufschrauben, so wirkt sogleich der Zweifel seinen bleichen Schatten darüber. Wir begreifen sehr wohl, daß ein Volk, welches sich zum ersten Mal um sich selbst bekümmert, diesen Zustand durchmachen muß, aber ebenso wohl begreifen wir, daß eine solche Zeit am wenigsten für freie Schöpfungen geeignet ist. Der Dichter, der große oder auch nur schöne Gestalten, große oder auch nur rührende Schicksale darstellen will, muß die Brust frei und den Blick offen haben. Jetzt sind alle Gemüther niedergedrückt, nicht unter

einem großen Unglück; denn das stählt eine starke Seele, sondern unter einer Masse kleiner Widerwärtigkeiten, welche die Seele mit Elend erfüllen. Kummer, Sorge, und Zweifel sind nicht die geeignete Stimmung für ein künstlerisches Produciren, und wer in diesen Tagen vollkommen frei ist von Kummer, Sorge und Zweifel, dessen Seele muß so leer sein, daß von ihm die Kunst am wenigsten zu erwarten hat. Nur die ernste Wissenschaft giebt uns den Faden in diesem Labyrinth.

Zu der zahlreichen Schule Gutzkow's gehört Max Baldau (Spitler von Hauenschild), 1822 in Breslau geboren, gestorben 1855 auf einem Familiengute in Oberschlesien. Sein Roman: *Nach der Natur* (3 Bände 1850), sieht so aus, als ob der Dichter seine Lebensbeobachtungen und Maximen, seine Gedanken über Kunst, Religion und Politik bei dieser Gelegenheit sämmtlich hätte anbringen wollen. In dem verhältnißmäßig kleinen Zeitraum, den das äußerst umfangreiche Buch umspannt, unterhalten die vier oder fünf Hauptpersonen sich über alle möglichen Dinge, und diese Unterhaltungen entwickeln sich nicht organisch eine aus der andern, sondern sie sind bunt durcheinander gestreut, ohne Mittelpunkt und ohne Fortgang. Schon der Stil ist häufig geziert und unklar. \*) Die Art, Gedanken und Bilder ineinander zu verarbeiten, ohne auf die innere Harmonie Rücksicht zu nehmen, ist Jean Paul abgelernt; man hat schon bei der Form die Empfindung, daß Laune und Stimmung den Verstand beherrschen. Die verschiedenen Herren und Damen sprechen miteinander ganz geistreiche Dinge aus, aber sie könnten ihrem Charakter und ihrer Lage nach auch ebenso gut etwas Anderes sagen; zuweilen das Gegentheil. Ueber ihre Ansichten werden wir sehr vollständig unterrichtet; von ihrem Leben erfahren wir nur die Außenseite. Das ist um so schlimmer, da der Dichter mit seinen Charakteren nicht im gewöhnlichen Gleise bleibt, sondern sich bemüht, auch in bekannten Verhältnissen excentrische Naturen darzustellen. Dinge, die im gewöhnlichen Leben als Verbrechen bezeichnet werden, gehen hier ohne ernste Folge vorüber. So etwas kann nur durch ein tieferes Eingehen in die Natur des Menschen motivirt werden. Felix, der durch eine erhitzte Einbildung halb wahn-

\*) Man lese z. B. 1, S. 35 die Betrachtung, die sich an eine gemeinschaftliche Reise anknüpft: „Geheime unlösliche Bande verknüpfen uns dem Wesen, das mit uns zugleich, durch den Tausch der Erde genährt, einen Blick in den offenen Busen der Natur gethan. Es ist eine zusammen empfangene Weiße, jedem gehört der andere mit in das Bild der hohen Feier. Der poetische Tausch, der uns in diesen Augenblicken mit seiner ganzen lobenden Pracht umflattert und umstürmt, gräbt sich unendlich fest in die Seele. Ein gewisses lyrisches Zittern schmückt noch lange die Erinnerung an solche Scenen, weil sie das Andenken eines Aufgehens des kleinen Ich-Accordes in der großen Naturharmonie auffrischt.“

sinnig wird, und nicht nur alle Gesetze der Sittlichkeit, sondern auch alle Formen der Gesellschaft, in denen er erzogen ist, über den Haufen wirft, ist kaum weniger unangenehm, als der tiefführende Maler Stein mit der kalten Außenseite, der zuletzt gleichfalls wahnsinnig wird, und den die Heldin einmal ganz richtig als einen Pedanten charakterisirt. Solche Personen, die weder recht erwerben, noch recht entsagen können, gehören leider zu den Lieblingsfiguren unserer neuesten Romantik; sie sind aber nur ein Zeichen dafür, daß sich hinter den titanischen Geberden unsers Welt Schmerzes nichts Anderes versteckt, als die alte Empfindsamkeit. — Der Dichter weiß die Verwicklungen seines Romans nicht anders zu lösen, als daß er zuletzt ein allgemeines Gemekel eintreten läßt. — In dem zweiten Roman: Aus der Junkerwelt (1850) tritt das Raisonnement noch massenhafter hervor. Von den Personen ist nur die Gräfin Cécile, die Vollblutaristokratin, gut gezeichnet. Die übrigen werden uns in den wunderbarsten Metamorphosen vorgeführt, ohne einen Leitfaden für ihr Verständnis, und wir haben Mühe, sie wiederzuerkennen, da sie in der That kein eigenes Leben besitzen. Sie sind reich an geistvollen Einfällen, aber arm an Gemüth. Sie sind sämmtlich von der Reflexion ausgehöhlt und rufen daher auch in uns keinen Glauben an ihre Existenz hervor. Dabei verfallen sie zuweilen in Excentricitäten, die alles Maß überschreiten. Ein bürgerlicher Bankier, der die Besitzungen eines adligen Hauses durch seine Machinationen in seine Hände bekommt, scheint zum Frieden geneigt, wenn man ihm die Tochter des Hauses zur Frau geben will; eine Forderung, die nebenbei nichts Verabscheuungswürdiges hat, da der Bankier, wie die Gräfin Cécile selbst bemerkt, eine achtungsgebietende Persönlichkeit ist; indeß ein Baron Crawl, der sich für die junge Dame brüderlich interessirt, findet die Sache dennoch unstatthaft, um so mehr, da ein zweckmäßigerer Freier vorhanden ist. Er veranlaßt denselben, den Bankier auf Pistolen zu fordern, obgleich dieser sein Vater ist! — Eine andere Tochter Cécile's entläuft dem elterlichen Hause, um in Paris die Maitresse eines geistreichen, aber kranken und verbitterten Bürgerlichen zu werden. Sie kommt nachher mit demselben ohne weiteres ins elterliche Haus zurück, und da jener zur rechten Zeit am Herzschlag stirbt (die ganze Figur scheint nur dazu erfunden zu sein, um diese Todesart ausführlicher zu schildern), so wird sie von der Familie mit offenen Armen empfangen, und jener Baron Crawl nimmt sie zur Frau. —

„Aber die Moral? rief Crawl, die Moral von der ganzen Sache? Ihre Geschichte zeigt, wie die adlige Tradition Schurken bildet; sie weiß aber auch nach, daß die Theorie der Entblößung von allem Hergebrachten, in der Gesellschaft angewendet, Bösewichter erzieht. Haben Sie geseht? Haben Ihre Pläne irgend Jemand gut gemacht, haben sie Segen gebracht?

Der Verstand hat in Ihren Feinden gethan, was er mit seinen Prämissen thun mußte, er hat in Ihnen das Gleiche vollbracht; jene hatten ganz bestimmt Unrecht, Sie haben in Ihren Grundsätzen bis auf den Haß allerwahrrscheinlichst Recht, — und doch trafen die Antipoden in der Kunst zu verderben zusammen. Geseigt über beide Principe der Starrheit und der Formfestigkeit hat das vagirende Element, das Gefühl“ u. s. w.

Es ist der Verfasser selbst, der diese Frage stellt, und da er keine Antwort findet, so können wir ihm auch nicht helfen. Er schildert nicht die wirkliche Demokratie, sondern eine fingirte. Seine Proletarierfamilie gehört eigentlich dem Adel an, und das Haupt derselben kann weder seiner Geburt noch seiner Bildung nach als Repräsentant der nothleidenden Classen betrachtet werden. Wir wollen die Excurse über Wischnu und Brahma, über Herzkrankheiten und Neotsharsen, über Literatur und Kunst bei Seite lassen, da diese mit dem Gegenstand nichts zu thun haben. Aber auch die politisch-socialen Reflexionen geben keinen Aufschluß. „Sie werden nun wieder so unklar, daß es scheint, als wollten Sie uns einen recht gründlichen Vorgeschnack des Sieges der Unklarheit geben. Wie schade, Eraw, daß Sie so grenzenlos confus sind und noch confuser reden?“ — So sagt die einzige verständige Person des Romans, die Gräfin Cécile, zu demjenigen Herrn, der dem Ideentreis des Verfassers am nächsten zu stehen scheint, und wir stimmen mit vollem Herzen ein. Was der Verfasser nicht will, sagt er ausführlich genug. Er verspottet die Gothaer, er verachtet die Demokraten in allen ihren Nuancen, er haßt die Reaction. Was will er also eigentlich? Einmal spricht er sich sehr ausführlich darüber aus, daß die Befreiung des Menschengeschlechts nur von Rußland, von dem kräftigen Blut der Slawen zu erwarten sei; ob im Scherz oder Ernst, das mag Gott wissen. Wer aber nicht im Stande ist, auf bestimmte Fragen bestimmte Antworten zu geben, der möge sich von der Politik fern halten, denn die Confusion ist, wie die Gräfin Cécile richtig bemerkt, schon ohnehin so groß, daß man es nicht nöthig hat, sie noch durch künstliche Zusammenstellung zu vermehren. Unter allen möglichen politisch-socialen Richtungen ist das Ritterthum vom Geist am wenigsten berechtigt, welches die Arbeit scheut, die vorliegenden Verhältnisse gründlich zu untersuchen, welches auch den Glauben nicht besitzt, der sich vor Abschluß der Untersuchung einer Sache hingiebt, und sich daher in Ermangelung eines Bessern damit begnügt, in geistreichem Dilettantismus mit den Gegensätzen zu tändeln.\*)

Unter den höchst auffallenden Geständnissen, in welchen die junge werdelustige Literatur in novellistischer Form sich über ihre eigenen Verir-

\*) Das Gedicht Rahab (1854) behandelt in einer schwülstigen Kraftsprache ein Hebbel'sches Problem mit einem träumerischen Ausgang in der Art L. Scherer's.

rungen zu rechtfertigen sucht, nimmt der Tannhäuser von Widmann eine hervorragende Stellung ein, sowohl wegen der Eigenthümlichkeit seines Inhalts, als durch die Form, die bei aller Krankhaftigkeit viel Talent verräth. Man höre die Schilderung des Haupthelden Friedrich.

Zuerst sah der Betrachtende ein Vogelgesicht, so bedeutend übermug die vollkommene Stirn und die herabhängende Nase die untern Theile. Allmählig aber blieb der Blick an der äußerst feinen, von Leben zuckenden Oberlippe haften, welche bald von Liebreiz umgossen, ein stolzes Rächeln auf die runde weiche Wange zurückspielte, bald fest an die Unterlippe gepreßt, einen äßend sinnlichen Ausdruck gewann, der durch das zarte runde Kinn nicht gemildert wurde. Unwillkürlich sah man einen Panther vor sich, welcher in schmeichelnd gefährlichem Spiel zugleich lockt und vernichtet. Dieser Eindruck war um so schärfer, wenn Friß, wie er zu thun pflegte, die durchgearbeitete Hand wie ein Greif auf den Tisch hineingesetzt hatte. — Franziska, seine Geliebte, hatte die volle Brust fest an den Tisch angepreßt und schaute mit den offenen braunen Augen Friß entgegen, still und unergründlich wie eine Sphinx. Jeder Zug des faß erschlafften Gesichts mit der gleichmäßigen lichten Hautfarbe war Fülle und Glanz. — Das knappe schwarzseidene Kleid hob ihre edlen Formen. Leicht hätte man die etwas zu große Fülle übersehen, wäre nicht über die ganze Figur ein Zug der Trägheit verbreitet gewesen. Dieser contrastirte seltsam mit der Bewegung, welche Franziska bei jedem ungewöhnlichen Geräusch durchzuckte und dann an die stumme Unruhe einer gefangenen Wölfin erinnerte. — Im Ganzen langweilte sich Franziska und darum war sie nicht schön; denn wir schäßen an den Frauen doch vor Allem die Theilnahme als liebenswürdig, und namentlich volle und runde Züge, welche Ermattung und Inolenz in die Länge dehnen, können auch ein bedeutendes Wesen entstellen. —

Dieselbe stürzt sich bei einer spätern Gelegenheit „weinend auf den Boden und ringt mit den Händen, als würde sie vom Schmerz mit Fäusten geschlagen“ u. s. w. — Die Geschichte spielt in den dreißiger Jahren in Schwaben. Der „Tannhäuser“ ist ein hoffnungsvoller junger Mann, der in den „Venusberg“ eines räthselhaften Kreises verlockt, dadurch in manche sociale Unbequemlichkeit gestürzt und zuletzt mit seiner Braut entzweit wird. Die Geschichte endet tragisch. Er tödtet sich nicht selbst, stirbt auch nicht im Duell, aber er bricht durch einen Zufall das Genick, was ihm freilich auch hätte begegnen können, wenn er nicht im „Venusberg“ gewesen wäre. Der Mittelpunkt jenes räthselhaften Kreises ist der schon erwähnte Friß, ein junger Mann, der erst eine Psychologie, in der sich das „reine Weltgenie“ offenbaren soll, schreiben, dann König werden und ohne Sentimentalität Alle, die ihm zuwider sind, austrotten lassen will. Er spricht wie im Fieber und geberdet sich wie ein Narr, aber es wird uns gesagt, daß er sehr geistreich ist, und der Vergleich,

durch den er sich über Christus erhebt, wird zwar von den Weisen der Gesellschaft angefochten, aber nur bis zu einem gewissen Grade. Er ist und trinkt sehr viel, macht Schulden und giebt dann „Ordres“ an seine Anhänger, ihm Geld zu verschaffen; wenn das Geld ausgeht, verfällt er in rasende Verzweiflung. Er lebt als Vagabund, giebt sich zuweilen für einen Prinzen aus und schreibt Artikel gegen die Liberalen. Jene Franziska, ein ehemaliges Freudenmädchen, macht er zu seiner Königin; seine Anhänger, die ihm selber die Hand küssen, und ihn „Herr“ anreden, müssen ihr sammt ihren Bräuten aufwarten. Nachher nimmt er aber doch noch eine zweite Frau. Der Verfasser ist zwar nicht ganz einverstanden mit seinem Frik, aber er bleibt stets ernsthaft, etwas trübsinnig. Für eine Erfindung ist das Alles zu toll, wenn man aber hört, daß eine wirkliche Geschichte zu Grunde liegt, die Irrfahrten des bekannten Rohmer, († 1856), so wird einem noch wunderlicher zu Muth. — Seitdem Ottilie ein Tagebuch geführt, veräümt keine Frau von einigem Geist, in Aphorismen ihrer schönen Seele Lust zu machen. Zum Theil sind es die süßen Geheimnisse des Herzens, der Nachklang schöner Stunden, die man in diesem köstlichen Schrein aufspeichert, in der Regel aber Einfälle über Faust, Byron und Don Juan, die Lieblinge der Damen. Da eine gründlich ausgeführte Kritik von einem Tagebuch nicht zu erwarten ist, so wird eine epigrammatische Pointe gesucht, ein gefühlvoller Witz, der auf die alte Erscheinung ein neues Schlaglicht wirft. Daraus geht nicht nur der Nachtheil hervor, daß man sich zwingt, beständig in Aphorismen, in Paradoxien zu denken, was dem gesunden Menschenverstande nicht förderlich ist; sondern der größere, daß man auf solche Reflexionen einen Werth legt, den sie in keiner Weise verdienen. Auch im „Lannhäuser“ wird ein Tagebuch geführt, noch dazu von der verständigsten und tugendhaftesten Person des Romans; aber sie kann sich doch nicht enthalten, sich in ihren Ruhestunden die Frage vorzulegen, ob sie nicht den Opfertod der Charlotte Stieglitz sterben soll, und über Christus, die Republik, die Identität Gottes und der Welt, den Zweifel und den Glauben, die Ehe und das freie Weib sich Einfälle auszuarbeiten, die ebensowenig schön als haltbar sind. Wir Deutsche sind ohnehin so aphoristische Naturen, daß unsere Gedanken, Geschichten und Empfindungen auf eine ähnliche Weise auseinanderfallen, wie unsere Staaten und unsere Kirchen; wir sollten vor allen Dingen dahin trachten, uns zu concentriren, aus der Zerflossenheit unser Lebens und Denkens mit einem energischen Entschluß uns aufzuraffen.

Auf eine ähnliche Weise, wie die Ritter vom Geist und ihre Nachfolger, reflectirt der berühmte Roman: *Eritis sicut Deus* über die geistigen Wirren unserer Zeit, freilich vom entgegengesetzten Standpunkt, aber doch nach derselben Methode. Durch eine Reihe von Reflexionen, Gesprä-



hen, Reden, Tagebuchblättern u. s. w., die unter einander nur in einem geringen Zusammenhang stehen, sucht der anonyme Verfasser die Bildung und Gefinnung der pantheistischen Hegelianer darzustellen. Es ist das eine wunderliche Art, da doch die Schriften von Feuerbach, Ruge, Strauß, Vischer u. s. w. vorhanden und allermwärts zugänglich sind. Wenn man eine Lehre, auch die man für verderblich hält, in ihrem Grunde kennen lernen will, so muß man sich an die bedeutendsten Vertreter derselben wenden, nicht an Leute von untergeordneter Bildung, die sie in ihren Gesprächen travestiren. Der Verfasser hat die Lehre, die er dem Spott und der Verachtung des Publicums preisgeben will, ungetreu copirt, zum Theil wohl aus böser Absicht, zum Theil aber auch aus Unfähigkeit, einen zusammenhängenden Gedankengang festzuhalten: denn es ist charakteristisch, daß er dem ungesunden und unreifen Gefasel, welches er für moderne Philosophie ausgiebt, nicht das geringste Gegengewicht entgegenstellt. Mit Ausnahme eines orthodoxen Zanatikers, der zu Anfang des Romans erscheint, um gleich darauf zu verschwinden, und den der Verfasser selbst als eine Mischung von Abgeschmacktheit, gemeiner Gefinnung und Bosheit darstellt, tritt in dem ganzen Buch kein einziger Christ auf; diejenigen Personen, die von Zeit zu Zeit Anwandlungen von Christenthum haben und die über die moderne Philosophie den Stab brechen, sind noch viel tiefer, haltloser und gebrochener, als die Philosophen selbst. In dem ganzen Buch finden wir nicht eine Spur religiöser Gefinnung, wenn man die Schlusseite ausnimmt, wo der Verfasser plötzlich und unerwartet zu weinen, die Augen zu verdrehen und zu beten anfängt. Diese Wendung findet in dem Vorhergehenden nichts, an das sie anknüpfen könnte; das Buch macht vielmehr den Eindruck, als ob es von einem jener unreifen Köpfe geschrieben sei, welche von der jung-deutsch-hegelianischen Bildung verdreht wurden, so daß ihre ursprüngliche Unreife und Krankhaftigkeit handgreiflich zum Vorschein kam. Viele dieser armen Teufel sind jetzt, wo die Lebensarten „An und für sich“, „Sein und Nichtsein“ u. s. w. keine Stelle mehr einbringen, in sich gegangen und haben ihre Blasiertheit für Bekehrung ausgegeben. Da sie nun aber in ihrem Geist keinen andern Inhalt haben, als jene auswendig gelernten Lebensarten, so wissen sie nichts Anderes damit anzufangen, als daß sie jetzt das Nämliche, was sie früher erzählten, um das Publicum zu erbauen, erzählen, um das Publicum davor zu warnen; es ist im Grunde die alte Leier. Was so unfertige, molluskenhafte Geschöpfe, wie sie uns hier entgegentreten, für eine Religion haben, ist ziemlich gleichgültig. Die erzählten Thatfachen sind sehr unflätig, sehr unsittlich, vor allen Dingen aber sehr läppisch. Die Vergnügungen der Gesellschaft, die hauptsächlich in lebenden Bildern und Theaterspielen bestehen, sind ebenso abgeschmackt;

als ihre ernsthaften Handlungen. Der Held des Stücks führt seiner Gemahlin einen jungen freiherrlichen Maler zu, die Beiden verlieben sich in einander, der Held sieht es mit an, denkt aber, es wird wohl nicht viel schaden. Aber am Ende kommt es zu einem Gelat, der Maler bedroht den Helden in dem eigenen Hause, verlangt die Abtretung seiner Frau, packt ihn bei der Gurgel u. s. w., dann wird er wieder gerührt, umarmt ihn u. s. w., der Held geräth theils in Todesangst vor dem wüthenden Maler, theils ist er in ihn päderastisch verliebt, er macht also eine Art Vertrag mit ihm, nach welchem sie sich in die Frau halb und halb theilen wollen. Dabei ist noch zu bemerken, daß der Held, abgesehen von seinem Radicalismus, nach der Ansicht des Verfassers eine noble Figur sein soll! Nun sprechen diese Personen in den Ruhestunden, wo sie nicht gerade Vergiftung, Ehebruch, Diebstahl und dergleichen treiben, in Hegelianischen Redensarten, und der Verfasser will damit andeuten, daß diese Angewohnheiten von der Hegel'schen Philosophie herkommen. Aber ein Held, dem ein junger Maler auf die Stube rückt und sagt: „Gieb mir deine Frau; sonst hau' ich dich, oder ich fange an zu weinen.“ und der, statt diesen Maler hinauszumwerfen, gleichfalls in Thränen ausbricht, in Angst geräth u. s. w., ein solcher Held bedarf nicht erst der Hegel'schen Philosophie, um erforderlichen Falls aus Angst und aus einfacher Gemeinheit ein Verbrechen zu begehen. Die Mehrzahl der Figuren sind Portraits, zum Theil von wissenschaftlichen Notabilitäten: es sind aus ihrem wissenschaftlichen, politischen, ja selbst aus ihrem Familienleben einzelne Züge angeführt, die sie ihren Bekannten augenblicklich kenntlich machen müssen, die übrigen Züge, Vergiftungen u. s. w. sind freilich dazugelogen, aber es soll doch damit gesagt werden, diese bestimmten Personen könnten unter Umständen so handeln, wie es hier erzählt wird, weil sie Hegelianer sind. Wenn unsere Frömmster kein anderes Mittel haben, für ihre Ideen Propaganda zu machen, als die Verleumdung, wenn sie sich an die Lüsterheit des Pöbels wenden, um diese zuerst gleich den französischen Mysteriendichtern durch schmutzige Schilderungen zu fesseln und hinterher zu erklären: nicht wir sind es, die so schmutzig denken und empfinden, sondern unsere Gegner, so wird ihr Reich nicht von langer Dauer sein.

Der grüne Heinrich, (1854) von Gottfried Keller, einem lyrischen Dichter, dem wir manche zarte Lieder verdanken, ist ein Buch, das an Seltsamkeit die Schöfer'schen Novellen überbietet und doch durch sehr bedeutende Vorzüge unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt: eine feine, gebildete, zuweilen überraschend wahre Reflexion, ein Sprühfeuer von Einfällen, die auf individuelle Begebenheiten bezogen, doch überall in bleibende allgemein menschliche Maximen sich zu verwandeln streben; sodann eine große Macht der Phantasie in der Schilderung einzelner auf das Gemüthsleben,

namentlich aber auf die Sinnlichkeit bezüglicher Scenen. Allein diese Vorzüge erscheinen nicht in einer ganz reinen Form. In der Reflexion drängt sich der lyrische Dichter zu sehr vor. Ueberall sucht er die Empfindung und Betrachtung des einzelnen Moments zu fixiren und denkt nicht daran, daß diese Momente in der epischen Poesie nur dazu dienen können, die Begebenheiten und die Charaktere deutlich zu machen. So werden wir gleich zu Anfang des Romans, wo der junge Held sich auf die Wanderschaft begiebt, mit einer so großen Fülle geistreicher Bemerkungen des Verfassers über das, was er darstellt, und des Helden über das, was er in Beziehung auf verschiedene Gegenstände denkt und empfindet, überschüttet, daß unsere Aufmerksamkeit zerstreut wird, und daß uns die Gestalten, die wir suchen, in Nebelgebilde zerfließen. Erst muß ein Stoff vorhanden sein, ehe wir dem Dichter verstaten, daran seinen Witz auszuüben. Zudem stört es unsere Unbefangenheit, in jedem einzelnen Fall sogleich an eine allgemeine Maxime erinnert zu werden. Wir wollen in der Kunst der ewigen Reflexion entfliehen und in das Reich der bestimmten Erscheinung eingeführt werden, wenn uns auch diese Erscheinung später wieder zum Gedanken zurückführt. Die individuelle Erscheinung muß uns erst als solche gefesselt haben, ehe wir daran denken können, das anatomische Messer anzulegen, und jede Reflexion ist eine Versekung des Lebens. — Sodann sind die Reflexionen, so viel Interesse sie auch im Einzelnen erregen, doch nicht immer aus dem bestimmten Fall hervorgegangen; man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Endlich versfällt der Dichter in den Fehler, in seinen Gedanken zu häufig dem Auf fallenden und Ungewöhnlichen nachzustreben, die einfache Betrachtung genügt ihm niemals. In seiner Phantasie bewegt sich neben der wirklichen immer eine symbolische Welt, auf welche sich die endliche bezieht, und daraus geht ein doppelter Fehler hervor, theils eine Verkleidung des Unbedeutenden in paradoxe Wendungen, theils jene Verlektung unvermittelter Begriffe, die immer auf eine Halbwahrheit herauskommen. Die Schilderungen sind zuweilen von einem wunderbaren Zauber. Der Dichter hat eine leicht bewegliche Phantasie und vertieft sich in jede neue Situation, die er erfindet, mit aller Hestigkeit eines stark reproducirenden Nervensystems. Ohne ungewöhnliche Striche und grelle Farben anzuwenden, weiß er vor unserer Seele schnell und sicher ein lebendiges Bild zu ent falten. Aber die Freude an diesen Bildern wird zuweilen dadurch gestört, daß sie ohne Vermittelung in uns aufgehen und ebenso schnell wieder verschwinden, als sie gekommen sind. Es fehlt die behagliche Ruhe der Erzählung, die allein den bleibenden Genuß vermittelt. Wir wollen im Roman von jedem Bilde den Eindruck haben, daß es ein wesentliches Moment in der Entwicklung der Geschichte sein wird. Aber hier begeg-

net es uns fast überall, daß die einzelnen Darstellungen uns als bloße Erscheinungen vorkommen, die keinen Sinn mehr haben, sobald sie über uns sind. Die Sprache ist an einzelnen Stellen vortrefflich, aber das zu große Streben nach Feinheit und Bedeutsamkeit verführt den Dichter öfters zu jenen parfümirten Wendungen, an die wir bei unsern Belletristen nur zu sehr gewöhnt sind, und die dem guten Geschmack widerstreben. Der Roman zerfällt in zwei völlig ungleichartige Theile, in die Kindheit und Jugend des Helden, und in die Zeit, wo er in die wirkliche Welt eintritt. Aber dieser Mangel an Composition zeigt sich auch in allen einzelnen Begebenheiten, und der Grund davon liegt nicht bloß in der Technik, sondern in einer ganz merkwürdigen Auffassung vom Leben überhaupt, die uns leider mehr, als es wünschenswerth wäre, an die jungdeutsche Literatur erinnert. So zeigt der Dichter in der Geschichte des Knabenlebens ganz richtig, daß in jener Zeit mehr als später, wo wir unsere Einbildungskraft durch Reflexion beherrschen, eine ganze Welt von Träumen das wirkliche Leben durchflieht, und daß zum Theil aus der Verwirrung dieses Phantasielbens mit dem wirklichen die bei Kindern so häufig wahrgenommene Neigung zum Lügen sich erklärt. Diese Beobachtung dehnt er aber auf eine Weise aus, die uns um so mehr verlegen muß, da er ihr wenigstens anscheinend nicht mit moralischem Urtheil, sondern mit der Spinozistischen Ueberzeugung, daß alles Erscheinende nothwendig bedingt sei, entgegentritt. Diese pantheistische Stimmung wirkt auch auf die Naturbeobachtung ein falsches Licht. Knaben bringen es zwar in der Erfindsamkeit des Lügens häufig sehr weit; sobald aber die schlimme Folge ihres Lügens ihnen sinnlich vor Augen tritt, so regt sich auch in der wildesten Natur das Gewissen. Das Gewissen ist zwar nicht immer das bestimmende Motiv der Handlungen, aber es ist vorhanden, und es ist es allein, was den Charakter macht. Durch die Vertiefung in das Traumreich hat unser Dichter das Gewissen aufgelöst und dadurch auch die Bildung von Charakteren unmöglich gemacht. Denn wo kein fester Kern des Willens da ist, kann man die glänzendsten individuellen Erscheinungen des Lebens zusammenhäufen, und es wird doch nie ein Ganzes daraus. Die alte Sentimentalität der Romanschreiber, die ihre Helden in Tugend und Aufopferungsfähigkeit vollständig auflösen, war unpoetisch, allein in jeder Weise diesem modernen Raffinement vorzuziehen, welches ohne ersichtlichen Zweck das Leben derselben durch schändliche Züge befeckt. — Ein Maler, den wir fast ein ganzes Jahr hindurch als tüchtigen Künstler, als verständigen Lehrer und sehr gebildeten Mann beobachtet haben, wird plötzlich verrückt, und es ergiebt sich, daß er schon die ganze Zeit hindurch wahnsinnig gewesen ist. Nun ist das bei der Methode, wie unser Dichter seine Gestalten entwickelt, eine sehr wohlfeile Ueber-

raschung, denn er zeigt sie uns nie in ihrer vollen Wirklichkeit, sondern nur von einer phantastischen Seite, und man kann daher nie bei ihm genau wissen, ob nicht jede seiner Gestalten gerade das Gegentheil von dem ist, was wir vermuthen. Aber poetisch ist ein solches Verfahren nicht. Denn in der Poesie gilt das Gesetz der innern Causalität noch in viel höherem Grade, als in der sogenannten Wirklichkeit. — Unter den vielen launenhaften Schriftstellern unserer Tage gehört Keller zu den launenhaftesten; kaum hat er uns für eine Geschichte warm gemacht, so ist er sofort wieder geschäftig, uns durch nachträglich eingeschobene Züge zu verwirren und zu verstimmen; kaum sehen wir einen Charakter in festen Umrissen vor uns entstehen, so verwischt er wieder die Züge und wir haben ein anderes, unbekanntes Bild vor uns. Die Sprünge, in welchen der Dichter über das Wesentliche hinweghüpft, sind zuweilen ebenso wunderbarlich, als die Breite, mit der er sich in das Unwesentliche einläßt. Der Schluß soll einen tragischen Eindruck auf uns machen, aber wir werden nur verdußt, da wir auf den Ausgang durchaus nicht vorbereitet sind. Es ist ein ganz sonderbares Schauspiel: ein edles, kräftiges Gemüth und eine feine Bildung, ein ganz ungewöhnliches Talent für Beschreibung und Charakteristik und dabei doch diese verwaschene launenhafte Form, diese vollständige Abwesenheit des Gefühls, das allein eine Dichtung von größerem Umfang berechtigt, des Gefühls der Nothwendigkeit. Diesen beständigen Wechsel von Hitze und Abspannung, von Traum und Wirklichkeit, von Schmerz und Humor erträgt auf die Länge kein gesundes Gemüth. — Sehr gelungen sind demselben Dichter die Leute von Seldwyla (1856), eine Sammlung von Dorfgeschichten, in denen bei manchen barocken Einfällen ein freier, lebendiger Humor und eine tüchtige Natur sich geltend macht. — Ueberhaupt ist in den kleinen Novellen das alte Talent der deutschen Dichter noch nicht erloschen. Den erfreulichsten Eindruck machen die Novellen von Hermann Grimm (1856, der Sohn Wilhelm's). Zunächst überrascht das feine Auge hier die Erscheinungen der Natur; sie sind ihrem innersten Lebensnerv nachgefühlt, in frischester Farbe wiedergegeben. Mit jener Virtuosität in der Analyse, die unserer Zeit eigen ist, spricht der Dichter die kleinen Bewegungen der Seele nach; jeder einzelne Zug ist aus dem vollen Leben herausgeschöpft und verräth ein warmes Herz und einen richtigen Verstand. Und dabei wird der schöne Eindruck des Ganzen nirgend durch einen störenden Zug verkümmert. — Als Dritter in dieser Reihe ist Paul Heyse zu nennen, dessen Novellen sich durch einen garten poetischen Hauch auszeichnen. — An Reinheit der Farben und Linien dürfte diesen drei Dichtern unter den Genremalern Niemand an die Seite zu stellen sein. Freilich ist die Theilnahme an dieser Gattung nicht mehr so groß als zu den Zeiten Hoffmann's.

Die Poesie des Contrastes hatte alles Interesse an der Wirklichkeit und alle Fähigkeit der Gestaltung untergraben. Gewöhnt, nicht die Gegenstände selbst, sondern nur ihre Beziehungen ins Auge zu fassen, hatte man verlernt, zu sehen oder zu erfinden; man dichtete in Aphorismen, man zerbröckelte die Kraft der Gestaltung in einzelne Schmerzenslaute. Man hielt es für ein Zeichen dichterischer Begabung, die wirkliche Welt gering zu schätzen, und es sah so aus, als ob ein gewisser Grad von Selbstverachtung zum Wesen des Genius gehörte, als ob der Dichter jene grenzenlose Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit, die er ins Leben hineindichtete, in seiner eigenen Seele wiederfinden müsse, als ob er nur durch den Abscheu und die Verachtung seiner selbst zu jener unermesslichen Selbstanbetung sich emporheben könne, die ihn allein das Leben ertragen ließ. Eine solche Stimmung kann ein von Natur gesundes Volk auf die Dauer nicht ertragen. Wir sehen eine allgemeine Reaction gegen dieses zerfahrene Wesen eintreten, die wir mit Freude begrüßen, so wenig sie noch mit sich selbst im Reinen ist. In der Unklarheit über ihre eigenen Motive schmückt sie sich wohl mit Symbolen, die nur scheinbar ihr Wesen ausdrücken. Sie streckt christliche Feldzeichen aus, sie wirft sich bald in eine bäuerische, bald in eine streng aristokratische Umhüllung, aber ihr hervortretender Charakter ist der, daß sie das Volk von dem leeren gegenstandslosen Cultus der Subjectivität entfernt und ihm wieder Freude an den Gegenständen einflößt. Es wäre eine ungerechtfertigte Zumuthung, wenn man von dieser neuen Richtung völlige Gesundheit erwartete, da sie als Symptom der beginnenden Heilung nothwendiger Weise noch etwas Krankhaftes haben muß. Die naive Poesie ist als Reaction ein Erzeugniß der Sentimentalität; die Theokrite treten erst im Alexandrinischen Zeitalter auf. Diesen sentimentalen Ursprung kann die naive Poesie unserer Tage nicht ganz verleugnen; am deutlichsten zeigt er sich in dem Westphälischen Hoffschulzen, den Immermann als ein concentrirtes Leben 1838 seinem Münchhausen, dem zerfahrenen inhaltslosen Lügegeiste, entgegensetzte. Er verleugnet sich auch nicht bei dem Dichter, den die Literaturgeschichte als den vornehmsten Vertreter der neuen Richtung festzuhalten hat.

Berthold Auerbach, geb. 1812 im württembergischen Schwarzwald, von jüdischer Herkunft, wurde zum Studium der jüdischen Theologie bestimmt, erhielt seine Schulbildung in Hechingen und Karlsruhe, dann auf dem Gymnasium in Stuttgart, und studirte 1832 — 1835 in Tübingen, München und Heidelberg Philosophie und Geschichte. Purschenschaftliche Untersuchungen führten ihn 1835 einige Monate auf die Festung Hohenasperg. — Bis dahin hatten sich die Juden an der deutschen Literatur meistens nur negativ betheiligt; sie hatten den ihnen fremden, zum Theil widerwärtigen Lebensinhalt ironisch zerseht und von ihrer

eigenen Sittlichkeit nichts weiter gegeben, als das Gefühl der Unterdrückung. Auerbach, dessen Geist auf das Positive gerichtet war, machte sich zur Aufgabe, den wirklichen Inhalt des Judenthums, seine Sitten und Ueberzeugungen philosophisch geläutert und in künstlerischer Form zu einem Gesamtgemälde zu vereinigen. Er begann seine Thätigkeit mit der Schrift: Das Judenthum und die neueste Literatur (1836), der eine Reihe von Romanen aus der Geschichte des Judenthums unter dem Gesamttitel: das Ghetto folgen sollte. Es erschienen die beiden historischen Romane Spinoza (1837) und Dichter und Kaufmann (1839), ferner die Uebersetzung von Spinoza's sämtlichen Werken nebst einer Biographie (1841). Wir haben den Einfluß, den Spinoza auf unsere großen Dichter und Denker ausübte, im Einzelnen verfolgt. Eine so geschlossene Natur mußte je nach der Gemüthsbeschaffenheit, welcher sie begegnete, bald enthusiastische Hingebung, bald leidenschaftlichen Haß hervorrufen. Für Goethe wie für Jacobi war Spinoza eine fertige Gestalt, die sie als Ganzes beurtheilten, die sie aber nicht zu zerlegen wagten. Durch den Einfluß der Hegel'schen Philosophie war nun der Geist der Analyse allgemein geweckt und man hegte vor der größten Erscheinung nicht mehr zurück, da man wußte, daß der Causalnexus in der geistigen Welt ebenso herrscht, wie in der physischen, daß nichts dem Messer des Anatomen und den Scheidestoffen des Chemikers widersteht. Allein der Charakterist Spinoza's stellte sich ein wesentliches Hinderniß entgegen: wie sehr man sich in fremde Naturen zu versetzen bemühte, man fühlte doch immer die Entwicklung der Ideen vom christlichen Standpunkt. Daß in der jüdischen Erziehung eine eigenthümlich philosophische Vorbereitung lag, die mit dem Zusammenhang der christlichen Systeme nichts zu thun hatte, wußte man zwar, aber man hatte es nicht lebendig empfunden. Auerbach war, wie Spinoza, im Talmud aufgewachsen; er hatte sich später, gleich diesem, an eine fremde, reich entwickelte, imponirende Philosophie angeschlossen, welche ihm durch die in ihr wiedertönenden Schwingungen des Zeitgeistes verständlich wurde. So konnte er sich durch eigene Erfahrung in die Seele des großen Denkers versetzen, und bei seiner poetischen Anlage mußte er die innere Nothwendigkeit empfinden, sich diesen Proceß in künstlerischer Form zu vergegenwärtigen. Es war in Spinoza's System Vieles, was einem allen individuellen Regungen der Natur zugänglichen Gemüth verständlich und wohlthätig sein mußte, dabei aber eine Härte der Reflexion, eine Trockenheit der Form und eine Hoffnungslosigkeit der Stimmung, die alles individuelle Leben ironisch zermalmt. Wenn früher in einem unhistorischen Zeitalter der Dichter und Philosoph nur gefragt hatte: was kann ich mir von dieser Lehre aneignen? so mußte jetzt bei fortgeschrittener historischer Bildung die Frage sich aufdrängen: was für

Schicksale muß ein so hochbegabter Geist durchgemacht, was muß er innerlich erlebt haben, um zu einem so düstern Schluß zu gelangen und darin Beruhigung zu finden? Die psychologische Lösung dieses Räthfels versuchte Auerbach in seinem ersten Roman nach drei Seiten hin. Einmal entwickelte er aus der jüdischen Erziehung den ihr widerstrebenden und doch durch sie bedingten freien Geist; sodann suchte er durch den Umgang Spinoza's mit den Vertretern der herrschenden Bildung, mit Cartesianern und Humanisten, den philosophischen Zusammenhang herzustellen, und die Lücken des Gemäldes ergänzte er durch individuelle Erlebnisse. Das Erste ist ihm in hohem Maß gelungen, weil er des Gegenstandes vollkommen Herr war. Seine Schilderungen der jüdischen Sitten sind poetisch und sprechen von einem warmen Gemüth, wobei freilich das 17. Jahrhundert wegen seiner bunten charakteristischen Farben ein günstiger Stoff war; die Reflexionen sind bedeutend und treffen den Kern der Sache, es ist Alles naturwahr und innerlich empfunden. Ebenso entschieden ist die Anknüpfung an das Cartesianische System mißlungen. Einmal lag das am Stoff, denn hier hört das psychologische Gebiet auf, man muß sich innerhalb des reinen Denkens bewegen, und da können die geistreichsten Gespräche den metaphysischen Faden nicht versinnlichen; sodann reicht die Kenntniß des Dichters nicht aus, um das, was er im Einzelnen gelernt, als nothwendig zu zeigen; endlich ist seine Form nicht geeignet, der philosophischen Entwicklung gerecht zu werden. Eine ächte und ursprüngliche Philosophie kann nur in der Sprache gedacht werden, in der sie empfangen ist. Nun hat zwar Auerbach Manches copirt, elementare Stoffe, die nicht ganz sein Eigenthum geworden sind, in den meisten Fällen aber sucht er seinen Gegenstand in der pointirten Weise des 19. Jahrhunderts zu überbieten, wie z. B. S. 231, wo er seinen Spinoza sagen läßt: „Beachten Sie doch nur die Geschlossenheit und beständige Richtung nach dem Ethischen im Wesen unsers Freundes.“ Um die Gedankenbewegungen jener Zeit naturgetreu nachzuempfinden, hat Auerbach nicht Selbstverleugnung genug. Verfehlt ist ferner der novellistische Theil. In seiner Erzählung, in seinen Reflexionen, wie selbst in seiner Sprachform erinnert Auerbach auffallend an Achim von Arnim, wenn er auch ebenso entschieden dem modernen Leben angehört, wie jener der Romantik. Seine Beobachtungen, seine Schilderungen sind sporadisch; er empfindet lebhaft und scharf einzelne Charakterzüge, deren allgemeine ideelle Bedeutung er sich sogleich zu vergegenwärtigen sucht, aber er vermag nicht aus vollem Holz zu schneiden, große und kühne Perspectiven zu entwerfen. Nicht bloß die Nebenfiguren, z. B. Olympia, haben bei ihrer Entwicklung etwas Sprunghaftes und Gewaltsames, das uns bei den wichtigsten Fragen im Stich läßt, sondern auch der Held, der von vornherein traumhaft



und weichlich angelegt ist, der immer nur empfängt, immer nur reflectirt und daher zu keinem wirklichen Leben kommt. Der ächte Spinoza hat mit der Resignation geendet, aber er zeigt in der Kraft seines Willens, mit der er die Gedanken meistert, eine Fähigkeit zur Leidenschaft, die sich gewiß einmal in seinem Leben geltend gemacht hat, und von dieser ist in Auerbach's Spinoza keine Spur. Er ist gefühlvoll, wohlgesinnt, aber er zeigt nicht jene Kraft, im Aufschwung des Gemüths physisch einmal Alles zu zerbrechen, wie er es geistig gethan. — Der zweite Roman: Dichter und Kaufmann, behandelt einen weit undankbarern Stoff. Wie ein großer Geist sich aus den Wirren der jüdischen Bildung entwickelt, ist ein erhebendes Schauspiel für alle Welt; wie aber ein kleiner Geist daran zu Grunde geht, hat eigentlich für Niemand Interesse. Der Held ist der schlesische Epigrammendichter Ephraim Kuh, der Zeitgenosse Lessing's und Mendelsohn's. Zu Anfang des Buchs erwecken die Schilderungen aus dem Judenleben des 18. Jahrhunderts die schönsten Hoffnungen, nicht bloß wegen ihrer lebensfrischen Zeichnung, sondern auch durch ihren gemüthvollen, würdigen Ton. Viele unter den dargestellten Gebräuchen sind höchst wunderlicher Art, und der Dichter selbst hat sich von der Lebenssymbolik, die sie ausdrücken sollen, bereits befreit; aber Niemand kann Anstoß daran nehmen, denn es weht ein heiliger Ernst darin, der Vergangenheit und Zukunft verknüpft und durch die zufälligen Symbole energisch bis zur Sache dringt. Nun aber soll der Bruch dargestellt werden, der aus dem Zwiespalt zwischen dem allgemeinen Leben der Zeit und dem Privatleben des Stammes in den Seelen der Einzelnen hervorgeht. Zu diesem Zweck bringt der Dichter eine Reihe von Personen zusammen, die einzeln betrachtet ohne Interesse sind und auch in keinem nothwendigen Zusammenhang zu einander stehen. Man sieht, daß es ihm darauf ankommt, Studientöpfe zu zeichnen, aber der Rahmen ist ihnen nicht günstig, man verliert bald den einen, bald den andern aus den Augen, man wechselt sie mit einander, da sie keine lebendige Theilnahme erregen, und man wendet zuletzt seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Figuren mit bekannten Namen, welche als Vertreter der Zeit bezeichnet werden, Lessing, Rousseau, Mendelsohn, die Karschin u. s. w. Von diesen sind einzelne kleine Züge glücklich wiedergegeben, aber die Zeichnung im Großen ist noch mehr mißlungen, als bei Spinoza. Der Ton des 17. Jahrhunderts ist uns verhältnißmäßig fremd, und dem Dichter ist in der Nachbildung desselben größere Freiheit verstattet. Die Schriften jener Männer dagegen sind in Aller Händen, und wenn der Dichter Einzelnes aus denselben als Gesprächswendung wörtlich anführt und eigene Erfindungen darin verwebt, so tritt die Unverhältnißmäßigkeit schreiend hervor. J. B. S. 122 und S. 329:

Lessing: Bin ich mit einem Menschen auf dem Punkte angelangt, wo seine Eigenthümlichkeit mir nicht mehr zusagt, oder mich sogar abstößt, flugs stelle ich mich auf einen höhern, ich möchte sagen, künstlerischen Standpunkt ihm gegenüber, er wird mir zur Charakterstudie, ich betrachte ihn als eine besondere eigenthümliche Gestaltung des ewig ureinen Menschlichen; ich spüre den Folgerichtigkeiten in seinem Wesen nach, werfe alle abstracten Kategorien bei Seite und forsche nach dem Naturrecht und Naturgesetz eines Jeglichen. Ich verlange nicht von irgend einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder, als er hat. Wie der Landschaftler auf der ödesten Haide noch immer Studien in den Wolken und dem Aufstau machen kann, so auch kann, wer für die Gestaltungen des Geistes sein Auge schärfen will, überall Studium die Hülle und Fülle finden.

Rousseau: Es liegt ein schöner Stolz darin, mitten in dieser Weltapothete, wo man vergessen hat, daß alle officinellen Heilkräfte in der freien Natur erwachsen und nur aus ihr eingebracht sind, sein eigenes und freies Gesetz in sich zu tragen.

So spricht Auerbach, der sich in die Seele jener Männer hineinreflektirt, so konnten aber jene Männer nicht sprechen, und diese Zersetzung des natürlichen Ausdrucks durch die Reflexion tritt in dem Buch überall hervor, wo der Dichter nicht aus seiner Seele herauschreibt. Das Schlimmste ist der fiedle Charakter des Helden. Ruh wird als ein Mensch dargestellt, der keinen Augenblick weiß, was er will, den jeder neue Eindruck schnell berührt, aber ebenso flüchtig wieder verläßt, der ohne inneres Gesetz des Lebens unsfät von einem Punkt zum andern schwankt und endlich den Mittelpunkt des Seins, den Verstand verliert. Schon bis dahin macht das Buch einen sehr unerquicklichen Eindruck, denn es ist im Grunde doch nur die Raizenberger'sche Zerlegung einer Mißgeburt, die mit der Kunst nichts zu thun hat; aber der Dichter ist damit noch nicht zufrieden, er schildert den fertigen Wahnsinn in einer Breite, die wohl Widerwillen erregt, aber keine Erschütterung hervorbringt. Es ist ein peinliches Gefühl, den Dichter, der so viel Freude am Leben und ein so schönes Auge für die frischen Farben desselben zeigt, sich in diese widerlichen Regionen verirren zu sehen, blos aus einer realistischen Vorliebe, die hier gar keine Berechtigung hat, denn der Widerfenn enthält kein Gesetz. — Den richtigen Lurmelplatz fand Auerbach's Talent, als er zum lebendigen Volk der Gegenwart herabstieg, um dem träge fließenden Blut der abstracten Literatur neue Säfte einzufößen. Ein Vorläufer dieser neuen Schöpfung war der gebildete Bürger, Bach für den denkenden Mittelstand (1842); diesem folgten die Schwarzwälder Dorfgeschichten (1843), die raschen und verdienten Beifall erhielten, eine Reihe von Auflagen erlebten und in alle möglichen Sprachen übersetzt wurden. Die Dorfgeschichten wurden dann immer weiter fortgesetzt; die letzten sind

in dem vorigen Jahr erschienen. In demselben Sinn schrieb Auerbach 1845—1846 den Kalender: der Gevattermann, ferner die Abhandlung: Schrift und Volk, Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik Hebel's. — Was in diesen Schriften die allgemeine Theilnahme erregte, war zunächst der Stoff. Es waren kräftige Gestalten, zwar einem beschränkten Kreise angehörig, aber von ächt deutscher Natur, in ihren kleinen Bewegungen warm empfunden und mit treuer Sorgfalt ausgemalt. Gegen die anmaßende Blasiertheit der Salonschriftsteller, die ihre innere Kälte und ihren Mangel an schöpferischer Kraft durch erzwungene Trivialität zu verdecken suchten, war diese Freude an dem gefundenen Stoff, diese Treueherzigkeit in der Wiedergabe desselben ein außerordentlicher Fortschritt. Auch in der Form sprach sich das Streben nach Wahrheit aus. Sie war dem Volksdialekt angelehnt, knapp, realistisch, streng ablehnend gegen alle banale Redensarten und von dem Streben erfüllt, überakt einen bedeutenden und bleibenden Lebensinhalt zu geben. Es war keine zufällige Vorliebe, wenn die Gebrüder Grimm unter den Schriftstellern der Gegenwart bei ihrem Wörterbuch auf diesen Dichter ihre vorzügliche Aufmerksamkeit richteten. Auerbach's Sprache ist nicht genial, man fühlt nicht die lebendige Seele, die sich der Worte und Redewendungen als ihrer Gliedmaßen frei bedient, man fühlt das Nachdenken und Studium heraus, zuweilen sogar eine gewisse Kenglichkeit; aber gerade der Ernst, mit dem er die Sache behandelt, macht seine Erfindungen fruchtbar für die Entwicklung der Sprache. Auch in diesem Kampf gegen den zerfahrenen belletristischen Stil, gegen die verwaschene Physiognomie der Salonsprache ist er mit den Dichtern verwandt, die wir bei der Einklehr ins deutsche Leben geschildert haben. Man darf in Auerbach's Dorfgeschichten nicht die unmittelbar aus dem Leben hervorquellende Natur suchen, die sich in freier Kraft selber giebt. Der Dichter sucht nach verloren gegangener Natur, und die Bauernhöfen der Schwarzwälder machen auf ihn denselben Eindruck, wie auf den Deutschen Sealsfeld die Blockhäuser der Squatter. Die naturwüchsigen Gestalten des Dorfs, die noch eines unmittelbaren Handelns fähig sind, imponiren ihm wie etwas Fremdes. Mit Freude und Bewunderung merkt er auf diejenigen Züge, die der herkömmlichen Bildung widersprechen, und er regt seine Phantasie zu ähnlichen Eingebungen an. Die Charaktere gehen ihm nicht als ein Ganzes, sondern in ihren einzelnen Momenten auf, und bei diesen Momenten bleibt er stehen in der Furcht, durch eingehende Zergliederung ihre Naturwüchsigkeit aufzuheben. Wie er sich zu seinen Stoffen verhält, hat er am besten selbst in der Figur des Kohlebraters geschildert. Jede Aeußerung der Bauern erscheint ihm bedeutend, und er legt eine allgemeine Reflexion hinein, die man herausfühlt, auch wo er sie zurückhält. Er

denkt und empfindet in Bildern; weder die logische Folge, noch die gewaltig fortstrebende Leidenschaft ist seine Sache; seine Einfälle haben etwas Unvermitteltes, der Fortgang seiner Geschichten ist sprunghaft. In dem Streben, in jedem einzelnen Zug etwas Eigenthümliches zu entfalten, ist er zur Mosaikearbeit geneigt und wird von den einzelnen Bildern, Motiven und Situationen beherrscht. In dieser Hinsicht ist er mit Hebbel verwandt, dem er freilich an Fülle der Anschauung und an Wärme des Gemüths unendlich überlegen, in seinem Streben durchaus entgegengesetzt ist. Am liebenswürdigsten zeigt sich sein Talent in den leichten Genrebildern, die im ersten Bande seiner Dorfgeschichten den größten Theil einnehmen: der Tolpatsch, die Kriegspfeife, Befehlerles u. s. w. Die zuletzt genannte kleine Geschichte ist nebenbei ein kräftig gedachtes Symbol für die Selbstregierung der Gemeinden gegen die entnervende Bevormundung der Beamten. Auch die Erzählungen, die einen traurigen Inhalt haben, wie z. B. des Schloßbauers Befehl, rühren uns durch ihren treuherzigen, gemüthlichen Ton. Weniger gelungen sind die breiter angelegten Erzählungen, die vorzugsweise auf eine innere Entwicklung des Gemüths ausgehen, z. B. Ivo der Hajrle, obgleich auch in diesen zahlreiche Bemerkungen von einer überraschenden Feinheit und Wahrheit vorkommen. — Größer angelegt sind die Novellen des zweiten Bandes: Sträflinge, die Frau Professorin, und Lucifer (1845—1847). Das erste Stück hat eine menschenfreundliche, sehr achtungswerthe Tendenz, es ist dem Dichter aber nicht gelungen, diese Tendenz mit dem Schönheitsgefühl in Einklang zu bringen. Desto reiner ist der Eindruck, den die Frau Professorin macht, unstreitig der Krone aller bisherigen Leistungen des Dichters und eine wahre Perle in unserer poetischen Literatur. Durch die Birch-Pfeiffer'sche Verkümmelung ist sie dem größern Publicum bekannt geworden und enthält in der That auch in dieser verzerrten Gestalt noch so viel ächte Poesie, daß jedes unbefangene Menschenherz seine Freude daran haben muß, wenn man sich auch über die rohe Hand erzürnt, die so viele zarte Fäden und Beziehungen weggeschnitten hat. In dieser Novelle ist die Mosaikearbeit fast völlig verwischt. Die einzelnen Züge haben sich zu lebendigen, höchst poetischen Gestalten krystallisirt, und selbst die gewöhnliche Unfähigkeit Auerbachs in der Erzählung stört uns diesmal nicht, da der einfache Rahmen und die sinnige Gruppierung unserer Phantasie die richtige Fassung geben. Für diese Novelle muß Schwaben dem Dichter ebenso dankbar sein, als Umland wegen seiner Balladen, denn es hat dadurch eine neue Stelle in dem Pantheon der Poesie gewonnen. — Im Lucifer bemüht sich der Dichter zu zeigen, wie das Stillleben der ländlichen Sitten von der Bewegung der Civilisation ergriffen wird, und wie dieser Kampf, in dem manches Schöne zu Grunde geht, die Menschheit im Allgemeinen fördert. Diesen

Gefichtspunkt muß man bei der Charakteristik Auerbach's überhaupt festhalten: trotz seiner Sympathien für den Naturwuchs ist er kein Romantiker, kein Idyllendichter vom gewöhnlichen Schlage, er bleibt der Fahne der Bildung und des Fortschritts treu, die er seinen frühern philosophischen Studien verdankt, auch wo er seine Neigungen bekämpfen muß. Daß er von dem Ziel des Kampfes keine ganz klare Vorstellung hat, zeigt der Lucifer, wo der kräftig angelegte Charakter des Helden an der Verworfenheit der Zustände erlahmt, und wo die unerfreuliche Auswanderung nach Amerika als letztes Heilmittel in Aussicht gestellt wird. — Im dritten Bande ist eine ausführlich und correct erzählte Criminalgeschichte: Diethelm vom Buchenberg, das Leben eines Bauern, der durch leichtsinnige Wirthschaft zu Grunde geht und endlich zum Verbrechen verleitet wird. Was die Bestimmtheit der Schilderung und Uebersichtlichkeit der Erzählung betrifft, verdient diese Novelle, die auch am meisten an Jeremias Gotthelf erinnert, vielleicht unter allen den Vorzug; doch möchte man wohl wünschen, daß der vorwiegend dunklen Färbung derselben einige lichte Stellen entgegengesetzt wären. — Dasselbe gilt von der Novelle des vierten Bandes: der Lehnhold, ein düsteres Bild, in dem Auerbach versucht hat, die Tragik der bäuerlichen Convenienz in Beziehung auf die Eigenthumsverhältnisse auf eine ähnliche Weise zu entwickeln, wie Hebbel in seiner Maria Magdalena die Tragik der bürgerlichen Moral. Doch ist sie ungleich besser gelungen, denn das Fundament seiner Erzählung ist ein natürliches. Was sich auch gegen die Zersplitterung der Bauerngüter anführen läßt, die Sitte, zu Gunsten eines Sohnes alle Kinder zu enterben, ist wider die Natur und muß, sobald einmal das allgemeine Rechtsgefühl der Zeit in diese beschränkten Kreise Eingang findet, zu tragischen Conflicten führen. Die beiden feindlichen Brüder sind mit kräftigen Strichen gezeichnet, vor allen ist der strenge, harte Vater eine prächtige Natur; ein würdiges System des alten verknöcherten Bauernthums, das dem Fortgang der Bildung auf die Dauer nicht widerstehen kann, das aber mit Anstand zu Grunde geht. — Der Eindruck dieser Dorfgeschichten ist keineswegs überwiegend heiter. Auerbach zeigt das Landleben nicht in seinem ruhenden Behagen, sondern in seinem innern Zwiespalt, in seiner Auflösung. Der Gewinn war nicht eine erhöhte Lebensfreude, sondern ein schärferer Sinn für das Charakteristische. Die Dorfgeschichten sind, einzelne ausgezeichnete Leistungen abgerechnet, als Studienbücher zu betrachten, deren Eindrücke und Regeln erst in einem größern Gemälde ihre angemessene Stellung finden werden. Ueberhaupt war die Dorfgeschichte nur für die moderne deutsche Belletristik etwas Neues. Wer W. Scott nicht in der nachlässigen Weise eines blasirten Salonästhetikers, sondern mit unbefangener Hingebung gelesen hat, wird in seinem Herz von Midlothian und in vielen

andern seiner Romane eine Reihe von Dorfgeschichten finden, denen auch die Novellen Auerbach's trotz ihrer schönen Wärme noch immer nicht gleichkommen. Für uns ist David Deans noch immer eine bedeutendere Figur, als der Lehnhold oder der Wadelswirth. Wir stellen diesen Vergleich nicht auf, um das Verdienst des neuern Dichters herabzusetzen, dem wir vielmehr großen Dank wissen, daß er uns das deutsche Leben mit einer ähnlichen Wärme darstellt, wie W. Scott das schottische; wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß die moderne Poesie aus ihrer Verirrung sich erst zu einer Kunstgattung zu erheben hat, die in vollendeterer Form schon früher vorhanden war. Es ist nicht möglich, längere Zeit bei Originalen zu verweilen, deren Interessen zunächst nur darin liegen, daß sie unserer eigenen Bildung fremd sind. Auerbach hat das lebhaft empfunden. Die Bewegungen der Revolution, an deren Hoffnungen er sich als gemäßigter Demokrat betheiligte, und von der er in dem Tagebuch aus Wien eine Episode darzustellen versuchte, hat einen mächtigen Eindruck auf ihn ausgeübt, und in dem Roman: Neues Leben (1852) hat er die Dorfgeschichte an den Platz gestellt, der ihr gebührt, er hat sie als Episode behandelt; nur ist leider die Episode das gelungenste an diesem Werk. Die Tendenz des Romans, daß die modernen Helden aus dem Uebermuth ihrer halben Bildung aus dem dreisten Ungeßüm ihrer Träume heraustreten und sich in das Leben des Volks vertiefen müssen, um dasselbe im Einzelnen zu fördern und zu pflegen, verdient die höchste Anerkennung; aber die Ausführung ist mißlungen. In einzelnen Bemerkungen, namentlich über das Landschulwesen, zeigt Auerbach ein tiefes Verständniß für das, was zur Hebung des Volks nothwendig ist, und in einzelnen Nebenfiguren hat sich seine Idee auf das sinnigste verkörpert; aber die Erfindung der Fabel und die Anlage der gemischten Charaktere, in denen der Uebergang aus der einen Bildungsrichtung in die andere sich darstellen sollte, beruht auf einer Reihe falscher Voraussetzungen und ist von demselben Gift inficirt, dessen schlimmen Wirkungen der Dichter entgegenarbeiten möchte. Sein Held ist trotz einzelner schöner Züge ein Ritter vom Geiste, dem es lediglich darauf ankommt, dem Leben interessante Seiten abzugewinnen, der mit den Gesezen desselben ein freventliches Spiel treibt, und der, da seine Phantasie weit über seine Willenskraft hinausreicht, die Eingebungen seiner augenblicklichen Laune bald vergißt, ohne daß sie fürs allgemeine Beste oder für seine eigene Entwicklung einen dauerhaften Gewinn hervorgebracht hätten. — Selbst wenn Auerbach nichts weiter leistete, so wäre ihm die Literatur zu vielseitigem Dank verpflichtet, denn er hat zuerst mit dem Princip des Realismus Ernst gemacht. Aber er ist noch eine jungaufstrebende Dichterkräft. Seine Aufmerksamkeit war bis jetzt vorzugsweise auf die Beobachtung des Details gerichtet; es kommt nun

darauf an, daß es ihm gelingt, sich eines Stoffes zu bemächtigen, der eine in größern perspectivischen ausgeführte Zeichnung erlaubt und bedingt.

Der Erfolg der Dorfgeschichten war ein erfreuliches Zeichen unserer Sehnsucht nach Realität. Man gewöhnte sich daran, mit Menschen umzugehen, die noch eine andere Beschäftigung hatten, als die Lectüre der Modejournale und die Fabrik von Sonetten; eine concretere Bestimmtheit, als die poetische Doctrin. Man gewöhnte sich, die Charaktere, die man bisher nur in lieblich genialer Skizze entworfen, in breiter äußerlicher Explication zu verfolgen. Man faßte die Volksthümlichkeit nicht im Sinne der „Aufklärung“, wo man sich herablassen zu müssen glaubte, um dem „dummen Volk“ allmählig die Weisheit der studirten Leute beizubringen, sondern umgekehrt, mit dem Trieb, zu lernen, aus einer nicht eingebil deten, sondern in concreten, geschichtlichen Formen erscheinenden Natur neuen Lebenssaft für das allzu matt pulsirende Blut der Kunst zu saugen. Die Naturpoesie ist nicht nur verschieden, sondern gerade der Gegensatz zu der idealen Natur, welche Rousseau, Werther und ihre Zeitgenossen suchten, so verschieden, wie Möser's „Patriotische Phantasien“ vom „Gesellschaftsvertrag.“ Aber wir leiden selbst in unserer Naturpoesie an falschem Idealismus; wir trennen das Ideal oder die Wirklichkeit, in der wir das Ideal suchen, von der gewöhnlichen Wirklichkeit. Die Bilder des harmonischen Dorflebens verstimmen uns noch mehr gegen die uns umgebende verworrene Welt. Wir haben vom süßen Gift der Civilisation so viel gekostet, daß wir für uns den Naturzustand nicht mehr benutzen können; wir können in einer Schwarzwälder Bauernhütte ebensowenig leben, als in einem Kraal am Ufer des Orangesflusses; wir haben das gelobte Land beständig vor Augen und können nicht hinüber. So hat unsere Naturpoesie einen doctrinären Anstrich. Man hat die Märchen der Spinnstube belauscht; man hat von den Handwerksburschen die alten Sprüche und Weisen gelernt, und ist mit dieser Beute froh in den Salon, in das Opernhaus, in die Akademie zurückgekehrt. Es waren herrliche Schätze, die ein Zeugniß ablegten für den ursprünglichen Reichtum des deutschen Volks. Aber sonderbar, sobald sie in den Kreis der guten Gesellschaft eingeführt waren, erstarrten sie zu Petrefacten; die schöpferische Kraft, die sie hervorgebracht, versiegte, und aus den schönen Gestalten entwich das Leben. Es ist zu befürchten, daß unsere Dorfgeschichten denselben Einfluß haben werden, wie unsere Märchen und Lieder sammlungen; in der Poesie werden sie fortleben und in der Wirklichkeit werden sie aufhören.

Will man den hohen Werth der Auerbach'schen Leistungen richtig würdigen, so muß man ihn mit seinen Nachahmern vergleichen; will man sich dagegen über die Grenzen seines Talents klar machen, so muß

man ihn neben Jeremias Gotthelf stellen. Beide Dichter haben unabhängig von einander, im Anfang wahrscheinlich, ohne von einander zu wissen, für dieselbe Sache gearbeitet; sie haben auch manche Vorzüge gemein, z. B. das scharfe Auge fürs Einzelne und das Ungeschick in der Composition. Im innersten Kern ihres Schaffens dagegen bilden sie einen schreienden Gegensatz. Auerbach stellt sich als sinnender Denker der Natur gegenüber, die ihm in jedem einzelnen Zug imponirt; Gotthelf dagegen ist selbst ein Naturproduct und sein Verhalten zu seinen Gegenständen fast naiv. Der Schweizer hat nicht nöthig, den Sonnambulismus unserer Mondscheindichtung und die grauen Spinnweben unserer Dialektik von sich abzuschütteln; der überreizten Empfindsamkeit und der glaubenlosen Sophistik gegenüber ist er noch naiv. Vor der Blasirtheit hat ihn die freie Luft seiner Alpen bewahrt. Der Feind, gegen den er seine Natur bewaffnet, erscheint ihm in einer andern Form, in der Form des politischen und religiösen Radicalismus. Seine Schriften haben durchweg einen pädagogischen Zweck. Sie sind nicht für die Gesellschaft, die sich durch die Anschauung harmonischer Zustände von ihrer eigenen Zerrissenheit erholen soll, sondern für das Volk, um es über seine Tugenden und Schwächen aufzuklären. — Auerbach faßt die Zustände, die er schildert, ernst und elegisch auf. Trotz seiner andächtigen Hingebung an die Wirklichkeit ist er fast ganz ohne Humor. Gotthelf ist der freieste Humorist, den unsere neue Dichtung kennt. Er ist ein strenger Bibelchrist, aber er glaubt auch an die Erde und an ihre festen Grundlagen, im Gegensatz zu den modernen Schöngelkern, die mit dem Glauben an das Jenseits auch den Glauben an das Diesseits verloren haben, die zuletzt in ihrem Zweifel so weit gehen, auch die Schläge in Frage zu stellen, die man ihnen ertheilt. Gotthelf genießt diese Erde und ihr Recht mit vielem Behagen; er hat ein schönes Auge für die menschliche Natur auch in ihren Schwächen; seine Grundsätze sind streng, seine Liebe weit. Sein Horizont ist eng umgrenzt, wie die Thäler, in denen er predigt, aber in diesem kleinen Kreise leuchtet ein heller und warmer Sonnenschein. Der Deutsche, in dem großen Zusammenhang des Idealismus aufgewachsen, erkennt mit stiller Trauer die Nothwendigkeit des Auflösungsprocesses; der Schweizer, der außerhalb dieser Gegensätze steht, weiß nur von endlichen Schwächen und Bedenken, für die er in der Art von Justus Möser eine allmähliche Abhülfe sucht. Auerbach, in der Philosophie gebildet, ist in seiner Darstellung knapp, pointirt, fast epigrammatisch; Gotthelf, in der Mitte des Volks aufgewachsen, erzählt breit und behaglich, die Einfälle drängen sich ihm massenhaft auf, und er überläßt sich ohne Bedenken dem Strom seiner Beredsamkeit und seiner guten Laune.

Jeremias Gotthelf ist bekanntlich das Pseudonym für den Pastor



Albert Biglus,<sup>\*)</sup> der bereits 1836 mit seinen Volksromanen begann, aber verhältnißmäßig erst spät zur Geltung kam. Es kommt ihm keiner in der Kraft der Charakteristik, keiner in der humoristischen Freiheit gleich, mit der er über seine Gestalten verfügt. Er hat nicht nöthig, sich seine Charaktere auszuklügeln, sie nach allen Seiten hin zu durchforschen und sich jeden Augenblick zu fragen, wie sie in dem bestimmten Fall sich benehmen müssen, um ihrer Anlage getreu zu bleiben; sie gehen ihm unmittelbar in ihrer Totalität auf und er kann sich unbefangen seiner Einbildungskraft überlassen, er wird nie vom richtigen Wege abirren. Es sind nicht blosse Abstractionen, sondern concrete Menschen, mit einer Fülle des Details, in der ihm nur Jean Paul und Dickens gleichkommen, während sie ihm in Sicherheit des Blicks bedeutend nachstehen. Diese Fülle kleiner Züge zu sehen und energisch zu empfinden, ist das Auge eines ächten Dichters nöthig. Aber Gotthelf zeichnet mit derselben Sicherheit auch Situationen, die er unmöglich hat beobachten können. Der Reichthum des Gefühls, die Innigkeit der Empfindung und dabei doch die Kälte und die behagliche Sicherheit des Verstandes und der Eigensinn des Charakters, die er seinen Figuren leiht, hat er aus seiner eigenen Seele geschöpft, und so quellen die einzelnen Züge mit wahrhaft poetischem Uebermuth aus seiner Phantasie hervor. Kein edles Gefühl ist ihm fremd, und doch hat er ein ebenso scharfes als mildes Auge für alle menschlichen Schwächen, seine kerngesunde Natur ist des leidenschaftlichsten Jornes fähig, aber ihre Grundlage ist jene unbefangene und mitunter ausgelassene Feiterkeit, die auch mit dem Heiligsten humoristisch umzugehen weiß, in dem sichern Bewußtsein, sein Wesen dadurch nicht zu verletzen.\*\*)

\*) Geb. 1797 im Canton Freiburg, Sohn eines Pfarrers, erzogen in Bern, vorübergehend auf der Universität Göttingen 1821; seit 1832 Vicar in Bern, 1832 bis an seinen Tod 1854 Pastor in Lüscherlied im Bernischen. — Er betheiligte sich schon früh an dem öffentlichen Leben in seinem Heimathscanton, indem er bis zu der Verfassungsveränderung von 1831 die Opposition gegen das Familienregiment der Berner Aristokratie unterstützte; seitdem verfocht er dasselbe Princip gegen den herrschenden Radicalismus. — Mit dem Bauernspiegel (1836), an den sich unmittelbar der Bernerkalender angeschlossen, begann die Reihe seiner Volksromane. — Wir zeichnen unter denselben aus: Leiden und Freuden eines Schulmeisters (1838); die Armennoth (1840); Uli der Knecht (1841); Bilder und Sagen aus der Schweiz (seit 1842); der Geldstag (1846); Jacob's des Handwerksgefallen Wanderungen durch die Schweiz (1847); Hans Joggeli (1848); Rätli die Großmutter (1848); Doctor Dorbach der Wähler (1849); die Käserei in der Baschfreude (1850); Zeitgeist und Bernergeist (1851).

\*\*) Man lese im „Bauernspiegel“ folgende Beschreibung einer Einsegnung. „Endlich nahte die Zeit, wo ich der langweiligen Unterweisung zu entinnen

Das sind herrliche poetische Gaben, und es wäre an sich kein Hinderniß für die künstlerische Entwicklung, daß der Horizont, den er allein umfaßt, ziemlich enge begrenzt ist. Innerhalb desselben ist noch so viel Leben, so viel Freiheit und Ursprünglichkeit, daß seine Dichtung den reichsten Spielraum findet; ja es ist ein Glück für ihn zu nennen, daß er nicht, wie die meisten andern Dichter seiner Zeit, durch künstliche Standpunkte und durch Riesenfernscope seinen Horizont erweitert hat. Gotthelf ist nicht nur ein echter Dichter, der lebendige Gestalten zu zeichnen und in Bewegung zu setzen versteht, sondern er selber, wie er hinter seinen Schöpfungen schelmisch hervorlächelt, ist eine jener ursprünglichen Naturen, hart, rauh, edig, nichts weniger als empfindsam, nichts weniger als bequem zum Umgang. Am allerwenigsten darf man philosophische Consequenz bei ihm suchen. Als tüchtiger Pastor, der seine An-

hoffte. Es entstand ein neues Leben in und unter uns. Jedes beschäftigte sich bei sich selbst mit dem Gedanken, was ihm wohl Eltern oder Meisterleute für Kleider anschaffen würden. Die, welche eigenes Geld hatten, rechneten nach, fragten verblümt dies und jenes, um ausfindig zu machen, wie weit es wohl reichen würde. Wessen das Herz voll ist, des läuft der Mund über; unsere Hoffnungen, unsere Kümmernisse, unsere Wünsche, unsere Erwartungen theilten wir einander mit und nahmen sie auch mit in unsern sogenannten Unterricht. Die, welche an der Reihe zu antworten waren, schwigten fast Blut, weil sie alle Augenblicke aufzupassen vergaßen, indem ihnen etwas vom Schneider oder der Näherin, von einem Hut oder einem Kutli durch den Sinn fuhr und sich in demselben einnistete wollte. . . . So kam der Tag der Erlaubniß, an welchem wir noch in unsern alten Kleidern aufzogen, heran. Wir zitterten und bebten, denn wer an diesem Tage eine Antwort fehlte, erhielt die Erlaubniß nicht; doch ging Alles recht gut, wir schlüpfen durch, und wie viele Centner Steine fiel es mir vom Herzen, es schien mir fast, als hätte ich Federn bekommen, so leicht ward mir. Der Pfarrer sprach nun seine gewohnte Rede, in welcher die Hölle neben dem Himmel und die Teufel neben den Engeln gar gewaltig aufmarschirten; die einen ließ er selig singen, die andern brennend heulen und zähneklappern. Und er redete lauter und immer lauter, bis ein Mädchen ein Nástuch nahm und schluckzte, da nahmen alle Mädchen nach einander die Nástücher und schluckzten, und die Weiber thaten ebenso, und auch lauter und immer lauter, und die Thränen rannen häufiger und die Herzen pochten heftiger und der Pfarrer donnerte mächtiger, selbst der Himmel wurde graulich, die Hölle immer furchtbarer, das Zittern und Beben immer gewaltiger, das jüngste Gericht kam näher, immer näher, Zittern und Beben erfüllte die Glieder, von dem jüngsten Gericht glaubte sich Alles verschlungen — da plickte des Pfarrers Uhr die bestimmte Minute. Es schwieg der Pfarrer, es verrannen die Wimper, es trockneten die Thränen, es verhallte das Schluckzen; und der Pfarrer nahm eine Prise Tabak mit Zufriedenheit, und die Weiber boten einander ihre Schnupfbrüden mit Behaglichkeit und sprachen: das war doch schön, der kann's!" —

gelegenheiten auf Erden zu seinem Frommen und zum Wohl seiner Mitmenschen zu besorgen versteht, aufgewachsen in den Bildern seiner Religion, der er nur die plastisch poetischen Seiten abgewonnen hat, inmitten jährr, halsstarriger, eigennütziger, aber kerngesunder Bauern, denen man derb entgegentreten muß, wenn man sie leiten will, ist er entschieden conservativ und ein Todfeind alles Radicalismus; er grübelt nicht viel darüber nach, wie es im Himmel aussieht, er zerfließt nicht in Thränen der Reue, verdreht nicht die Augen in brünstigem Gebet, aber es wurmt ihn, wenn so ein Lump von Schulmeister von Heute und Gestern über seinen Herrgott die Nase rümpfen will, der es nun schon seit so vielen Jahrhunderten mit den Eidgenossen so wohl gemeint hat. Er schüttelt den Kopf über den Atheismus dieser Zeit, der nicht mehr an den Teufel glaubt, aber er würde jeden leibhaftigen Teufel, der ihm zu begegnen wagt, augenblicklich mit der Heugabel an die Identität des Geistes und des Fleisches zu erinnern wissen. Was sind das für lössliche Figuren, denen wir in dieser engen, nicht gemüthlichen, aber tüchtigen Welt begegnen! Burtsche, die wenn sie in der Leidenschaft etwas recht Schlechtes gethan haben, aus versetzter Scham den ersten Besten prügeln, den sie nicht leiden können, die Handel anfangen, wie Mercutio, wo sie es am wenigsten nöthig hätten, die hochmüthig mit dem Geld in ihren Taschen klumpen, tyrannisiren, was von ihnen abhängig ist, und denen dabei doch das Herz auf dem rechten Fleck sitzt, und die sich, wenn der Augenblick kommt, unfehlbar bewähren werden. Keine Engel, keine Teufel, aber Menschen vom allerrealsten Fleisch und Blut, mit denen sich leben läßt, und über die man sich freuen kann. — Es ist eine Freude, zu verfolgen, wie der ausgeprägteste, beinahe spitzbüßische Egoismus, die knöchernste bäuerische Convenienz, wie Rohheit und Troß, mit andern Worten, wie eine kräftige, harte Natur auch in ihren Auswüchsen in keiner Weise unverträglich ist mit den schönen warmen Empfindungen der Liebe, mit der Aufopferung eines rechtschaffenen Herzens. Mit Recht legt man heute, nachdem die durch den französischen Convent hervorgerufenen trüben und blutigen Bilder einer centralisirenden Republik überwunden sind, den vorzüglichsten Nachdruck auf die Selbstregierung der Gemeinden. Und da wir trotz des augenblicklichen Drucks, den die von der Reaction des Volksgeistes getragene Fürstenmacht auf uns ausübt, in der That auf dieses Ziel lossteuern, so wird es gut sein, wenn wir uns so früh als möglich von einer solchen Autonomie bestimmte Vorstellungen machen, um nicht wieder in nebelhafte Ideale zu verfallen und dann bitter enttäuscht zu werden. Durch das Selfgovernment wird die Gemeinde nicht sogleich tugendhaft, die Vorurtheile werden nicht sogleich gehoben, die Freiheit und Gleichheit der Einzelnen nicht augenblicklich sicher gestellt. Im Gegentheil. Die Selbstsucht tritt freier hervor, und

mit ihr die gegenseitige Ueberwachung des Einen durch den Andern, die Herrschaft der öffentlichen Meinung, d. h. des Vorurtheils, das Ueberge-  
wicht des Interesses über die Empfindungen; Sentimentalität findet in einer  
wirklichen Republik keine Statt. Die communistischen Träumer mögen  
sich nicht mit republikanischen Ideen befassen, an die Realisirung ihres  
Völkerglücks dürfen sie viel eher in dem absoluten Polizeistaat denken, als  
in einem Verein freier Männer, wo Jeder zunächst für sich wirkt und  
schafft. — Ein interessanter Vergleich bietet sich zwischen den Eidgenossen  
und den Nordamerikanern, so Manches auch durch die republikanische Ver-  
fassung bei ihnen gemein ist. Die Schweizer sind wesentlich conservativ,  
zäh, argwöhnisch gegen jede Neuerung; die Amerikaner unruhig strebsam,  
in dem Erworbenen nie zu Hause, von einem innern Drange ins Ferne  
und Unbekannte getrieben. Die eidgenössische Republik ist der anerkenntens-  
werthe Rest eines absterbenden Zeitalters; die transatlantische Republik der  
Keim eines neuen, von dem wir noch kein richtiges Bild haben.

Wenden wir uns nun zu den Schattenseiten des Dichters. Gotthelf  
producirt so unbefangen, daß er sich an kein Maß und Gesetz bindet;  
seine Geschichten unterscheiden sich in ihrer Formlosigkeit von Jean Paul  
nur durch die kleinere Anzahl der Personen. Unser Interesse an dem  
schweizer Particularismus ist doch nur ein künstliches, und es gehört eine  
große Kunst der Composition dazu, um es im Fluß zu erhalten. Bei  
Gotthelf begegnet es uns leicht, daß wir zwar beim Durchblättern fast  
auf jeder Seite auf einen Zug Rosen, der uns anregt und befriedigt, daß  
wir aber einen ganzen Roman nur mit einiger Mühe zu Ende bringen. —  
Dazu kommt die Sprache. Der schweizer Dialekt sieht in einzelnen Redens-  
arten anmuthig und originell genug aus,\*<sup>1)</sup> aber auf die Länge ermüdet  
er, und die Ungenirtheit, die uns anfangs Spaß machte, geht zuletzt in  
Hohheit über. Wenn Gotthelf sich hochdeutsch ausdrücken will, wird er  
zuweilen ganz gegen seine Natur schwülstig und maniert. — Ebenso ist  
es mit seiner beständigen Beziehung auf particuläre Verhältnisse. Wenn

<sup>1)</sup> Noch eine Probe von der Kunst, bekannte Anekdoten, die eine Regel ent-  
halten, durch die Localfärbung sinnlich aufzufrischen: „In den theuern Jahren kam  
eine arme Frau zu einer Frau Landvögtin und klagte ihre Noth: und nicht ein-  
mal mehr Erbdäpfel haben wir, denkt doch, Frau Junter Landvögtin! sagte sie.  
Aber meine gute Frau! sagte die Frau Junter Landvögtin mit weißem Gesicht, eh,  
eh! ich wollte doch nicht so jammern. Wir sind auch schon manchmal ausgekommen  
mit den Erbdäpfeln, aber man muß sich immer zu helfen wissen, meine gute Frau.  
Wenn ihr keine Erbdäpfel habt, so macht öppe ein Apfelmüsli, oder einen Eier-  
tätzli, oder esset es Wigli kalts Bratiss aus dem Ruchschäftli. Mi muß nit so  
meisterlosig sy und meine, mi müß gang Erbdäpfel ha; mi muß si öppe lere i  
b'Sach z'schide und z'esse, was da ist!“ —

er zunächst nur für seine Landsleute schreibe, so wäre dagegen nichts zu sagen; er hat aber zugleich das deutsche Publicum im Auge, und so verfällt er in eine falsche Verallgemeinerung, die nach beiden Seiten hin Unrecht thut; dann tritt der Prediger hervor, aus der Unbefangenen wird Geschwähigkeit, aus dem Gefühl Salbung. Während sich Gotthelf sonst vor den übrigen Dichtern, die in demselben Genre arbeiten, gerade durch die unbefangene Freude an seinen Erfindungen auszeichnet, verfällt er in solchen Augenblicken in eine höchst unerfreuliche Absichtlichkeit, und dann merkt man, daß seine Bildung doch von der unsrigen wesentlich abweicht. So lange er natürlich erzählt, fällt es einem verständigen Leser nicht ein, an seinen religiösen Ansichten zu mäkeln. Achte Frömmigkeit ist eine zu edle Erscheinung, als daß man sich die Freude darüber durch veraltete Formen verkümmern lassen sollte. Ein tüchtiges, reines Herz, welches das Bild seines Glaubens und Hoffens in den historischen Gott verlegt, ist uns, auch wenn es sich dadurch zu ungerechtfertigtem Borne gegen die Philosophie verleiten läßt, unendlich lieber, als die modernen Welt Schmerznarren, die nur darum keinen Gott fühlen, weil sie in ihrer Zerkahrenheit unfähig sind, sich überhaupt einen bestimmten Charakter zu denken, weil ihr ganzer Gedankenkreis aus Reminiscenzen zusammengesetzt ist, und weil sich ihnen jede neue Anschauung in Reminiscenzen und Abstractionen auflöst. Sehr ernst und eindringlich betont Gotthelf fortwährend das schöne Wort: Was der Mensch selbst vollbringen kann, das thut der Herr nicht. — Was kümmert es uns, ob wir in dem historischen Christenthum viele böse und unvernünftige Momente entdecken, wenn diese in der concreten Erscheinung, die uns vorliegt, nicht vorhanden sind? Wenn ein bibelfester Christ, trotz seiner gegebenen Vorbilder, richtig empfindet und richtig denkt, so haben wir so lange Freude daran, als er naiv ist. — Anders wird das Verhältniß, wenn er aus der Naivetät heraustritt und die Welt belehren will. Wenn Gotthelf nach der unmittelbaren Anschauung die Verlehrtheiten und Frevel des glaubenlosen Radicalismus darstellt, so treten wir entschieden auf seine Seite, denn Mephistopheles und Robespierre sind uns ebenso zuwider, als ihm selbst. Aber wenn er auf die Quellen dieser Verirrung zurückgehen und mit der Salbung und Präension eines Mannes, der auf der Kanzel an keinen Widerspruch gewöhnt ist, uns über Philosophie belehren will, so müssen wir ihm zurufen: Davon verstehst Du nichts! Deine Versicherungen können uns nicht überzeugen, Deine Drohungen nicht einschüchtern. Enthielte das Christenthum nichts Anderes, als die Lehren der Demuth, des Glaubens und der Liebe, die unser wackerer Prediger verkündet: nämlich jener Demuth, die wohl einsieht, daß der einzelne Mensch nicht der Mittelpunkt des Universums sein kann, daß er mit seinen Schmerzen, mit seinen getäuschten

Wünschen, Hoffnungen und Idealen sich bescheiden muß durch den Gedanken der allgemeinen Nothwendigkeit und seiner individuellen Beschränktheit; daß auch der edelste, tugendhafteste Wille irren kann, und daß er sich nicht vermaßen darf, in voreiliger Selbstgerechtigkeit an das Scheitern seiner Ideen den Untergang der Welt und aller Sittlichkeit zu knüpfen; — jenes Glaubens, daß das Gute wirklich ist und sich beständig verwirklichen muß, auch wenn der Einzelne zu Grunde geht; — und jener Liebe, die mit zuversichtlicher Freudigkeit in die Welt blickt, die aber ihre Freude nur dann vollkommen erachtet, wenn sie getheilt wird, und die daher in hingebender Thätigkeit, so weit sie es kann, die Freude und das Wohl Anderer vermehrt: — wäre dies der wesentliche Inhalt des Christenthums, so würde Niemand christlicher gesinnt sein, als wir. Aber was sich heutzutage als Christenthum breit macht, trägt in der Regel gerade den entgegengesetzten Charakter. Es zeigt nicht Demuth, sondern jenes pharisäische Selbstbewußtsein, welches die Welt verachtet, und wenn es sich scheinbar vor Gott demüthigt, so geschieht es mit dem geheimen Uebermuth eines Lakaien, der in dem Glanz seiner Livree geringschätzig auf den freien Bauer herabblückt. Es zeigt nicht Glauben, sondern vermessene Trostlosigkeit; es rechnet mit dem Lauf der Welt mit ebenso bitterer Eitelkeit, als der jungdeutsche Weltschmerz, und unterscheidet sich von demselben nur dadurch, daß es die trübe Empfindung dieses Jammerthals durch die Aussicht auf ein Jenseits, in welchem die Gottseligen unendliche Wonnen genießen, und die Gottlosen unendliche Qualen erdulden werden, einigermaßen verflücht. Diese tröstliche Aussicht ist nicht geeignet, eine kleine Seele zu veredeln. Es zeigt endlich nicht Liebe, sondern Haß, offenen Haß gegen Alle, die seinen Glauben nicht theilen; und geheimen Haß gegen Alle, die im Glauben mit ihm rivalisiren. — Wie fein empfindet Gotthelf selbst die Lügenhaftigkeit in dem Treiben seiner neumodischen Glaubensbrüder, z. B. bei der innern Mission:

Es treiben dieses schöne Werk eine Masse von Männern und Damen mit einem Unverstand, daß einem die Haare zu Berge stehen. Sie mahnen viel an die ehemahligen Weihnachts- oder Neujahrskinder, welche in den Häusern umgingen, sich von den Kindern beschauen und begrüßen ließen als wunderbare Wesen von oben, und den gläubigen Kindern Geschenke spendeten mit vollen Händen. Die jetzigen Neujahrskindlein tragen eine selbstgemachte Puppe in den Häusern herum, nennen sie Christus, lassen sie küssen und anbeten, und wer es thut, der kriegt allerlei als Lohn für seine Gläubigkeit. Es machen solche Leute zuweilen ein recht unanständiges Aufsehen mit ihrer Theilnahme und Sorge für die Armen, stellen ihre eigenen Persönchen in den Vordergrund, wie keine Tänzerin es besser machen kann. Und hinter dieser Zudringlichkeit steckt oft keine Barmherzigkeit, sie schröpfen Andere, geben selbst nichts, ziehen beim Sammeln oder Vertheilen fremder Gaben Glacéhandschuhe

an, wette wo möglich, legen dabei ihren Arm gerne in den eines ritterlichen Jünglings, wie man es auf keinem Theater so schön zu sehen kriegt, und das Alles um des Heilands und seiner Armen willen. Man hüte sich doch ja, Christus lächerlich zu machen. — Das ist nichts, einem armen Mannli die Hölle heizen, oder ihn einsalben mit Verheißungen von Gnade und einer wöchentlichen Unterstützung, wenn er sich belehre . . . Wir haben große Ahnung, es gebe solche, welche ein stark Wort gegenüber dem armen Mannli haben, ein ordentlich schweißtreibend Wort, und die hätten wiederum einen sehr starken Scharwenzel gegenüber von Regenten . . . Da oben beginnt zu predigen und zu missioniren, aber nicht mit Puppen und Kinderspiel, sondern in der Würdigkeit der alten Kirchenhelden und mit den Worten; die da Kraft haben, wie zwei schneidende Schwerter, durch die alte Verstockung gehen, Ströme der Buße quellen lassen über die durch die Winde der Welt ausgetrockneten Felder Gottes . . . Wer das tägliche Brod ohne Arbeit hat, soll arbeiten, damit er habe für den Dürftigen in seiner Noth: wer nicht arbeitet, kann kein ehrbar Leben führen."

Auch in der Politik hat die streng conservative Ansicht, die Gottshelf vertritt, ihre Berechtigung, aber er ist über ihr eigenes Wesen im Unklaren. In einer seiner Vorreden spricht er sich darüber aus, daß viele seiner Freunde ihm abgerathen haben, sich mit der leidigen Politik zu beschäftigen, er könne aber diesem Rath nicht folgen, denn das Wesen dieser von ihm angefochtenen radicalen Politik bestehe eben darin, daß sie sich in alle Lebensverhältnisse dränge, das Heiligthum der Familien verwüste, alle christlichen Elemente zersehe.

Politisches Leben heißt man das Leben in der Politik, das Vergessen alles Andern ob der Politik, das Gefangengenommenwerden von der Politik. Politik ist nun aber nicht das Vaterland, Politik ist nicht die Gemeinde, Politik ist nicht die Familie, Politik bezieht sich weder auf die Seele, noch auf Gott. . . . Politisches Leben ist eine Art von Krankheitszustand, welcher überwunden werden muß, eine Gährung, welche das Ungesunde ausscheiden, wiederum Ruhe und Frieden ins Leben bringen soll. Wer meint, in einem Volke müsse ein beständiges politisches reges Leben sein, der täuscht sich übel, so übel wie der, welcher wähnte, der Mensch müsse beständig im Fieber liegen. Nun giebt es aber gegenwärtig ganze Völkern, welche das verruchte Handwerk treiben, die Menschen fortdauernd in politischen Fiebern wüthend krank zu erhalten. Kaum ist eine politische Frage sogenannte Lebensfrage, welche das gesamte Volksleben ergriffen und aufgerüttelt hat bis auf den Grund, glücklich überwunden und es will die Ruhe kommen, da werfen sie eine neue auf, das Fieber ist wieder da, in wilden Krämpfen klappern alle Zähne . . . Wie Rücksälle immer gefährlich sind, in abgeschwächten Körpern die Krämpfe verzehrender und greulicher (im abgeschwächten römischen Reiche wütheten die politischen Fragen ganz anders, als in der gesunden Republik, bis endlich das abgeschwächte Reich zerfiel, weil es die Krankheit nicht mehr überwinden konnte), so wird bei jeder verfluchten Lebensfrage das politische Leben immer verzehrender und

revolutionärer, die Krankheit wird innerlicher gefährlicher, alle gesunde Kraft immer schwächer und matter . . .

Wenn auch jenen Uebertreibungen ein richtiger Gedanke zu Grunde liegt, so ist doch eine solche Stimmung nicht geeignet für ein künstlerisches Werk, nicht einmal für eine treffende Polemik. Wäre es wirklich so, wie Gotthelf schildert, hätte sich das Fieber in der That so gewaltig des gesamten Volks bemächtigt, so wäre nichts absurder, als ihm fortwährend zuzuschreien, es solle nicht im Fieber liegen. Scheltworte heilen nicht. Ja, es könnte wohl der Fall sein, daß der Prediger mit seinem leidenschaftlichen Ungeßüm, mit seinem fanatischen Haß gegen die gegenwärtigen Zustände und ihre Veranlassungen ebenso und noch mehr von dem Fieber der Zeit ergriffen ist, als seine politischen Gegner. In den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ hat Gotthelf mit scharfem Verstand und redlicher, warmer Liebe die Verirrungen aufgesucht, in die dieser Beruf bei seiner eigenthümlichen Stellung zu leicht verfällt, und die allmähliche Durcharbeitung eines geistig schwachen, aber wohlbedenkenden Individuums aus diesen Verirrungen zu einem klaren und sichern Selbstbewußtsein verfolgt. Im „Zeitgeist“ wird der gesamte Stand der Schulmeister als eine Horde von Tollen und Bösewichtern dargestellt. Das ist ein schlimmer Fortschritt, in der Einsicht wie in der Gesinnung. Nicht ungestraft verschließt man sich den rechtmäßigen Einflüssen der Zeit. Allerdings hat der idyllische Naturzustand eines von allen fremden Einflüssen abgeschlossenen Cantons etwas Anziehendes, so wie in seiner Art das Jägerleben der Mohicaner, aber wenn eine allgemeine Bewegung der Cultur sich erhebt, ihn dadurch erhalten zu wollen, daß man ihn unter die Glasglocke stellt, ist ebenso eitel wie vermessend.

Unter den Nachahmern steht Leopold Kompert dem Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten am nächsten. In seinen Geschichten aus dem Ghetto hat er die Aufgabe, die dieser fallen ließ, wieder aufgenommen und die sittlichen Zustände des Judenthums in der Gegenwart geschildert; allein der gute Eindruck dieser Bilder wird durch seine künstlerische Methode stark verkümmert. Er geht nicht darauf aus, normale, sondern excentrische Persönlichkeiten darzustellen. Die wahre Kunst des Dichters besteht darin, den Leser mit dem lebendigen Gefühl der innern Nothwendigkeit zu durchdringen; wo uns Räthsel aufgegeben werden, über die wir je nach Laune oder Stimmung entscheiden mögen, hört die Gewalt der Dichtung über uns auf. Wenigstens muß uns der Dichter längere Zeit vorbereiten; er muß uns zuerst in bekannte Zustände einführen und das Irrationale und Wunderliche allmählig daraus entwickeln. Kompert dagegen fällt mit der Thür ins Haus; er stellt uns gleich zu Anfang so viel Wunderlichkeiten dar, daß wir uns in seiner Welt nicht zu Hause



fühlen und daß wir uns ihr gegenüber kritisch verhalten, und da werden wir denn freilich bald gewahr, daß so Manches unhaltbar und unberechtigt ist. Das Judenthum bildet eine Welt im Kleinen, und da wir in dem gewöhnlichen Handelsverkehr fast ausschließlich Gelegenheit haben, die schlechten Seiten desselben wahrzunehmen, so verdient es allen Dank, wenn ein Mann mit Sachkenntniß und Interesse uns auch das Positive desselben eröffnet; nur muß das in der ruhigen epischen Methode geschehen, nicht durch lyrische Exclamationen, denn diesen schenken wir keinen Glauben. Die Dichtung des Details verleitet wieder zu jenem aphoristischen Wesen, welches es zu einer ausdauernden Zweckthätigkeit, zu einer sinnvollen Anwendung der Kraft nicht kommen läßt. Sie zerbröckelt die Empfindungen und die Gestalten und widerstrebt jener Einheit und Concentration, die uns allein aus der Anarchie unsers Individualismus erlösen kann. Die Poesie kann nicht auf die Dauer sich im Dialekt ausdrücken, sie muß sich wieder dem Mittelpunkt der Cultur zuwenden. Die Dorfgeschichten werden nur dann einen dauerhaften, segensreichen Einfluß auf unsere Literatur ausüben, wenn wir uns aus der Anschauung einfacher und plastischer Gestalten die Kunst aneignen, überhaupt bestimmte und lebendige Gestalten zu zeichnen; und diese Kunst, die uns durch die zersetzende Reflexion der letzten Jahre verloren gegangen ist, alsdann auf Gegenstände übertragen, die unserm Denken und Empfinden näher stehen, als das Stillleben entlegener Hinterwäldler. — Ein anerkanntes Talent ist der Verfasser des Schief-Levinche (Dr. Schiff in Hamburg). Composition und Gruppierung läßt viel zu wünschen übrig, aber die Beobachtung ist scharf und das Talent der Darstellung bedeutend. — Joseph Rant begann mit böhmischen Dorfgeschichten, die vielen Beifall fanden, weil sie bloße Copien waren. Seine eigenen dichterischen Versuche sind verfehlt. Wenn Auerbach für seine Figuren warme Liebe mitbringt, so wird bei Rant aus dieser Liebe empfindsame Verehrung. Je schwächer die Personen sind, die er schildert, desto lächerlicher sieht die Begeisterung aus, mit der er von ihnen spricht.\*) — Fast jede Land-

\*) So sagt er einmal von einem Dorfmadchen, die sich in der Stadt als Magd vermietthen will: „Wie eine Heilige, die bedacht ist, ihr äußeres und inneres Auge, all ihre Gedanken und Sinne auf die reinen Düste ihres betenden Gemüths zu leiten, auf daß sie ohne Erdschwere gegen Himmel stiegen: also blickte Schön-Minnele gesenkten Auges vor sich hin und nieder und ging vorüber.“ — Eine junge Dame tritt in die Familienstube, wo Mutter und Schwester sie beim Frühstück erwarten. Ihr Eintritt wird folgendermaßen geschildert: „In diesem Augenblicke unterbrach ein leises Rauschen das Gespräch. Diane war in den Salon getreten. Sie blieb an der Thüre ihres Zimmers stehen und überblickte die Scene im Salon mit ernstem, ruhigem Auge. Die stille Majestät ihrer Erscheinung sollte

schaft hat jetzt ihre Localdichter, die sich bemühen, die Zustände ihrer Heimath im Einzelnen genau kennen zu lernen und sie in einem Sittengemälde künstlerisch zu verwerthen. So z. B. Heinrich Pröhle, der sich mit dem Harz beschäftigt. Im Einzelnen verdanken wir ihnen manche schöne Anschauung, Kunstwerke werden aber daraus nicht hervorgehen, so lange die materielle Beobachtung, die doch nur die Staffage hergeben kann, sich als die Hauptsache hervordrängt. — Am schlimmsten sind die frommen Pastoren, von denen alljährlich einige Bände Dorfgeschichten erscheinen; Schilderungen wohlgefinnter Landleute, wie sie nie existirt haben und hoffentlich auch nie existiren werden. An Kunstwerth stehen diese Volksromane ungefähr auf einer Höhe mit den Geschichten vom bösen Fritz und vom artigen Otto, aber sie wirken viel schädlicher, denn sie entnerven die Einbildungskraft.

Mit außerordentlichem Erfolg hat ein ächter Dichter von sinniger Anlage und reichem Gemüth, Adelbert Stifter, geb. 1806, der Sohn eines böhmischen Leinwebers, das Kleinleben der Natur belauscht: in den „Studien“ (1844–1851), und „bunten Steinen“ 1852). Er hat in diesen Dichtungen eine zarte, nervöse Empfänglichkeit für das Kleine und Unscheinbare entwickelt, die uns wohlthut; freilich ist diese Gemüthlichkeit, die mit den Gegenständen spielt und sich von den Eindrücken nur anhauchen läßt, ohne sie tiefer in sich aufzunehmen, noch nicht das rechte Heilmittel für jene Blasirtheit, deren letzter Grund der Mangel an sittlichem Ernst ist. Das wirkliche Ideal des Lebens und der Poesie liegt doch nicht in Gras und Kräutern, nicht in Ruinen und Steinbrüchen, nicht in träumerischen Wolkenzügen und lustigen Elfengehalten, sondern in der Menschenwelt mit dem ganzen Ernst ihrer sittlichen Verhältnisse. — In der Vorrede zu den „Bunten Steinen“ spricht sich Stifter sehr schön darüber aus, daß man sowohl in der Betrachtung der Natur, als in der Auffassung der geschichtlichen Welt einen ganz willkürlichen Unterschied zwischen groß und klein macht, daß in dem unscheinbaren Wachsen eines

halb entdeckt werden und ihre Wirkung thun. Wie vor der siegreich aufgehenden Sonne die Rebel schwinden, so entflohen bei dem Anblick Lianens die Verdüsterungen, welche sich auf die Stirn ihrer Mutter und Schwester gelagert hatten. Beide hatten eben an Lianen gedacht und waren betrübt geworden; Beide sahen nun Lianen und wurden froh. Liane sagte mit einer Stimme reinsten Wohllautes: „Guten Morgen, Mutter und Schwester;“ trat aber nicht vor, um sie weiter zu begrüßen, dagegen beeilten sich Mutter und Schwester, ihr entgegen zu kommen, ihr die Hand zu reichen, der Königin des Hauses den Fuß liebender Huldigung auf den Mund zu drücken. Man begab sich an den Tisch mitten in dem Salon, wo das Frühstück aufgetragen war.“

Grasbalms sich ebenso mächtig die schöpferische Kraft der Natur entwickelt, als in einem furchtbaren Gewitter, daß die anspruchslosen Motive einer stillen Seele ebenso den Proceß des Geistes veranschaulichen, als der große Entschluß einer heldenhaften Natur, daß, wenn wir diese Erscheinungen in das auflösen, was doch für den Geist allein das Bleibende ist, in ihr Geseß, die eine Erscheinung für uns so fruchtbar sein muß, wie die andere. Er macht darauf aufmerksam, daß auf den Unkundigen die Beobachtungen über die Abweichungen der Magnethadel, die an vielen Orten zu gleicher Zeit stattfinden, auch einen sehr kleinlichen Eindruck machen würden, während doch dieser heimlich wirkende Fleiß allein im Stande ist, die großen Siege zu vermitteln, die der menschliche Geist über die Natur davongetragen hat. Das ist sehr schön empfunden, und es ist vollkommen richtig, daß man es bei der Wissenschaft gerade am lebhaftesten verfolgen kann, wie aus dem anscheinend Kleinen das Große hervorgeht. Aber der Dichter übersieht einen Umstand. Der Eindruck des Großen wird zwar durch diese kleinen, anscheinend unbedeutenden Unternehmungen vermittelt und knüpft sich an dieselben, aber er geht keineswegs darin auf, er ist vielmehr aus der Einsicht in das großartige Zusammenwirken hergeleitet, welches aus einem tiefen Gedanken entspringt und eine große und hingebende Aufopferung nach allen Seiten hin erheischt, er ist also an sich schon etwas Großes und Bedeutendes; und nun hat gerade die Kunst die Aufgabe, diesen Eindruck des Großen und Bedeutenden, den der gewöhnliche Mensch durch Einzelstudien sich mühsam erwerben muß, in einem Bilde zu concentriren und dadurch zur Unmittelbarkeit zu erheben. Die Kunst kann nicht darauf ausgehen, uns Studien zu geben, wie sie der denkende und feinfühlende Mensch selber macht, sondern sie hat die Aufgabe, uns dieser Studien anscheinend zu überheben und uns das als wirklich daseiend darzustellen, dessen Existenz wir uns im gewöhnlichen Leben nur durch Schlüsse und Reflexionen vermitteln. — Aus der falschen Vorstellung, daß alle Erscheinungen im Gebiete der Natur und Geschichte gleich wichtig sind, geht die Neigung hervor, auch in dem Kunstwerk Alles mit gleicher Wichtigkeit und einem gewissen tragischen Ton zu behandeln. Stifter erzählt mit derselben Würde und Feierlichkeit, wie ein Großvater seinem Enkel die beschmutzten Höschen auszieht, wie er große Naturerscheinungen darstellt. „Wichtig“ und „unwichtig“, „bedeutend“ und „unbedeutend“ sind Relativbegriffe; sie drücken die Beziehung eines Gegenstandes zu einem andern Gegenstand, den man hauptsächlich vor Augen hat, aus. Nun läßt uns aber der Dichter im Unklaren, was sein Gegenstand ist. In der ersten Erzählung aus den „Bunten Steinen“ z. B. betrachtet er einen Stein. Er erinnert sich, als Kind häufig auf diesem Stein gesessen zu haben, und dabei fällt ihm ein,

daß öfters ein Mann vorüber gefahren sei, der Wagenschmiere feil geboten. Einmal hat ihm der Mann die nackten Füßchen mit Wagenschmiere bestrichen, er ist dafür von seiner Mutter mit Ruthen gestrichen worden. Um ihn zu trösten, hat ihm sein Großvater die Füße gewaschen und ist mit ihm spazieren gegangen. Auf diesem Spaziergang hat er ihn auf das stille Leben der Wälder aufmerksam gemacht, auf die Vögel, das Wild, die Kohlenbrenner, Jäger u. s. w., er hat ihm die Thätigkeit verschiedener Handwerke anschaulich gemacht, ihm verschiedene Märchen erzählt, unter andern die Geschichte von einer großen Pest, die vor langen Jahren das Land verwüstete, und ist dann mit ihm nach Hause gegangen. — Auch zu einem Genrebild gehört Einheit der Stimmung und wenigstens ein gewisser geschichtlicher Faden; wenn man sich damit begnügt, verschiedene Stimmungen, Empfindungen, Anschauungen, Vorstellungen lose an einander zu sädeln, so wird nicht einmal ein Genrebild daraus. — Aber eine poetische Natur ist Stifter bei alledem. Er hat ein wunderbar seltenes Auge für die kleinen Züge im Leben der Pflanzen, Steine, Thiere, und auch das stille Walten des Gemüths bleibt ihm nicht fremd; er hört im buchstäblichsten Sinne das Gras wachsen. Das ist eine schöne Seite unserer neuern Literatur, die eine Zukunft verspricht. Jene Andacht und Frömmigkeit, die Stifter zu den stillen Mysterien der Natur mitbringt, breitet sich immer mehr und mehr über die gesammte populäre Literatur aus, die sich mit Naturgegenständen beschäftigt. Früher war die Naturlehre egoistisch, sie lobte zwar die Werke des Schöpfers, aber nur insofern sie den Zwecken des Menschen dienten, und war unermüdlich geschäftig, an allen Gegenständen die Brauchbarkeit aufzuspüren; später wurde durch die Abstractionen der Naturphilosophie das wirkliche Leben der Natur ganz in Schatten gestellt. Jetzt aber hat uns die Wissenschaft darüber aufgeklärt, wie in jedem Naturgegenstande ein eigenes Leben waltet. Die Welt hat sich mit Individualitäten angefüllt, deren jede ihr eigenes Recht in sich trägt. Berge und Steine sind für uns nicht mehr todte Gegenstände; wir belauschen sie in ihrem stillen Wachsthum, in ihrer Geschichte. Jede Stelle der Erde findet ihre eigene Physiognomie, und die doppelte Unendlichkeit, die uns das Fernrohr und das Mikroskop eröffnen, füllt sich mit buntem, eigenthümlichem und reichbewegtem Leben. Und wenn dies Leben auch zunächst nur in der ungeistigen Welt wahrgenommen wird, so füllt doch schon diese Wahrnehmung uns mit der Idee des Lebens überhaupt und erhebt uns dadurch über die Nenglichkeit vorübergehender Interessen. —

Bei dem überwiegend realistischen Trieb der Zeit mußte die Bedeutung des Romans als einer Zwischengattung zwischen Poesie und Prosa beständig wachsen, denn jener Trieb stand nicht bloß dem ästhetischen Idea-

lismus der frühern Zeit, sondern auch dem abstracten Gesez der Wissenschaft feindlich gegenüber; überall strebte man nach Anschauungen, überall verwahrte man sich gegen die Regel zu Gunsten der Individualität. Auch in diesem Streben läßt sich ein Fortschritt nicht verkennen. Wenn der Realismus überhaupt leicht zur Rechtfertigung des Sonderbaren und Ungewöhnlichen verleitet, so begnügte man sich doch nicht mehr, wie in den Zeiten Jean Paul's und Hoffmann's, das Sonderbare in den Individuen zu suchen, sondern man wandte sich an die Gattungen. Dieses Streben spricht sich, wenn auch dunkel, ebensowohl in den Rittern vom Geiß, wie in den Dorfgeschichten aus. Beide wollten eine Naturgeschichte des Volks geben. Gegen die eigentliche Politik, die der Regel und Abstraction nicht entbehren kann, wurde man immer kälter. Zunächst wandte man seine Aufmerksamkeit auf die wirthschaftlichen Geseze, auf die Mysterien des Handels und des Geldverkehrs, man suchte die Politik aus dem Reich der Phrase zu verdrängen und sie auf Beobachtung der realen Zustände zu begründen. Wenn die progressivste Partei in ihren verschiedenen Schattirungen in den Abgründen des gesellschaftlichen Lebens nachgrub, so sah sich die Reaction bald auf denselben Weg getrieben, und in beiden zeigt sich eine große Verwandtschaft. Beide unterschieden den Begriff der Gesellschaft vom Begriff des Staats, beide vertheidigten die naturmäßigen Zustände gegen die Abstraction des Staatsbürgerthums und gegen den Träger desselben, die sogenannte Bourgeoisie, beide huldigten einem zahmen Socialismus, oder, wie man es jezt ins Deutsche übersezt, einer Gesellschaftswissenschaft. Die Handzeichnungen nach der Natur, die Sprichwortsammlungen, namentlich aus Norddeutschland, um den Instinct des Volks zu versinnlichen, die Beschreibung provinzieller Eigenthümlichkeiten, mit Behagen und wohlwollendem Humor aufgefaßt, Skizzen aus dem Soldaten- und Handwerkerleben, Beobachtungen von Aerzten, Juristen u. s. w. drängten die herkömmlichen faden Liebesgeschichten immer mehr in den Hintergrund. Für diese zerstreuten Studien und Anschauungen eignete sich das Feuilleton, das immer mehr Raum gewann, am meisten; doch konnte es nicht fehlen, daß bei der speculativen Richtung des deutschen Volks auch in dieser Mosaikarbeit sich bald das System geltend zu machen suchte. Hier zeigte sich nun freilich bald, daß der Reichthum an Anschauungen und die Schärfe der Kritik noch lange nicht ausreichte, zu productiver Theilnahme an den öffentlichen Zuständen zu berechtigen. Innerhalb der reactionären Partei verdient B. A. Huber die meiste Beachtung. Er meint es wirklich ernst und seine Studien sind nicht unbedeutend. Trotzdem hat er selbst innerhalb seiner Partei wenig Anklang gefunden, weil seine Stimmung zu verbissen war. Desto glänzender war der Erfolg, der einem gewandten Feuilletonisten zu Theil wurde. Die Naturgeschichte des

Volk's von Niehl (1854 zc.) hat die Ritter vom Geist gänzlich aus dem Felde geschlagen, und sonderbarer Weise, obgleich sie scheinbar einer entgegengesetzten Partei dient, zeigen doch beide Schriften eine große Verwandtschaft. Niehl rühmt sich, seine Arbeit sei nicht gemacht, sondern geworden, er sei nicht mit einer bestimmten Ueberzeugung daran gegangen, sondern aus vielseitigen Beobachtungen habe sich sein Princip erst allmählig und naturwüchsig entwickelt, und so sei durch Aneinandergliederung des Einzelnen ein organisches Ganze entstanden. — Auf diese Weise kann sich eine Ueberzeugung entwickeln, aber kein wissenschaftliches Lehrgebäude. In diesem gehört noch ein zweiter Proceß. Wenn man sich aus vielen einzelnen Anschauungen eine Meinung gebildet hat, so muß man alsdann die Richtigkeit derselben an allen Fällen prüfen; man muß dasjenige, was gegen dieselbe spricht, ebenso gewissenhaft zusammenzählen, als was dafür, und erst durch einen genauen Vergleich dieser beiden Reihen wird sich ein Factum ziehen lassen. — Diese Arbeit hat Niehl nicht gethan. Er ist bei seinen ursprünglichen Beobachtungen stehen geblieben und hat die Lücken entweder durch willkürliche Einfälle ausgefüllt oder er hat sie auch ganz unbeachtet gelassen. Er sucht diese Unsicherheit durch einen hochfahrenden Ton zu verdecken, namentlich gegen die Nationalökonomie, weil diese um der Rechnung willen von einzelnen Factoren abstrahiren muß: ein Ton, der ihm nicht ziemt, denn das Buch wimmelt von Widersprüchen und läßt uns fast überall im Stich, wo wir eine entscheidende Folgerung erwarten. Seine Gedanken sind durchweg abhängig von wichtigen Aperçus, und es ist zuweilen komisch, wie er zwei sich widersprechende Einfälle einfach neben einander stellt, ohne sich darüber zu erklären, welchen von den beiden er für richtig erachtet. Für den humoristischen Dichter mag diese Gemüthsverfassung, sich einer für den leitenden Gesichtspunkt wesentlichen Betrachtung dadurch zu entschlagen, daß man sie einfach fallen läßt, geeignet sein, für die Wissenschaft ist sie es nicht, und es ist keine höhere Stufe der wissenschaftlichen Kunstform, wenn man die gerade Linie durch humoristische Kreuz- und Quersprünge unterbricht. In allen diesen Beziehungen gehört Niehl zur jungdeutschen Schule, so lebhaft er sie bekämpft. Gleich ihr steht er außerhalb der politischen Parteien und sieht aus der Vogelperspective darauf herab: ein günstiger Standpunkt für den unbefangenen Beobachter, aber nicht für eine lebhaft erregte Phantasie, deren Anschauungen sich nach ästhetischen Sympathien färben. Nur in ästhetischer Beziehung steht er auf Seiten der Kreuzzeitung, weil diese die Sonderungen vertritt, und bekämpft den nivellirenden Liberalismus. Wo es einmal Ernst wird, kann seine Partei nicht auf ihn rechnen. — In allen Abschnitten seines Werks finden sich einzelne glänzende Schilderungen, die nur durch eine falsche Systematik verkümmert werden. So ist seine Satire

gegen das Weibische in unserer Literatur und in unserm öffentlichen Leben vortrefflich, und seine Bemerkung, daß sich bei den Frauen sofort ein radikales Naturrecht ausbildet, wo sie das feste geschichtliche Recht der überlieferten Sitte aufgeben, trifft den Kern der Sache; aber wo es darauf ankommt, eine Abhülfe für die richtig erkannten Schäden zu finden, ist er rathlos. Mit Recht stellt er die Familie als die sicherste Grundlage der Gesellschaft dar; aber wenn er die Mißgunst unserer Zustände, die es nur einer geringen Zahl möglich macht, sich eine Familie zu gründen, dadurch auszugleichen hofft, daß er künstliche Familien einrichtet, d. h. daß er mit Beihülfe des Staats jedes Individuum zwingen will, der Leibeigene einer Familie zu werden, so ist das gerade so komisch, als wenn er jede Familie verpflichten will, sich ein eigenes Haus zu bauen, was bei der Theuerung des Bodens ein frommer Wunsch ist. Er weiß von der Hauseinrichtung der sogenannten guten alten Zeit, die er nur aus Hörensagen kennt und die er ungefähr mit derselben historischen Treue schildert, wie Fouqué das Mittelalter, sehr viel Hübsches zu erzählen, er läßt sich sogar zu einer Begeisterung für das deutsche Kneipenleben und für die wahnsinnigen Gelage bei den frühern Familienfesten hinreißen, und über diesen bunten Anschauungen vergißt er, wie in allen diesen Dingen ohne Ausnahme die Sittlichkeit, die gesunde Vernunft, die Gesundheit des Körpers und der Seele besser geworden ist. Einem romantischen Touristen zu Gefallen kann man die moderne Gesellschaft nicht veranlassen, sich in dumpfe Kellerwohnungen zu vergraben, die Straßen absichtlich krumm zu ziehen, durch die Enge derselben den Weg zu verperren und die Luft zu verpesten u. s. w. — Die Genrebilder Land und Leute, Feld und Wald, Weg und Steg u. s. w. sind mit großem Geschick geschrieben; sie sollten nur nicht Anspruch darauf machen, irgend einen Beitrag zur wissenschaftlichen Lösung der socialen Fragen zu bieten. Der Glanzpunkt des Buchs sind die Schilderungen der Landschaften, die Kiehl genau kennt, des Rheingau's, des Westerwaldes u. s. w. — In seiner Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft läßt er sich zum Theil durch Adam Müller bestimmen. Als die wirklichen Stände bezeichnet er den Bauernstand, den Adel, das Bürgerthum und einen sogenannten vierten Stand, für den er den Namen Bümmlerstand vorschlägt, unter dem er aber nicht das eigentliche Proletariat versteht, sondern die verkümmerten Theile der übrigen drei Stände, die nicht mehr die Mittel haben, standesgemäß zu leben, und die daher offen oder heimlich die Gesellschaft bekriegen: die Lieutenants ohne Vermögen, die kleinen Beamten, Schulmeister, Predigtamtsandidaten, verhungernde Privatdocenten, Literaten, Journalisten, Künstler aller Art u. s. w. Diesen Mischmasch einen Stand zu nennen, ist ebenso wunderbar, als Tiberius Gracchus zu seinem Propheten zu machen. Diese ungesunden Elemente haben selbst in Revolutionen keine

selbstständige Bewegung, sie werden von fremden Einflüssen bestimmt. Dem Socialismus, der überhaupt Gespenster sieht, war es vorbehalten, diesen Collectivbegriff, in dem sich das Verschiedenartigste zusammensindet, zu einer typischen Person zu erheben. — Vortrefflich ist die Schilderung des Bauernstandes, der dem Verfasser ruhende Zustände darbietet. Die Beobachtung ist nicht blos fein und scharf, sondern sie ist auch vielseitig und trifft in den meisten Punkten das Richtige. Niehl geht nicht darauf aus, den Bauer als ein Ideal darzustellen, im Gegentheil hebt er die Schattenseiten des Standes sehr scharf hervor; aber es ist eine Existenz, die eine scharf umrissene Gestalt gewinnt und an der man daher seine Freude haben kann. Nur in einem Punkte finden wir wieder die Niehl'sche Romantik. Unter jenen Schattenseiten des Bauernstandes sind einige, die man nicht als harmlose liebenswürdige Schwächen, sondern als die ärgsten Verstöße gegen alle unsere sittlichen und religiösen Begriffe auffassen muß, z. B. die häufig vorkommende Rohheit in Bezug auf die Familienverhältnisse. Wie soll sich nun die gebildete Gesellschaft, die doch auch die innere Mission hat, das Gute zu fördern und das Böse zu hintertreiben, gegen diese Unsitte verhalten? Die Frage hat eine sehr praktische Bedeutung, denn es handelt sich um die Feststellung der Aufgabe, welche die Missionäre aus den gebildeten Ständen, namentlich die Landpfarrer und die Schulmeister, gegen das Landvolk haben. Hier spricht nun Niehl sehr erbaulich über die Halbbildung der Schulmeister, worin er ganz Recht hat, aber statt zu sagen, wie dieser Halbbildung abgeholfen werden soll, seufzt er über das Ideal der guten alten Zeit, d. h. der Zeit, wo der Schulmeister einige Stufen tiefer stand, als der Gänsehirt. Ueberhaupt ist ihm die Integrität des bürgerlichen Naturwuchses die Hauptsache, und er giebt den conservativen Staatsmännern den Rath, sich vorzugsweise auf die Bauern zu stützen, wobei er freilich vergißt, ihnen zu sagen, wie sie das machen sollen. — Viel schwächer ist die Abhandlung über den Adel. Ihm schwebt ein Ideal des Adels vor, wie es ungefähr in England ausgebildet ist: der Adel liegt nicht im Blut, sondern im Beruf; er beruht vorzugsweise auf dem großen Grundbesitz; nur der Sohn, der dem Vater darin folgt, bleibt adlig, die andern Söhne treten in den Bürgerstand zurück. Adelsernennungen finden nur unter den seltensten Umständen statt; eine Ausstoßung aus dem Adel wegen eines Verbrechens ist rechtswidrig u. s. w. Es läßt sich Vieles für diese Ansichten sagen, aber Niehl begeht den Fehler, von Zeit zu Zeit die Sache so darzustellen, als wäre das kein Ideal, sondern Wirklichkeit, und zwar Wirklichkeit in Deutschland. Aber die ganze Einrichtung des deutschen Adels, des deutschen Militärstandes u. s. w. streitet gegen dieses Princip. Wenn Niehl versichert, der Adel sei ein Stand und nicht ein Rang, so ist das für Deutschland unrichtig.



Die Rechtfertigung des mittelalterlichen Adels nicht vom historischen, sondern vom socialen Gesichtspunkt wimmelt nicht bloß von Sophismen, sondern sie beruht zum Theil auf schlimmern Unwahrheiten, als der Panbering und Aehnliches; denn es ist nicht bloß eine Apologie des idealen Ritterthums, sondern geradezu der Raubritter. — Die Vorschläge zur Hebung des Adels setzen als bereits vorhanden voraus, was erst geschaffen werden soll, nämlich eine unabhängige Aristokratie. — Die Darstellung des Bürgerthums ist schon darum mißlungen, weil hier dem Verfasser weniger, als bei den andern beiden Ständen, eine geschlossene Classe gegenübertritt. Als Ideal schwebt ihm stets das Bürgerthum der alten Zunftverfassung vor, die ummauerten Städte, die alte Tracht, die Hellebarben u. s. w. Von alle dem ist nichts mehr vorhanden, und so bleibt als Definition des Bürgerthums nichts Anderes übrig, als der Inbegriff derjenigen Personen, die weder zum Adel noch zum Bauernstande gehören und die auch noch nicht zum Bummelthum herabgesunken sind. Aus dieser unbestimmten Definition ergiebt sich ein fortwährendes Schwanken in den Ansichten und Rathschlägen. Zum Bürgerstand zählt Niehl den Kaufmann, den Fabrikanten, den Handwerker, den bürgerlichen Rittergutsbesitzer, den Gelehrten, den Beamten, den Fabrikarbeiter u. s. w. Es wäre zweckmäßiger gewesen, nachdem er das Gemeinsame dieser verschiedenen Classen festgestellt, auf ihre Verschiedenheit einzugehen, anstatt über den müßigen Gegensatz des Vollbürgers und des Spießbürgers wohlfeile Witze zu machen. Da z. B. die verschiedenen Classen der Gesellschaft vorzugsweise auf der Erziehung beruhen, und da Gymnasium, Universität und die daran sich knüpfenden weitem Berufsgeschäfte eine Gemeinsamkeit bedingen, die weder in der todtten Abstraction des Bürgerthums, noch in dem negativen Begriff des vierten Standes zu finden ist, so wäre es zweckmäßiger gewesen, sie als etwas Gemeinschaftliches zu behandeln. Dies willkürliche Durcheinanderwerfen aller möglichen Lebensschichten beruht auf dem Streben, die sociale Stellung mit der politischen zu identificiren und jedem Stand eine parlamentarische Vertretung zu geben. Den Landadel und den Bauernstand kann man als Corporation betrachten und als befähigt zu einer Sondervertretung; aber das Bürgerthum, wie Niehl es auffaßt, ist eine Abstraction, die gar nichts Gemeinsames hat. Die Klügsten der Partei merken allmählig, daß auch die Idee der ständischen Gliederung in einem auf das neutrale Staatsbürgerthum begründeten Parlament, in welchem wenigstens die Einheit der Bildung eine Verständigung möglich macht, am angemessensten vertreten wird. Niehl selber gesteht zu, daß seine sogenannten Stände, mit Ausnahme des Bauernstandes, das behagliche Bewußtsein ihrer Existenz verloren haben; aber eben darum leben sie nicht mehr, und mit frommen Wünschen redigirt man kein neues

Staatsleben. „Mit diesem Behagen im Stande ist der eigentliche Zauber des deutschen Bürgerthums geschwunden. Sich stolz zu fühlen in der nothwendigen Beschränkung seiner socialen Existenz ist eine wahre Bügertugend.“ — Gleichviel, es ist so, und keine Macht der Erde wird es ändern. — Der dritte Stand ist noch immer vollkommen richtig in der bekannten Brochure von Sieyès charakterisirt. Er schrieb im Jahr 1789: Was ist der dritte Stand bisher gewesen? Nichts! Was sollte er eigentlich sein? Alles! Was will er werden? Etwas. — Seit 1789 hat sich das insofern verändert, als der dritte Stand wirklich etwas geworden ist. Sein Streben, im Lauf der Zeit Alles zu werden, steht aber noch fest, und keine Romantik wird ihn daran verhindern.

Wenn der Roman sich innerhalb dieser ernsthaften Interessen behaupten wollte, mußte auch er den Ernst des Lebens zu verstehen, den festen Boden der Wirklichkeit zu gewinnen suchen. Im Leben begegnen wir fortwährend tüchtigen und kräftigen Persönlichkeiten, die fest auf ihren Füßen stehen, mit Behagen das Leben genießen und widervärtige Schicksale mit Anstand zu tragen wissen. Im deutschen Roman dagegen erscheinen uns nur Schwächlinge, Figuren ohne Zweck und Inhalt, die von jedem Hauch der Zeit hin- und hergeworfen werden, düstelhafte, anmaßende Geschöpfe, die sich, wenn einmal die Noth über sie einbricht, wie hysterische Weiber gebärden, Menschen, an denen kein gesundes Gefühl seine Freude haben kann. Der Deutsche ist sehr tüchtig, behaglich und lebensfroh, wo er sich zu Hause fühlt, bei seiner Arbeit, die er ganz versteht, in der er einen gesegneten, ununterbrochenen Fortschritt erlebt. Der Deutsche ist dagegen unausgesprochen sentimental und hypochondrisch, wo er versucht den Dilettanten zu spielen. Eine Gesellschaft von Dilettanten ist in Deutschland das abschreckendste Bild, das man sich vorstellen kann. In Frankreich ist es anders, weil dort der Dilettantismus in allen seinen Nuancen als Arbeit betrieben wird, wie in England der Sport. Gewisse Zeiten im Leben muß Jeder haben, wo er Dilettant ist; der wackerste Geschäftsmann muß einmal kannegießern, über Concert und Theater sprechen, das gehört zum Leben und dient dazu, die Einseitigkeit des Geschäfts aufzuheben. Aber unsere Belletristen verfallen dem unbegreiflichen Irrthum, diesen Dilettantismus in ihren Schilderungen zum Mittelpunkt des Lebens zu machen; sie bewegen sich fast ausschließlich auf dem Gebiet der Conversation und lassen ihre Herren und Damen mit unermüdlicher Ausdauer ihre unmaßgeblichen Ansichten und Meinungen über Völkerleid und Familienwohl, über Schiller und Goethe, über Sinnenglück und Seelenfrieden vortragen, mit etwas Politik und Liebelei zersezt. Wenn man bloß aus diesen Schilderungen das deutsche Leben kennen lernen wollte, so sollte man annehmen, daß in

Deutschland die Männer und Frauen nichts Anderes zu thun hätten, als sich über diese interessanten Gegenstände zu unterhalten. Nun sind wir aber in der Unterhaltung sehr schwerfällig und ungeschickt, wo wir nicht einen bestimmten Gegenstand haben, den wir vollkommen durchschauen. Daß die Mehrzahl unserer Belletristen trotz dem nichts Anderes zu erzählen weiß, kommt davon her, daß sie selbst nichts weiter sind als Dilettanten. Daß man allmählig dahinter kommt, wie schal ein solches Treiben ist, zeigt der große Erfolg der Dorfgeschichten. Man dankte Gott, daß es in Deutschland noch Leute gab, die eine bestimmte faßbare Beschäftigung trieben. Die aufmerksamere Beobachtung der Wirklichkeit zeigte, daß in dem Verhältniß zwischen der Dichtung und dem wirklichen Leben seit Wilhelm Meister eine wesentliche Veränderung eingetreten war. Den Dichtern der classischen Zeit konnte man es nicht verargen, wenn sie mit gänzlicher Nichtachtung der sogenannten Philister, das heißt der Repräsentanten des wirklichen Lebens, die Kunst in das Reich der Schatten flüchteten. Seitdem aber hatte das Gesetz der Wirklichkeit Schritt für Schritt schicklichere und dauerhaftere Formen gewonnen, während die Kunst mehr und mehr verkümmerte. Die Dichtung mußte versuchen, sich dem breiten Strom der Wirklichkeit anzuvertrauen und das Gesetz des Lebens, das sie bisher verachtet hatte, zu verklären. Wenn diese Umkehr durch Reflexion vermittelt war, so enthielt sie doch keineswegs eine unbedingte Neuerung. Nur die deutschen Dichter hatten nach dem Vorbild W. Meisters die Bedingungen des realen Lebens ganz verlassen. Die Engländer standen immer fest auf dem Boden der Erde. Bei Walter Scott findet jeder Stand seine Stelle im Reich der Poesie: der Kaufmann (Osbaldistone), der Pächter, der Geistliche, der Advocat, der Handwerker u. s. w. nicht weniger, als der Edelmann und der Zigeuner. Bei Jedem bemüht sich der Dichter, den wirklichen Inhalt seines Lebens gewissenhaft darzustellen; es ist ihm nie in den Sinn gekommen, abstracte Menschen zu schildern. — Im Wilhelm Meister unternahm der Dichter die Verherrlichung des Adels und der Künstler im Gegensatz gegen die Verkümmernng des Bürgerthums. Das Ideal seines Lebens war harmonische Ausbildung aller Kräfte; und diese war nur den bevorzugten Ständen oder den Bagabunden möglich; denn der Bürger ging in einseitiger Thätigkeit unter und hatte innerhalb der Gesellschaft keine Ehre. Seit der Zeit haben sich in Deutschland die Ueberzeugungen geändert; durch die allgemeine Wehrpflicht, durch die Erneuerung der gymnastischen Uebungen, durch die ersten parlamentartischen Versuche, so wie durch den ungeheuren Aufschwung des Handels und der Industrie hatte der Bürger Lebensmuth und Selbstgefühl gewonnen. Der Stand der Ritterschaft und der Officierstand ist dem Bürger geöffnet, die erimirten Gerichte haben bis auf wenige Ausnahmen aufgehört, in der Städteordnung hat die Bürgerschaft ein eigenes Leben.

Während der Adel eine große Fähigkeit zu Intriquen, aber nicht die geringste Productionskraft entwickelt, gewann der Bürger einen immer weitem Blick. Productionskraft ist Macht, und wo die Macht vorhanden ist, wird die Berechtigung nicht ausbleiben. Wenn bisher die Demokratie mit einseitigem Neid den Adel herabzuziehen suchte, so lernte sie jetzt seine Vorzüge schätzen und suchte sie sich selber anzueignen. Die Vorzüge des Adels beruhen auf der natürlichen Stellung einer herrschenden Classe im Staat. Die Ehre wird ihm bereits durch seinen Stand vermittelt, dessen Sitte er sich fügen, dessen Würde er in seiner Person vertreten muß. Durch nichts wird die persönliche Haltung so erleichtert, als durch den *esprit de corps*, der, wo der individuelle Charakter und die individuelle Bildung nicht ausreicht, mit Regel und Maß aushilft und die Freiheit möglich macht, indem er ihr eine Grenze und ein Vorbild giebt. Sodann wird der Adel durch beständige Betheiligung am höhern Staatsleben, namentlich an den Kriegen desselben, durch besessenen Grundbesitz, der ihm eine Heimath im höhern Sinne giebt, durch ununterbrochen fortgesetzte Tradition, die ihm die Vergangenheit als Gegenwart zeigt, zu einem gesteigerten Nationalgefühl geweckt und von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er erst als Glied eines größern Ganzen seine wahre Stellung gewinnt. Endlich verleiht ihm seine Befreiung von den Einseitigkeiten und Verkümmernngen des Geschäftslebens die Fähigkeit, sich nach allen Seiten hin gleichmäßig auszubilden und jene harmonische Persönlichkeit zu gewinnen, die in den schönen Zeiten Griechenlands jedem Bürger eigen war. — Diese Vorzüge sind in ihrer vollen Ausdehnung nur denkbar, wenn man eine fortwährende Theilung in zwei Volksclassen annimmt: ein Zustand, der dem natürlichen Rechtsgefühl widerspricht und auf die Dauer unmöglich ist. Denn wie die Wissenschaften, Künste und die verschiedenen Zweige der Gewerbsthätigkeit sich ausdehnen und vervielfältigen, wird nur durch Beschränkung auf einen bestimmten Kreis der Thätigkeit Macht und Einfluß gewonnen, und wo die herrschende Classe fortfahren wollte, ausschließlich nach harmonischer, stoffloser Ausbildung zu streben, würde sie Macht und Einfluß einbüßen, sie würde aufhören, die herrschende Classe zu sein. Diesem Untergang der exclusiven Adelherrschaft durch das Aufstreben der bürgerlichen Thätigkeit kann kein moderner Staat entgehen; keine Junkerverschwörung kann ihn aufhalten, und wo bei einem Volke das Bürgerthum sich innerhalb des Staatslebens gar keine Stellung errungen hat, wie bei den Polen, tritt es die Geschichte unerbittlich in den Staub, so romantisch und rührend das Schauspiel dieses Todeskampfes sein mag. — Allein das Institut des Adels hat eine schöne Bedeutung, wenn man es nicht als bleibenden Zustand, sondern als Mittel zur allgemeinen Erziehung des Volks auffaßt. Diejenigen Völker, die ohne Adel

aufgewachsen sind, entbehren in ihrem Leben zum Theil der schönsten Güter. In den amerikanischen Freistaaten macht auf jeden unbefangenen Beobachter die herrschende Demokratie einen widerwärtigen Eindruck. Es giebt wohl einen Unterschied der Classen, aber die Mächtigen und Reichern genießen ihre bevorzugte Stellung nur in der Stille, in einem frivolen und würdelosen Luxus; im öffentlichen Leben muß Jeder, der etwas gelten will, den Anschein der Pöbelhaftigkeit annehmen, er muß der Masse, der er dient, nachweisen, daß er zu ihr gehört. Man vergleiche damit die Franzosen, deren gesellschaftliche Zustände man insofern demokratisch nennen kann, als alle Einzelnen einander gleichstehen, aber in umgekehrtem Sinne, wie bei den Amerikanern, denn jeder Einzelne ist ein Edelmann, bis zum Bedienten herunter, der die Beleidigung empfindet und rügt. Diese schöne Ausbildung der Person bei den Franzosen dürfen wir ebenso wenig vergessen, als ihre Elasticität in der Bildung neuer Formen, die sie aus scheinbarer Anarchie immer wieder zu neuer organischer Gestaltung befreit, wenn wir vorschnell über ihre Berechtigung innerhalb der Weltgeschichte aburtheilen wollen. — Die demokratische Tendenz, die Entseidung der politischen Angelegenheiten in die Hand der Masse zu legen, wird mehr und mehr in den Hintergrund treten; in der echten Demokratie dagegen, das heißt, in dem Bestreben, alle Stände zur freien Humanität zu erziehen, liegt das Symbol der Zukunft.

Wer nun diesen großen und nothwendigen Umbildungsproceß dichterisch zu verklären unternahm, durfte nicht aus der gemeinen Massenbewegung, nicht aus der Verbitterung einer Classe ohne Selbstgefühl hervorgehen; er mußte die Vorzüge der classischen Bildung, der Wilhelm Meister nachstrebte, in ihrer ganzen Fülle erkannt, er mußte die Aristokratie in ihrer Berechtigung begriffen haben. So sehen wir den Dichter, der in seinem neuesten Werk am kühnsten und folgerichtigsten die Fahne der echten Demokratie erhoben, in seinen frühern Schriften ganz in aristokratische Sympathien, ganz in die Ideale Wilhelm Meister's vertieft. Indem wir die Kritik Gustav Freytag's für das gegenwärtige Kapitel versparten, wollten wir damit zugleich unsere Ueberzeugung andeuten, daß sein eigentlicher Beruf nicht das Theater, sondern der Roman ist. Als Kunstübung eines ausgezeichneten Talents haben seine Dramen mit Recht den allgemeinsten Anklang gefunden; geht man aber von der höhern Idee des Drama's aus, die eine Vertiefung in die sittlichen Mächte der Wirklichkeit verlangt, so bleiben sie hinter ihrer Aufgabe zurück. „Soll und Haben“ dagegen ist nicht bloß die harmonische Lösung eines der Kunst wesentlich angehörigen Problems, sondern ein wichtiger Fortschritt innerhalb der nationalen Entwicklung.

Als die Valentine erschien (1846), gab sich das Publicum instinct-

mäßig dem wohlthuenden Eindruck einer heitern und poetischen Stimmung hin. Zum ersten Mal seit einem Menschenalter trat im Drama ein wirklicher Künstler auf. Das Drama enthielt eine bunte, von Figuren und Ereignissen überfüllte Bewegung, und doch keine einzige Episode: die Mannigfaltigkeit der Handlung folgt einem strengen Gesetz, jede Scene ist theatralisch nothwendig, und zwar nothwendig da, wo sie steht; die einzelnen Figuren, in frischen, anmuthigen Farben, wenn auch nur alla prima gemalt, fördern wetteifernd die Entwicklung der Handlung. Die Spannung schreitet in schönem Wachsthum fort, und der Dichter verschmäht alle Benutzung unkünstlerischer Mittel. So ernsthaft er über die Gesetze seiner Kunst nachgedacht hat (die Abhandlung über die Technik des Drama's in den Grenzboten legt Zeugniß dafür ab), so ist es nicht die bloße Berechnung, was diese wohlthuende Harmonie der Farbe und Stimmung hervorbringt, sondern das angeborene dichterische Gefühl. Freitag empfindet jede seiner Figuren in einer steten lebendigen Bewegung. Die Stimmungen, Empfindungen, Gedanken und Thaten gehen wirklich aus der Seele hervor, die er sich gedacht hat. — Den größten Abstoß gegen die Gewohnheiten der übrigen Dichter bildet der Stil. Die Sprache scheint einer andern Zeit anzugehören, jener goldenen Zeit, wo die Kunst noch als Heiligthum gepflegt wurde, wo man sich ihr mit Andacht hingab, um die Seele zu läutern und zu veredeln. Als Kunstwerk betrachtet, ist die Valentine ein Meisterstück, und bei einer glänzenden Aufführung fällt es Niemand ein, einen andern Maßstab anzulegen. Ganz anders wird der Eindruck, wenn wir den sittlichen Grundgedanken ins Auge fassen und an das Maskenspiel, das uns vorgeführt wird, den Maßstab des wirklichen Lebens legen. Es kommen Dinge vor, die allgemein Anstoß erregt haben, ohne daß man sich über den Grund klar wurde. Schon der Entschluß Saalfeld's, sich als Dieb den Gerichten zu überliefern, damit auf dem guten Ruf einer Frau kein Makel haften bleibe, mußte befremden, obgleich man ihn aus der Individualität des Helden rechtfertigen konnte. Viel schlimmer war die Ungewißheit, in welcher Valentine uns einen ganzen Act hindurch ließ, ob sie dies „Opfer“ annehmen solle oder nicht. Ein romantischer Abenteurer konnte im Drang des Augenblicks auf den Einfall kommen, sich aus Galanterie ins Zuchthaus stecken zu lassen, aber einer Dame, die nicht etwa eine russische Fürstin ist, können wir nicht erlauben, bei ruhiger Ueberlegung einen Augenblick zu schwanken. Es mag sein, daß sie in der Aufregung des entscheidenden Moments den zweckmäßigen Entschluß nicht findet, und daß die falsche Wendung dieses Augenblicks ihr später die Umkehr erschwert; aber schon hier zeigt sich, wie mißlich es ist, im kritischen Punkt als dramatisches Motiv die zufällige Aufregung einer eigenthümlich organisierten Seele spielen zu lassen. Zuletzt freilich faßt Valentine den

Entschluß, den sie fassen mußte, um nicht jeder Theilnahme unwürdig zu sein, aber sie empfindet ihn als heroische Aufopferung, Saalfeld empfindet ihn mit Bitterkeit als Schmälierung ihrer liebenden Hingebung, und was das Tollste ist, der Spitzbube Benjamin, dessen gesunder Menschenverstand durch Ueberschwenglichkeiten nicht angefochten werden sollte, denkt darüber, wie sein Herr. Wenn nun der Ausgang innerlich falsch motivirt ist, da er bei den Betheiligten einen falschen Eindruck hinterläßt, so ist er auch äußerlich nicht der richtige. Valentine wird vor den Augen des Hofes gedemüthigt, und so hoch oder gering man die gute Meinung dieser saubern Gesellschaft anschlagen mag, die Demüthigung war unnöthig. Valentine durfte nur einfach den Hergang erzählen, so war zwar ihr Bruch mit Seiner Durchlaucht entschieden, aber ihr Ruf war gerechtfertigt. Ein demüthiges Hoffräulein würde nicht wagen, die Geschichte der Strickleiter dem Herrn ins Gesicht zu erzählen; aber Valentine soll doch etwas Anderes sein, als eine dieser abgerichteten Marionetten. — Wie ist es nun möglich, daß ein so fein fühlender und logisch denkender Dichter so arge Verstöße begeht? — Weil er noch ein Schüler Wilhelm Meisters ist, weil seine Neigung sich nach einer andern Seite entscheidet, als seine vernünftige Einsicht. Das Drama soll die Frage erläutern, welchen Werth der Ruf einer Frau habe, das heißt, das Gerede der Leute über eine Frau. Der Dichter hat die richtige Antwort nicht gefunden: — gerade so viel, als diese Leute Werth haben. In der bürgerlichen Gesellschaft, wo ein streng sittliches Gesetz herrscht, und wo man es mit Ehre und Schande ernst nimmt, ist der gute Ruf Alles; in der Gesellschaft, die Freytag schildert, ist er nichts werth. Diese Gesellschaft hat gar keinen sittlichen Inhalt, gar keinen Ernst des Lebens, gar keine Ueberzeugung, gar keine Grissen; sie wird vielleicht die Nase rümpfen, daß Valentine einen Monsieur Saalfeld einläßt, aber wenn dieser Monsieur die Maske abwirft und sich als Herr von So und So darstellt, so wird weder Graf Wöning, noch Hofmarschall von der Gurten, noch Lieutenant von Stolpe, noch irgend ein Anderer dieses Gefindels Anstoß nehmen. — Freytag sieht diese Gesellschaft, wie sie ist, und wendet sogar recht grelle Farben an; aber diese Einsicht hat seine Sympathie nicht aufgehoben; und ebenso geht es seinen Helden. Valentine und Saalfeld sind nicht, wie der Dichter glaubt, souveraine Naturen, die sich frei über die sittliche oder unsittliche Basis ihrer Gesellschaft erheben, sondern Erzeugnisse eben dieser faulen Gesellschaft. Saalfeld ist ein aristokratischer Dandy, der sich in seiner Jugend mit demagogischen Umtrieben amüßte, und der jetzt im Zweifel darüber ist, ob er mit den Indianern den Stier jagen, oder in Deutschland lieberlich werden soll. Er hat kein natürliches Interesse, er macht sich daher ein künstliches, indem er in das Lebensschicksal einer Dame eingreift, die ihn durch ein Bonmot gereizt. Er

hat kein Gesetz des Handelns in seinem Innern, er folgt den Eingebungen seiner Laune. Nebenbei ist er nicht ein unbefangener französischer Abenteurer, sondern ein deutscher Doctrinär, der über das, was er empfindet und empfinden soll, geistreich reflectirt. Die Valentine einem Maskenspiel zu entführen, um ihr die Möglichkeit einer Demüthigung zu ersparen, hält er für erlaubt; sie von wirklicher Demüthigung und Schande zu befreien, indem er die betruunkene Durchlaucht und ihren Mephistopheles von der Strickleiter zurückhält, das widerstrebt seiner Doctrin. Es ist wunderbar, wie Freitag von Zeit zu Zeit die Lücke in seinen Motiven fühlt und sie auszubessern sucht. — Saalfeld greift in Valentins Schicksal ein, weil sie den Fürsten nicht liebt. „Warum soll ich ihn nicht heirathen? Ich habe Ehrgeiz u. s. w.“ — In der That, warum nicht? — Saalfeld findet keine andere Antwort, als daß diese Heirath den Interessen des Volks widerspricht. Zu solchen äußern Motiven greift man, wenn die innern nicht ausreichen. — Saalfeld ist ebenso grillenhaft in seiner Doctrin, wie in seinen Einfällen. Er will mit dem Teufel um eine Seele spielen und stellt mit dem Spitzbuben Benjamin wunderliche Experimente an. Das günstige Resultat dieses übermüthigen Spiels ist unwahrscheinlicher, als bei der Bekehrung des Chourineur, weil bei diesem Rudolf an das starke Ehrgefühl appelliren kann, während die bloße Gutmüthigkeit bei einem leichtsinnigen Spitzbuben eine schwache Handhabe ist. Indes um solche Nebensachen würde man nicht rechten. Bedenklicher ist, daß Saalfeld seinen Schützling zum Meineid verleiten will, zu einem schlimmern Verbrechen, als er bisher begangen. Zwar bemerkt er einmal: „Das muß vermieden werden!“ und zu diesem Zweck will er aus dem Gefängniß ausbrechen; aber wird denn durch die Flucht des Verbrechers der Criminalproceß aufgehoben? Das Zeugenverhör geht fort, und der Flüchtling wird in contumaciam verurtheilt. Entweder beschwört Benjamin seine falsche Aussage, oder der wahre Thatbestand kommt heraus und die ganze Bemühung war umsonst. — Die ganze Geschichte, wie sie hier erzählt wird, mit allen Nebenumständen, könnte in einem Lustspiel ohne Anstoß vor sich gehen. Wenn Scribe den Stoff behandelt hätte, so würde er ihn so komisch darzustellen wissen, daß wir gar nicht zu der Ruhe kämen, an sittliche Gesetze und Voraussetzungen zu denken. Aber diesen Uebermuth beßigt unser Dichter nicht; er hat ein strenges Gewissen, ein ernstes sittliches Gefühl, das sich in jedem Augenblick fragt: kann die Maxime der vorliegenden Handlung allgemein gültige Maxime werden? Diese Gemüthsbeschaffenheit, für den Philosophen die allein richtige, ist ungünstig für den Lustspieldichter, und daß sich Freitag darüber getäuscht hat, ist der Grund aller Irrthümer in seinen frühern Werken.

Vor der Valentine hatte Freitag ein Drama geschrieben, welches



ziemlich unbeachtet vorübergegangen war: die Brautfahrt (1843). Auf den ersten Anblick scheint zwischen den beiden Stücken ein Gegensatz stattzufinden; denn die Valentine ist aus einem Guß, ein künstlerisch abgerundetes Ganze, während in der Brautfahrt die Composition noch in einem embryonischen Zustande ist. Die Scenen sind lose aneinander gefädelt und schleichen auf willkürlichen Umwegen einem Ziele zu, das man einfacher auf dem geraden Wege erreichen könnte. Die Brautfahrt spielt in einer poetischen Zeit, die nie existirt hat und nie existiren konnte, wo die Aristokratie tugendhaft war und die Politik gemüthlich, während in der Valentine die moderne Gesellschaft mit einer sichern Künstlerhand gezeichnet ist. Aber bei näherem Zusehen erkennt man doch denselben Dichter heraus. Die einzelnen Scenen sind von einer wunderbaren Anmuth und Frische, von einer freien, lebendigen Bewegung und in das hellste Sonnenlicht der Poesie getaucht. Die Figuren sind treuherzig, echt deutsch, nicht ohne egoistische Zwecke und Grillen, aber stets dem bessern Gefühl zugänglich, kurz wie man sie in dem gemüthlichsten Roman nicht besser erdichten könnte. Dieser Gesellschaft steht der Held, Kunz von der Rosen, Hofnarr des Erzherzog Maximilian, ironisch gegenüber, nicht weil er schlechter ist, als die Andern, im Gegentheil, sein treuherziges Wesen und sein warmes Gemüth tritt selbst in dieser Umgebung noch glänzend hervor. Er ironisirt sein Gefühl, um nicht in falsche Empfindsamkeit zu verfallen, und setzt die Narrenmaske auf, um den Ernst und die Innigkeit seines Auges zu verdecken. — Dieser Kunz von der Rosen ist der Schlüssel zu Freitag's sämtlichen Charakteren. Der Kampf eines edlen Gemüths gegen das Uebergewicht seines eigenen Idealismus ist ein charakteristischer Zug unserer Zeit, die sich an falschen Idealen berauscht hat und daher ihren Bildungsproceß als Kampf gegen den Idealismus überhaupt auffaßt. Bei fortschreitender Bildung mußte der Dichter immer enger dahin streben, diese Neigung poetisch zu vertiefen und geschichtlich zu rechtfertigen. Saalfeld, der Gelehrte, Waldemar, Bolz und Fink sind weiter nichts, als geschichtliche Vertiefungen des idealen Typus, den der Dichter zuerst in Kunz von der Rosen mit flüchtigen Umrissen entworfen hat, und der in jeder neuen Umwandlung ein reicheres und concreteres Leben gewinnt. Es leuchtet ein, daß dieser Charakter mehr für den Roman geeignet ist, der die breite Auseinandersetzung nicht nur erlaubt, sondern heischt, als für das Drama, das schnell und entschieden vorwärts eilen muß. Das Streben, den heiligsten sittlichen Ernst und das wärmste Gefühl mit dem Uebermuth freier souveräner Bildung zu vereinen, mußte den Dichter in nothwendiger Entwicklung vom Drama zum Roman treiben.

Graf Waldemar wurde 1848 gegeben, und die bald darauf ausbrechende Revolution, die sich überhaupt der herrschenden Kunstrichtung in

den Weg stellte, verkümmerte den Erfolg des Stücks. Doch war das nicht der einzige Grund. Man hatte allgemein das Gefühl, daß der Dichter hinter der künstlerischen Höhe, die er in der *Valentine* erreicht, zurückgeblieben sei. Im Urtheil der Masse, auch wo es unrichtig ist, liegt doch ein beachtenswerther Instinct. Künstlerisch betrachtet, war *Waldemar* kein Rückschritt. Die Vorzüge der Composition, des Stils, der Bildung, welche die *Valentine* auszeichneten, waren hier in erhöhtem Maß vorhanden. Dazu kam die ernstere Auffassung des wirklichen Lebens. In der *Valentine* schwebten die psychologischen Erscheinungen, die den herkömmlichen Voraussetzungen zuweilen zu gewaltsam widersprachen, in der Luft; man mußte sie hinnehmen, ohne sie in ihrem Entstehen zu begreifen. Der Urwald, Sicilien, der Hof von Hohenfließ, die Zeit der Brautfahrt, das alles spielt in einander. In *Waldemar* waren sie aus dem geschichtlichen Leben, aus den Sitten der Zeit hergeleitet. Freilich trat eben deshalb der Fehler in ihrer Anlage bestimmter und augenscheinlicher hervor. Was man in dem heitern, geschichtlich unbestimmten Maskenspiel der *Valentine* übersehen hatte, mußte in *Waldemar* aller Welt klar werden, daß nämlich der Dichter einen novellistischen Stoff durch die dramatische Bearbeitung aus seiner richtigen Stimmung gebracht habe. — In beiden Stücken hatte sich der Dichter die Aufgabe gestellt, eine bedeutende Natur zu zeichnen, die, unter kleinen Verhältnissen verkümmert, in einer innern Wiedergeburt zu sich selbst kam. Die Grundstimmung, von der Saalfeld wie *Waldemar* ausgehen: „Mir eckelt vor diesem tintenklecksenden Sæculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen,“ ist bei *Waldemar* durch seine gesellschaftliche Stellung begründet. Bei den Aristokraten eines Volks, welches kein geschichtliches Leben hat, finden Wünsche und Leidenschaften von der frühesten Kindheit keinen Zügel, sie gewöhnen sich daran, maßlos zu begehren, und doch fehlt ihnen alle Gelegenheit, ihre Kraft auf eine folgerichtige Weise anzuwenden. Je größer ihre Anlage, desto leichter werden sie verführt, ihre Kräfte in übermüthigem, zweck- und sittenlosem Spiel zu vergeuden, die Menschen, von denen sie die kleinen Seiten scharf durchschauen, zu verachten und am Ende sich selbst aufzugeben. Die Krankheit ist leichter aufzuzeigen, als die Heilung, denn ein Aristokrat, der den Reiz der Nerven in jeder Weise erschöpft hat und der den pragmatischen Zusammenhang der Dinge klar durchschaut, wird sich nur schwer vor einer imponirenden Erscheinung zu dem Gefühl dauerhafter Achtung erheben können. Freitag wendet zur Heilung das eigenthümliche Mittel der Beschämung an. *Waldemar*, der die Erbärmlichkeit seiner Genossen lange erkannt, wird zuerst gewahr, daß ihn eine einfache Natur durchschaut, und die Beschämung steigert sich, als er sieht, daß seine Leidenschaften sich nicht einmal vergeistigt haben, daß seine letzte, vornehmste Passion mit seiner

ersten, klüglichen zusammenfällt. Seine vermeintliche Weltkenntniß wird gedemüthigt und damit seiner Ironie die Spitze abgebrochen. — Das Mittel ist fein erdacht, aber es läßt kaum eine dramatische Durchführung zu. Für die in kleinen Verhältnissen verkümmerte Natur können wir uns nur interessieren, wenn die ursprüngliche Bedeutung durchblickt, und hier steht Waldemar gegen seinen Zwilling Bruder Saalsfeld in großem Nachtheil. Daß Beide von ihren Velleitäten erzählen, daß der Eine unter Umständen Indianer oder Bruder Liederlich, der Andere Anführer einer schwarzen, höllen-heißen Bande von Schelmen werden will, die den Teufel als Schutzpatron verehrt, giebt ihrem Charakter noch nicht das nöthige Relief, und das Mittel, das Freytag anwendet, die geistreiche Conversation, reicht auch nicht aus. Schon in der Valentine macht es einen fast komischen Eindruck, wie das erste Interesse Saalsfeld's für die schöne Frau durch ein Bonmot erweckt wird, und wie sie ihrerseits den geistvollen Sprecher in einer aufsteigenden Scala von Recensionen beurtheilt: er ist interessant, er ist bedeutend, er ist gefährlich, er ist furchtbar, er ist ein Dämon u. s. w. Aber Saalsfeld hat den großen Vortheil, der Intrigant des Stücks zu sein. Er leitet mit souverainer Gewalt die Fäden, bis ihm endlich durch einen freien Entschluß Valentins das Gewebe aus den Händen gerissen wird. Waldemar dagegen ist von vornherein leidend, seine Ueberlegenheit zeigt sich im Grunde nur gegen Voz und den dummen Russen, und auch hier nicht unbedingt, denn der Eine bestiehlt, der Andere prügelt ihn. Das Stück besteht aus einer Reihe von Beschämungen, und als endlich der Ernst des Lebens eintritt, als er seine Manneskraft einem frechen Weibe gegenüber entwickeln soll, ist er hilflos. Der Ausgang verstimmt trotz seiner feinen Arbeit; denn während in der vorhergehenden Entwicklung Grund und Folge deutlich hervortreten, waltet zuletzt die Willkür auf eine Weise, daß der überraschte Zuschauer nicht einseht, was Spaß und was Ernst ist. Will Waldemar sich wirklich von dem tollen Weibe erschießen lassen? Dann ist er in der Lage des Hebbel'schen Bertram, der durch seinen Reichenam ein Loch in der moralischen Welt verstopft; abgesehen davon, daß er seine Geliebte hilflos den Händen einer rachsüchtigen Feindin überläßt. Der letzte Act, statt Waldemar zu heben, demüthigt ihn noch tiefer, denn wenn ihm Georgine das Leben schenkt, so triumphirt sie dennoch, und ihre Aussicht, den liederlichen Grafen nach Beendigung der Gärtneridylle in Paris wiederzusehen, wird von dem unbefangenen Zuschauer nur zu sehr getheilt. — Zum Theil liegt der Grund in dem unklaren Verhältniß des Dichters zu seinem Problem. Er wollte eine souveraine Natur darstellen, die sich von allen sittlichen Voraussetzungen gelöst; aber sein eigenes Gewissen ist zu stark, um bei einem Charakter, für den er warme Theilnahme empfindet, eine solche Zeichnung zu verstatten. Sein Waldemar

hat Gewissensbisse, er will mit seinem Leben einen alten Schuldschein bezahlen. Der echte Waldemar erkennt keine Schulden an. Er würde sich der wilden Schönheit als Thierbändiger entgegengestellt, sie an Uebermuth und Frechheit überboten und sie durch Spott und Hohn in die Flucht geschlagen haben. Freilich hätte dann Gertrud ein Grauen vor ihm empfinden müssen, und der Bund wäre gelöst. Daß dieser sauerfüße Schluß der Griseldis undramatisch ist, empfand der Dichter mit Recht, aber eben deshalb ist sein Problem undramatisch, denn dieser Ausgang war mit Nothwendigkeit indicirt. — Der Fortgang der Spannung beruht nicht auf den Ereignissen, er ist lediglich ein Wechsel der Stimmungen. Die beiden Paare sehen ihr Verhältniß in den verschiedenen Acten verschieden an, weder die Reigung Waldemar's zu Gertrud, noch die Reigung Georginens zu Waldemar ist zwingender Natur. Die Verhältnisse fordern eine allmähliche, sinnige Entwicklung und sind daher mehr novellistisch als dramatisch empfunden. Das Stück ist auf Ueberraschungen berechnet, die im Roman, wenn sie gehörig vorbereitet sind, vortrefflich wirken, im Drama aber, wo man nicht Zeit hat, sich zu sammeln, verstimmen müssen. Als die Fürstin sich als die ehemalige Grisette enthüllt, fühlt jeder Zuhörer das Bedürfniß, das Stück noch einmal von Anfang zu sehen, um sich Rechenschaft zu geben, ob der Dichter nur ein unverzeihliches Spiel mit ihm getrieben hat. Die Art und Weise, wie die Ueberraschung bei Waldemar vermittelt wird, ist ganz novellistisch. Georgine spricht auf einmal in einem Ton, der von ihrer Sprechweise abweicht und ihn die alte Maitresse erkennen läßt. Im Roman läßt sich das erzählen, im Drama aber nicht darstellen, denn wir wissen nicht, wie Georgine als Louise gesprochen hat, und werden durch Waldemar's Betragen überrascht. Zudem verlangt das Motiv eine ausführlichere Auseinandersetzung. An sich ist es fein erdacht, daß der stolze Graf durch die Entdeckung, die geistvolle Dame sei eine ehemalige Grisette, und die Sprünge in ihren Empfindungen, die er bisher als pikant bewundert, stammen von den Brettern her, aufs tiefste gedemüthigt wird. Aber bei dem Drang der Ereignisse haben wir keine Zeit, diese Reflexionen in uns zu verarbeiten. Dem Darsteller des Waldemar hat Freitag die Rolle schwer gemacht. Abgesehen von einem paar übermüthigen Redensarten, läßt er ihn durchaus rechtschaffen empfinden, und da er immer der leidende Theil ist, so fällt die Charaktermaske des Blasirten, — denn weiter ist es nichts — zu früh von seinem Haupt, und statt zu imponiren, ruft er die weiche Stimmung des Mitleids hervor. Wirkliche Blasirtheit ist unheilbar, denn sie fällt mit Charakterschwäche zusammen. Ein Mann, der sich für blasirt hält, gehört ins Lustspiel, denn es ist keine tragische Nothwendigkeit in ihm. — Sehen wir von dem Kernfehler des Drama's ab, so liegt in der Bearbeitung ein

wunderbarer Reiz. Der Dichter ist in der Einsicht in das Wesen der Aristokratie einen Schritt weiter gekommen. Die sogenannte gute Gesellschaft von dem Fürsten herunter bis zu dem spießbüßischen Bedienten ist mit einer ironischen Naturwahrheit dargestellt, die etwas Zermalnendes hat, und dabei waltet doch viel gute Laune. Selbst die leicht hingeworfenen Nebenfiguren haben eine bestimmte humoristische Physiognomie. Das Stück steht wie ein Gebäude aus, im edelsten Stil kunstgerecht aufgeführt, bei dem man aber das Fundament vernachlässigt hat.

Der Gelehrte, ein Fragment in Ruge's poetischem Taschenbuch, ist ein halb novellistisch, halb dramatisch ausgeführter Stoßseufzer, in welchem der Dichter dunkel empfindet, daß er mit seiner Redlichkeit und Treue in die Gesellschaft, die ihn bisher ausschließlich beschäftigt, nicht hineingehört, daß er zum Volk, zu seiner Arbeit und seinen Sorgen herabsteigen müsse, um das wirkliche Leben zu erfassen. — Zwischen Waldemar und den Journalisten (1854) liegen mehrere ernste, sorgenschwere Jahre. Das Lustspiel lebt in einer so ganz andern Atmosphäre, daß, wer nicht genau beobachtet, den Dichter der Valentine kaum herauskennt. Es enthält nichts von jenen zarten, etwas dämmerhaften Beobachtungen, die in den beiden frühern Dramen die gebildete Welt entzückt, nichts von jenen aristokratischen Griffsen, die man wohl empfindet, aber nicht begreift, es fehlt ihm der Hautgout für feingestimmte Seelen; wir stehen mitten im bürgerlichen Leben, das von bewußten Zwecken getragen wird, das sich nach strengen Gesetzen entfaltet. Eine Reihe prächtiger Menschen tritt uns entgegen, und gerade die komisch behandelten sind die besten, vor allen der wackere Piepenbrink, der trotz seiner närrischen Manieren und seines despotischen Wesens ein so warmes und redliches Herz hat, wie es nur je in der Brust eines Weinhändlers geschlagen, der empfindsame Bellmaus, trotz seiner lyrischen Sünden ein herzensguter Junge, ja selbst der ehrliche Schmock, bei dessen Bilde man trotz der grellen Farben dem Dichter dasselbe sagen kann, was er in seinem Roman über die Behandlung des Juden Linceles durch Fink bemerkt: sie zeigt eine warme menschliche Theilnahme, und der Jude muß sich eigentlich geschmeichelt fühlen. Wenn auch die Begebenheiten keine große Spannung hervorrufen, und wenn man auch wünschen möchte, der Dichter hätte einen andern Ausgang gefunden, als den wunderlichen des Journalkaufs durch Adelsheid, so haben wir doch ein reich bewegtes Leben: das Stück hat sich eine kleinere Aufgabe gestellt, als die Valentine, aber es hat sie gelöst. — In Volz erkennen wir ohne Mühe Ruz von der Rosen, Saalfeld und Waldemar wieder heraus; aber es ist zum ersten Mal, daß diese Charaktermaske ihren richtigen Lebensinhalt gefunden hat. Volz ist weder Indianer noch Räuberhauptmann geworden, er hat sich mit dem bescheidenen Amt eines Journalisten begnügt. Er

versäumt keine Gelegenheit, der herkömmlichen Convenienz, der Empfindsamkeit und Spießbürgerlichkeit gegenüber seinen tollern Uebermuth geltend zu machen; aber mehr als Saalfeld, mehr als Waldemar hat er das Recht dazu, nicht bloß weil er an Willenskraft und Verstand seinen Umgebungen überlegen ist, sondern weil er ein gutes Gewissen hat. Die wunderliche Welt hat in dem Stück eine Satire gegen den Journalismus finden wollen; es ist freilich nicht eine Verherrlichung des Schmodthums. So verächtlich die Journalisten sind, die ihren Beruf als Gewerbe betreiben, mit so warmer Liebe schildert der Dichter die aufopfernde, dunkle und andankbare Thätigkeit derjenigen, die für eine große Ueberzeugung arbeiten. Holz hat das Recht, mit seinen Umgebungen übermüthig zu spielen, denn er ist nicht nur sicher, sondern redlich in seinem Wollen, und dadurch verehrt er seine Umgebungen, indem er sie zu verspotten scheint. Es ist ein Fehler, daß der Dichter versäumt, auf den Inhalt der politischen Gegensätze einzugehen. Er that es, um die bequeme Phraseologie zu vermeiden, mit der schwache Dichter die Armut ihrer Erfindung überdecken. Aber die politischen Gegensätze liegen nicht bloß in den Phrasen, und um die Stärke der Ueberzeugung bei Holz zu prüfen, mußten wir die Einheit seines Lebens, seines Charakters und seines Glaubens anschauen. Die Einseitigkeit wäre leicht durch Figuren wie Adelheid und den Professor ergänzt, die auch in dem Kampf das, was sich ziemt, aufrecht halten und im dem Gegner das Recht der freien Ueberzeugung zu ehren wissen. Im Grunde spricht sich in dieser Scheu vor poetischer Parteinahme nach der Schule Wilhelm Meißer's aus. Holz klagt einmal, daß seine journalistische Thätigkeit ihn an harmonischer Ausbildung hindere. Das bringt aber jede auf den Tag gerichtete Arbeit, jede bürgerliche Thätigkeit mit sich. Im wirklichen Leben entwickelt Holz die ganze Wärme und Leidenschaft seines Berufs; in seinem Herzen hat er aber immer noch eine geheime Stelle, wo er nach Art des Bellmans lyrische Empfindungen über das Aufreibende der täglichen Arbeit hegt. Adelheid hat ebenso Recht, ihren Freund auszulachen, als Conrad, die lyrischen Stoffsäufer seines Feuilletonisten zu verspotten.

Freitag selbst hat gezeigt, daß die Tagesarbeit das Talent, den Lebensmuth nicht ertödtet. Der Humor in seinen Grenzboten-Aufsätzen (Briefe an Michel Mros; die Kunst, ein dauerhafter Minister zu werden; deutscher Trost u. s. w.) ist von einer bezaubernden Frische; es ist kein gefuchtes Wort darin, man sieht, wie die komischen Gestalten seiner Phantasie aufgehen, sich lustig durcheinander tummeln und sich durch die Bekämpfung der bösen Zeit nicht anstecken lassen. Aber das leichtsinnige Gesicht ist nur Maske. Wider seinen Willen drängt sich zuweilen das Gefühl hervor und beeinträchtigt die humoristische Form. In seinen ernstern Abhandlungen zeigt sich der Haß gegen die Phrase, das Bemühen, die

farblofen politischen Begriffe in concrete Anschauung zu übersezen; weil er sich niemals durch die Lebensart irren läßt, bleibt er im Wechsel der Eindrücke consequent in seinen Ueberzeugungen; seine Sympathie geht mit seiner Einsicht Hand in Hand, und der Staat, der ihm als Heimath werth ist, rechtfertigt sich ihm auch durch seine weltgeschichtliche Stellung. Den reinsten und erfreulichsten Eindruck machen die kleinen Schilderungen aus dem Leben des Gemüths (Agnes Franz, die Sonntagsfeier in Preußen u. s. w.). Man hat häufig die Behauptung aufgestellt, der Dichter könnte die edelsten Gesinnungen darstellen und doch ein schlechter Mensch sein. Mit tugendhaften Lebensarten um sich zu werfen, ist freilich leicht, aber wahrhaft gemüthvollen Inhalt zu geben vermag nur derjenige, der ihn aus seiner eigenen Seele schöpft.

Wer Freytag's Talent in diesen Arbeiten aufmerksam verfolgte, mußte zu der Ueberzeugung kommen, daß diese Fülle von Anschauung und Empfindung, dieses Behagen an kleinen Zügen, diese gemüthliche Lässigkeit in der Verfolgung von Umwegen und Krümmungen in einem humoristischen Roman zur vollsten Geltung kommen müsse, da es in den bisherigen dramatischen Versuchen des schnellen dialektischen Fortschritts wegen fast künstlich unterdrückt war. Der Roman *Soll und Haben* (1855) hat diese Voraussicht aufs glänzendste bewährt. Um das Verhältniß desselben zu den frühern Dichtungen zu verstehen, muß man noch einmal die Lieblingshelden derselben ins Auge fassen. Während sich die meisten übrigen Dichter von frühster Jugend an wunderliche, außer allem Zusammenhang mit der Wirklichkeit stehende Ideale gebildet haben und daher, sobald sie in die thätige Welt eintreten, dem Leben Rißmuth, Verstimmung und Unsicherheit der Empfindung entgegenbringen, spricht sich in Freytag's Helden die Reigung eines frischen, muthigen Herzens aus, es mit dem Leben und seinen Gesezen nicht genau zu nehmen, sie wohl durch lustigen Uebermuth zu verspotten. Diese Stimmung würde bedenklich sein, wenn sie nicht in der Seele des Dichters durch ein sicheres und reines Gewissen ergänzt würde. Jene Helden machen zuweilen wunderliche Experimente, und selbst in ernsthaften Angelegenheiten muß zuweilen der Professor seinen Collegen Polz auffordern, kein Hanswurst zu sein; aber diese Frivolität spielt nur auf der Oberfläche. Schon bei Goethe haben wir die Beobachtung gemacht, daß seine Schilderungen zwischen zwei entgegenstehenden Idealen schwankten, die in seiner eigenen Natur harmonisch verbunden waren, die er aber in der Dichtung auseinanderlegte. Ebenso hat Freytag in „*Soll und Haben*“ seinem alten Lieblingshelden Fink in dem ehrlichen Anton eine Ergänzung gegeben, die nichts Anderes ausdrückt, als den zweiten Pol seines eigenen Charakters. Anton empfindet und handelt mit einer moralischen Strenge, die zuweilen etwas Steifes hat, Fink mit

einer Freiheit von allen gewöhnlichen Rücksichten, die zuweilen in ein bedenkliches Gebiet überstreift, und doch gehören Beide zusammen. Der Eine liebt in dem Andern das Bild, das er zu seiner Ergänzung bedarf, und so kann eine gegenseitige Fortbildung nicht ausbleiben; Anton verliert etwas von seiner Steifheit und Blödigkeit, Fink etwas von seinem Uebermuth, und so hat der Dichter wieder zusammengeführt, was nur scheinbar getrennt war. — Bis her waren seine Helden Lebensvirtuosen in der Manier Wilhelm Meister's; sie gehörten der Classe der Genießenden an und zeigten keine historische Bestimmtheit. Der Kreis, in welchem sich Waldeemar, Valentine u. s. w. bewegten, übte durch Gewohnheit auf ihre Seelen einen gewissen Reiz aus, aber er war nicht die Grundbedingung ihres Daseins; sie konnten sich ihm entziehen, sobald sie wollten, und damit alle Voraussetzungen ihres Willens wie ihres Schicksals aufheben. Der Fortgang der Handlung entwickelte nicht ihren Charakter, er veränderte nur ihre Stimmung; sie suchten dann eine andere Atmosphäre des Lebens, und die Mittel fehlten ihnen nicht, sich in derselben ganz nach Wunsch und Bequemlichkeit einzurichten. Anders in „Soll und Haben“. Hier werden wir tief in das wirkliche Leben eingeführt, und die endlichen Bedingungen des Berufs, der Arbeit und des Genusses werden uns in der Form von Grund und Folge entwickelt. Im Roman bewegen wir uns auf dem Gebiet der Nothwendigkeit, während in den Dramen Eingebung und Laune die bestimmenden Motive waren. — Freitag giebt seiner Dichtung die breite Grundlage der bürgerlichen Existenz, den Handel und die Landwirthschaft, und führt das Princip durch: man soll mit seinem Credit nie über sein Vermögen hinausgehen, das heißt, man soll nicht eher nach Feinheit und Größe in den Empfindungen und Handlungen streben, bevor man nicht die nothwendige Grundlage der gemeinen Sittlichkeit festgestellt hat. Schon Schiller hatte darauf hingedeutet, daß eine ausschließlich ästhetische Bildung zum Verderben führt, daß der Adel, so lange er im Gegensatz der bürgerlichen Arbeit bloß repräsentiren will, zum Untergange bestimmt ist. Während die frühern idealistischen Dichter, gleichviel welcher politischen Partei sie angehörten, stets für den Stand, in welchem das harmonische berufslose Dasein zu seinem reinsten Ausdruck kam, eine geheime Verehrung hegten, hat sich Freitag in diesem Roman ganz von seinen alten Sympathien losgesagt und giebt die einsichtsvollste Beurtheilung der Aristokratie, die einsichtsvollste Verherrlichung des Bürgerthums, welche die deutsche Poesie bisher kennt. Der Edelmann, der heute noch in der alten Weise fortleben will, der sich nicht den Ernst und die Folgerichtigkeit der bürgerlichen Arbeit aneignet, geht unter und verdient es unterzugehen, so liebenswürdig seine Erscheinung sein mag. Freitag führt dies Princip in der Darstellung seiner Adelsfamilie



mit einer Härte durch, die auf den ersten Augenblick erschreckt, aber dann Bewunderung abnötigt. Er erspart dem Edelmann, den er zu Anfang mit einem gewissen Wohlwollen angelegt hat, keine äußere und innere Erniedrigung; aber anders, wie bei den Dichtern, die in den Metamorphosen ihrer Charaktere die ursprüngliche Anlage ganz aus den Augen verlieren, folgen wir hier der Entwicklung Schritt für Schritt, jede neue Wendung überzeugt uns, und auch als die letzte Unwürdigkeit über den alten Herrn einbricht, zeigt er noch schwache Spuren jenes ritterlichen Wesens, das uns anfangs so bezauberte. Noch meisterhafter, als dieser, aus dem innersten Leben herausgeschöpft Charakter ist das freilich nur leicht stizirte Bild der Baronin, deren Verhältniß zu Anton eine bittere, aber auf alle ähnlichen Fälle anwendbare Wahrheit enthält. — Derselbe Gegensatz zwischen Adel und Bürgerthum entfaltet sich in dem Gegensatz zwischen Deutschen und Polen. Bei den Polen ist das Princip des bloß repräsentirenden Adels das charakteristische Merkmal der gesamten Geschichte, und so reiche Farben die Romantik finden mag, den Untergang dieses ritterlichen Reichs zu betrauern, die Vernunft wird darin ein nothwendiges Fatum erblicken. — Um das Gemälde breitet sich ein ernster Hintergrund: die drohenden Zeiter Ereignisse, die allen materiellen und geistigen Besitz unsicher machen und die Integrität des Charakters ebenso bedrohen, als die Integrität der bürgerlichen Zustände. Ebenso ernst sind die Farben, die der Dichter anwendet. Er sucht nicht über die Gefahren des Conflicts zu täuschen, aber er erweckt in jedem gesunden Herzen den Muth, mit den Widerwärtigkeiten des Lebens zu kämpfen und frei und aufräthlich aus ihnen hervorzugehen. — Dieser gesunde Lebensmuth erscheint zum Theil in der alten Form des Humors. Der Philosophie mag man die Amtsmiene gönnen, die Dichtung wird sich vergebens bemühen, für das Reich des Guten zu werben, wenn sie nicht ihren Ernst hinter gefälligen Formen versteckt. Der Dichter der Valentine hat von seiner Antimuth durch den Ernst seiner Ueberzeugung nichts eingebüßt. Sein Humor, der im dramatischen Dialog bisweilen retardirend wirkte, kann sich hier im freiesten Uebermuth entfalten, und selbst da, wo das Schreckliche uns berührt, werden wir durch die Fülle des Gemüths versöhnt. Die Gedanken wachsen organisch aus dem Gegenstand heraus, ja sie sind die Seele desselben. Die Beredtsamkeit ist kräftig, aber zugleich von einer vornehmen Haltung. Die höchste Poesie entwickelt sich in der Art und Weise, wie die Stimmungen des Gemüths ihren Wiederhall in der Natur finden, so daß die Saite des Herzens in doppelten Schwingungen zittert. Die Schilderung des Guts, als der Baron seinen verhängnißvollen Entschluß faßt, die Schilderung der Winkelnheide, in welcher der arme Jude-Liabe seinem Schicksal verfällt, gehören zu jenen Eingebungen, die den

Dichter von dem reflectirenden Beobachter unterscheiden; aber diese poetische Inspiration liegt nur in der Farbe, die Zeichnung ist strenge nach der Natur. Freitag hat Landwirthschaft und Handel genau studirt, und darum sind seine Auseinandersetzungen ebenso überzeugend als warm, und die Zeichnung der typischen Figuren klar und durchsichtig: der Edelmann und seine Familie, der Kaufmann und sein Geschäft, die jüdischen Händler, die jungen Fräulein u. s. w. In dem Knabenleben Anton's ist jeder Zug der Natur abgelautet, jeder Zug aus dem innersten Quell des Herzens geschöpft. An Ausstellungen kann es auch hier nicht fehlen. Der leitende Gedanke beherrscht den Dichter so sehr, daß er z. B. die Liebesverhältnisse ganz oberflächlich behandelt. Bei manchen Uebergängen merkt man, daß der Dichter die großen Momente vorher ausgearbeitet hat und zur Verbindung nur das Nothdürftigste anwendet. Für manche Situation wünscht man einen andern Ausweg, und zuweilen drängt sich der sittliche Ernst fast pedantisch vor die lebendige Zeichnung einer Leidenschaft; aber wir finden keinen Zug wirklicher Unwahrheit. Mit historischem Ernst sind die großen Verhältnisse der Arbeit entwickelt; das kleine Detail der Berufsgeschäfte mit einem humoristischen Behagen, durch welches ein warmes deutsches Gemüth blickt. Der zugleich anmuthige und kräftige Stil des Buchs ist der Ausdruck einer freien, gesunden, durch Reflexion noch nicht zersetzten Natur. — Der große Erfolg des Buchs ist ebenso gerechtfertigt, als entscheidend, und wir sind überzeugt, daß es zu der neuen Aera unserer Dichtung, die man bisher mehr in prophetischen Wünschen, als in verständiger Einsicht anschaute, ein wesentliches Moment ausmachen wird.

In unserer Kunst breitet sich mehr und mehr die Ueberzeugung aus, daß man den subjectiven Idealismus aufgeben und sich dem wirklichen Leben zuwenden müsse. Nur darf dieser Gegensatz nicht so äußerlich gefaßt werden, wie ihn unsere jungen Enthusiasten in wohlfeiler Abstraction begreifen; nicht die Ersetzung der Liebesempfindungen durch Freiheitsempfindungen in der Lyrik, der Anekdoten aus dem Privatleben durch Anekdoten aus Revolutionszeiten im Drama, der Salonmenschen durch Bauern im Roman macht die Wiedergeburt der Poesie, diese muß sich vielmehr von innen heraus gestalten. — Die Poesie ist in der Tendenz stehen geblieben, weil sie ihre Grenze überschritten hat. Sie glaubte ihr Gebiet zu erweitern, wenn sie die Analyse, die nur der Wissenschaft angehört, auf das Gefühl übertrug. Es hat sich gezeigt, daß diese Vermischung eine unheilvolle war: sobald sich das Gefühl von individuellen Interessen abwenDET und nach allgemeinen Ideen hascht, verliert es sich in die Phrase. Die Wissenschaft ist mit Riesenschritten weiter gedrungen; die Poesie ist aus einer Krankheit in die andere gefallen. Die Rückkehr zum

Schönen und Individuellen konnte nicht ausbleiben, da unsere Zeit auch in Bezug auf das eigentliche Leben sehr energisch mit allen Illusionen zu brechen sucht. Darum konnte die erste Phase unserer Revolution auf den Ernst der Kunst nicht günstig einwirken, denn sie war nichts Anderes als ein ins Große getriebener politischer Dilettantismus, eine Herrschaft der Phrase, wie sie in dem Maß noch selten in der Geschichte aufgetreten ist. Seit der Zeit hat sich die bittere Nothwendigkeit in das Reich der politischen Träume eingeführt, und nun es Ernst wird, ziehen sich die Dilettanten allmählig von einem Felde zurück, dessen sie nicht mehr mächtig sind. — Die Revolution hat das Recht, das Staatswesen und selbst das Privatleben aus den verschlossenen Actenstuben auf den Markt geführt; Gesetz, Verfassung, Moralität erschöpft sich nicht mehr in allgemeinen Formeln, sondern es explicirt sich in bestimmten Vorstellungen, es wächst in das unmittelbar gegenwärtige Leben hinein, und man fühlt lebendig, was man sonst mit unreifem Raisonnement sich ausgeklügelt hatte. Diese Ausbreitung und Vertiefung der sittlichen Ideen in das Detail des wirklichen Lebens ist die nothwendige, die einzige Grundlage einer echten Poesie. — Wenn sonst ein besserer Dichter über die molluskenartigen Figuren der jungdeutschen Poesie sich erheben wollte, so ersetzte er die fehlende Energie durch Härte und Eigensinn und schuf Petresfacten an Stelle lebendiger Wesen. Die furchtbare Erschütterung des Jahres 1848 — furchtbar, weil sie mit unerbittlichem Ernst die schönsten Illusionen zerschlagen hat — wird heilsam auf die Nerven unserer Dichter wirken. Die Phrase hat sich selber widerlegt; sie kann das jaghafte Gewissen nicht mehr beruhigen. Auch nicht jene Form der Festigkeit, die heute sagt, was sie gestern sagte, weil sie es gestern gesagt. Man fordert von seinen Helden eine lebendige Gesinnung, die in dem Wechsel der Verhältnisse sich nicht verliert; sie dürfen sich nicht mehr an die sogenannte Idee anlehnen, weil diese sich wankend gezeigt hat, ihr eigenes Herz soll der Stamm sein, um welchen die Ideen sich ranken. Solche Heldenbilder wird man nunmehr auch von der Dichtung verlangen. Die Parteien zerschlagen den unfruchtbaren Eigensinn der Einzelnen, sie gewöhnen ihn an die Idee des Opfers, sie halten ihn in der Zweckthätigkeit fest, sie erfüllen ihn mit jenem höhern Begriff der Ehre, der nicht den Einzelnen gegen den Einzelnen, sondern den Einzelnen als Glied eines großen Ganzen geltend macht. Sie bringen endlich in ihrem Kampf, in dem sie einander nicht schonen, jene allgemeine, über alle Sophistik und Caprice erhobene Gesinnung hervor, welche die Substanz des Staats ist, und zugleich der Boden aller Dichtung. — Das sind deutsche Tröstungen, mit denen man freilich noch sehr in die Zukunft hinausblückt. Wir finden die Symptome der Zukunft auch keineswegs in einzelnen großen Leistungen, sondern in der Massensliteratur, in der sich

ein immer größerer Ernst und eine größere Bemühung um ein concretes Verständniß des Lebens ausspricht. Ueberall sehen wir, daß jene Form des Idealismus, die das Ideal dem Leben entgegensetzte, mehr und mehr abkommt, und daß jenes prophetische Wort Hegel's, man müsse die Vernunft im Wirklichen suchen, aus seiner abstracten Fassung ins Verständliche übergeht. Wir haben weniger Philosophen als früher, aber einen weitem philosophischen Blick.

## Viertes Kapitel.

### Der philosophische Radicalismus.

Bei jeder Revolution begegnet es, daß eine Reihe seltsamer, theils lächerlicher, theils furchtbarer Erscheinungen, von deren Existenz man früher nie etwas geahnt, wie aus dem Boden aufstauhen, und ebenso spurlos wieder verschwinden, sobald die Fluth im Sinken ist. Die Demokratie schien 1848 die bei weitem größte Masse des Volks zu umfassen, und ihre Anhänger aus den gebildeten Ständen konnten um so länger in dieser Illusion verharren, da sie der Partei das Stichwort der Unthätigkeit gegeben hatten und die wirkliche Unthätigkeit der Menge als Zeichen ihrer fortdauernden demokratischen Gesinnung ansahen. Die Täuschung ist geschwunden. Bei Gelegenheit der preussischen Wahlen von 1855 haben sie ihre Partei zur Bewegung anzurufen gesucht, und fast sieht es so aus, als ob diese von der Erde verschlungen sei. So viel man sucht, man findet keine Spur; sie ist von der Geschichte weggewischt. Fast wäre man geneigt, den Einfall eines jungen Berliner Doctors für wahr zu halten, der den furor democraticus wie eine Epidemie gleich der Cholera behandeln wollte.

Die Revolution von 1848 war nicht der Kampf der Kraft gegen die Kraft, sondern die Flucht der Angst und des bösen Gewissens vor einem entsprechenden Feinde. Die positive Aufregung im März war im Grunde nicht größer, als zu andern Zeiten; aber die Monarchie hatte den Glauben an sich selbst verloren, sie wich fast ohne Widerstand. Die Zügel konnte jetzt in die Hand nehmen, wer Muth und Entschlossenheit besaß; es zeigte sich, daß Keiner da war. Im Anfang suchte man durch

unerhörte Prahlereien die eigene Furcht zu übertäuben; als nun aber die Partei des regelmäßigen Fortschrittes, die sich im Centrum der Paulistirche vereinigt hatte, zu dem Resultat kam, daß sie eine unmögliche Aufgabe begonnen habe, und als die sogenannte Volkspartei die Revolution ernsthaft in die Hand nehmen sollte, da zeigte sich, daß sie noch ohnmächtiger war, als die Regierungen, die vor ihr die Flucht ergriffen hatten. Sie fand nicht einmal einen tragischen Ausgang.

Die materielle Veranlassung der Revolution war die ungesunde Wendung der deutschen Geschichte seit dem Wiener Congreß; aber die Farbe erhielt sie von der falschen, ungesunden Bildung, die wir in der Literatur verfolgt haben. Der schlechte Stil der Belletristen, der sophistische Uebermuth der Philosophen, kurz der subjective idealistische Dünkel, der sich allen Ordnungen entfremdet hatte, war das Vorspiel und das Motiv zu der Halklosigkeit des Volks in den Zeiten der Revolution.

Wir haben die Hegel'sche Philosophie als das letzte Resultat der frühern Bildungsperiode, als das hauptsächlichste Ferment des großen Zerfetzungsprocesses dargestellt; nur war ihr Verhältniß zu der politischen Bewegung ein anderes, als das der encyclopädischen Philosophie zu der Revolution des vorigen Jahrhunderts. Die damaligen Philosophen machten mit ihrem Dogmatismus Ernst, sie traten mit positiven Anforderungen gegen das Bestehende in die Schranken, die in der That der Reihe nach erfüllt wurden. Bei den Hegelianern war dieser Dogmatismus nur scheinbar. Sie hatten gelernt, Alles zu begreifen, aber nichts zu erfinden. Sie mußten dem Weltgeist nachschleichen und abwarten, was er für sie thun würde. Die Anhänger Montesquieu's und Rousseau's konnten das, was sie wollten, Paragraph für Paragraph formuliren. Die Anhänger Hegel's, die alle Standpunkte zu überwinden mußten, hatten nicht die Kraft, bei einem einzelnen stehen zu bleiben und diesem einen bestimmten Ausdruck zu geben. Sie waren, soweit sie in die Bewegung eingriffen, Ritter vom Geist, das heißt, Strebende ohne Inhalt, Glückritter, die auf die Ereignisse warteten, so übermüthig sie ihnen entgegenzogen. Man darf diese Unsicherheit keineswegs auf die eigentliche Schule beschränken, jeder Literat, der für ein beliebiges Tageblatt schrieb, hatte sich Stichwörter genug angeeignet, um das Widersprechendste zu wollen und es als unabwiesbare historische Nothwendigkeit in Anspruch zu nehmen.

Die deutsche Bewegung begann nicht auf dem politischen, sondern auf dem religiösen Gebiet, wie es einem Volk geziemt, dem die allgemeine Entwicklung der Cultur die Reformation verdankt. Indem das Kirchengregiment auf die Verwaltung des geistlichen Amtes eine gesteigerte Aufmerksamkeit richtete, wurde der Geschmack des Publicums auf die theologischen Fragen hingelenkt. Die Klopfflechtereien des 17. Jahrhunderts erneuerten

sich, und jeder Einzelne hielt es wieder für seine Pflicht, sich über die Mythen der göttlichen Natur Gedanken zu machen. Hier durfte die Philosophie ein um so gewichtigeres Wort mit sprechen, da das Wesen Gottes der Hauptgegenstand ihrer Studien war. In dem guten Glauben, das historische Recht zu vertreten, hatte sie sich bemüht, den Inhalt des Christenthums der classischen Bildung verständlich zu machen. Jetzt wurde sie von der strengern Richtung der Reizei angeklagt, und das Volk stand nicht auf ihrer Seite. Mit einem gewissen Erstaunen erkannte sie, daß die Frage, was das Christenthum eigentlich ist, noch nicht gelöst sei. Sie mußte einen neuen Weg einschlagen, und es war natürlich, daß ihre beiden Richtungen sich näherten. Hegel hatte sich ausschließlich an die Ideen des Christenthums gehalten, Schleiermacher hatte sich auf das Gefühl berufen und dabei die historische Grundlage des Christenthums einer scharfen Kritik unterworfen. Dabei waltete im Stillen noch immer die Vorstellung vor, bei den Supranaturalisten, wie bei den Rationalisten, daß das echte, das reine Christenthum hinter der Geschichte läge. Zu der Kühnheit, das Ideale in das Wirkliche zu vertiefen, d. h. das Christenthum als dasjenige zu begreifen, was es in einer Entwicklung von zwei Jahrtausenden als Erscheinung gezeigt hatte, war man praktisch noch nicht gekommen, obgleich man theoretisch sehr wohl wußte, daß sich das Wesen nur in der Erscheinung offenbart. Wenn man ernsthaft der Geschichte ins Antlitz sieht, so ist die schwierigste Frage nicht die: Was war das Christenthum an und für sich, und wie ist es entstanden? eine Frage, die sich durch historische Kritik allein nie vollständig wird beantworten lassen, für deren Verständniß sich aber manche Analogien vorfinden, sondern die andere: Wie war es möglich, daß die stolze, anscheinend so sichere griechisch-römische Cultur sich diesem neuen, ihr fremden und feindseligen Lebensprincip unterwarf? Was fand die römische Bildung im Christenthum vor, an das sie anknüpfen konnte, und was hat sie daraus gemacht? — Diese Fragen haben Hegel vorgeschwebt; zu einer vollständigen Erörterung reichte aber seine historische Kenntniß nicht aus. Für eine Geschichte des Christenthums reichen Bildung, Kritik und Gelehrsamkeit noch nicht vollständig aus, denn es kommt nicht bloß darauf an, das Wunderbare zu widerlegen, sondern auch es zu begreifen, es als ein Wirkliches, als ein Erlebtes anzuschauen. Man muß tief in den geheimen Abgrund des menschlichen Herzens gegraben haben, um nicht bei jener äußerlichen Reflexion stehen zu bleiben, die entweder die Häßte der Geschichte mit frivolem Spott abfertigt, oder sie durch künstliche Einmischung fremdartiger Motive in die gewöhnlichen Vorstellungen auflöst. Nur wer die Religion in seinem eigenen Innern durchgemacht, kann sie darstellen. Wer nicht selbst, nach dem biblischen Ausdruck, mit Gott wie Jacob gerungen hat, wem nicht einmal die Versöhnung mit jener

dunkeln Nacht ein tiefes, qualvolles Herzensbedürfnis war, der kann diese Regung des Gemüths auch bei Andern nicht verstehen. Mit den äußern Wundern der Legende wird man bald fertig, aber jenes innere Wunder der Erweckungen und Visionen, des Glaubens und der Begeisterung kann man leichter kritisiren, als nachfühlen. Nur eine dichterische Natur von der Gewalt Shakspeare's wird im Stande sein, jene furchtbare Erschütterung, die im Gemüth der Menschheit erfolgen mußte, um das Christenthum zum Glauben der Welt zu machen, nachzufühlen, und nur die Verbindung dieser Gemüthstiefe mit einem souverainen Verstand und dem Studium eines ganzen Lebens, welches auch das kleinste Zeugnis aufspürt, um sich von dem Nervengeflecht dieser Gedanken und Leidenschaften eine Vorstellung zu machen, kann dem Gemälde den objectiven realistischen Charakter geben. Noch ist die Zeit nicht gekommen, denn noch sind wir alle viel zu tief in den Kampf der Gegensätze verstrickt, um uns unbefangen diese historische Nacht zu versinnlichen; wir müssen schon zufrieden sein, wenn eine glückliche Eingebung wenigstens auf einzelne Züge jenes riesenhaften Gemäldes ein überraschendes Schlaglicht wirft. Für den Versuch, die sagenhafte Urzeit des Christenthums in ihrem innern Kern bloßzulegen, durfte die Methode nicht erst gesucht werden; sie war durch Wolf, Niebuhr und Otfried Müller, wenn auch nur an profanen Gegenständen, glänzend entwickelt worden. Sobald man also zu der Erkenntnis kam, daß die wissenschaftliche Forschung nur einen Weg kennt, lag der Versuch, diese drei Richtungen zu verbinden, auf der Hand. Freilich wird man durch eine Thatsache immer überrascht, auch wenn man nachträglich ihre Nothwendigkeit vollkommen durchschaut.

Diese Thatsache war das Leben Jesu, 1835, von David Strauß, einem jungen Privatdocenten in Tübingen, geboren 1808, welcher der Hegel'schen Schule angehörte, aber zugleich 1831 unter Schleiermacher die Methode der biblischen Kritik studirt hatte. Die Aufregung, welche dieses Werk nicht bloß in der Theologie hervorrief, ist aus verschiedenen Ursachen zu erklären. Vor Allem erregte es ein freudiges Erstaunen, daß aus der dunkelsten Philosophie eine so klare und energisch gedachte Schrift hervorging, aus dem angeblichen System der Reaction ein liberales Glaubensbekenntnis. Dann wurde man durch den ruhigen, würdevollen Ton gefesselt: er zeugt nicht bloß von der achtungsvollen Schonung, die jeder wahrhaft Gebildete dem Glauben seines Volks schuldig ist, sondern auch von einem innern Schwanken der Ueberzeugung, und es war nicht äußere Rücksicht, wenn Strauß in der Vorrede erklärte, durch seine Forschungen die Grundlage der christlichen Kirche nicht antasten zu wollen. Endlich wurde man durch die wissenschaftliche Vollständigkeit des Materials gewonnen: Alle bisherigen kritischen Forschungen laufen hier zusammen und

werden auf einen Grundgedanken zurückgeführt. In der Nothwendigkeit des ganzen Verfahrens, das sich wie ein Naturproceß vollzieht, in der affectlosen Objectivität, mit welcher der Verfasser gleichsam zurücktritt vor seinem Werk, lag das Imponirende des Buchs. Es stand da mit der harten Gleichgültigkeit des Schicksals. — Der speculative Ausgangspunkt ist die Immanenz von Gott und Welt, welche für die Wunder, die äußerlichen und aphoristischen Eingriffe in die Welt keinen Raum übrig läßt. Das kritische Resultat ist das negative, daß die Evangelien nicht das sind, wofür sie sich ausgeben, daß in dieser sogenannten Geschichte Alles unklar und widerspruchsvoll ist, daß der Mythos an allen Punkten sie ergriffen hat. Frühere Ausleger hatten bereits den Mythos zur Erklärung benutzt, aber nur für Nebendinge und das Außenwerk der Geschichte. Es zeigt sich dagegen bei unbefangener Betrachtung der verschiedenen Evangelien, daß das Zeugniß des einen so viel oder so wenig werth ist, wie des andern. Niemand vermögen wir festen historischen Boden zu gewinnen. Aber in den Mythen spricht sich die dogmatische Entwicklung der christlichen Gemeinde aus, die sich Strauß ungefähr nach der Weise der Tempeltraditionen von Otfried Müller vorstellte. Den Schlüssel für die Evangelien fand er im alten Testament mit seinen messianischen Vorstellungen und Hoffnungen, indem die Messiaserwartungen zur Zeit Jesu die Mythen des Lebens Jesu producirt haben. Das Bild des wirklichen Messias wurde durch die Züge des geweißsagten und gehofften ausgeschmückt. — Es zeigte sich namentlich in dem Kampf gegen die bisherigen Ausleger ein außerordentlicher Scharfzinn; aber die Kritik hat im Ganzen etwas Eintöniges und Ermüdendes. Nach der Reihe geht Strauß die einzelnen biblischen Geschichten durch, unterwirft sie der nämlichen kritischen Methode, mit scharfsinniger Besonnenheit, das ist keine Frage, aber ganz äußerlich, wie der Wolfenbüttler Fragmentist, und kommt überall zu dem Resultat, daß man es nicht mit historischen Berichten zu thun habe. Um das einer Bildung, die sich von dem Glauben an Wunder überhaupt losgesagt hat, deutlich zu machen, bedurfte es eines so großen kritischen Apparats nicht; einzelne Beispiele hätten genügt. Geschichten, wie die Speisung der fünftausend Mann mit fünf Broden, drücken nicht nur durch das Wunder überhaupt, sondern durch die besondere Beschaffenheit des Wunders einen Standpunkt der Bildung aus, der von dem unsrigen himmelweit verschieden ist. Es finden sich in jenen Geschichten Züge einer wunderbaren Kühnheit hart neben den kleinlichsten Legenden, bei denen es vergebens sein würde, die Spuren eines geistigen Inhalts aufzusuchen. Da nun die Bildung dieser Mythen in einen verhältnißmäßig beschränkten Zeitraum fällt, der der Geschichte angehört, so lag die Frage nahe, wie auf einer und derselben Bildungsstufe sich das Eine mit dem Andern habe vertragen können. Diese Frage umgeht Strauß, indem



er verschiedene Elemente in den Evangelien zugeibt. Jesus bleibt als jüdischer Reformator bestehen, an dessen Leben man später im Sinn der Gemeinde vielfache Dichtungen angeknüpft habe. Hegel hatte die Vergeistigung des Christenthums aus der Welt der Erscheinungen in die Welt der Ideen viel weiter getrieben, und Strauß bleibt nur das Verdienst größerer Verständlichkeit. Zum Schluß kritisiert er die kirchliche Lehre von Christus und findet, daß die verschiedenen Prädicate, welche die Kirche ihm beilegt, in einem einzelnen historischen Individuum nicht zusammengedacht werden können, weil sie sich widersprechen; daß Christus daher als ideale Figur aufzufassen sei, deren reale Darstellung man nur in dem Ganzen der Menschheit zu suchen habe, in welchem die Erscheinung Gottes, wenn auch durch Raum und Zeit auseinandergezogen, sich zur Totalität entfalte; daß aber der poetische und religiöse Geist vollkommen in seinem Recht sei, sich diese Realität in einem individuellen Bild gegenständlich zu machen; daß der Genius oder die hervortretende einzelne Erscheinung des dem Menschen immanenten göttlichen Geistes allerdings Verehrung verdiene, vor Allem der religiöse Genius, wie wir ihn uns in Christus vorstellen, und daß daher die Anhänger des neuen Bewußtseins sich noch immer Christen nennen können. Gegen diese Schlussfolgerung, die in anderweitigen Bestrebungen der Zeit — z. B. in Carlyle's Cultus der Heroen — einen lebhaften Widerklang findet, ließe sich vielerlei einwenden. Unser Verhältniß zu den Genien und Heroen der Menschheit ist das der gebildeten Bewunderung, aber nicht der Anbetung, und jene wird uns so stärker und intensiver, je vollständiger wir uns die Größe des Helden verstantlichen. Das ist bei Christus — dem idealen, ganz abgesehen vom historischen — sehr wenig der Fall, und hätte sich Strauß dieses ideale Bild des biblischen Christus sorgfältiger ausgemalt, so hätte er gefunden, daß die Evangelien nicht die immanenten guten oder göttlichen Eigenschaften der menschlichen Natur, sondern die der menschlichen Natur entgegengesetzten fremdartigen, transcendenten, betonen, um zur Anbetung aufzufordern.

Die Bedeutung des Werks zeigt sich nicht allein in den vier starken Auflagen, die in kürzester Frist einander folgten, sondern vorzüglich in der unendlichen Literatur, die es hervorrief. Fast jeder berühmte oder unberühmte Kirchenlehrer sah sich veranlaßt, über die neue Idee sein Urtheil abzugeben. Der neuen Orthodogie kam das Werk in vieler Beziehung gelegen. Die Evangelische Kirchenzeitung erklärte es für eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiet der neuen theologischen Literatur, weil es der volle und unzweideutige Ausdruck des bis dahin nur unvollkommenen und unreifen Unglaubens sei. Die Hegel'sche Philosophie habe in Strauß einen Triumph gefeiert, ähnlich dem Satans, als er in Iudas fuhr. Strauß habe das Herz des Leviathan, das so hart ist, wie

ein Stein, und so fest, wie ein Stück vom untersten Mühlstein, und wenn er nicht ausdrücklich des Heiligen spottete, so schwebte ihm doch immer der Spott auf den Lippen; er tastete mit Ruhe und Kaltblütigkeit den Gesalbten des Herrn an und seinen Augen entquollen nicht einmal die Thräne der Behmuth. — Nicht minder interessant waren die Entgegnungen der gemäßigten Supranaturalisten. Steudel in Tübingen behauptete, es sei unbegreiflich, daß ein gekreuzigter Jude die christliche Kirche gestiftet habe. Strauß erwiderte, es sei noch viel unbegreiflicher, wie die Juden einen Mann, der in der Hauptstadt so ungeheure Wunder that, kreuzigen konnten; übrigens läge nicht in den wunderhaften Aeußerlichkeiten der Werth der Persönlichkeit, sondern in dem ethischen Inhalt seiner Lehre. — Tholud (1837), ein geistreicher Elektiker ohne alle Schule, der aber von dem Schaum aller Philosophien gekaftet hatte und die für jene Zeit nicht gering anzuschlagende Fähigkeit besaß, die Nüchternheiten des alten Rationalismus in allen möglichen Formen lächerlich zu machen, verstand sich in seiner Entgegnung zu einigen sehr bemerkenswerthen Concessionen: er verstehe unter Wunder ein von dem uns bekannten Naturlauf durchaus abweichendes Ereigniß, welches einen religiösen Ursprung und Endzweck habe; die Inspiration sei nicht eine totale, sondern nur eine partielle; nur auf den Kern der Schrift gehe das Zeugniß des heiligen Geistes, nicht auf die Schale, in der sich mannigfache Irrthümer fänden. In ähnlichen Unbestimmtheiten ergeht sich Neander (1837). Die Wunder sind ihm nicht religiöses Bedürfniß, er hat weder den Muth, sie ganz aus der evangelischen Geschichte zu verbannen, noch den, sie in ihrer naiven Sinnlichkeit aufrecht zu halten. Die Wunder seien nicht vereinzelte Erscheinungen, sondern Glieder eines größern Ganzen, das Eintreten neuer, höherer Kräfte in die Menschheit. Sie sind über die Geseze des Naturzusammenhangs erhaben, aber sie stehen nicht in Widerspruch mit ihnen. Vielmehr ist die Natur von der göttlichen Weisheit dahin geordnet, jene höhern schöpferischen Kräfte in ihr Gebiet aufzunehmen. Die bei weitem größere Zahl der erzählten Wunder wird in Symbole oder Visionen aufgelöst. — Ullmann (1836) tadelte Strauß wegen seiner Abschwächung der lebendigen Persönlichkeiten. Nicht die Kirche habe Christus, sondern Christus habe die Kirche gebildet. Er giebt zu, daß sich die Idee der Einheit Gottes und des Menschen nicht allein in Einem Punkt entwickelte, sondern in der ganzen Menschheit; aber er behauptet zugleich, daß sie ihren Gipfelpunkt und ihre geschichtliche Vollendung allein in dem Einen finde, dem sündlos-heiligen, dem Urbilde des wahren Lebens in Gott. Gehe auch die Offenbarung durch alle Völker und Zeiten hindurch, so strebe sie doch nothwendig auf einen Mittel- und Höhepunkt hin, und dieser sei Christus. Die Kirche müsse ein lebendiges

Haupt haben, um ein Organismus zu sein, und das habe sie nur in ihm. Christus sei der Unvergleichliche, unendlich erhaben über alle andern Menschen, der das in absoluter Art darstelle, was in allen andern Genien und Heroen nur relativ und unvollkommen zur Erscheinung komme, — z. B. in Alexander und Napoleon, in Shakespeare und Goethe? — Der wunderliche Vorwurf hat tiefen Eindruck auf Strauß gemacht, er hat zugegeben (1839), daß unter den verschiedenen Gebieten, in denen die Kraft des Genius sich offenbare, das der Religion obenan stehe, ja zu den übrigen wie der Mittelpunkt zur Peripherie sich verhalte, daß ferner Christus als Stifter der absoluten Religion alle übrigen Religionsstifter so weit übertrage, daß ein Hinausgehen über ihn für alle Zukunft unmöglich sei. — Ein großer Schreck ergriff die orthodoxe Kirche der Hegelianer und Schleiermacherianer. Die Einen wie die Andern suchten nachzuweisen, daß in der Lehre ihrer Meister die neue Kezerei keine Bestätigung finde. Dagegen neigten sich die Jüngeren zu Strauß: Michelet in Berlin, der nach französischer Art die Hegel'sche Schule in Rechte und Linke abtheilte, Vischer in Tübingen, der auf ästhetischem Gebiet mit großer Sachkenntniß und Scharfsinn, nur leider in zu scholastischen Formen, das Princip der Transcendenz oder des Supranaturalismus bekämpfte u. s. w. — Es war ein allgemeiner Auflösungsproceß der Schule.

Strauß' zweite Schrift: Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft (1840—1841), erinnert in der Form an das „Leben Jesu“, aber der Inhalt ist weit reichhaltiger und geistiger. Strauß faßt ein Dogma nach dem andern ins Auge, er verfolgt die Vorstellungen, die sich die Menschen im Laufe der christlichen Entwicklung davon gemacht haben, regelmäßig von den Zeiten des neuen Testaments bis zur Hegel'schen Philosophie, und weist in der Auseinanderfolge derselben den dialektischen Proceß nach. Man hat die Dogmen so lange vergeistigt, bis endlich nichts übrig geblieben ist, als allgemeine Ideen. Die Versuche der Philosophie, die Lehren der Religion vor der menschlichen Vernunft zu rechtfertigen, waren ein geheimer fortwährender Kampf gegen die Religion, da jeder Schritt zur weiteren Begründung eines Dogma den Inhalt desselben schmälerte, bis zuletzt dem Philosophen das Christenthum unter den Händen entschwunden war. Die wahre Kritik des Dogma's ist seine Geschichte, eine objectiv sich im Lauf der Jahrhunderte vollziehende Kritik, die der heutige Theolog nur begreifend zusammenzufassen hat. Ursprünglich ist das Dogma in unbestimmter, naiver Fassung in der Schrift niedergelegt; bei der Analyse und näheren Bestimmung tritt die Kirche in Gegensatz auseinander; dann erfolgt die kirchliche Fixirung im Symbol, und das Symbol wird zur Dogmatik ausgearbeitet; der Dogmatik tritt die Kritik

gegenüber, indem das Subject sich aus der Substanz seines bisherigen Glaubens herauszieht, weil ihm, wenn auch zunächst nur in unentwickelter Form, eine andere Wahrheit aufgegangen ist. In dem Kampf dieser Gegensätze schwinden die bisherigen confessionellen Unterschiede, selbst der des Katholicismus und Protestantismus, zu gänzlicher wissenschaftlicher Bedeutungslosigkeit zusammen. — Strauß zieht die Grundprobleme der Theologie und der Metaphysik, die Schöpfung der Welt, die Existenz Gottes, die Unsterblichkeit der Seele u. s. w., mit in den Kreis seiner Betrachtungen, und kommt bei ihnen zu demselben Resultat, wie bei den Lehren von der Dreieinigkeit, von der Erlösung und von der Transsubstantiation. Strauß unterscheidet dabei zu wenig zwischen der innern Entfaltung derjenigen Momente, die wirklich im Christenthum lagen, und den Einwirkungen eines an sich fremdartigen Bildungselements; zwischen dem specifischen Christenthum und dem Deismus, der im Christenthum wie in jeder Religion enthalten sein muß, aber doch unabhängig von ihm ist. — Wie billig, hatte sich Strauß, indem er mit bezauberndem Scharfsinn den innern Auflösungsproceß der Dogmatik verfolgte, nur an die religiöse Vorstellung gehalten. Das religiöse Gefühl hat in seiner Kritik keine Stelle gefunden. Seine eigene positive Ueberzeugung tritt nicht klar hervor. Es finden sich pantheistische Momente, daneben wird aber auch ein großes Gewicht auf die sittliche Gesinnung und die praktische Rechtschaffenheit gelegt. Diese beiden Momente haben keine innere Verständigung gefunden. Seine Metaphysik unterscheidet sich dadurch von Spinoza, daß die absolute Substanz das Moment der Persönlichkeit nicht außer sich hat, sondern sich zu den Persönlichkeiten erschließt; aber sie selbst ist nicht eine Person neben oder über andern, sondern die ewige Bewegung der sich stets zum Subject machenden Substanz. Die Persönlichkeit Gottes muß nicht als Einzelpersonlichkeit, sondern als Allpersönlichkeit gedacht werden; Gott ist nicht der persönliche, sondern der sich ins Unendliche personificirende: — deutsch gesagt, die Persönlichkeit Gottes offenbart sich (d. h. ist) nur in den Menschen.

Strauß hatte mit seinem Leben Jesu einen Feuerbrand in das Lager der Theologie geworfen, und die Menge, welche sich von den Anfängen eines Schriftstellers zu Erwartungen über seine weitere Entwicklung stimmen läßt, verlangte fortwährend neue revolutionäre Thaten von ihm und war unangenehm überrascht, als er sich in gelehrte Detailstudien vertiefte, die mit dem revolutionären Trieb der Zeit nichts gemein hatten. Als man 1848 sich unter allen Berühmtheiten umsah, um dem deutschen Volk eine würdige Vertretung zu geben, wählte man auch Strauß in die württembergische Kammer. Zum allgemeinen Erstaunen erwies er sich conservativ, was ein aufmerksamer Beobachter freilich schon aus seiner

früheren Richtung hätte entnehmen können. Die religiösen Fragen, die während seiner Jugend das Gemüth und die Einbildungskraft der Menge bewegten, waren für ihn nur wissenschaftliche Probleme. Die Lösung, die er überhaupt geben konnte, gab er in seinem ersten Werk; für das wirkliche Leben hat er sie selber nicht gefunden. Seine Stellung zu den Tagesfragen ist eine fast zufällige. Strauß ist eine viel zu leise und zarte Natur, um ernsthaft in eine Bewegung einzugreifen, die eine rücksichtslose und durchgreifende Hand verlangt. — Doch sind in seinen Streitschriften für das Verständniß der principiellen Fragen wichtige Aufschlüsse zu finden, und in zweien seiner Werke hat er auch die Beziehungen zur Wirklichkeit, soweit sie ihm verständlich waren, ins Auge gefaßt: Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige (1847), und Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart (1851). In dem ersten, welches durch zufällige Aehnlichkeiten äußerst drollige Parallelen eröffnet, zeigte er, wie auch das Heidenthum seine Romantiker gehabt hatte, die aus ästhetisch-speculativen Gründen ein längst abgestorbenes Lebensprincip wiederum zur Geltung zu bringen suchten. Das zweite enthält die Geschichte eines Freundes, in der sich aber zugleich seine eigene spiegelte. Märklin war Pfarrer und hatte sämmtliche Stadien der philosophisch-theologischen Entwicklung durchgemacht, im guten Glauben, damit den Sinn der wahren Religion zu treffen. Aber als die Wissenschaft auch den innersten Kern des Christenthums angegriffen hat, tritt jener innere Kampf ein, der eine so große Rolle in unserer Sittengeschichte spielt. Die Gegner drängen zu dem Geständniß, daß er nicht mehr auf kirchlichem Boden stehe, auf Niederlegung des Amts. Die Ehrlichkeit der eigenen Ueberzeugung tritt in Widerstreit mit jedem Wort, jeder Handlung seines geistlichen Berufs. Andererseits darf er gefährlichen Irrlehrern den Spielraum nicht überlassen. In diesem innern Kampf vereinsamt der gequälte Denker; das Volksbewußtsein wird ihm immer fremdartiger, das öffentliche Leben gleichgültig; und es zeigt sich, daß das Lebensprincip der Gebildeten ganz außerhalb der geistigen Entwicklung der Menge steht. — Das ist das tragische Schicksal unserer Zeit, dem die früheren Rationalisten und die gegenwärtigen Lichtfreunde durch wohlmeinende, aber oberflächliche Auffassung des Conflicts zu entgehen strebten, das sich aber mit bitterer Nothwendigkeit geltend macht; ein Räthsel, dessen Lösung auch wir nicht geben können. Für uns Laien liegt die Sache einfach. In der Wissenschaft lassen wir gar keine Voraussetzung gelten, wir gehen lediglich der Wahrheit nach und fragen nicht, wie sie wirken soll. Was das Leben betrifft, so stehen wir unsern Theologen gerade so gegenüber, wie früher gebildete Laien, denen es auch nicht im geringsten darauf ankam, ob die

Verantwortung oder Verantwortung den Beifall der Kunstverständigen gewann. Im Uebrigen halten wir uns zur christlich-protestantischen Kirche, der wir durch die Geschichte angehören, deren sittliches Lebensprincip in uns lebt, deren Symbole wir gegen ihre Feinde, gleichviel von welcher Seite sie kommen, zu vertheidigen bereit sind. Der Protestantismus ist der Kern unserer Gesinnung, und der Protestantismus beruht auf dem Christenthum. — So dürfen aber die Geistlichen nicht denken. Das neue Kirchenregiment hat die Zügel wieder straff angespannt; die nächste Folge war, daß die Zahl der Studirenden der Theologie sich auf eine unglaubliche Weise verminderte. Soll nun dies wichtige Amt, welches tief in das innerste Leben des Volks eingreift, den Pharisäern überlassen bleiben, deren sittliche Ansicht wir für verwerflich halten? — Auf alle Fälle können wir es nicht verwalten, und diese Erkenntniß ist eins der bedenklichsten Probleme, das die Zukunft zu lösen hat. —

Strauß' übrige Schriften: Schubart's Leben in seinen Briefen (1849), Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin (1855) veranlassen uns mit einer leicht erkennbaren Beziehung auf die Gegenwart die gebrochenen Charaktere, die aus einem Uebergangszeitalter hervorgehen. „Wenn der Inhalt und Verlauf eines Menschenlebens bedingt ist durch Beschaffenheit und Maß der dem Einzelnen inwohnenden Kraft und durch ihr Verhältniß zu den umgebenden Kräften, in deren Wechselspiel sie sich entwickelt, Zielpunkte empfängt, Förderung und Hemmung erfährt, endlich entweder siegreich sich auslebt, oder kämpfend zerbricht, oder auch gegenstandslos verkümmert: so hängt der allgemeine Charakter, die Stimmung und gleichsam die Beleuchtung eines Lebensbildes am meisten davon ab, ob es einer auf- oder absteigenden Geschichtsperiode, einer Zeit des Werdens oder des Verfalles angehört. So durchdringt alle bedeutenden deutschen Lebensläufe von der Mitte des 15. bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts hinein das Ahnungsvolle, Hoffnungsreiche, die Werdelust einer sich erneuernden Zeit; die Persönlichkeiten zeigen sich ergriffen und getragen von den Ideen des Humanismus, der Reformation, zum Theil auch der politischen Reform; und wenn es an Eigenheit und Eigenwilligkeit und dadurch an Trübung der Idee keineswegs fehlt, so verharren doch die Individuen in ihrem Dienst, bleiben objective Naturen, deren Betrachtung selbst bei tragischem Ausgang doch immer erhebend, ja erfreulich wirkt. Nun pflegen aber gegen das Ende einer solchen Periode die Ideen matt zu werden, während der Nachwuchs von Individuen mit frischer Kraft und aus der Schule einer großen Zeit mit ungewöhnlicher Ausstattung an Kenntnissen und Fertigkeiten herankommt: jetzt entzieht sich der begabte Einzelne dem Dienst der Idee, gebraucht sie wohl gar als Werkzeug zu persönlichen Zwecken, indem er seine Kraft,

Klugheit, Gelehrsamkeit zur Geltung und Herrschaft zu bringen, oder auch in der Ausbildung seiner Besonderheit, Verfolgung seiner Einfälle und Grillen, eine subjective Befriedigung sucht.“ — Man fühlt bei dieser Schilderung heraus, daß der Verfasser darin das schmerzliche Geständniß niederlegt, sein eigenes Zeitalter sei in jenem Auflösungsproceß begriffen. Mit Freude empfinden wir Jüngern, daß es uns allmählig gelingt, dies unbehagliche Gefühl abzustreifen.

Die evangelische Kritik, mehr oder minder im Sinn von Strauß weiter geführt, breitete sich nun zu einer sehr ausgedehnten Literatur aus. Zunächst erschienen 1838 zwei Werke, von Weiße (electischer Philosoph in Leipzig) und Wille (ehemaliger Pastor im Erzgebirge), welche die mythische Ansicht von Strauß durch einen positiven historischen Kern zu ergänzen suchten, den sie im Marcusevangelium fanden. Weiße leugnet die Wunder, er erklärt aber die Thatfachen theils aus Naturkräften, die dem Magnetismus verwandt seien, theils allegorisch. — Wichtiger war der Fortschritt in der Tübinger Schule. Sie wollte nicht allein die Ungechtheit in den Evangelien erweisen, sondern vor Allem den Charakter, die dogmatische Tendenz, den Entstehungskreis, aus dem ein jedes Evangelium hervorgegangen, durch historische Combination ermitteln. Sie wollte die canonischen Schriften einreihen in die Literatur des ersten und zweiten Jahrhunderts, sie dadurch hineinziehen in den Strom der Geschichte. — Dem Stifter dieser Schule, Christian Baur, geboren 1792, seit 1826 Professor in Tübingen, räumt Schwarz, dessen Geschichte der neuesten Theologie wir hier ausschließlich zu Grunde legen, die erste Stelle in der theologischen Wissenschaft ein, wegen seines divinatorischen Scharffinns, welcher aus einzelnen unscheinbaren Angaben die entscheidendsten Resultate gewinnt, und wegen der seltenen Verbindung des speculativen Denkens mit massenhaftem Wissen. Sein erstes Werk: Symbolik und Mythologie, oder die Naturreligion des Alterthums (1824), steht noch auf Schleiermacher'schem Boden. Dann folgte die aus dem Kampf mit Möhler, dem geistvollsten Dialektiker der katholischen Kirche, hervorgegangene Schrift über den Gegensatz des Protestantismus und Katholicismus (1833). In seinem Werke über die Gnosis des zweiten und dritten Jahrhunderts (1835) betrachtete er dieselbe als den Anfangspunkt einer langen Kette religionsphilosophischer Erzeugnisse und führte sie durch Mystik und Theosophie hindurch in einem fortlaufenden Proceß bis auf Schelling, Hegel und Schleiermacher. Noch sind zu nennen die Geschichte der Lehre von der Versöhnung (1838), die Geschichte der Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes (1841), die Epochen der christlichen Geschichtsschreibung (1852), die christliche Kirche der ersten drei Jahrhunderte (1853). „Das Charakteristische in all diesen Arbeiten ist, daß die Geschichte der

dogmatischen Entwicklung als ein nothwendiger, dialektisch fortschreitender Gristesproceß dargestellt wird, daß, so reich auch die Details sein mögen, doch nichts Einzelnes als solches einen Werth hat, vielmehr nur als eingereiht in das Ganze, als Entwicklungsmoment in dem Proceß des alles Besondere beherrschenden Allgemeinen . . . . Der dogmengeschichtliche Proceß erscheint als ein für sich bestehender, sich durch die eigene innere Dialektik forttreibender, als eine rein logische Bewegung, die sonst von nirgends her ihre Anregungen gewinnt, mit der Geschichte des christlichen Lebens und der christlichen Sitte in keinem nothwendigen Zusammenhange steht.“ — Für seine kritischen Arbeiten bilden den Ausgangspunkt nicht, wie bisher, die Evangelien, sondern die Paulinischen Briefe, und das aus ihnen hervortretende geschichtliche Bild des großen Heidenapostels und der Gegensätze, in denen er stand. — Eine Reihe von Schülern schloß sich diesen Forschungen an: Schwegler, Zeller, Köstlin, Hilgenfeld u. s. w. — Die historische Grundanschauung, auf welcher diese Kritik trotz aller Abweichungen im Einzelnen basiert, ist folgende. Das Christenthum ist nicht von vorn herein fertig, es entwickelt sich vielmehr allmählig aus dem Judenthum. Der erste christliche Glaubensinhalt war kein anderer als der, daß Jesus der Messias, daß er die Erfüllung der Weissagungen sei. Das Christenthum war noch nichts, als ein erfülltes Judenthum, noch nicht ein neues Lebensprincip. Erst durch Paulus wurde dieser Fortschritt begründet, erst durch ihn der Bruch mit dem Judenthum vollzogen. Dieser Gegensatz war viel schärfer und dauerte viel länger, als die spätere kirchliche Tradition, als namentlich die Apostelgeschichte ihn darstellt; er hat auch nicht etwa mit der Zerstörung Jerusalems seine Spitze verloren, er zieht sich noch durch die ganze zweite Generation, durch das nachapostolische Zeitalter bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts, und weil er noch diese ganze Zeit bewegt und beherrscht, sind alle Schriften bis dahin nur durch ihn zu verstehen; sie haben entweder eine polemische oder eine vermittelnde Tendenz. Das Judenthum hatte längere Zeit die Uebermacht; erst in der Mitte des zweiten Jahrhunderts durch den gemeinsamen Kampf gegen die Gnosis und die Verfolgungen Roms wurden die beiden feindlichen Richtungen zum Bedürfnis des Zusammenhaltens, zur Anerkennung der Einheit der Kirche geführt. Aus dieser Zeit stammen unsere vermittelnden Evangelien. Ihnen ist ein älterer Stamm vorausgegangen, der Ausdruck des strengen Judenthums, der später unterdrückt wurde. — Im vierten Evangelium fand Baur (1844), daß eine rein ideelle Composition vor uns liege, daß aller geschichtliche Stoff keinen andern Werth habe, als den, durchsichtiger Reflex einer Idee zu sein, daß die handelnden Personen nur Träger von Ideen, Parteistellungen, Principien seien, daß die Thaten wie die Reden Christi überall sich aufs



vollkommenste entsprechen, jene nur die Anknüpfungen für diese seien, daß die ganze Entwicklung in festen von vornherein fertigen Gegenständen sich bewege, welche dem Ganzen mehr einen dogmatischen, als historischen Charakter geben. Dagegen wurde jetzt die Apokalypse, die bisher der vermittelnden Theologie den größten Anstoß gegeben, als echt und apostolisch anerkannt. — Ueber die Einzelheiten herrscht in der Schule ein großer Widerspruch. „Wie viel oder wenig,“ sagt Schwarz, „die Wissenschaft von allen Ergebnissen dieser Kritik stehen lassen mag, die von hier ausgegangene Anregung ist eine außerordentliche gewesen. Es ist die Literatur der beiden ersten Jahrhunderte von den kritischen Goldsuchern von neuem aufgewühlt und nicht so leicht irgend ein Goldkörnchen übersehen worden. Diese sich in einem engen historischen Kreise bewegenden Arbeiten, welche mit mikroskopischer Genauigkeit auch die geringsten Data untersuchen und kritisch analysiren, erinnern an die gleichzeitige mikroskopische Richtung in den Naturwissenschaften und das ungeheure Aufgebot von Fleiß und Beobachtung, welches hier verwandt wird.“ — Nur darf man nicht vergessen, daß in dem Gebiet der Naturwissenschaften die mikroskopische Beobachtung wirkliche Gegenstände zeigt, und daß es Mittel giebt, die künstlichen Gläser von aller falschen subjectiven Farbe zu befreien, während man in der Theologie mit subjectiven Voraussetzungen operiren muß, so daß es nothwendig ist, die mikroskopische Beobachtung durch jene großen Perspektiven, wie sie uns die Philosophie der Geschichte und die weltliche Geschichtschreibung an die Hand giebt, zu ergänzen, um nicht falsche Dimensionen zu sehen. Wenn Strauß auf jene Fragen die Antwort schuldig blieb, so lag der Grund keineswegs darin, daß er ihre Wichtigkeit verkannte, sondern in seiner Ueberzeugung, es lasse sich eine Antwort überhaupt nicht geben. Das ist gerade das Wesen eines mythischen Zeitalters, daß sich die einzelnen Elemente desselben nicht mehr ermitteln lassen.

In Bezug auf die sogenannte Vermittelungstheologie (Ullmann u. s. w.) und den „speculativen Theismus“ (Weise, Fichte u. s. w.) verweisen wir auf Schwarz. „Dieser vielfach abgeschwächte und verdeckte, dieser verschämte Supranaturalismus, der eine tiefinnerliche Abneigung gegen die Wunder hat und so viel nur immer möglich von ihnen im Einzelnen beseitigt, ohne doch den Wunderbegriff im Ganzen los zu werden, ist deshalb besonderer Verfolgung bis in seine letzten Ausgänge werth, weil die Phrase in diesen Kreisen eine so schreckliche Herrschaft gewonnen hat.“ — Non-Entitäten zu classificiren ist immer ein undankbares Geschäft, obgleich man es zuweilen nicht umgehen kann. Wichtiger ist die Kritik der neulutherischen Orthodogie, die bereits in Hengstenberg einen Erzfeind sieht und die mit vollen Segeln der alleinsetigmachenden Kirche zuweert. Es

ist in diesen Figuren, so unbequem sie im wirklichen Leben sind, ein gewisser handgreiflicher Realismus, der unwillkürlich den Humor herausfordert. — Es war in der That das Princip des Realismus, wenn man den Begriff der Kirche juristisch faßte, wenn man die bestimmten Symbole nicht wegen ihres Inhalts, sondern wegen ihrer strengen Form zum Mittelpunkt des Christenthums machte, wenn man die Confessionen wieder schied, Kreuzzüge gegen die Ketzer unternahm, den sacramentalen Charakter ausdehnte, aber wie Schwarz ganz richtig bemerkt, diese Männer, deren Schlagwort „Realismus“ ist, welche alles geistig-unsichtbare Leben der Kirche, alle ideale, nicht mit Händen zu greifenden Mächte absichtlich ignoriren und verhöhnern, sind doch wieder zu feig oder zu confus, um mit dem Realismus Ernst zu machen, um ein greifbares und äußerlich erkennbares Einwirken göttlicher Kräfte, ein Uebertragen derselben durch das Christma oder die Handauslegung auf den priesterlichen Stand zugeben. Man hebelte wohl mit dem Katholicismus; man wirft Luther vor, in seinem dogmatischen Eifer zu weit gegangen zu sein, aber vor dem letzten entscheidenden Schritt bebt man doch zurück. — Am glücklichsten sind diese Realisten in der Bekämpfung der Vermittelung. Bei aller Sympathie für Bunsen wird man ihm nicht zugeben, daß Spinoza und Goethe eine christliche Gesinnung gezeigt hätten, daß der ursprüngliche christliche Glaube rationalistisch gewesen sei. In jeder Religion tritt der Rationalismus erst dann ein, wenn ihre productive Kraft erloschen ist. — „Es ist in unserer Zeit die Sehnsucht aus dem bloßen menschlich Freien heraus nach dem göttlich Bindenden wieder erwacht, nach der wahrhaftigen Wahrheit über den individuellen Ueberzeugungen, nach der Macht der Institutionen über den Majoritäten. . . . Dagegen ist jetzt in den Massen, gebildeten und ungebildeten, eine begeisterte Liebe für den Unglauben . . . . Nicht der Druck der Fürsten auf das glaubensgebundene Gewissen, sondern eine Weltbewegung nach Glaubensentbindung ist die Signatur der Gegenwart.“ Die beiden Behauptungen Stahl's scheinen sich zu widersprechen und doch sind sie beide richtig, ja sie lassen sich auf dieselbe Quelle zurückführen. Die Sehnsucht nach Autorität, die von Stahl und seiner Partei so laut ausgesprochen wird, ist nicht ein Zeichen dafür, daß die Autorität feststeht, sondern dafür, daß sie wankt. Halbheiten und Inconsequenzen sind auf der einen wie auf der andern Seite. Stahl sucht die Autorität „in der göttlichen Offenbarung, deren Inhalt und Verstandniß längst ermittelt ist, und in dem Zeugniß der Reformation, das zwar nicht auf göttlicher Eingebung, aber doch auf besonderer Erleuchtung beruht, darum im Ganzen von sicherer Wahrheit ist.“ Das ist eine sehr unsichere Autorität, die nur im Ganzen sicher ist. — Wenn Stahl sich darüber beklagt, daß ein schwarzgebundenes Buch zwischen Gott und der Kirche

stehe, aus welchem oder in welches die Gemeinde jede beliebige Ansicht tragen könne, so spricht diese Bemerkung mehr für seine Bildung, als für seinen Glauben, denn der wahrhaft Gläubige läßt sich nicht die Möglichkeit einfallen, daß die Bibel anders ausgelegt werden könne, als er sie auslegt. — Die modernen Realisten verstehen unter Glauben nichts Anderes, als die Ueberzeugung von der Richtigkeit der biblischen Thatfachen. Nun sind sie aber in der üblen Lage, vom Standpunkt der Bildung auszugehen, d. h. das Thatsächliche unter der Form des Begriffs zu fassen. Das ist der charakteristische Unterschied des Gebildeten vom Ungebildeten. Aber indem man die Begriffe dazu anwendet, die Begriffsbestimmungen der Aufklärung zu widerlegen, führt man dadurch in die Vorstellungen des Glaubens ein fremdes Moment ein. Sobald man mit Begriffsbestimmungen anfängt, wird man dieselben auch erklären müssen, denn sonst hat der Glaube zur Bildung keine Beziehung; sie verhalten sich äußerlich zu einander, und man ist bald ein Gebildeter, bald ein Gläubiger: eine Gemüthsverfassung, die kaum befriedigen kann. — Die Zeit hat den Glauben verloren und fühlt sich in ihrem Unglauben unselig; sie ist zu schwach, auf sich selbst zu stehen, und sehnt sich nach einer Autorität. Nur irrt Stahl, wenn er annimmt, die Sehnsucht sei im Stande, die Autorität wirklich hervorzubringen. — Fast durch alle Auseinandersetzungen der realistischen Theologie zieht sich als rother Faden das Bestreben, Gott als eine Persönlichkeit darzustellen, die der Welt entgegengesetzt sei. Das ist historisch gewiß richtig, denn als das Christenthum in die Erscheinung trat, war seine Lehre allerdings der Gegensatz zur Lehre der Welt. Geht man aber von der Fortdauer dieses Gegensatzes aus, so führt das in letzter Consequenz zu Schwärmereien nach Art der Irvingianischen Secte, welche die persönliche Herabkunft des Herrn in nächster Zeit erwartet. So weit gehen die Vertreter der Kirche keineswegs. Gewiß sind die Rationalisten keine Christen, wie man im zweiten, dritten, vierten Jahrhundert Christ war; aber Stahl ist es auch nicht. Auch sein Christenthum ist durch Bildung vermittelt, wenn auch der Bildung entgegengesetzt. Paulus wurde Christ, indem der Herr ihm persönlich erschien; Stahl wurde es durch Studium und Nachdenken. Sein Christenthum trägt ebenso den Ursprung der Reflexion an sich, als das seiner Gegner, und wenn er dasselbe bekämpfen will, so kann er es nur durch Gründe thun, nicht durch Autorität, denn die Autorität kann nur eine unmittelbar zwingende sein, und die Tage von Damascus sind selten.

Der realistische Trieb, die Flucht aus dem Reichthum der Speculation machte sich auch in der entgegengesetzten Richtung geltend. Als Strauß seine Dogmatik schrieb, war bereits ein neuer Philosoph hervorgetreten, der Gemüth und Phantasie viel lebhafter anregte: Ludwig Feuerbach, der

Sohn des berühmten Juristen (geb. 1804). Er hatte ums Jahr 1822 seine Studien unter Daub gemacht. Dieser ausgezeichnete Denker (geb. 1765, gest. 1836) hatte zuerst unter dem Einfluß Kant's, dann Schelling's, in die Theologie einen reichern Gehalt und eine größere Gemüthstiefe eingeführt. Später hatte er sich enge an Hegel angeschlossen und sich im Wesentlichen den Inhalt seiner Lehre angeeignet, wenn auch die Form, in der er sie vortrug, der dialektischen Spitzfindigkeit der Schule entgegengesetzt war. Von dieser Seite wurde sie dem jungen Feuerbach zugänglich, in dessen Natur mehr Mystik, als Dialektik lag; ja der noch in seinen spätern Schriften eine gewisse Hinneigung zur Beschaulichkeit verräth. In Berlin setzte er seine Studien unter Hegel selbst fort und wurde ein begeisterter Anhänger des Systems; aber gerade weil er es mit dem vollen Gemüth aufzunehmen strebte, stiegen ihm sehr bald Zweifel auf, die ihn zu weitem Consequenzen trieben. Den Grundgedanken, von dem er ausging, hat er selbst in seinem Tagebuch aufgezeichnet: — „Jetzt gilt es vor Allem, den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, damit die Menschheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen auf sich selbst, auf ihre Welt und Gegenwart sich concentrirt, denn nur diese ungetheilte Concentration auf die wirkliche Welt wird neues Leben, wird wieder große Menschen, große Gesinnungen und große Thaten zeigen. Statt unsterblicher Individuen hat die neue Religion vielmehr tüchtige geistig und leiblich gesunde Menschen zu postuliren.“ — Er begriff also die Nothwendigkeit, die Resultate der Dialektik ins Herz aufzunehmen und sie dadurch zu einem wirklichen Eigenthum der Menschheit zu machen. Wir finden auch in seinen spätern Schriften weniger einen wirklichen Reichthum philosophischer Dialektik, als das unermüdlche Bestreben, die neugewonnene Wahrheit von allen Seiten der Phantasie und dem Gemüth so anschaulich und bequem zu machen, daß sie den Schein der Fremdartigkeit verliert.

Feuerbach's philosophisch-historische Werke: Geschichte der neuern Philosophie von Baco bis Spinoza 1833, Kritik der Leibniz'schen Philosophie 1837 und Bayle 1838 gehen nicht auf eine trockene Aneinanderstellung der metaphysischen Grundwahrheiten aus, wie die meisten philosophischen Lehrbücher, sondern auf eine concrete Darstellung der ganzen Denk- und Anschauungsweise. Feuerbach nimmt großes Interesse an der colorirten Sprache ungeschulter Philosophen, z. B. an Jacob Böhme. Seine Hauptaufgabe war, das Verhältniß zwischen Religionsphilosophie und Theologie zu untersuchen. Er hatte ein scharfes Auge für die Nuancen, aus denen man diesen Gegensatz namentlich in den Systemen erkennt, die anscheinend darauf ausgehen, die positive Religion zu verherrlichen. Die Resultate dieser Studien faßte er in der kleinen Schrift: Ueber Philosophie und Christenthum in Beziehung auf den der Hegel'schen

Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit (1839) zusammen: vielleicht das Bedeutendste, was er geleistet hat; auch in der Form. Wir begegnen in ihr einer ruhigen, folgerichtigen und nach allen Seiten hin reiflich überlegten Deduction, während fast Alles, was er sonst geschrieben, aus Aphorismen zusammengedrängt ist. In dieser Schrift nimmt er die Anklage Leo's gegen die Hegel'sche Philosophie auf, daß sie unchristlich sei, und giebt sie zu, nur mit dem Zusatz, daß sie das Schicksal mit sämmtlichen Philosophien theile. Denn alle Theologie — und unter sämmtlichen Religionen sei das Christenthum, weil in ihm der Begriff der Religion seinen Culminationspunkt erreiche, am productivsten gewesen — sei supranaturalistisch, und alle Philosophie sei rationalistisch, d. h. alle Theologie gehe darauf aus, ein doppeltes Gesetz des Denkens und des Seins herzustellen, das eine für das Jenseits und das andere für das Diesseits, und ebenso nothwendig gehe alle Philosophie darauf aus, ein einfaches Gesetz des Denkens und des Seins für das Jenseits und das Diesseits aufzustellen, oder mit andern Worten, wenn sie sich auch dieser Consequenz nicht immer bewußt werde, das Jenseits aufzuheben. — Der Satz ist vollkommen richtig, er ist in der scharfen, logisch präcisirten Form etwas Neues und ein wesentlicher und nicht mehr verlierbarer Gewinn. Wenn Feuerbach in der Ausführung in manchen Punkten zu weit ging, wenn er den richtigen Gegensatz zwischen dem Begriff der Theologie und Philosophie überall in der Erscheinung wiederfinden wollte, während doch sehr viele angebliche Systeme der Theologie von Philosophie insicirt sind und umgekehrt, so war der Nachtheil nicht so groß. Einen andern Gegensatz hat Feuerbach in dieser Schrift noch nicht hervorgehoben, den Gegensatz zwischen Religion und Theologie. Erst die letztere trägt den Widerspruch ins Gebiet der Vernunft über; die Religion, die es lediglich mit dem Gemüth und der Phantasie zu thun hat, wird sich desselben nicht bewußt.

Dies waren die Vorbereitungen Feuerbach's zu seinem Hauptwerk: Das Wesen des Christenthums (1841), welches bei der jüngern Generation einen Anklang fand, der die Strauß'schen Erfolge weit hinter sich ließ. Diesen Erfolg verdankte es ebenso seinen Mängeln, wie seinen Vorzügen. Abgesehen von einigen Kunstausdrücken, erinnert es nicht mehr im entferntesten an die trockene Methode der Schulphilosophie. Es ist in einer sinnigen, phantasiereichen Sprache geschrieben; es wimmelt von geistreichen Einfällen, die jedes Verstandniß unmittelbar berühren, ohne daß man erst mühsam einer weitaussehenden Deduction folgen müßte; es giebt eine Fülle concreter Anschauungen aus dem Gebiet der Religion, und es schmeichelt sich trotz der zuweilen hervortretenden Leidenschaftlichkeit, oder vielleicht gerade wegen derselben, der Phantasie ein. — Der Gedankengang des Buchs ist nicht dialectisch in dasselbe verwebt, sondern wird gleich zu

Anfang dogmatisch ausgesprochen, und alle weitere Ausführungen dienen nur dazu, ihn durch Belege, Beispiele und sinnliche Anschauungen deutlich zu machen. Das ist nicht die höchste Form der philosophischen Dialektik, aber sie hat den Vorzug großer Popularität: sie ist nicht mißzuverstehen, sie prägt sich leicht der Phantasie und dem Gedächtniß ein und wird daher namentlich bei Halbgebildeten einen großen Anklang finden. Der Gedankengang ist folgender.

Der Ursprung der Religion ist der Trieb und die Fähigkeit des Menschen, sich Ideale zu bilden. Seine Einbildungskraft schafft Gestalten der Vollkommenheit, die er aus sich heraus verlegt, sich bildlich darstellt und zu denen er emporblickt. Alle Eigenschaften, die er für gut und vollkommen hält, legt er diesen Wesen bei und glaubt sie mit übermenschlichen Prädicaten ausgestattet zu haben, während er doch mit seinen Gedanken über seine eigene, die menschliche Natur nicht hinaus kann, während also alle Eigenschaften, die er Gott beilegt, Eigenschaften der menschlichen Natur sind, die zwar nicht in einem einzelnen menschlichen Individuum zur vollkommenen Erscheinung kommen, wohl aber in der Gattung, in der eine positive Eigenschaft die andere ergänzt, so daß die Menschheit im Ganzen betrachtet ein Bild der Vollkommenheit darstellt. Dieses ideale Bild der Menschheit hat man Gott genannt, und die wahre Theologie ist daher Anthropologie. Es ist falsch, wenn man auf die Existenz Gottes Gewicht legt, denn bei dem Begriff Gottes ist nicht das Subject, sondern die Prädicate die Hauptsache. Gott ist ein leerer Begriff, der erst durch die ihm beigelegten Eigenschaften seinen Inhalt erhält. Die Philosophie hat nichts weiter zu thun, als die Sätze der Religion umzukehren. Wenn die Religion sagt: Gott ist die Liebe, die Weisheit, die Macht (der Wille), so sagt die Philosophie: die Liebe, die Vernunft, der Wille u. s. w. sind göttliche, d. h. das menschliche Leben bestimmende Mächte. Insofern würde die Philosophie mit einer leichten Veränderung mit den Lehren der Religion übereinstimmen können, wenn nicht in jener Umkehr von Seiten der Religion ein böses Princip in jene an sich ganz wahren Sätze eingeführt würde. Indem die Religion alle idealen Eigenschaften der Menschheit Gott beilegt und dieses ideale Wesen der menschlichen Natur entgegensetzt, kommt sie nothwendiger Weise dahin, die menschliche Natur als den Gegensatz der göttlichen, d. h. als den Ausdruck der vollständigen Unvollkommenheit, Hülflosigkeit und Unseligkeit darzustellen. Indem sie ferner den einzelnen Menschen unmittelbar mit jenem idealen Wesen in Berührung setzt und diesem Wesen alle inwohnende Kraft der Liebe zuwendet, isolirt sie die Menschen und hebt die sittlichen Verhältnisse der Gesellschaft auf. Wenn man Gott über alle Dinge liebt, kann man dem Menschen nur eine Scheinliebe zuwenden, und wenn man an Gott, d. h. an die Realität aller Wunderkräfte glaubt, so

kann man der Natur und der menschlichen Vernunft nur eine Scheinexistenz zuschreiben. Der Grund dieser Verirrung liegt darin, daß die Religion diese Idealbildung nicht unbefangen, gewissermaßen in theoretischem Enthusiasmus ausübt, sondern lediglich in egoistischem Interesse: sie will einen Gott haben, nicht um ihn anzubeten, sondern um alle kleinen, vermessenen Wünsche des Gemüths, denen die Nothwendigkeit der Natur sich entzieht, durch ein Wunder in Erfüllung zu bringen. Die religiöse Phantasie legt Gott nur darum Allmacht bei, um ihn ihren Launen dienstbar zu machen.

Dieser Gedanke ist auf die Einzelheiten der Religion sehr geistreich angewendet, aber er ist principiell nicht weiter ausgeführt. Bei der ersten Einsicht in diese Deduction finden wir, daß sie eine große Reihe von Wahrheiten enthält, mit ebenso handgreiflichen Irrthümern zerlegt. — Der Hauptsatz, daß die göttlichen Eigenschaften menschliche Wesensbestimmungen seien, ist nicht etwas Neues, er steht bereits im alten Testament. Es steht geschrieben: Gott schuf den Menschen sich zum Bilde; wenn also der Mensch sich ein Bild von Gott machen will, den er nicht sieht, so muß er die einzelnen Farben und Striche aus der menschlichen Natur entlehnen. Aber es ist nicht wahr, daß der Ursprung der Religion aus dem Trieb des Menschen nach Idealen hervorgeht, daß also die Existenz Gottes gleichgültig gegen seine Wesensbestimmungen ist. Feuerbach hat einseitig den ontologischen Beweis im Auge gehabt, und das macht ihm insofern Ehre, als dieser sogenannte Beweis, d. h. dieser Proceß unserer Seele, zum Bewußtsein Gottes zu gelangen, der allergeistigste ist; aber es ist nicht der ursprüngliche, nicht der natürliche; das erste Gefühl Gottes ist das Gefühl einer Macht, die über den Menschen hinausgeht, die ihm absolut fremd ist, deren Einfluß er jeden Augenblick fühlt, und die er doch nicht faßt, vor der er sich daher in Furcht und Grauen niederwirft. So ist das ursprüngliche Bewußtsein Gottes im Menschen, und alle weiteren Wesensbestimmungen treten erst später in dasselbe ein, bei heidnischen Religionen, wie bei der griechischen, in der Form einer irreligiösen, deistischen Philosophie, in einer entwickelungsfähigen Religion aber, die wie das Christenthum mit dem Wesen des Geistes anfängt, sich also auf einen vorhergehenden sehr weitläufigen Religionsproceß bezieht, in der Form der Theologie, der weiteren Explication des göttlichen Wesens. Das ist die schwache Seite Feuerbach's, er ist durch und durch unhistorisch, er hat keinen Begriff von den Unterschieden der Zeit. Feuerbach schwebt ein unterschiedsloses Ideal der Menschheit vor, und dieses Ideal schiebt er der religionschaffenden Substanz unter. Er merzt allen speculativen Inhalt aus dem Christenthum aus, und doch faßt er es zugleich als System, und schiebt ihm daher die unsinnigsten Consequenzen unter. Nach seiner Explication begreift man nicht, wie es jemals eine

andere Religion habe geben können, als das Christenthum; denn da der Proceß der Religionsbildung nach seiner Theorie immer der nämliche ist, und die menschliche Natur gleichfalls immer die nämliche, so müßte auch das Resultat überall das nämliche sein. Die Religion ist nicht ein einzelner zeitloser Act des Individuums, obgleich jedes Einzelne auf seine Art thätig ist, sich den Gott, zu dem es betet, vorzustellen; der Einzelne geht dabei nicht frei zu Werke, er überkommt bestimmte traditionelle Vorstellungen, theils unmittelbar naiv, durch seine Eltern u. s. w., theils in der dogmatischen Form der Theologie. Und mit dem Religionsstifter ist es nicht anders; denn der größte religiöse Genius hat seine Voraussetzungen, theils die Religion, in der er erzogen ist, — und die messianischen Voraussetzungen der Propheten im Judenthum gaben der neuentstehenden Religion eine nothwendige und unvermeidliche Richtung und Färbung — theils die intellectuelle, sittliche und Gefühlsbildung der Zeit. Es ist im Christenthum Vieles, was sich speciell auf die morgenländische Natur, auf den furchtbaren universellen Gährungsproceß, den der allmälige innere Verfall des römischen Weltreichs erzeugte, bezieht; aber auch Manches, was den Bedürfnissen, Voraussetzungen und sittlichen Grundbegriffen des germanischen Abendlandes, des spätern Trägers der Religion, angepaßt wurde. Es ist sonderbar, daß sich Feuerbach nicht ein einziges Mal die Frage nach dem zeitlichen und localen Ursprung der einzelnen Lehren vorlegt; er leitet frischweg jeden einzelnen Mythos und jedes einzelne Dogma aus der allgemeinen Natur des menschlichen Gemüths ab, die heute so beschaffen sein soll, wie vor tausend Jahren. Es ist ein phantastisches Christenthum, das nie existirt hat. Das wirkliche Christenthum ist kein abstracter Begriff, es ist eine concrete Erscheinung, die sich mit anderweitigen Bildungselementen vielfach gesättigt und die mannigfaltigsten Formen aus sich heraus entwickelt hat. Das Christenthum im römischen und byzantinischen Reich unterschied sich wesentlich vom mittelalterlichen abendländischen Christenthum, der romanische Katholicismus vom germanischen Protestantismus, die Scholastik von der Mystik, und doch sind alle diese Erscheinungen christlich. Das Christenthum ist unter allen Religionen die bildungsfähigste, es kann die meisten fremdartigen Elemente aufnehmen, ohne den Kern seines Wesens einzubüßen.

In Feuerbach liegt sowohl ein Fortschritt, als ein Rückschritt gegen Hegel: ein Fortschritt, denn er hat sehr scharfsinnig ausgeführt, daß das Wesen der Religion nicht im Proceß des Denkens, sondern in den Bedürfnissen, Voraussetzungen und Idealen des Gemüths liege; und sein divinatorischer Instinct ist überall zu bewundern, wo es sich um concrete Verhältnisse handelt; ein Rückschritt, denn er hat die Unterschiede in der Religion, die Hegel mit großem historischem Blick in kühnen Perspektiven



ausgeführt hatte, durcheinander geworfen und dadurch eine allgemeine Vorstellung von der Religion hervorgebracht, die eigentlich ohne Pögnomie ist. \*)

Noch schwächer ist es mit der praktischen Seite der Feuerbach'schen Philosophie bestellt, die er namentlich in spätern Aphorismen entwickelt hat. Um diese zu verstehen, müssen wir vorher einen flüchtigen Blick auf seine Metaphysik werfen. — Feuerbach macht Hegel den Vorwurf, daß der Sprung vom Denken zum Sein, von der Idee zur Wirklichkeit, vom Geist zur Natur ein willkürlicher sei. Es ist das ein Vorwurf, der von Seiten der materialistischen Philosophie stets gegen die idealistische erhoben worden ist, und der sich zum Theil auf eine Unklarheit im Ausdruck bezieht. Die Philosophie hat es überhaupt nur mit Begriffen zu thun. Die Wirklichkeit ist ebenso ein Begriff wie die Idee, das Sein wie der Gedanke. Wie man von dem einen dieser Begriffe auf den andern übergeht, ist zuletzt Sache der Convenienz. Gerade die materialistische Philosophie hat stets mit den unerhörtesten Abstractionen operirt. Wenn also Feuerbach der Philosophie den Vorwurf machte, sie verfare im Grund ebenso romantisch, wie die Religion, ihr Absolutes, ihre Idee u. s. w. seien ebenso mystisch, wie Gott, die Vorsehung u. s. w., so sind die spätern Materialisten mit vollkommen richtiger Consequenz weiter gegangen und haben Feuerbach vorgeworfen, seine „Menschheit“ sei ebenfalls ein Gattungsbegriff, eine Idee, die nie zur Erscheinung käme; also wieder etwas Transcendentes und Romantisches. Leider hat die Sprache bis jezt noch kein Mittel gefunden, etwas Anderes auszudrücken, als Gattungsbegriffe, und es blieb den mystischen Naturphilosophen vorbehalten, eine göttliche Ursprache zu erträumen, in der das Wort einen individuellen Gehalt haben sollte. Feuerbach's Kampf gegen die Dialektik und den Idealismus war ein Zeichen von unwissenschaftlichem Sinn, wie denn häufig seine Schriften den Eindruck machen, als wäre seine Natur eigentlich eine poetische und nur durch frühzeitige Reigung zu Antithesen und Combinationen verkümmert. Es befremdet uns daher nicht, daß die damalige Lyrik sich der Feuerbach'schen Ideen oder Phrasen bemächtigte, und in bunten und reichen Bildern, die aber bei weitem nicht die Feuerbach'sche Ursprünglichkeit und individuelle Lebendigkeit erreichten, den Pantheismus verherrlichte.\*\*)

\*) Es ist in F., sagt Schwarz, ein gewaltiger Durchbruch der Sinnlichkeit, des Anschauungsvermögens, der Leidenschaft, des ganzen lebensvollen und genußbedürftigen Menschen durch die unerträglichste Alleinherrschaft der Logik eingetreten. Er selbst hat lange die Fesseln der Logik getragen und schleudert sie nun von sich mit der Leidenschaft eines Rasenden. Er sieht überall Beschränkung der Natur, falschen Spiritualismus u. s. w.

\*\*) J. B. Fr. von Sallet (Eiäenevangelium 1840), bei dem ein mäßiges

Von der bedeutendsten Wirkung war der Ton und die Stimmung dieser Schriften. Zwar ist Feuerbach eigentlich eine beschauliche Natur, und wenn er dem Christenthum vorwirft, den Menschen zu isoliren und ihn nur auf sein eigenes Gemüth zu beziehen, so gilt das von seiner Lehre viel mehr. Die neue Religion der Menschheit, auf die er hindeutet, ist die alte Glückseligkeitstheorie, nach welcher jedem Gemüth die Freiheit gegeben wird, zu sinnen und zu träumen, zu genießen und zu leiden. Jeder Ernst der Arbeit und jede geschichtliche Bewegung wird abgeschnitten, denn sie sind ohne die Unterwerfung der Individualität unter allgemeine Mächte nicht denkbar. So sinnreich er verfährt, wenn er die empfangenen göttlichen Begriffe zu menschlichen Idealen macht, um der Menschheit einen neuen Inhalt, einen neuen Glauben zu geben, so haben diese Ideen etwas so träumerisch Unbestimmtes, daß ihnen keine bewegende Kraft beigemessen werden kann. Es macht einen komischen Eindruck, wenn er aus den Symbolen und Mysterien des Christenthums die spiritualistische Färbung entfernt und mit Jubel auf den übrigbleibenden sinnlichen Inhalt als auf einen glorreichen Erwerb hinweist; wenn er in der Dreieinigkeit nur die Heiligung des Familienlebens, im heiligen Geist die verkleidete Jungfrau Maria herausfindet, wenn er in der Taufe die Anerkennung der segensreichen Wirkungen des Wassers, welches beim Baden und Trinken so erfrischend wirkt, und in dem Abendmahl die Heiligung der Nahrungsmittel, des irdischen Brodes und Weines erkennt. In dieser Poesie der Nahrungsmittel ist er zuletzt so weit gegangen, daß er als letztes Resultat seiner Weisheit den Satz aufgestellt hat: „Der Mensch ist, was er ißt“ — ein Satz, bei dem jeder andere Eindruck, als der komische, aufhört. Brod und Wein sind mächtige Symbole, und der Communismus hat es verstanden, durch sie die Masse zu elektrisiren; aber in diesem schlimmen Sinn werden sie bei Feuerbach nicht gebraucht, er will durch seine Sacramente die Menschheit nur auffordern, mit Andacht zu essen und zu trinken, weil das heilige Geschäfte seien. — So unschuldig diese Religion der Zukunft aussieht, so ernsthaft wird sie durch ihre leidenschaftliche Haltung. Durch Feuerbach's sämtliche Schriften weht die Empfindung, die Menschheit habe bisher in einem bösen Fiebertraum gelegen, aus dem sie gewaltsam sich befreien müsse. Der Zustand des kommenden Reiches ist ein friedlicher und seliger; aber der Uebergang von dem jetzigen Zustand der Unseligkeit kann nur als ein Sturm des jungen, von dem Geist der neuen Menschheitssymbole erfüllten Geschlechts gegen das alte aufgefaßt werden.

---

Talent durch abstracte Formeln verkümmerte, und Titus Ulrich (Das hohe Lied 1845), bei dem die Abwesenheit alles Talents durch jene Formeln versteckt wird.

Rücksichtsloser tritt dieser Haß gegen das Christenthum bei einem Naturalisten hervor, dessen krankhafte Verstimmung niemals den Läuterungsproceß eines geschulten Denkens durchgemacht hatte. — Friedrich Daumer, geb. 1800 in Nürnberg, studirte seit 1817 in Erlangen, wo er im Anfang sich ganz dem Pietismus hingab, dann sich aber mit heftigem Widerwillen davon abwandte und das theologische Studium bei Seite legte. Eine Anstellung am Gymnasium zu Nürnberg 1822 dauerte nur einige Jahre, da körperliche Schwäche ihn zu jeder geregelten Thätigkeit unfähig machte. Zuerst ließ er sich durch Schelling bestimmen, und seine „Urgeschichte des Menschengesistes“ 1827 ist naturphilosophisch. Dann wirkten mannigfaltige äußere Anregungen auf ihn ein, und er fand für jede neue Curiosität des Zeitalters eine Kategorie. Dahin rechnen wir seine „Mittheilung über Kaspar Hauser“ 1832, seine „Erklärung der Guxkow'schen Wally“, deren Selbstmord nach seiner Ansicht aus Religiosität erfolgte, seine poetische Bearbeitung der Bettina, 1837, zu deren Schwebereigion er sich als erster und einziger Jünger bekehrte, seine „Glorie der heiligen Jungfrau Maria“ 1841 und seine Polemik zuerst gegen die bekehrten Naturphilosophen, dann gegen Feuerbach. Am wichtigsten für seine Entwicklung wurde die Kenntniß der orientalischen Poesie und die Uebertragung des Haßes 1846, die nicht ungeschickt die naive Sinnlichkeit der Orientalen mit dem Haß der modernen Atheisten gegen das Christenthum verbindet.\*) Man lernte die christliche Abstraction als solche erst empfinden, seitdem ihre wirkliche Gewalt über das Leben gebrochen war. Die neuern Orientalen dagegen sind in dem bacchantischen Taumel ihrer Sinnlichkeit mit den St. Simonisten zusammenzustellen. Daumer hat im Sinn des Orients auch eigene Gedichte gemacht, und diese schmecken in ihrer verliebten Lüfternheit, mit der er die Stirfeletten jeder beliebigen Tänzerin anbetet, seinen Kopf unter ihren Fuß legt und aus dem gesammten Alphabet der weiblichen Eigennamen eine Galerie von Heiligen bildet, um ihnen Morgen- und Abendopfer anzuzünden, noch ziemlich stark nach seinen alten pietistischen Sympathien und erinnern an den Ton des Herrnhuter Gesangbuchs, welches sich Jesus und Maria gegenüber ebenso verliebt und zärtlich ausdrückt, als Daumer gegen die Tänzerinnen seines Opiumrausches. Die Begeisterung für diese sinnlichen Bilder trieb Daumer zuletzt, sich offen als Anhänger des großen Propheten zu erklären, nachdem er vorher das Christenthum in einer ganz merkwürdigen unheiligen Kirchen-

---

\*) Ein Schatten nur ganz ohne Wesen wäre,  
 Wer vor dem Herrn in aller Reine stünde.  
 Lebendig ist die Sünde nur im Leben.  
 Das Leben, es bestehet in der Sünde. —

geschichte als einen Molochdienst dargestellt hatte. — In dem Werk: Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer, als urväterlicher, legaler, orthodoxer Cultus der Nation (1842), sucht Daumer nachzuweisen, daß der altbiblische Gott und die Schreckgestalt des Moloch ursprünglich zusammenfallen: Jehovah sei ein Gott des Schreckens, dessen Anblick tödte; ein Geist, der die Natur und das Leben hasse und der nur in der Zerstörung sich offenbare. Eine spätere Zeit habe die realen Opfer auf symbolische zurückgeführt; aber im Hintergrund stehe noch immer der Götze, der edles Blut will, und es befehle noch immer ein jüdischer Geheimdienst, in dem das reale Opferlamm, d. h. der Mensch, geschlachtet wird. — Jehovah erscheint in vielen Attributen wie in vielen Geschichten als Negation des Natürlichen, als Rachegeist, der nur durch blutige Opfer zu sühnen ist. Dagegen finden sich nicht nur in den Propheten, sondern schon im Mosaischen Gesetz, Stellen genug, die eine menschlichere Ansicht von Gott, zuweilen selbst eine sinnige Schonung der unbeseelten Natur aussprechen. Es liegt nahe, diesen Widerspruch durch zwei entgegengesetzte Auffassungen der Religion zu erklären, von denen die humane die spätere sei, da für das Alter des blutigen Dienstes Geschichten, wie die Opferung Isaaks u. s. w., Zeugniß ablegen. Wenn aber Daumer weiter geht, und Jehovah mit Moloch identificirt, so muß er dieser Hypothese zu Liebe den größten Theil der alttestamentlichen Bücher für verfälscht erklären. Er verfolgt seine beiden Religionen im Lauf der ganzen jüdischen Geschichte nach bestimmten Attributen. Er findet z. B. in Bileam, dem „Eselpropheten“, jene humane Richtung, wie auch andere Heiden der reformirenden Partei, z. B. Saul, mit Eseln in Verbindung gebracht werden; und wo nun in der Bibel von Eseln die Rede ist, wittert Daumer sofort Reformbestrebungen. Der Rachegeist Jehovah erscheint als Stier-Ofen, und so ist die Construction der Ochsen- und Eselreligion fertig. Nun lesen wir aber, daß den „Ochsenpropheten“, Moses und Aron gegenüber ein Kälberdienst eingerichtet wurde; was kann das anders sein, als jene Tendenz des Humanismus? Wie kommt aber der Eselgott plötzlich in Kälbergestalt? Kalb ist ein anderer Ausdruck für Esel.\*) Daß endlich Aegypten in Amerika gesucht wird, daß Abraham

\*) Wo kommt der Molochdienst zuerst vor? — „Es ist zwar nur ein einziges Wort, ein bloßer Name, auf den ich mich berufen kann, der aber wie ein Blitz in der Nacht auf einmal das ganze schauerliche Geheimniß enthüllt. Es ist der Name Isaak. Wir wissen, daß man die durch den Verbrennungsschmerz erregten Gesichtsverzerrungen, unter welchen die Menschen in den Armen jenes ehernen, feuerglühenden Talos auf Krete sterben, das sardonische Gelächter nannte; nun ist der Name Isaak von צחק (= lachen) gebildet, und so wird auf einmal das noch so tief Verhüllte klar: Isaak sollte lachen, wie jene Opfer des Talos, in

auf der Insel Owaïhi lebte, die damals noch nicht Insel war, daß der Zug Moſis von Mexico über die gefrorne Beringſtraße durch Sibirien und die Wüſte Cobi ging, wird nach dem Vorhergehenden nicht befremden. — Dann folgen die Geheimniſſe des chriſtlichen Alterthums (1847). Bei den Juden hatte die Reformpartei gefiegt, ſie hatte, ihren Zwecken zu Liebe, die heiligen Bücher entſtellt und in den böſen Geiſt, Jehovah, einzelne gute Eigenſchaften interpolirt. Da trat Chriſtus auf als Eiferer für den legitimen Glauben, den Molochdienſt und die Menſchenopfer. Das naturfeindliche Princip wurde mit einer wahnsinnigen Conſequenz theoretisch abgerundet und praktiſch ausgeübt: Chriſtus ſelbſt erlag der aufgeklärten Partei, aber ſeine Jünger verbreiteten die entſetzliche Lehre über ganz Europa. — Es iſt bekannt, daß Judas Iſcharioth Chriſtus verrathen hat. Weniger ausgemacht iſt, was er eigentlich verrathen hat. Reimarus meint, er habe die politiſche Verſchwörung den Behörden in dem Augenblicke angezeigt, als ſie zum Ausbruch kommen ſollte; Daumer dagegen, es ſei in dem Abendmahl nicht ſymboliſches Blut und Fleiſch, ſondern reales geſeſſen, dieſes Gericht habe dem Jünger widerſtanden, und er habe die Greuel der chriſtlichen Myſterien der Obrigkeit denuncirt. Bekanntlich wird nach der Lehre der katholiſchen Kirche in der Euchariftie unter den Händen des einſegnenden Prieſters das Brod auf eine geheimnißvolle Weiſe in Fleiſch, der Wein in Blut verwandelt, und als ſolches geſoſſen. Daumer deducirt nun, es ſei gegen alle geſchichtliche Analogie, das bloß Symboliſche als das Urſprüngliche anzunehmen; das Bild könne nur als Erſatz für ehemalige Realität gebraucht werden, und das Blutopfer, das ſpätere Zeiten nur im Bilde geſiegt, ſei urſprünglich ein reales geſeſſen. Dieſen Geſichtspunkt im Auge, und ohne daran zu denken, daß im Charakter der Zeit, in welcher das Chriſtenthum entſtand, nicht eine reale Thätigkeit, ſondern ein myſtiſches Brüten über Ideen, Weiſſagungen und Symbole, für welche man den Faden verloren hatte, indicirt war, blättert er nun in den Geſchichten, Sagen und Märchen des ganzen Mittelalters, ja noch in denen der neuen Zeit herum, und findet überall Belege für ſeine Anſicht; mit der Haſt und Willkür einer fixen Idee.“ — So wird das überſaſchende Reſultat herausgebracht, daß im Mittelalter die chriſtlich-germaniſchen Völker arge Kannibalen geſeſſen ſeien. Daumer geſteht zu,

oder auf den Armen der glühenden Metallſtatue, und der Rame war nicht der eines Einzelnen, ſondern ein Wort der molochiſtiſchen Cultusſprache, das ein zu jenem fürchterlichen Sterbegelächter beſtimmtes Menſchenopfer bezeichnet.“ —

“) „Von einer ungeſalzenen Speiſe pflegt man zu ſagen, ſie ſchmecke wie ein toter Jude. Ich weiß nicht, wie man das anders erklären kann, als durch die Annahme, daß man einſt wirklich Menſchenleiſch aß, daß aber das der Juden nicht ſonderlich mundete.“

daß auch er von diesem Resultat überrascht sei, daß er lange mit sich gerungen habe, daß aber endlich die Evidenz ihn getrieben habe, seine Entdeckung der Welt mitzutheilen, auf die Gefahr hin, überall verlacht oder verabscheut zu werden. — Es hat mit Recht beim Gelächter sein Bewenden gehabt.

Daumer's umfassendstes Werk: Die Religion des neuen Weltalters (3 Bde., 1850), sollte nun als Facit von den Resultaten der Weltgeschichte dasjenige zusammenstellen, was an wirklich religiösem Inhalt aus den traurigen Verirrungen des Menschengeschlechts übrig geblieben war. Bis dahin hatte jeder Denker, so feindselig er dem Kern der christlichen Lehre gegenüber stand, die Weiterentwicklung der Menschheit an die Geschichte des Christenthums geknüpft; Daumer fand keinen Anstoß, sich als Mahomedaner zu bekennen und den Koran als das erste Evangelium der echten Naturreligion zu verkündigen. — Mahomed's Himmel ist eine Apotheose der sinnlichen Genüsse, d. h. er billigt den sinnlichen Genuß im Princip. Die Inconsequenzen in der Ausbildung dieses Principes haben spätere mahomedanische Dichter, namentlich Hafis, verbessert. Der Islam ist die Vorstufe zu der neuen Religion, der absoluten, deren Verkündigung jetzt an der Zeit ist.

Im Hintergrund der Menschheitsentwicklung steht, als ihr verlorenes Paradies, die altheidnische Cultur. Von der glorreichen Höhe dieser Cultur sank die Menschheit wieder hinab, und es erfolgte ihr Sündenfall, jener traurige, thränenwerthe Sturz in die Tiefen der Barbarei, der Inhumanität und der geistigen Finsterniß, der sich durch die Erscheinung und siegreiche Wirksamkeit des Christenthums vollbrachte . . . Aus diesem ungeheuern Ruin erhob sich die Menschheit zuerst wieder im Islam . . . Es bricht diese Zeit eines nicht bloß angeblichen und angespiegelten Heiles dann auch im Westen an, insofern hier endlich die alte christliche Barbarei überwunden wird. Vor uns in wahrscheinlich naher Zukunft steht eine neue Religion, ähnlich dem Islam, aber noch höher und herrlicher, so daß sie die reinste, widerspruchloseste Genüge geben, daß sie die ganze Menschheit in der friedlichen Einheit eines allgemeinen Reiches umfassen, und ihr Unglück, ihre Klagen in Glück und Jubel verwandeln, und wohl von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern gebracht, nimmermehr aber negirt werden wird.

Wunderlich! Im Christenthum sucht Daumer hinter jedem Gleichniß einen realen Sinn. Wenn er den Spruch liest: „So dir Jemand einen Streich giebt auf den einen Backen, so biete ihm den andern,“ so erschöpft er sich in umständlichen Auseinandersetzungen, daß ein solches Verfahren ebenso zweckwidrig als unmoralisch ist. Aber wenn Hafis das Sausen empfiehlt, so setzt der Ausleger hinzu: natürlich ist das nur symbolisch zu verstehen; nicht die physische Trunkenheit soll gepriesen werden, sondern eine andere höhere. Es liegt doch auf der Hand, daß auch jener Spruch

nicht so wörtlich gemeint ist, sondern nur die Selbstverleugnung einschärfen soll, die als Kritik des reizbaren germanischen Ehrgefühls sehr heilsam gewirkt hat. Uebertreibungen beweisen nichts. Hasis überströmt von Bildern, um die Demuth vor seinen verschiedenen Geliebten auszudrücken, er will z. B. beständig den Staub zu ihren Füßen küssen, was auch ein widersinniges Verfahren ist, ohne daß damit die Empfindung der Liebe selbst widerlegt wäre. Die Liebe hat eben ihre Raserei wie der Glaube. — Gerade die innern Widersprüche in seinem Wesen haben das Christenthum zu der welthistorischen Religion gemacht, die der Islam mit seinen sehr handgreiflichen und einfachen Lehren nicht geworden ist. Nach allen Richtungen hat es in den Abgrund des menschlichen Geistes gegraben, und dadurch ist in das Denken und Empfinden eine Stärke und Fülle gekommen, die einen Luther, Shakespeare, Pascal u. s. w. möglich gemacht hat. Diese höhere Poesie des Gedankens ist dem Heidenthum wie dem Islam fremd geblieben.

Dem materiellen Inhalt nach unterscheidet sich freilich Daumer's Religionsproject wesentlich von den Rebelbildern unserer Romantik. Nicht unklare und trübe Ingredienzien sollen zu dem neuen Feuertrank der Begeisterung verwendet werden, sondern helle und schöne. Die besten Dichter und Philosophen sollen beisteuern. Dagegen ist es mit der formalen Berechtigung um nichts besser bestellt. Die Stoffe sind da, aber es fehlt der elektrische Funke, der eine neue Geburt aus ihnen erwecken könnte. Die Auswahl der Sprüche bestimmt sich nach ihrem Gegensatz gegen die letzte, verhasste Form der Offenbarung. Das Recht der Sinnlichkeit, der Natur wird gegen das Recht des Geistes, der Geschichte in die Schranken geführt; ähnlich wie in den Göttern Griechenlands. Wer hat dieses schöne Gedicht ohne Theilnahme gelesen! wer ist nicht einmal von der Schilderung jenes heidnischen Paradieses gerührt worden, wo —

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen.  
 Richtete kein heiliger Barbar,  
 Dessen Augen Thränen nie benetzen,  
 Zarte Wesen, die ein Weib gebär.

Was hilft es? Die Kindheit kann nicht ewig dauern, die Geschichte richtet allerdings nach der Geister schrecklichen Gesetzen. Eine Generation von Hassen, und die Kultur wäre zu Ende, die Zeit stände still, das Menschengeschlecht ginge unter. — Das Evangelium der Lust hat nicht die productive Kraft einer Religion. Eine Religion ohne verneinendes Moment ist todt für die Weltgeschichte. Aber auch für einen andern Glauben, der ihr einen neuen Inhalt böte, hat die alternde Welt keinen Raum mehr. Es ist umsonst, ihr eine künstliche Jugend anzudichten. Nur

der unreife Jüngling empfindet, wonach er sich sehnen kann; als Totalität; die gereifte Bildung sondert und scheidet. — Eine Religion ist undenkbar ohne Cultus, ohne Symbolik, ohne einen Glauben, der über dem Raisonnement steht, ohne Inspiration, kurz, ohne den Hintergrund eines über die menschliche Natur hinausgehenden und derselben unverständlichen höhern Wesens. Eine neue Religion ist undenkbar ohne Offenbarung. Eine Offenbarung ist aber nur möglich in trüben, unklaren Zeiten, die in den sittlichen Verhältnissen wie in dem Denken den Halt verloren haben. Eine solche Zeit ist die unsere nicht; seit wir die Welt und ihre Gesetze soweit kennen, um die geheimen Kräfte der Natur in einen immer engeren Kreis zu zwingen, findet die Zauberei und die Vision keine Stätte mehr am Tageslicht. Außerdem sind die Ideen des kosmischen Naturgeistes, wie sie Daumer predigt, nicht weniger sentimental, d. h. unproductiv, als der Feuerbach'sche Humanismus. Sei ein Mensch! sei gut! folge der Natur! u. s. w. Es ist in diesen Ideen nicht die Gluth, mit der man eine alte Welt anzündet, um eine neue Schöpfung daraus hervorgehen zu lassen. — Um Religion zu haben, dürfen wir uns nicht erst ins orientalische Gewand einhüllen. Wir verehren die Natur, denn wir gehören ihr an, aber wir opfern ihr nicht unser Selbstgefühl, denn sie muß unsern vernünftigen Fragen antworten, unserm vernünftigen Willen dienen; der Geist steht höher, als die Natur, wenn auch nicht außer der Natur. Wir wissen, daß die Welt in festen Angeln ruht, wenn unser Ich mit seinem Wünschen und Hoffen in Staub zerfällt. Will man die lebendige Empfindung dieser Wahrheit Glauben, und diesen Glauben des Gemüths an sich selbst und an das Große, Gute und Schöne, das aus der Natur und Geschichte in ihm widerstrahlt — will man diesen Glauben Religion nennen, so soll man sich nur daran erinnern, daß diese Religion, eben weil sie keinen Haß und keinen Fanatismus kennt, sich bescheiden muß, die weltbewegende Kraft der Geschichte ändern. Gewalten zu überlassen.

Daumer ist als das wunderliche Symptom eines erkrankten Zeitalters zu betrachten. Einen wirklichen Einfluß hat er nicht ausgeübt; er hat nicht einmal eine stille Secte gegründet. Ganz anders mußte das antichristliche Princip bei einer Natur wirken, die sich zur öffentlichen Thätigkeit berufen glaubte und der alle Speculationen der Philosophie als ein unnützes Spiel erschienen, so lange sie nicht zum Nutzen und Frommen der Masse verwendet wurden. — Arnold Ruge, geb. 1802, gehört in die burschenschaftliche Generation der ersten zwanziger Jahre. Bei der Jagd auf Demagogen büßte er mit sechsjähriger Festungshaft. Nach Beendigung derselben trat er in Halle als Docent auf. Halle war damals einer der lebhaftesten Centralpunkte der Hegel'schen Philosophie. Noch



war sie in Preußen Staatsphilosophie, aber schon hatte man ihre Doppelseitigkeit ins Auge gefaßt. Hegel hatte unter dem Anschein, die Wirklichkeit des Staats und der Kirche zu legitimiren, ihren Gegnern ein leichtes Mittel an die Hand gegeben, was in ihnen „vernünftig“ war, zu erfassen und es gegen sie selber anzuwenden. Der neue Liberalismus trat als Eingeweihter auf. Er sprach gegen den bestehenden Staat und die bestehende Kirche im Namen des „wirklichen“ Staats und der „wirklichen“ Kirche. — Von dieser Seite ist Ruge die Philosophie zugänglich geworden. Sie wurde die Waffe, durch welche er seinen frühern Inhalt, die burschenschaftliche Romantik, bei sich und Andern widerlegte. In diesem Sinne gründete er mit Ecktermeyer 1839 die Hallischen Jahrbücher, welche die Philosophie zum Bewußtsein brachten, daß sie im Wesentlichen eine Erneuerung des alten Rationalismus sei, mit einem reichern Inhalt, weil sie den von der Aufklärung nur negirten Aberglauben begriffen und überwunden hatte. Aus dem Satz: das Wirkliche ist vernünftig, wurde nun: die Vernunft ist das Wirkliche, und was ihr nicht entspricht, ist unwirklich, Schein, Romantik, und muß aufgehoben werden. — Die Althegeleaner hatten es der Idee überlassen, sich in der Geschichte zu realisiren, und waren dann hingegangen, um nachzuweisen, daß es so gut sei. Das Ideal ist wirklich, sagten sie, denn es ist in steter Verwirklichung; jede Stufe der Geschichte ist gut, denn sie ist ein nothwendiges und nicht zu umgehendes Resultat der frühern Stufen. Man mußte sich erst eine Zeitlang an diesem Gedanken freuen, bis man auf den naheliegenden stieß: jede Stufe setzt eine folgende voraus, sie ist nur da, um sich selber aufzuheben, sie ist also schlecht, indem sie etwas für sich sein will. Die alten Professoren construirten das Recht des Bestehenden, die jungen Docenten sein Unrecht; das war kein logischer Widerspruch, sondern nur ein Widerspruch in den Gefühlen. In der Jugend ist jeder empfängliche Kopf begeistert für die Zukunft. Glücklich derjenige, dessen Jugend in eine Zeit fällt, wo man sich noch mit concreten Idealen trägt, nicht mit den Nebelgestalten abstracter Menschheitsentwicklung; denn jene, auch wenn sie illusorisch sind, geben immer dem Herzen Nahrung, während diese es aushöhlen.

Der neue Radicalismus trat viel kategorischer auf, als der alte: fest überzeugt, daß es genüge, den richtigen Begriff des Staats und der Kirche zu proclamiren, um ihn sofort zu verwirklichen. Das war der erste Standpunkt, auf den die Jahrbücher sich stellten. — Der erste Angriff galt den Schülern der Romantik, die seit 1832 im Berliner politischen Wochenblatt für die Ideen Haller's Propaganda machten. Der erste Redacteur des Blattes, Jarke, war katholisch geworden und nach Wien gegangen, da weder der Protestantismus noch der preussische Staat mit seinen alten-

freikirchlichen Traditionen und mit seinen Reformen aus der Zeit der Freiheitskriege sich mit dem Legitimitätsprincip vertrug. Die Jahrbücher nahmen für die Idee des Protestantismus und die Idee des preussischen Staats gegen die Romantik Partei. Sie traten bei Gelegenheit der Kölner Wirren gegen den katholischen Fanatiker wie gegen die protestantische Halbheit in die Schranken. Es war ein jugendkräftiges, freilich etwas burschikoses Treiben, ein glaubensvoller Muth und eine Zuversicht, die auf dem Bewußtsein eines guten Rechts beruhte. Die Jahrbücher, die damals die ganze Jugend fortrissen, machten für Preußen in Deutschland Propaganda. Der wirkliche, lebenskräftige, an Ausichten und Erwartungen reiche Staat stand trotz seiner steifen absolutistischen Formen dem durch Hegel gebildeten Liberalismus näher, als das träumerisch unbestimmte Vaterland der Burschenschafter, als der kleinstädtische Constitutionalismus: der philosophische Radicalismus hatte etwas Verwandtes mit dem Uebermuth der jungen bureaucratischen Bildung. In der fortlaufenden Kritik des Absolutismus, des Legitimitätsprincips und der historischen Schule mußte man darauf kommen, dem innern geistigen Zusammenhang dieser verschiedenen Formen der Reaction nachzuspüren. Man fand den Faden in der Restaurationsliteratur und in deren vorzüglichstem Ausdruck, der romantischen Schule. Die ästhetische Kritik wurde mit ebenso großem Eifer betrieben, wie die politische. Theils wurden alle neuen Erscheinungen der Poesie, in denen sich der junge Geist der Zeit prophetisch verkündete, befürwortet, theils wurde die alte gefeierte Dichtung der schärfsten Kritik unterworfen, und wo sich irgend eine Spur von Romantik vorfand, auf das unbarmherzigste die Geißel der Satire geschwungen. Im ersten Jahrgang wurde die romantische Schule von Rosenkranz besprochen, der im Ganzen anerkennend war und nur die humanistischen Momente über die trüben Phantasien der Romantik erhob. Im nächsten Jahr erfolgte das Manifest von Ruge und Ecktermeyer: „Der Protestantismus und die Romantik“, in welchem der herrschenden Literatur ein offener Fehdebrief ins Gesicht geschleudert wurde. Die Darstellung, wenn auch theilweise in scholastischer Form, hatte einen Ueberfluß an glücklichen Wendungen und Pointen, jene launenhafte Genialität zu verspotten. Man ging freilich zu weit, indem man den Begriff der romantischen Schule über den ganzen Kreis der Restaurationsliteratur ausdehnte und die verschiedenartigsten individuellen Erscheinungen aus einem einzelnen Princip herzuleiten suchte, das man nicht einmal klar festgestellt: denn schon nach einem Jahre sah man sich genöthigt, den Protestantismus, unter dessen Symbolen man gegen die Romantik zu Felde gezogen war, in einem neuen Manifest gleichfalls in die Romantik zu werfen. — Aus der Unschuld der vormiegend literarischen Tendenz wurden die Jahrbücher durch die Umstände bald heraus-

getrieben. Der wachsende Uebelmuth der liberalen Presse erregte starke Befürchtungen, und man fing an auf die halbwissenschaftlichen Journale ein strengeres Augenmerk zu richten. Ruge wich aus Preußen und siedelte sich in Sachsen an. Mit der wachsenden Verbreitung der Zeitschrift schärften sich die Instructionen, die man den Censoren ertheilte, und die Erbitterung dieses kleinen Krieges ging auf den Ton der Aufsätze über. Allmählig zog sich der größere Theil der bisherigen Mitarbeiter zurück; sie konnten der Geschwindigkeit, mit welcher die Jahrbücher einen Standpunkt nach dem andern überwandten, nicht folgen. Unter der Maske eines Würtembergers sagte sich Ruge von der Idee des Preusenthums los, und die kleinen deutschen Staaten mit ihren Duodezconstitutionen, die der preussische Philosoph bisher von oben herab angesehen, erhielten als Symbole der Selbstregierung plötzlich eine größere Wichtigkeit. Der bisher so gefeierte absolute Staat, weil er nicht dem wirklichen Inhalt des Volks die entsprechende Form gab, wurde durch das Stichwort der Transcendenz verdammt. Ebenso wie mit dem Preusenthum, wurde mit dem Protestantismus gebrochen, Romantik und Christenthum wurden identificirt. — Die schöpferische Thätigkeit in diesen eilfertigen Fortschritten gehört nicht Ruge an, aber er verstand es, die Hauptsätze der neuen Lehre, die man, weil die Idee der Menschheit an die Stelle Gottes trat, Humanismus nannte, in eindringlichen Pointen dem Gedächtniß einzuschärfen. Einen entscheidenden Einfluß auf die Jahrbücher gewann in den letzten Jahren Bruno Bauer; seine leicht bewegliche Natur war unermüdlich, immer neue Schalen von sich abzustreifen, immer neue Voraussetzungen in das Gebiet der Romantik zu verweisen. Man kann sagen, daß ihm Ruge halb mit Freude, halb mit Schrecken folgte. Er machte viele von den Wendungen mit, z. B. das Aufgeben des constitutionellen Staats, weil ihn dieser nicht vor den Censurstrichen des Professor Bachsmuth beschützte, die Verwerfung der Judenemancipation, weil er einen natürlichen Widerwillen gegen das jüdische Wesen hatte u. s. w. Als nun aber auch die Vorkämpfer des entschiedenen Liberalismus, z. B. Jacobi, als verbrauchte Philister bei Seite geworfen werden sollten, da empörte er sich und brach mit den Berlinern. Er schrieb ein Manifest Anfang 1843, worin er die Demokratie als die leitende Idee der neuen Zeit darstellte, dann erfolgte das Verbot der Jahrbücher.

In mancher Beziehung war dies Verbot ein Glück für den Radicalismus: er hatte sich ausgeschrieben. Die leidenschaftlichen Angriffe gegen Staat und Kirche wurden ihm gestrichen; was übrig blieb, zehrte kümmerlich von der Begeisterung für Herwegh und die übrigen politischen Lyriker. Die Jahrbücher konnten mit dem Bewußtsein des Martyriums von der Bühne abtreten. Die sächsische Kammer ließ sie fallen, und Ruge verließ

Deutschland. — Sein Aufenthalt in der Schweiz änderte an seinen Ideen nichts Wesentliches. Der Umgang mit Julius Fröbel<sup>\*)</sup>, einer weichen, träumerischen Natur, mit Herwegh und Freiligrath gab ihm keinen neuen Inhalt. In Paris beschäftigte er sich damit, seinen Humanismus immer eleganter zu redigiren. Um in seiner principiellen Entwicklung keine Lücke zu lassen, trat er aus der Idee des Deutschthums in die Idee des Weltbürgerthums über, wie er früher das Preußenthum zu Gunsten des Deutschthums aufgegeben hatte. Die Deutsch-französischen Jahrbücher sollten die Brücke zur Einigung dieser beiden Culturvölker auf dem Boden der Demokratie bilden; sie erregten mit Recht in Deutschland eine allgemeine Entrüstung. Ruge sagte vom deutschen Volk, es sei nicht bloß in seiner Erscheinung, sondern in seinem Wesen niederträchtig: ein Gefühlsausbruch, den Bauer ganz richtig dadurch erläuterte: „weil sich Deutschland nicht in Ruge's Sinn entwickelte, so sah er für Deutschland keine andere Entwicklung, als die Pöstperde, die ihn über die französische Grenze führten.“ Ähnliche Schmeicheleien waren den Deutschen schon häufig von Paris aus gesagt worden, allein man entschuldigte sie als Ueberrilungen eines verletzten Herzens, während sie bei Ruge durch den Schein philosophischer Kälte das Ansehen einer herzlosen Impertinenz annahmen. Ruge suchte den Gefühlsausbruch vor dem philosophischen Publicum zu rechtfertigen, indem er das empirische Urtheil in ein logisches verwandelte; er gab die Parole: der Patriotismus ist ein Feind der Freiheit. Es lag etwas Nichtiges darin, insofern die ausschließliche Berücksichtigung der Rationalität ohne staatliche Basis zu Phantastereien führt; statt aber diesen Satz durch vollständige Anwendung auf concrete Fälle fruchtbar zu machen, begnügte sich Ruge damit, ihn mit blindem Dogmatismus fortwährend zu wiederholen und seine Gegner durch schlechte und gute Wiße abzufertigen. Außerdem mußte es mit Recht empören, wenn er die viel auffallendere Engherzigkeit des französischen Patriotismus von dieser Beschuldigung ausnahm. Kein Franzose hat an den deutsch-französischen Jahrbüchern Theil genommen, so sehr sich Ruge in den republikanischen und socialistischen Kreisen; mit denen er in Berührung kam, darum bemühte. Man sah ihn als ein auffallendes Exemplar der wunderlichen Germanen an, wie sie Frau von Staël beschrieb. Weil aber die Redacteurs des National, der Réforme, Démocratie pacifique und Andere sich von ihm über deutsches Wesen belehren ließen, war er fest überzeugt, eine große deutsch-französische Partei gegründet zu haben, in deren Händen

\*) Geb. 1806 im Thüringischen, 1833—44 Professor der Naturw. in Zürich, 1848 Mitglied des Parlaments, nach dem Scheitern desselben in Amerika. — System der socialen Politik, 1842. —

die Zukunft liege. Um für diese imaginäre Partei dem tief gefühlten Bedürfnis einer deutschen Marsseillaise abzuweichen, schrieb er einen Operntext *Spartacus*, wie er denn überhaupt von Zeit zu Zeit Anwendungen von Poesie hatte. Am auffallendsten war der Einfluß, den die französische Sprache und Denkweise auf ihn ausübte. Er lernte, wie seine sich ausdrückt, in Paris deutsch schreiben, er ersetzte die Schulsprache durch das wichtige Spiel der Antithesen und suchte auch im Stil den Humanismus, d. h. die Eleganz geltend zu machen. Eigentlich war ihm die philosophische Sprache immer etwas Aeußerliches gewesen, und seine Neigung zu Antithesen, zu Pointen, zu überraschenden Parallelen u. s. w. fand er in der französischen Sprache in vollem Maße wieder. Die gesammte französische Literatur, so wenig er von ihr kannte, wurde ihm ein Ideal. Diese Vergötterung des französischen Wesens war ebenso eine Ungerechtigkeit gegen die Sache der Freiheit und der Vernunft, die er in den Franzosen verkörpert sah, wie gegen das französische Volk, dessen glänzende Individualität mit seinen großen Leidenschaften und seiner tragischen Schuld er zu einer wesenlosen Tendenzfigur herabsetzte. — Ruge war mit seinen deutsch-französischen Jahrbüchern auf die Theilnahme der Communisten eingeschränkt, Marx, Heß u. s. w. Das Band konnte nur ein äußerliches sein, denn Ruge's Radicalismus erstreckte sich — aus persönlichen Gründen — nie auf das Privatrecht, und darum dauerten die Jahrbücher nicht über das erste Heft fort. Es erfolgte ein Bruch, und als Ruge über die Schweiz nach Deutschland zurückkehrte, war er im Grunde seines Herzens reactiöner gesinnt, als zu der Zeit, wo er es verlassen. — Seine Stellung war mißlich geworden. So ziemlich mit allen Vorsetzern des philosophischen Radicalismus hatte er gebrochen. Die „Epigonen“ dieser Richtung in Leipzig, die Julius Jordan u. s. w., hatten etwas Abgespanntes, das ihm widerstand. Aber er war noch immer reich an Plänen. So übersezte er u. a. Junius Briefe, die ihm eine neue Welt eröffneten, so daß er sich einredete, er hätte sie entdeckt; ja er glaubte damit der deutschen Bewegung eine neue Bahn eröffnet zu haben, obgleich in Junius gar kein allgemeiner politischer Inhalt ist. Die Form hatte ihm imponirt. Auch durch kleine Novellen suchte er für die Sache der Freiheit zu wirken. Auf die Bewegung der Deutschkatholiken legte er großes Gewicht, und wenn ihm ein Dorniat mit Phrasen von Transcendenz und Immanenz entgegenkam, so war er überzeugt, der Deutschkatholicismus sei die Erfüllung der in der Philosophie ausgesprochenen Principien. In den freien Gemeinden erkannte er die Grundlage des neuen Staats, wie sie ihm Fröbel vorgeträumt. Die Gemeinde sollte in demselben Local ihre Erbauungsstunden halten, die von ihr selbst gedichteten Stücke aufführen, die gleichfalls von der Gemeinde verfertigten plastischen Kunstwerke aufstellen, über

ihre politischen Angelegenheiten debattiren u. s. w. Die Andacht sollte bleiben, ebenso die gemeinsame Erbauung, nur sollte sie ihren Gegenstand wechseln: an Stelle der christlichen Heiligen sollten die Märtyrer der Freiheit treten; die Marseillaise sollte das: „Nun ruhen alle Wälder“ ersetzen. An sich war das beständige Hervorheben von der Nothwendigkeit eines neuen Glaubens vollkommen berechtigt; wenn man nur an dem Grundsatz festgehalten hätte, daß der Glaube erst da anfangen darf, wo das Wissen aufhört, daß er sich also nie auf speculative Wahrheiten, sondern nur auf sittliche beziehen kann. Die erkannten sittlichen Ideen werden erst dann fruchtbar, wenn wir sie ins Herz aufnehmen, wenn wir mit Liebe hegen, was wir begriffen haben. Sobald der Glaube sich aber auf empirische Thatfachen bezieht, wird er zum Fanatismus, macht den Verstand blind gegen alles Wirkliche und verleitet ebenso zum Haß, als der düstere Glaube des Mittelalters.

Die freien Gemeinden waren kein Erzeugniß religiösen Dranges. Entweder waren sie einfach eine Flucht aus der Kirche, oder sie beruhten auf Combinationen des Wiges. Es ist freilich leicht auszumalen, um wie viel schöner die griechische Totalität des Lebens und des Glaubens war, als unsere aus der Theilung der Arbeit hervorgegangene Scheidung des Idealen vom Wirklichen, der Kunst von der Andacht, des Wissens vom Gefühl. Aber aus dem Mißbehagen an dem Bestehenden geht noch keine Reformation hervor. Der Philosoph paßt weder als Apostel, noch als Publicum in die Gemeinde; die Masse will eine festere Autorität, als die flüssige Macht der Dialektik, und der Philosoph müßte lügen und aus seiner Natur heraustreten, wenn er sich den Anschein dieser höhern Autorität geben wollte. Der Bauer will noch heute, wie zu Gellert's Zeit, daß man ihm imponirt, und je fremdartiger ihm das Evangelium klingt, desto mehr fesselt es ihn. Ihm ist das Christenthum eine historisch angestammte Sitte, die an die alten Formen gebunden ist. Bricht man diese Formen durch Reflexion, so bildet sich sein Verstand eine eigene Dialektik, und mit der Fremdheit verschwindet auch das Heilige. Darin liegt der Zauber der Orthodorie namentlich auf dem Lande. Man würde es schwer begreifen, wie eine nüchtern verständige Natur sich in so phantastischen Einfällen bewegen konnte, wenn man nicht häufig die Beobachtung machte, daß Menschen, die sich im gewöhnlichen Leben in Abstractionen versteren, sich nebenbei gern ein kleines Heiligthum zimmern, in dem ihre Phantasie sich frei ergehen kann, und daß sie dieses Heiligthum mit um so buntern Farben ausstatten, je farbloser es in dem gewöhnlichen Kreise ihrer Vorstellungen aussteht. Auch der Rationalist sucht und findet, wenn er sich dem Pathos überläßt, seine Symbolik, die oft nicht weniger phantastisch aussteht, als die Symbolik der Mystiker. Ruge lehnte sich mit seinen Vorstellungen des

freigemeindlichen Lebens vorzüglich an einige Künstler an, die ihm durch ihre philosophischen Tendenzen um so mehr imponirten, je fremdartiger ihm der Boden war, auf dem ihre Philosophie fußte, und je weniger er ein System widerlegen konnte, dessen Voraussetzungen ihm ein völlig unbekanntes Land waren.\*)

Ruge's falsche Urtheile beruhten lediglich auf Unkenntniß. Er war von einer schnellen Beweglichkeit des Geistes, die leicht auffaßte, die sich freilich auch vor jeder Mühe des Auffassens scheute. Was ihm nicht in einer Pointe überliefert wurde, fand bei ihm keinen Eingang. Die Pointe, verstärkt durch ein argumentum ad hominem, verwahrte er dann in seinem Gedächtniß, verallgemeinerte sie, gab ihr eine philosophische Form und trat damit wie mit einem Glaubensartikel auf. Nur auf diese Weise ist die Reihe von Manifesten zu erklären, die mit fabelhafter Schnelligkeit auf einander folgten; sie lassen sich ohne Unterschied auf einzelne Pointen zurückführen, die ihm imponirt oder Freude gemacht hatten. Darüber weiter nachzudenken, den einzelnen Satz in Beziehung auf concrete Fälle zu untersuchen und seinen Umfang zu prüfen, diese Mühe hat er sich nie genommen. Kam ihm ein Fall vor, der in sein Axiom nicht paßte, so wurde er zuerst verwirrt, gerieth in Hize und witterte Verrath, bis er durch eine neue Pointe, die er in einen neuen Lehrsatz verwandelte, über den Widerspruch hinauskam. Mit den Personen ging es ihm wie mit den Gegenständen. Da alle seine Ideen aus persönlichen Beziehungen entsprangen und sich an Persönlichkeiten knüpften, so spielte jeder Bruch bei ihm ins Gebiet des Gemüthlichen, und wenn er dann gereizt wurde, oder wenn der Strom seines vergnügten Enthusiasmus auf irgend ein Hinderniß stieß, so hatte sein Gefühlsausbruch fast immer einen kleinlichen und gehässigen Anstrich, wie das bei weichen Menschen geht. Inzwischen war er auf dem besten Wege, sich durch heilküßiges Studium in die Verhältnisse der Wirklichkeit einzuleben, als die Nachricht von der Februarrevolution kam. Man ist heute viel klüger, aber die Berechtigung des Gefühls, das damals alle ergriff, wird dadurch nicht widerlegt. Es war

\*) Am eifrigsten ist diese Idee noch später von Ludwig Rood verfolgt worden, der Ruge, Fröbel, Richard Wagner, Guxlow u. s. w. in ihren Ideen zu vereinbaren suchte. Das Theater soll der Mittelpunkt des neuen Cultus werden, „daß diese Formen des absoluten Cultus vorerst bloß Ideal sind, ist keine Instanz gegen ihre Verwirklichung im Leben... Der Bund der Ritter vom Geist möge nur consequent den abgelebten Cultusformen der Vergangenheit den Rücken wenden, dieselben ihrem hereinbrechenden Zerfall überlassen und mit dem Neubau freierer Cultusformen in kleinern, von den bisherigen Formen unbefriedigten Kreisen der Gesellschaft (in Weimar?) den Anfang machen, so wird ihre Mission schon ihren Gang gehen u. s. w.“ — Also neue Conventikel!

das erste Aufathmen einer von unerträglicher Schwüle beklemmten Brust nach dem ersten Gemitterschlag. Ruge nahm seine Insurien gegen das deutsche Volk zurück und umarmte seine Feinde, wo er sie auf der Straße fand; er war fest überzeugt, daß nun die Menschheit in eine neue Haut gefahren sei, und daß fortan auf der Welt nur Tugend, Freiheit und Glückseligkeit zu finden wären. — In den Volksversammlungen wurde er bald ein Gott. Seine drolligen Einfälle amüßten das Publicum, und die eingestreuten philosophischen Floskeln imponirten ihm. Ruge setzte auseinander, daß Louis Philipp nur darum gestürzt sei, weil er als Atheist keinen Glauben gehabt habe: Metternich und die Andern hätten gezeigt, daß sie das Regieren nicht verständen, man wolle daher die Regierung selber in die Hand nehmen. Das Publicum war mit diesem Antrag einverstanden, und Ruge war überzeugt, die Geschicke Deutschlands ruhten in seiner Hand. Die Radicalen benutzten ihn, weil sie sonst keinen bedeutenden Namen unter ihren Reihen zählten, und obgleich er sie im Stillen geringschätzte, verstanden sie ihn doch zu leiten, denn sie hatten immer noch mehr politischen Inhalt, als der Philosoph der uneingeschränkten Vernunft. Es war ein schlimmes Verhängniß für die deutsche Bewegung, daß ihre ersten Erfolge mit einer so unglaublichen Leichtigkeit vor sich gingen. Aus der freudigen Ueberraschung ist es erklärlich, wie nun der Lauf der Begebenheiten jenen gemüthlichen Anstrich annahm, der für den tiefer Blickenden etwas Unheimliches hatte, weil er gleich dem Lockern Schnee über klaffenden Felspalten die ernsthaften Probleme verdeckte, welche der Staat zu lösen hatte, wenn er nicht daran untergehen sollte. Die Revolution mußte scheitern, weil es nicht gelang, eine große, mit Bewußtsein nach einem bestimmten Zweck hinarbettende Partei zu organisiren. Jetzt hätte Ruge die beste Gelegenheit gehabt, sein Princip von der Nichtigkeit der bloßen Rationalität auf concrete Fälle fruchtbar anzuwenden, denn fast der ganze Schwindel der damaligen Zeit drehte sich um diesen einseitigen Begriff; aber das war ihm theils zu unbequem, theils hätte er dadurch den Beifall der Menge eingebüßt, von dem er im strengsten Sinne des Wortes berauscht war, und den er nicht mehr entbehren konnte. Sein Blatt wurde eine radicale Posaune wie die andern. Weil die Polen die lautesten Freiheitsapostel waren, und sich überall zudrängten, wo es eine rücksichtslose Opposition galt, gleichviel gegen wen, gewann die Reform das Ansehen eines specifisch polnischen Blattes. Daß die Polen mit ihren Ansprüchen nicht auf das Recht des Volkswillens oder der unmittelbaren Bedürfnisse sich stützten, sondern auf historische Documente, welche von dem Philosophen der uneingeschränkten Vernunft in den Arkitätenraum der Romantik hätten geworfen werden müssen, störte ihn nicht im mindesten. Das gesammte slavische Volk wurde heilig gesprochen. Wenn die Schwornoster die Geister



der alten Ribuffa und die blutigen Hussiten aus den Gräbern heraufbeschworen, um das Königreich Podiebrad's wieder herzustellen, wenn sie endlich gar auf die grammatische Wurzel ihres Stammes zurückgingen und der Grammatik zu Liebe sich mit Träumen eines panslavistischen Weltreichs trugen, so wurde der nüchterne Symboliker ebenso wie die Phantastenclique in Paris, die er seine Partei nannte, für diese Bestrebungen des Ezechenthums durch das Mittel gewonnen, dessen sich die neuen Hussiten bedienten: die alleinseligmachende Barricade. Seitdem sich polnische Barricadenhelden in dem polyglottischen Congreß eingefunden, in welchem die verschiedenen slavischen Stämme, um einander zu verstehen, die deutsche Sprache zu Hülfe nehmen mußten, seitdem die Swornosker Fahne gegen die verthierten Söldlinge des Fürsten Windischgrätz geweht, war es in Ruge's Augen entschieden, daß die Sache der Ezechen die Sache der Freiheit sei. Empörung war in seinem Katechismus gleichbedeutend mit Freiheit, Barricaden das Symbol der Volksthümlichkeit, Kartätschen das Symbol der Tyrannei. Daß man das Facit der Geschichte mit einem bloßen Straßenkampf nicht ziehen, daß man die Vernunft der Ereignisse mit Wünschen ebenso wenig redigiren kann, als man die Schergen des Despotismus durch Kanonen schlagen wird, die lediglich mit Ideen geladen sind, darüber nachzudenken, war er zu träge und zu ungeduldig. — Seine parlamentarische Laufbahn hat nicht lange gedauert, und er hat keinen Einfluß ausgeübt, weil er in allen bestimmten Fragen sich lediglich durch Wünsche, nicht durch Grundsätze bestimmen ließ. Unendlich reich an allgemeinen Ideen, war er rathlos, wenn es eine bestimmte Entscheidung galt, und trotz dieser Rathlosigkeit eigenwillig und daher unbequem für seine Partei. Nicht einmal in der Phrase war er consequent. Bald ist es die abstracte Demokratie, die ihm genügt, d. h. die Entscheidung der Staatsangelegenheiten durch Addition und Subtraction der verschiedenen Meinungen, die Michel Bros, Riobassa und Andere darüber hegen; bald treibt ihn seine Ungeduld zum aufgellärten Despotismus, der dem Volke die Freiheit auch wider seinen Willen geben will, und der, weil die uneingeschränkte Vernunft nicht einmal zur Lösung der eingeschränktesten finanziellen Fragen ausreicht, durch einfaches Abschlagen der Köpfe das richtige Verhältniß herzustellen glaubt. Dieser Cultus der Guillotine hing mit seinen pseudoreligiösen Ideen zusammen. Er erklärte zu wiederholten Malen: wer nicht daran glaubt, daß jetzt die Idee der Freiheit sich erfüllt, der glaubt überhaupt an die Freiheit nicht, der ist ein Atheist und ein Verräther, und il faut faire peur aux traitres. Die Phrase verträgt kein weiteres Raisonnement. Wie das Ideal beschaffen ist, darauf kommt es nicht an. Niemand hat sich sein Reich Gottes rosenfarbener ausgemalt, als Robespierre und St. Just. Diese Kindlichkeit wird aber böse, wenn die Menschen sich nicht zu Marionetten ihrer Einfälle

hergeben. Wer sollte an dieses Reich nicht glauben, als die Gottlosen! Weg mit ihnen, und wir haben den Himmel auf Erden! Und nun die Guillotine aufgezogen und so lange damit gespielt, bis die Wirklichkeit wieder Glauben an sich selbst gewinnt, sich empört und den ungeduldigen Idealisten mit sammt seinem Spielzeug zerbricht. — Trotz der besten Absichten haben diese Männer der gebildeten Classen, die dem Volk das Universalmittel der Revolution gepredigt und ihm den Glauben eingeschmeichelt haben, man könne durch einen bloßen Handstreich alle Fragen der Politik lösen, eine schwere Schuld auf sich geladen, weil sie die reale Entwicklung der Geschichte aufhalten, in dem Wahn, sie durch Wunder beschleunigen zu wollen. Am schlimmsten ist die moralische Lage derjenigen Männer, welche die Revolution zuerst predigen, und sich verstecken, sobald sie ausbricht. Günstige Combinationen haben Ruge vor diesem Schicksal bewahrt. Der Ausbruch des Maiaufstandes gab ihm Gelegenheit, sich ohne zu große Unbequemlichkeit zu compromittiren und seine politische Thätigkeit mit der Folie des Märtyrertums zu schließen. Er hat sich als Verbannter in England der schlechten Gesellschaft angeschlossen, die sich als Centrausschuß der Demokratie gerirt. Die leere Geschäftigkeit dieser Männer und namentlich die Wichtigthuerei, mit der sie alle Fäden der europäischen Weltgeschichte in der Hand zu haben glauben, macht zunächst den Eindruck des Abgeschmackten, aber sie ist zugleich schädlich, denn sie giebt der Reaction eine Vogelscheuche in die Hand; den gutgesinnten Philister in Angst und Schrecken zu erhalten.

Ruge's Fehler sind alle aus einem hervorgegangen: aus der Scheu vor concreten Studien und aus der Neigung, sich durch endliche, zufällige Beziehungen bestimmen zu lassen, die er so lange in Abstractionen überseht, bis sie sich dem Denken völlig entziehen und ihren eigenen Schöpfer zu ihrem Sklaven machen. Die wahre Empirie sucht erst die Thatfachen in ihrer vollständigen Mannigfaltigkeit sich anzueignen und aus ihnen mit Nothwendigkeit das Princip und die Regel herzuleiten; der abstracte Idealismus dagegen nimmt ebenso wie der rohe Empirismus die Regel aus der zufällig gefundenen einzelnen Thatfache und glaubt mit ihr die übrige Welt zu beherrschen oder zu vernichten. Dagegen hat Ruge ein großes Verdienst gehabt, den gesunden Menschenverstand und das natürliche Gefühl gegen die Sophistereien angeblicher Philosophen und gegen die Capricen halbgebildeter Poeten kräftig vertheidigt zu haben. Nur in der ungenauen und ungebildeten Anwendung dieses richtigen Principes liegt seine Schuld. —

Wir haben den Auflösungsproceß der Hegel'schen Philosophie nach der einen Richtung hin verfolgt; wir haben gesehen, wie die Dialektik in

Enthusiasmus, der Enthusiasmus in Phrasen aufging; wir müssen nun auf eine andere Seite unsere Aufmerksamkeit richten, wo die Dialektik sich zuerst in gefinnungslose Sophismen, dann in träumerische Blasirtheit verwandelte. Mit großer Unbefangenheit haben französische Kritiker versichert, die Berliner Sophistik sei der nothwendige Ausgang der deutschen Speculation: eine Versicherung, in der sie sich um so wohler fühlten, da sie mit einem Schlage Alles trifft, was ihrem „conservativen Princip“ zuwider ist, die protestantische Autonomie, die deutsche Mystik, die Mißachtung der Tradition. Aber der Grundgedanke Hegel's ist die Verklärung der Wirklichkeit. Unter allen philosophischen Schulen hat keine mit solcher Ausdauer dem Walten der Vorsehung nachzuspüren gesucht, und was dasselbe sagen will, keine so beharrlich den Welt Schmerz bekämpft. Dagegen ist der Inhalt der modernen „Kritik“ der ausgesprochene Pessimismus. Sie hängt allerdings mit Hegel zusammen, aber es tritt noch ein anderes Moment hinzu, die herrschende Stimmung der gleichzeitigen Poesie. Wenn es wahr ist, daß die Kunst sich den Einflüssen der Philosophie nicht entziehen kann, so darf man den Satz mit demselben Recht umkehren: die Gedanken mögen sich noch so souverain gebärden, ihre geheime Quelle ist immer das suchende Gemüth.

Die Poeten des vorigen Jahrhunderts ärgerten das aufgeklärte, einseitig verständige Spießbürgerthum durch das wilde Aufbrausen eines allen Formen widerstrebenden Herzens. Die Romantiker redigirten diese Gefühlsausbrüche in einem Katechismus für angehende Genies. Mit derselben Pedanterie lassen heutzutage die burschikosen Schöngeister aus der Schule Heine's ihren Witz an der Spießbürgerlichkeit des Gemüths aus. Die Rollen von Werther und Albert haben sich getauscht. Alle Welt ist in den Traditionen der Romantik auferzogen, und nicht mehr durch Empfindung, sondern durch Spott erhebt man sich über die Masse. Damals brach das überströmende Gefühl den Aberglauben an die gemeingewordenen Sätze des Verstandes; heute verhöhnt die Genialität mit der Kälte des frechen, vorausetzungslosen Wizes den Aberglauben an das Herkommen des Herzens. Aber die Reaction verleugnet ihren Ursprung nicht. Diese Sophistik, welche sich über die principlose Sentimentalität des „bürgerlichen“ Gefühls lustig macht, ist in ihrem Wesen ebenso sentimental; denn sie geht aus einem durch die Hohlheit der Phrase verletzten Gefühl hervor; in ihrer Entwicklung ebenso principlos, denn die Satire wird von den einzelnen Bewegungen ihres Gegenstandes willenlos in die Irre geführt; in ihren Leistungen ebenso unproductiv, wie die Romantik es war, unproductiv, wie jede Reaction, die wohl der Ausdruck einer gerechtfertigten Sehnsucht, aber nicht der Ausfluß einer realen, ihrer selbst gewissen Kraft ist.

Der Pessimismus der neuern Poesie unterschied sich wesentlich von

dem der alten. Zur Zeit Fichte's, Schiller's und der französischen Revolution verkannte man die Existenz des Bösen in der wirklichen Welt keineswegs; aber der Glaube an das Reich des Guten und an die Nothwendigkeit seiner Erscheinung war unerschütter. Die neuere Poesie dagegen wiegt sich mit Behagen in dem Gefühl des Contrastes, ohne über denselben hinauszustreben. Wenn das Pathos ihr unbequem wird, so rächt sie sich durch Frivolität, und aus der Kälte der Ironie stürzt sie sich wieder in ein beliebiges Pathos. Aus dieser beständigen Verwirrung der Gesichtspunkte geht jene Unfähigkeit hervor, eine Idee, einen Charakter, eine Gestalt, eine Handlung festzuhalten, die endlich in Blasirtheit ausartet. Ueber den Trümmern der durch einen wüsten Unglauben zerstörten Welt erhebt sich hohnlachend das eitle Ich, um sich selber anzubeten und sich vor seinen eigenen Gespenstern zu entsetzen.

Daß auch die Philosophie diesen Rückschritt zum subjectiven Idealismus machen konnte, ist dadurch erklärlich, daß Hegel's Sieg nur ein scheinbarer war. Er hatte die Wirklichkeit verklärt, um sie zu rechtfertigen, aber eben darum hatte er sie in Abstractionen zerlegt; und sobald man von der ersten Freude zurückkam, mußte man jene Abstractionen als das erkennen, was sie wirklich waren, als Schatten, denen der reale Inhalt fehlte. — Freilich hat die Metaphysik insgeheim immer einen bestimmten Gegenstand vor Augen. Aus der Theologie hervorgegangen, sind ihre „Kategorien“ nichts als Untersuchungen über die Eigenschaften Gottes. Aber sie läßt diese Beziehungen nur errathen, sie spricht sie nicht aus. So ist es möglich, sie bei einer längern Uebung im abstracten Denken zu vergessen und den Hochmuth des Gedankens so zu steigern, daß er seine Methode der Abstraction, seine lediglich in der Anwendung auf die Theologie verständlichen Hülfsbegriffe auch auf die concreten Fragen der Natur und der Geschichte anwendet und mit jenen Collectivbegriffen so umgeht, als wären sie Dinge für sich: die „Geschichte“, die „Revolution“, der „Staat“, die „Kritik“, der „Bürger“ u. s. w. — Wenn diese unausgesetzte Beschäftigung des Gedankens mit sich selbst schon auf Wissenschaft und Kunst einen nachtheiligen Einfluß ausübt, auf jene, weil sie das hingebende Studium und die Unbefangenheit den Gegenständen gegenüber aufhebt, auf diese, weil sie alle Individualität in Beziehungen verflüchtigt, so ist das noch weit mehr der Fall in Beziehung auf den sittlichen Ernst des Handelns. Wenn man Alles, was geschieht, in seiner Nothwendigkeit zu begreifen meint, so hört die gemüthliche Theilnahme auf und man gewöhnt sich an die sogenannte Objectivität, d. h. ein bequemes Sichgehenlassen. Bei Hegel selbst, der die Gänsefüßchen vermeidet, sieht es so aus, als ob er sich der Reihe nach mit allen den verschiedenen Verirrungen des menschlichen Bewußtseins identificirt, die er doch nur dar-

stellen will; die jüngere Kritik, die fast nur mit Gänsefüßchen operirt, scheint sich über Alles gleichmäßig zu belustigen. Aus dem absoluten Gedanken wird der absolute Witz. Wenn man alle historischen Mächte in beständigem Fluß an sich vorüberbrausen und immer eine die andere verschlingen sieht, so findet man zuletzt den einzig festen Punkt dieses unendlichen Chaos in der gelassen zuschauenden Seele, die um so einiger mit sich selbst ist, je weniger sie Inhalt zu verarbeiten hat.

Diese Wendung der Philosophie wurde durch die Berliner Bildung ebenso gefördert wie bestimmt. Die Hegel'sche Philosophie war in der Zeit, als Bruno Bauer \*) in Berlin studirte (1831—1834), noch Staatsphilosophie. Hegel's Einfluß in Berlin wurde zwar durch die Unbehüllichkeit seines Ausdrucks erschwert, aber dafür gab es Katechismen der neuen Lehre, deren einzelne Paragraphen sich ohne die Mühe dialektischer Vermittelung leicht dem Gedächtniß einprägten. In einer Encyclopädie von drei bis vier Bänden, die nicht nur den Inbegriff aller wissenschaftlichen Dinge enthalten, sondern die gemeine Wissenschaft an Tiefe weit übertreffen sollte, hatte nun der junge Doctor den bequemern Weg der Erkenntniß, den Dionysius vergebens suchte. Auf den Kathedern fing man an, zu reden wie im Salon. Wenn Gans im Salon der Nabelgeistvollen Damen durch die Erklärung imponirte, die Taglioni tanze Goethe, so theilte Professor Karl Werder \*\*) seinen Studenten die überraschende Entdeckung mit, daß Hegel in seiner Anerkennung des „Nichts“ noch nicht weit genug gegangen sei, weil das „Nichts“ dem „Sein“ nicht bloß gleichkäme, sondern es an Inhalt übertreffe, und stimmte in seiner „Logik“ einen glühenden Dithyrambus an, in welchem er alle Reiche der Luft, des Wassers, des Feuers und der Erde, das Firmament und die Sterne aufbot, um durch diese Bilder dem absoluten Nichts gerecht zu werden; so machte Professor Michelet \*\*\*) in seinem Auditorium eine

\*) Geb. 1809 im Altenburgischen, aufgewachsen in Charlottenburg und Berlin. Seit 1839 Privatdocent in Bonn. — Sein Bruder Eugen geb. 1821 zu Charlottenburg.

\*\*) Geb. 1806 zu Berlin, Docent daselbst 1834. Logik 1841, Columbus, Tragödie, 1847.

\*\*\*) Karl Michelet, geb. 1801 zu Berlin, seit 1829 Professor. „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie von Kant bis Hegel, 2 Bde., 1837—1838. — Michelet war es, der die Schule nach dem Muster der französischen Deputirtenkammer in kleine Nuancen eintheilte und das wissenschaftliche Parteiwesen dem politischen nachbildete. Noch 1845, als das eigentliche Leben der Philosophie schon im Absterben war, begründete er die „philosophische Gesellschaft“ zu Berlin, welche die Philosophen gewissermaßen als Partei, wie die Freimaurer aller Schattirungen, constituiren sollte. Für die Verbreitung der Philosophie nach Frankreich hin zeigte

schauerliche Vorstellung von dem „Wesen“, der „Identität der Identität und der Nichtidentität“, wie es in sich selber hineinbohrte und wühlte, in impertinenter Frivolität sich zur „Erscheinung“ herabsetzte und dann wieder gutmüthig die Erscheinung in sich aufnahm, wie es sich selber verschlank und wieder von sich gab. Das Eine wie das Andere war ein pedantisches Spiel des Witzes in der Blumensprache der Berliner Belletristik.

Nachdem Bruno Bauer seine Vorgänger zuerst als rechtgläubiger Hegelianer bekämpft, kam er plötzlich zu der Ueberzeugung, daß in Strauß eigentlich ein Rückschritt gegen die durch Hegel bereits vollzogene Befreiung von der Theologie eingetreten sei. In zwei Schriften: Die Possaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichrist (1841) und Hegel's Lehre von der Wissenschaft und Kunst (1842) wurde durch Citate aus Hegel der Gegensatz zwischen den Idealen dieses Philosophen zu dem Christenthum nachgewiesen. Die Paradoxie, mit welcher diese Entdeckung der Welt verkündet wurde, war der Ausdruck der eigenen Ueberraschung. Diese Ueberraschung theilte sich der gesammten jüngern Generation mit; man erstaunte über sich selbst, diese Stellen gelesen und den offenbaren Sinn übersehen zu haben. Durch Sammlung von Citaten kritisiert man in der Regel nur dann ein Werk, wenn man seiner nicht Herr ist. Man könnte jener Sammlung eine andere gegenüberstellen, aus welcher sich ebenso eine Apologie des Christenthums ergeben müßte, wie aus jener eine Widerlegung des Christenthums. Es ist Hegel mit seiner Verklärung des Christenthums ebenso Ernst, wie mit seiner Polemik gegen dasselbe. Es fällt ihm nicht ein, gegen die Sittlichkeit, die Kunst und die Traditionen der christlichen Zeit eine bloß negative Stellung einzunehmen, aus der Bibel den sinnlichen und poetischen Inhalt zu streichen, die Idee der griechischen Schönheit als das absolute Maß hinzustellen. Die beiden Schriften haben noch den andern Zweck, die gleichzeitige Theologie zu verspotten. \*) Die Zurechtmacherei der modernen Theologie, die entweder Gott und der Welt zugleich dienen möchte, oder die sich kopfüber in alle Consequenzen einer den Gesetzen der Vernunft widersprechenden Vorstellungswelt stürzt, wäre ein ebenso geeigneter Gegenstand für eine künstlerisch ausgeführte Satire, wie die jesuitische Casuistik zu den Zeiten Pascal's. Die Lettres provinciales werden ein dauerndes

er sich äußerst thätig. Er selbst gehörte seiner politischen wie seiner religiösen Gesinnung nach zur äußersten Linken der Schule, und wenn er weniger Aufsehen erregte, so lag das in dem ausschließlichen Formalismus seines Stils, der durch eingemischte Bonmots nicht schmachtender wurde.

\*) Dasselbe gilt einer spätern Schrift: Leiden und Freuden des theologischen Bewußtseins.

Denkmal der Literatur bleiben, auch wenn der Inhalt der Satire bereits so aus dem Gedächtniß gerückt sein wird, daß man ihn nicht einmal historisch mehr versteht: die Freude an dem Wiß eines überlegenen Geistes, der mit dem Verkehrten ein souveraines Spiel treibt und es dadurch idealisirt, bleibt für alle Zeiten. Aber dazu ist es nicht genug, daß man eine Reihe nährischer Citate aus theologischen Schriften zusammenhäuft, eigene nach derselben Analogie gebildete Phrasen hinzufügt und theils durch scurrile Ueberschriften, theils durch höhnische Parenthesen andeutet, daß man über diese Verkehrtheiten hinaus ist. Bauer fehlt jene Ruhe, die zu der Poesie des Witzes nothwendig ist; seine Ironie wird alle Augenblicke durch Gepolter gestört, und die theologische Maske, hinter der man von vornherein den Satyr entdeckt, langweilt durch ihre beständigen Wiederholungen. Bauer ist zu pedantisch, um mit Anstand frivol zu sein. Seine dogmatische Ueberzeugung, daß alle Welt theologisch sei, nimmt seinem Wiß alle Freiheit, und die Befangenheit, mit der er die verschiedenartigsten Verkehrtheiten immer auf dieselbe Abstraction zurückführt, macht die künstlerische Ausführung unmöglich. — In der Judenfrage (1843) ging der Radicale den Juden ebenso scharf zu Leibe, als ihre orthodoxen Verfolger; und im Grunde sprach auch hier noch der Rechtgläubige. Er erklärte die Juden für unfähig, emancipirt zu werden, weil sie die Freiheitskämpfe der Geschichte nicht durchgemacht. Das Judenthum sei ein zurückgebliebener Standpunkt; die Absurdität, die in ihm nur im Reime lag, sei erst im Christenthum zur völligen Reife gekommen, und ohne diese bittere Frucht gekostet zu haben, könnten sie von dem Fluch der Geschichtslosigkeit nicht erlöst werden. Damals kritisirte ihn Marx, der den unglücklichen Versuch machte, mit Ruge die deutsch-französischen Jahrbücher herauszugeben; er stimmte mit seinen Deductionen ganz überein, behauptete aber, daß er noch nicht weit genug gegangen sei: er habe das Judenthum kritisiert, aber nicht den Staat und nicht die Emancipation, der Staat sei selbst jüdisch geworden u. s. w., zuletzt wurde die Kritik immer schärfer, das Lächeln immer diplomatischer, immer feiner, immer geistreich unverständlicher, bis es endlich zu einer grinsenden Maske versteinerte. — Gleichzeitig ärgerte der jüngere Nachwuchs den Philister durch das Bekenntniß des absoluten Unglaubens in der Art, wie in Lessing's Freigeist der aufgeklärte Herr Johann den dummen Martin foppt.

Während Bruno Bauer diese kleinen Plänkeleien seinen Freunden überließ, lieferte er in der Kritik der Synoptiker (1841—1843) der Rechtgläubigkeit eine Hauptschlacht. Er handelte in gutem Glauben, objectiv zu Werke zu gehn, und wenn er sich durch die Werke seiner Vorgänger, Strauß, Weiß und Wilde, angeregt wußte, so konnte ihm das nur als eine Bethätigung der Hegel'schen Ansicht gelten, daß jede höhere

Kritik eine Evolution der frühern Versuche sei. Allein mit der Objectivität der theologischen Kritik ist es eine eigene Sache. Wo er am sichersten glaubt mit dem voraussetzungslosen Verstand zu operiren, ist es sein von Abstractionen erfülltes und beunruhigtes Gemüth, das ihn treibt. Je leidenschaftlicher er es verspottet, desto willensloser spielt es mit ihm; je unruhiger er ein Vorurtheil nach dem andern abwirft, desto enger umstrickt ihn das Netz seines eigenen Dogmatismus. Der Gedanke leitet ihn, daß man den Ursprung des Christenthums nicht in dem allgemein Menschlichen, sondern in dem, was dem allgemein Menschlichen am größten widersprach, zu suchen habe. Während man früher in denjenigen Dogmen, die sich mit der Vernunft und dem sittlichen Gefühl nicht vereinbaren ließen, spätere Entstellungen gesucht, ging Bauer von der Voraussetzung aus, daß das Ursprüngliche immer das Rohe, Sinnliche, Außerliche ist. Das ursprüngliche Christenthum suchte er in der Beziehung auf seine Voraussetzung, die jüdischen Propheten, und fand den einfachsten Ausdruck dieser Beziehung im Marcus, dessen Naivetät die spätern Evangelisten theils durch die Bemühung, Zusammenhang hineinzubringen und Widersprüche durch Mittelglieder auszugleichen, theils durch das in der weitem Entwicklung begründete spiritualistische Moment vergeistigt und — entstellt haben sollten: Marcus habe die Vorstellung der christlichen Gemeinde zu einem Roman ausgedichtet, und die weitere Umarbeitung desselben habe dem fortschreitenden Bewußtsein der Gemeinde entsprochen. — Man glaube nicht etwa, daß Marcus dadurch eine größere Ehre angethan werden soll; es zeigt sich in ihm nur die naivste Form der Einfalt und des Aberglaubens, und der Kritiker benutzte die sämtlichen Evangelisten nur dazu, um seinem Haß gegen die modernen Theologen Luft zu machen. Strauß mit seiner mythenbildenden Substanz wird als ein vollendeter Mystiker dargestellt, denn nur eine bestimmte Person könne erfinden, schreiben, componiren u. s. w. Das Christenthum selbst wurde als die reine Negation dargestellt. „Der Vampyr der geistigen Abstraction saugte der Menschheit Saft und Kraft, Blut und Leben bis auf den letzten Blutstropfen aus. Natur und Kunst, Familie, Volk und Staat wurden aufgesaugt, und auf den Trümmern der untergegangenen Welt blieb das ausgemergelte Ich, sich selbst aber als die einzige Macht, übrig. Diesem Alles verschlingenden Ich graute vor sich selbst; es wagte sich nicht als Alles und als die allgemeine Macht zu fassen, d. h. es blieb noch der religiöse Geist und vollendete seine Entfremdung, indem es seine allgemeine Macht als eine fremde sich selbst gegenüber stellte und, dieser Macht gegenüber, in Furcht und Zittern für seine Erhaltung und Seligkeit arbeitete. Doch in der Knechtschaft unter ihrem Abbilde wurde die Menschheit erzogen, damit sie desto gründlicher die Freiheit vorbereite und diese um so inniger und feuriger umfasse, wenn sie endlich gewonnen ist.



Die tiefste und fürchterlichste Entfremdung sollte die Freiheit, die für alle Zeiten gewonnen wird, vermitteln, vorbereiten und theuer machen.“ — Das Resultat dieser Selbstkritik des Geistes war ein sehr unklares. Bauer behauptete zwar, man dürfe auf dem Palimpsest nur die alte Mönchsschrift austragen, um zu dem classischen Urtext zurückzukehren; allein da nach seiner eigenen Philosophie in diesem reinen Zustand der Menschheit bereits der Keim der Krankheit gelegen hatte, der mit Nothwendigkeit zu der verzweifelten Cur des Christenthums führte, so war mit dieser Rückkehr zum Alten nicht viel gewonnen.

Wenn die Frömmigkeit über die „Kritik der Synoptiker“ außer sich gerieth, so galt das nicht dem Inhalt, sondern dem Ton. In dem hastigen Treiben der jungen Generation steigerte Einer den Andern; es gehörte zum guten Ton, fühlen zu lassen, daß man dieses und jenes Vorurtheil überwunden habe. Die Schärfe des Ausdrucks that das Beste. Nun war unter den Kennern nur eine Stimme, daß Bruno am weitesten gehe; Strauß gehörte bereits einem „überwundenen Standpunkt“ an. So glaubte denn auch die Regierung, welche sich des Kirchenregiments mit Eifer annahm, ein Uebrigcs thun zu müssen. Da die evangelische Kirche in ihren legitimen Organen noch nicht constituirt war, so schickte man die Kritik der Synoptiker an die theologischen Facultäten des preussischen Staats und fragte an, ob der Verfasser noch länger Docent der Theologie sein könne. Die Facultäten antworteten ziemlich einstimmig Nein, und so wurde Bruno Bauer Ostern 1842 von seinem Amte entfernt. — In einer Schrift: Die gute Sache der Freiheit und meine eigene, stellte er den Streit der „Kritik“ mit dem Staat nach geschichtsphilosophischen Kategorien als einen nothwendigen dar, und die Absezung erschien als ein für die Selbsterkenntniß der Menschheit ebenso wesentlicher, prädestinirter Act, als der Opfertod des Menschensohns. In Berlin, wohin er sich nach seiner Absezung zurückzog, fand sich nun der Kreis der Freien zusammen: die zersprengten Freicorps des Radicalismus, dessen bisherige Concentration durch das gleichzeitige Einschreiten der Regierungen gehemmt war; die Unzufriedenen von allen Farben, die sich zu einer gemeinsamen Opposition verbrüdereten, einer Opposition, die alle bestimmten Ansichten neutralisirte, und mit dem Glasbrenner'schen Wiß Hand in Hand ging. Der Rückschlag des Berliner Wißes gegen das Pathos der neuen, humanistischen Religion, die in Berlin mit aller Leidenschaft einer Modesache betrieben wurde, mußte erfolgen, sobald jenes Pathos seinen Inhalt verzehrt hatte. — Der Horizont dieses Kreises war enge, er beschränkte sich eigentlich auf persönliche Verhältnisse. Die Weltgeschichte, welche man hier machte, bestand darin, daß man Tag für Tag eine neue Persönlichkeit und einen neuen politisch-religiösen Standpunkt für verbraucht erklärte.

Die Fortschritte erfolgten jedesmal in einem Manifest, rückweise; man decretirte das neue Glaubensbekenntniß. Daher kam es, daß die gesammte radicale Literatur bei aller Verachtung gegen die Außenwelt sich unter einander selbst mit grenzenloser Geringschätzung betrachtete. Es gab kaum Einen, den nicht ein Anderer überflügelte und darum als zurückgebliebenen Philister ansah. „Die Todten reiten schnell!“ sagte Huber nicht unrichtig. Als Bauer in seiner Literaturzeitung feierlich proclamirte, „die Kritik“ sei jetzt „gesinnungslos“ geworden, da wurde es den Radicalen, die bisher mit ihm gegangen waren, weil er „am weitesten ging“, doch zu bunt. — Das Befremden konnte nur der Paradoxie des Ausdrucks gelten. Daß die Kritik, wie die Wissenschaft überhaupt, gesinnungslos (früher sagte man, unparteiisch) sein muß, ist etwas so Triviales, daß man nicht wußte, wo das Erstaunen über jenes Manifest eigentlich herkam, wenn man nicht erwägt, daß „die Kritik“ nur ein Euphemismus war für Bruno Bauer. Die Gesinnungslosigkeit, Grundsatzlosigkeit des Einzelnen ist aber ein Uebing. Eine jede Handlung geht von Maximen aus, die man fertig in sich hat, wenn man sich darüber auch im Augenblick keine Rechenschaft giebt.

Die Gesinnungslosigkeit der Kritik wurde praktisch erwiesen durch eine heftige Polemik gegen den religiösen und politischen Liberalismus. Der Radicalismus hatte sich in seinen Manifesten, in seinen Wünschen und in seiner Polemik erschöpft. Er wußte nichts weiter zu sagen, und praktische Resultate hatte er nicht gewonnen. Eine herbe Ernüchterung mußte folgen. Die „souveraine Kritik“ ist der Ausdruck dieser Erschöpfung. Der „Geist“, der bisher im fortfluthenden Gewühl sich hatte mitreißen lassen, besteigt nun die einsame Warte, um den planlosen Strom der „Masse“ ironisch zu überschauen. Der neue Charakter, welchen die deutsche Bewegung mit dem Jahre 1843 annahm, ließ diesen Gegensatz schärfer hervortreten. Die Schriftgelehrten und Poeten zogen sich zurück und die Masse trat handelnd ein. Der Gustav-Adolph-Verein, die Deutschkatholiken, die lichtfreundlichen Proteste, die Vereine zur Hebung der niedern Volksklassen u. s. w. waren Symptome dieser veränderten Richtung: der Kritik um so gelegener, da sie ihre beiden Gegensätze in sich vereinigten, die Spießbürgerlichkeit und das Christenthum. Nicht weniger erfreute sich die Kritik an den Halbheiten des politischen Liberalismus. Wie Ruge den Begriff des Patriotismus, so zerlegte die Berliner Kritik den Begriff des Repräsentativsystems und des Rechtsstaates; beide Begriffe wurden nicht nur als romantisch, sondern als Momente der „bürgerlichen“ Reaction gegen den Fortschritt der Freiheit, der Abstraction gegen die lebendige Macht der Geschichte bezeichnet. Der Glaube an das Vaterland, der Glaube an den Staat sollte als letzter Rest des alten Aberglaubens aus dem Herzen gerissen werden. — Ein Rezer, auch in politischen Dingen, wird unauf-

hörlich von dem Gespenst der Vorstellungen, die er im Princip überwunden zu haben glaubt, verfolgt. So wie diese „Freien“ in ihrer theologischen Periode in den unschuldigsten Aeußerungen Spuren von Religiosität witterten und mit leidenschaftlicher Wuth über diese Spuren herfielen, so ging es ihnen jetzt mit dem Staat und seinem concreten Ausdruck, dem Bürgerthum. Unter „Bürgerthum“ verstanden sie die Masse der Philister; unter „Staat“ die Form, welche sich diese gedankenlose Masse zu geben wisse. Sie befreiten sich von derselben durch Kritik ihrer einzelnen Erscheinungen, wo sie dann meinten, mit dem Wesen des constitutionellen Staats fertig zu sein, wenn sie einen Widerspruch in demselben nachwiesen, was eigentlich von Schülern Hegel's sehr gedankenlos war. Denn die Forderung der Widerspruchlosigkeit in der idealen Staatsform sagt nichts Anderes, als daß man sein Ideal in einem Petrefact sucht, während der Staat doch nur die dialectische Methode sein kann, in welcher sich der Entwicklungsproceß der Cultur mit Ordnung und Verstand vollzieht. — Am schärfsten verfuhr die Kritik gegen ihre ehemaligen Verbündeten, die Radicalen. Der Radicalismus hatte die Regierung mit einem gewissen unwilligen Erstaunen gefragt, warum sie nicht auf seine Ideen eingehe; die Kritik wies nach, daß sie ihrem Begriff nach so handeln müsse, wie sie handelte. Dieser Nachweis athmete nicht die althegeianische Befriedigung, die Kritik fand nicht, daß Alles gut sei, wie es ist, sie weidete sich nur mit einer krankhaften Wollust an der Niederträchtigkeit, die sie als nothwendig zu begreifen meinte. — Die Ironie gegen die Phrasen des Radicalismus war zum Theil sehr treffend. Aber die Kritik gewöhnte sich so an den ironischen Ton, an die satirischen Gänsefüßchen, mit denen sie die Absurditäten ihrer Gegner einführte, daß man in vielen Fällen nicht errathen konnte, wo eigentlich der Witz lag. Das Hauptstichwort war: der Geist gegen die Masse. Die Masse wolle durch ihre Organe, die Communisten u. s. w., alle Eigenthümlichkeit aufheben und das Große zu sich herabziehen; weil Einige Lumpen wären, sollten dem Princip der Gleichheit zufolge Alle Lumpen sein. Einem von der Schule, Max Stirner, \*) kam das Princip der Kritik, die Wahrheit, noch zu allgemein und abstract vor; er schrieb ein Buch: Der Einzige und sein Eigenthum 1846, worin er den Geist, die Menschheit u. s. w. mit den alten Götzen in das Reich der Gespenster warf. Real auf Erden bin nur Ich, und die Speise, die mich nährt, die Bilder, die mich ergötzen, die ich verbrauche zu meinem souverainen Nutzen und Vergnügen. Wozu ein Staat? wozu Recht und Gesetz? warum soll ich die Wahrheit sagen? warum meine Schulden bezahlen? Die härteste Knechtschaft ist die der Abstraction des Gedankens,

\*) Eigentlich Max Schmidt, starb in Berlin Juli 1856.

ein Auck, ein Gähnen, und Ich bin frei! — Dergleichen Einfälle, anmutig vorgetragen, haben der ewigen Ernsthaftigkeit gegenüber eine Berechtigung, nur durch gelegentliche Ungezogenheit wird die Sitte werth; wenn man aber hört, daß das die Frucht jahrelanger Studien und gewissenhaften Nachdenkens, das letzte Resultat der Philosophie sein soll, wenn die Harlekinade mit einer Pedanterie betrieben wird, wie sie nur ein Philologe auf Jota subscriptam verwenden kann, so wird der Spaß fast zu grob, um zu amüsiren. Ganz wie die Gefühlsausbrüche in den Zeiten der „Stürmer und Dränger“, in denen sich die geniale Individualität von dem Druck allgemeiner Gedanken befreite, ist „der Einzige und sein Eigenthum“ nichts als der dithyrambisch ausgeführte Stoßseufzer einer schönen Seele, die sich über die Eintönigkeit des Philisterlebens, der Geschichte und des zweckmäßigen Arbeitens ennuyirt. — Nach Stirner's Lehre bildete sich in Rötthen eine ganze Schule von „Egoisten“, die „weiter gingen“, als der Meister. Das eine „Individuum“ fand schon das verständige Anschauen der Welt, welches Stirner unter Umständen noch gebilligt hatte, zu philisterhaft; der eigentliche Mensch dürfe die Natur nur anstieren. Die Schnelligkeit, mit der man es in diesem sophistischen Spiel, anscheinende Abstractionen aufzulösen, zur Virtuosität bringt, ist erstaunlich. Wie in den Zeiten der Romantik, durfte man die Begriffe nur auf den Kopf stellen, um auf der Höhe der Zeit zu stehen. Stirner war empört darüber, daß Rudolf in den Mythen von Paris die Leute zur Tugend verführe, während sie in der vollen Durchführung des Lasters die echt menschliche Kraft hätten bewähren können. Ein Anderer bewies, daß in Goethe's Egmont der Herzog von Alba eigentlich den Fortschritt repräsentire, da Egmont der höhern Staatsform, die der König ihm anbot, nichts entgegenzusetzen wisse, als die Berufung auf seine Privilegien. Seit der Zeit sollen mehrere von diesen „Egoisten“ katholisch geworden sein.

So sehr sich die souveraine Kritik über die Masse erhebt, so braucht sie doch eine Sphäre, in der sie ihre Münzen ungewogen ausgeben kann; sie bildet sich ihre eigene, exklusive Masse. Bauer hatte seinen Hof wie Hebbel oder Guzkow. Die Frivolität wurde in diesem Kreise mit einem gewissen Ernst getrieben, feierlich, gleichsam als Religion. Es war Pflicht, cynisch zu sprechen, und diese Cynismen gelegentlich auch auf die Action zu übertragen. Man erzählte die Mythen von „der Kritik“, daß sie ihre Theorie von der Ungültigkeit des sittlichen Wesens durch diese oder jene Aeußerung zur Erscheinung gebracht habe; es waren nicht individuell interessante Geschichten, sondern Dogmen in Anekdoten übersezt. Man blasphemirte auf das greulichste, aber doch mit einer gewissen Scheu, wie Furchtsame sich den Donner durch lautes Sprechen zu übertäuben suchen.

Der seiner Freiheit noch ungewohnte Lasterer blickt heimlich seitwärts nach dem Götzenbild, indem er Steine danach wirft.\*) — Unter der Sophistenschule, die sich in Berlin und Leipzig der souverainen Kritik angeschlossen, verdient Gustav Julius die meiste Beachtung. Zuerst Theolog, hatte er sich dann auf die Staatsökonomie geworfen und suchte mit der dialectischen Gewandtheit eines routinirten Hegelianers an den Erscheinungen diejenige Seite auf, welche dem gewöhnlichen Blick entging. Eine praktische Anwendung dieses Talents machte er seit 1846 in der Zeitungshalle, in welcher er den Liberalismus bekämpfte, nach dem Grundsatz, die Macht der Geschichte stehe über dem Gesetz, das Recht sei ein flüssiger Begriff und werde von den Zeitumständen modificirt u. s. w. So wie die Apostaten vom Protestantismus trotz ihrer Belehrung dennoch auf protestantischem Boden bleiben, weil die aus der Reflexion hergeleitete Anerkennung des Alten Freiheit voraussetzt, während das Princip der Kirche Gehorsam ist, so bleibt der Radicale, wenn er durch die vermeintlichen Konsequenzen seines Princips zum entgegengesetzten Extrem fortgetrieben ist, immer ein verkappter Jacobiner; seine Ideen gehen nicht in die Gefinnung über, er behält die sophistische Freiheit, mit den Gesichtspunkten zu wechseln. Als die Lärmglocke der Revolution erscholl, pflanzte Julius plötzlich wieder die Fahne des Communismus auf; er predigte von der Souverainetät des Volks, erklärte die Polen für die erste Nation der Erde, und Träume von Marat und Robespierre umgaukelten seine Mächte. Aber er konnte seine Vergangenheit nicht in Vergessenheit bringen. Der echte Sansculotte läßt sich durch Tricots nicht täuschen; er fühlt sehr gut heraus, ob man von Natur oder durch Reflexion seines Gleichen ist. Julius war viel zu unruhig und zu reflectirt, um lange mit der Masse gehen zu können. Seine Zeitung flichte hin, bis der Belagerungszustand ihr ein Ende machte. Ihn selber raffte in London ein frühzeitiger Tod hinweg.

Von seiner kritischen Thätigkeit wandte sich Bauer mit seiner Schule, seinem Bruder, Jungnick, Theodor Dpik, Jellinek u. s. w., in einer Zeit, wo in Frankreich im Vorgefühl des kommenden Sturmes die Geschichte

---

\*) Man lese in D. Wigand's: „Epigonen“ die Schilderung, die der „Candidat Bauer“ von seinem Transport nach Magdeburg giebt. Er macht einem Frauenzimmer, das wegen wiederholten Diebstahls eingesperrt wird, die Cour, giebt sich mit ihr auf die Zeiten der Freiheit ein Rendezvous, und geht mit dem übrigen Gefindel um, als wäre es seines Gleichen. Diese doctrinäre Gemeinheit ist doch noch viel widerwärtiger, als die natürliche. — Nach einer andern Seite hin zeigt das Verhältniß Br. Bauer's zu Frau von Arnim, die für die Voigtländer Zustände in „dies Buch gehört dem Könige“ Schüler der Kritik benutzte, die Verwandtschaft der alten Romantik mit der neuen: beide ruhen auf dem schwankenden Grund der individuellen Stimmung.

der ältern Revolution von Louis Blanc, Michelet, Lamartine u. A. von einem ganz neuen Gesichtspunkt aufgefaßt wurde, gleichfalls zur Geschichtsschreibung. Zunächst gab er eine Reihe von Beiträgen zur Geschichte der französischen Revolution heraus. Während sich sonst der Geschichtsschreiber bemüht, sich erst die Gesamtheit der Quellen zu eignen zu machen, ehe er an die Darstellung geht, fingen die Bauer mit der Darstellung an. Sie gaben Excerpte aus den Quellen, die ihnen zufällig aufstießen, und von denen sie überzeugt waren, sie hätten sie der Wissenschaft erobert. Bei diesen Excerpten war auf das sorgsamste jeder Anschein selbstständiger Durcharbeitung vermieden. Auf diese Weise glaubte die Kritik ihrem Gegenstand gerecht zu werden, während sie ihrem subjectiven Idealismus durch gelegentliche paradoxe Urtheile Lust machte. Es war merkwürdig, daß eine Schule, die in ihrem sittlichen Zersetzungsproceß so weit gekommen war, alle feste Substanz der Gesinnung, der Tugend, des Patriotismus u. s. w. als ein Hinderniß der unaufhaltsam weiter strebenden Cultur zu verachten, ihr ganzes Interesse auf den ärgsten Pedanten des revolutionären Fanatismus, auf Robespierre, concentrirte, dessen geistige Nullität ebenso ihr Gefühl anwidern, wie sein gedankenloser Dogmatismus ihrem sophistischen Wiß widerstreben mußte. Der Grund lag theils in dem Bestreben, über die „triviale“ Auffassung der „bürgerlichen“ Geschichtsschreiber, Thiers, Mignet u. s. w., hinauszugehen. Diese ließen sich bei ihrem Urtheil über die einzelnen Charaktere durch die Totalität des Eindrucks bestimmen; Kraft, Genialität, Liebenswürdigeit, Gemüth, das Alles kam bei ihnen in Rechnung. Die souveräne Kritik dagegen schätzte nur die Einheit der Leistung, die sie nach einem einseitigen Begriff abmaß. Je roher die Abstraction eines Begriffs, einer fixen Idee ist, an welche der Fanatismus sich klammert, desto einheitlicher wird der Fanatismus, desto einheitlicher der Charakter erscheinen, der ihm zum Träger dient, desto zufriedener wird die souveräne Kritik mit der Leistung des Schauspielers sein, der nie aus seiner Rolle fällt, nie sein Stichwort vergißt. — Enger mit dem Hauptzweck seines Lebens hängt die Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts (seit 1845) zusammen. Als Ganzes hat sie keinen Werth, denn er beginnt seine Darstellung vor Abschluß seiner Studien, bald vertieft er sich in ganz zweckloses Detail, das ihm zufällig imponirt hat, weil er es gerade in den unvermittelt aufgenommenen Quellen vorfand, bald construirt er diejenigen Theile seiner Periode, deren Detail er nicht kennt, nach philosophischen Kategorien. Wenn die fortwährende Bosheit, mit der er allen historischen Erscheinungen gegenübertritt, einen widerwärtigen Eindruck macht, so werden wir doch zuweilen durch einen glänzenden Einfall überrascht. Es ist nicht unerpriesslich, von der theologischen Entwicklung Deutschlands seit der Reformation einmal die Rehrseite hervorzuheben, und an Wiß fehlt

es unserm Philosophen durchaus nicht, nur daß ihm die Besonnenheit abgeht, durch die der Wiß allein die Fähigkeit gewinnt, zu gestalten. Dasselbe gilt von der „Geschichte des Lutherthums im 16. und 17. Jahrhundert“, das er als Einleitung seiner „Bibliothek der deutschen Aufklärer“ hinzufügte (unter dem Namen Martin von Geismar). Er greift das Christenthum als die Religion des Pöbels und den Protestantismus als den correcten Ausdruck dieser Religion unter der gar nicht unglücklich gewählten Maske eines Edelmannes an, der sich nach individuellen aristokratischen Heldengöttern sehnt. — Die Geschichtschreibung wird einem Zeitalter nie gerecht werden, gegen welches sie sich von vorn herein ironisch verhält. So wie der Maler ein Gesicht, so muß der Historiker die Zeit, die er darstellen will, bis zu einem gewissen Grade lieben, um sie getreu wiederzugeben. Denn da die Bauer eigentlich nur die Theologie studirt, und in alle Zeiten, die sie durchmessen, nur der theologischen Bewegung ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, und da ihnen Theologie gleichbedeutend ist mit Verrücktheit, so ist für sie die ganze Geschichte, bis auf die Zeit, da das Wort sich erfüllte, d. h. bis auf die Synoptiker von Bruno Bauer, nichts Anderes als die Krankheitsentwicklung eines Fiebertollen. Wer in dem 16., 17. und 18. Jahrhundert nur die Zuckungen des specifisch christlichen Geistes verfolgt, wird nothwendig ungerecht. Eine Culturgeschichte zu schreiben und dabei die Naturwissenschaft ganz zu ignoriren, die Kunst nur nebenbei zu behandeln und in der Metamorphose der gesellschaftlichen und staatlichen Gebilde nur die theologische Seite ins Auge zu fassen, ist ein verfehltes Unternehmen. Das erstreckt sich auch auf die Form: schon die Ueberschriften der einzelnen Kapitel sind pöffenhaft novellistisch und haben oft den Anstrich eines Straßenwizes. — Während der Revolution versuchte Bauer ein paar Mal, aus seiner einsamen Warte herauszutreten. Es gelang ihm nicht, ins Parlament gewählt zu werden, und während die Demokraten Klagelieder über die Täuschung berechtigter Hoffnungen anstimmten, konnte er sich wieder in die höhnische Mephistophelesmaske des zeitlosen Menschen hüllen, der die Wirrnisse der Jahrhunderte an sich vorüberbrausen sieht, ohne in seinem Herzen davon ergriffen zu werden. Aber trotz der ängstlichen Flucht vor allem Pathos hat dieser souveraine Wiß etwas Sentimentales und Trauervolles, und je hastiger die Hand ein trügerisches Bild nach dem andern zerpfückt, desto heftiger zittert sie. Indem die Kritik eine Größe nach der andern auflöst, empfindet sie diese scheinbaren Siege als einen Selbstverlust, und ist jedesmal in der Stimmung des Pyrrhus, um auszurufen: Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren!

Die ganze Revolution war eine Täuschung. Aus dem allgemeinen Pauperismus hervorgegangen, ein blutiges Zwischenspiel der sanften passiven

Auflösung, in der die Gegensätze der ganzen bisherigen Bildung absterben und in Verwesung übergehen, schien sie dem unbestimmten Etwas, dem die Sehnsucht der Völker nachstrebte, Blut und Leben einzugießen, Gestalt und Form zu geben. Allein die neue Gestaltung war den aufgelösten Kräften zu schwer. . . . Weder die Volksvertretungen noch die Regierungen haben den Absolutismus gründen können, in dem die Revolution ihren Schluß und ihre Gestaltung findet. Beide strebten ihm zwar zu — die Volksvertretungen endigten ihr Werk, indem sie sich dem Absolutismus der Regierungen unterwarfen, die Regierungen bringen es nur zu Versuchen, deren Gebrechlichkeit ihre Ohnmacht zugleich und die unüberwindliche Gestaltlosigkeit der Volksmasse bezeugt — beide wollen den Absolutismus, aber zu schwach, ihn selbst zu üben, zu muthlos, um nach der Gewalt zu greifen und sie festzuhalten, wollen sie ihre Abgestumpftheit als ein fremdes Fatum erfahren —

Wenn Bruno Bauer dieses Bild der Hoffnungslosigkeit als ein objectives Resultat seiner Forschung hinstellt, so liegt doch der Gedanke, daß die üblen Folgen ihn selbst treffen, zu nahe, als daß man nicht auch diesen Pessimismus für dasselbe erkennen sollte, was er stets ist, das schmerzvolle Gefühl der Abspannung und Leere nach der Hitze eines unnatürlich gesteigerten Idealismus. Ein scharfer Blick reicht nicht einmal zur Beobachtung aus, wo die Gestaltungskraft fehlt. Man kann alle Schwächen, die Bruno Bauer in dem Zeitalter und seinen Repräsentanten mit großem Aufwand von Wiß und Scharfsinn aufspürt, zugeben, und doch ist sein Bild ein unrichtiges. In dem Gemälde des englischen Liberalismus von 1688 ist der Eindruck der Schwäche und Rathlosigkeit nicht geringer; aber Macaulay versteht es, in diesem Durcheinander den Faden erkennen zu lassen, an den die künftige Entwicklung sich anknüpft, während Bauer mit stichem Behagen in den Bildern der Verwesung schwelgt, die doch das Mikroskop in jeder Blüthe nachweist. Macaulay steht über der Zeit, die er schildert, Bruno Bauer ist in ihr befangen. Es hatte große Noth und Mühe gebraucht, bevor er sich den Voraussetzungen des Christenthums entwand. Aengstlich hat er dann alle Spuren dieser Voraussetzungen in seinem Gemüth aufgesucht und vertilgt. Wo ihm ein Nachklang einer theologischen Empfindung entgegentritt, da ist der Theologe außer sich, gleichgültig, ob sie bei Luther, bei Goethe, oder bei irgend einem Scribenten der Bostonschen Zeitung sich vorfindet: der Mann ist ein „Christ“, ein „Pfaff“, ein „Bürger“, ein „Lichtfreund“, kurz er verfällt in alle die Kategorien, welche die antichristliche Theologie als das Verachtungswürdigste aufgedeckt hat, und verliert jede Eigenschaft, die aus ihm ein concretes Wesen macht. Dieses Gespenst der Theologie, welches ihn nie verläßt, läßt ihn in der Bewegung der letzten Jahre nichts Anderes sehen, als religiöse Zuckungen. In seiner Hauptquelle, der Bostonschen Zeitung, sieht er nur die lichtfreundlichen und deutschkatholischen Artikel: die



Artikel über Jenny Lind und die Rachel, über Eisenbahnen und spanische Papiere, über Museen und Kunstausstellungen, über den Luftdruck und dergleichen überieht er. Daß in Zeiten großer Dürre neben Jenny Lind, Franz Liszt u. s. w. auch Ronge und Uhlich ihre Stelle finden, ist ihm unbegreiflich. Wie er in seiner Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts nur für die theologischen Klopffechtereien Sinn hat, so sieht er in der Märzrevolution nur Lichtfreundschaft. Im Anfang des zweiten Theils scheint er diese Voraussetzung glücklich vergessen zu haben, aber wie eine fixe Idee immer wiederkehrt, so werden wir bei der Kritik der Weidenbuschpartei plötzlich durch die Erklärung überrascht: „Ihr Entschluß stand fest, Berlin sollte die Hauptstadt des neuen byzantinischen Kaiserthums werden, welches ihrer gebrechlichen Kunst und Wissenschaft durch die Erhebung derselben zur Hofphilosophie, Hofhistoriographie und Hofkunst eine sichere Fortdauer und durch die theologische Färbung aller Parteikämpfe ihrer geschwächten Religiosität einen neuen Reiz versprach.“ — Dieses krankhafte Hangen an einer Abstraction macht ihn unfähig, in irgend einer Erscheinung die Totalität anzuschauen. Bei seinem theologischen Spionirsystem findet er in den Menschen höchstens einen quantitativen Unterschied, eigentlich ist ihm Alles „Bürger“, Alles „Lichtfreund“, Alles „Masse“, der König von Preußen wie Schlöffel, Stahl wie Ottenfasser. In diesen verwaschenen Schilderungen ist es unmöglich, eine Persönlichkeit herauszuerkennen. Für Persönlichkeiten, soweit sie nicht einem Moment seines abstracten Begriffs entsprechen, hat Bauer keinen Sinn. Die Kategorien Volk, Bürgerthum, Masse, Revolution, Geschichte u. s. w., sind eigentlich nichts, als zu Tode gehegte Einfälle. Bei seiner steifen und pedantischen Natur ist er nicht im Stande, diese Begriffe, die ein Resultat der Analyse sind, in Fluß zu halten; sie verknöchern unter seinen Händen und werden zu besondern, obgleich eingebildeten Gestalten, die sich fremdartig und verwirrend in das Gewühl der lebendigen Menschen eindrängen, bis diese zuletzt verschwinden und die Abstractionen allein übrig bleiben. So spukt bei ihm die sogenannte Macht der „Geschichte“, die wie eine Windsbraut über alle endlichen Factoren des Lebens hinwegweht, und der gegenüber alles Recht aufhört; wenn er sich an den Ursprung dieses Begriffs erinnerte, wo er nichts Anderes sagen will, als die Zusammenfassung aller einzelnen historischen Factoren, so würde es ihm nie einfallen, sie denselben gegenüber zu stellen. — Aber er läßt sich in seinen Abstractionen nicht irren, selbst wenn ihm ein richtiger und schlagender Einfall kommt. So weist er z. B. einmal die Klagen der Revolutionairs, daß die Revolution nichts Bleibendes geschaffen habe, vollkommen richtig durch die Bemerkung zurück: „Als ob gestaltlose Riesenwellen geschichtliche Gestaltung schaffen können, und nicht vielmehr endlich

ermatten; sich legen und die geschichtlichen Marksteine hervortreten lassen! Als ob ein Donnererschlag in dem Augenblick, in dem er in die Luft fährt, der Welt bleibende Gesetze dictiren könnte!" Aber gleich darauf legt er dieses allgemeine Gesetz jeder Revolution der Niederträchtigkeit des deutschen Volkes zur Last. — „Jede Revolution ist in ihrem Ursprung von Illusionen umgeben, Illusionen erleichtern ihre Geburtswehen, Illusionen verdecken und schützen sie auf ihrem Fortschritt und gewinnen ihr Theilnehmer, deren Unterstützung sie ohne diese Hülle ihres Kerns würde entbehren müssen. Die Revolution gebraucht endlich die weiter reichende Triebkraft der Illusionen, um das Uebermaß der angespannten Kräfte desto sicherer zur Erreichung des Ziels zu benutzen, welches niemals an der Grenze der Illusionen, sondern innerhalb des von ihnen gezogenen Kreises liegt.“ — Aber gleich darauf geräth er außer sich über die Illusionen der extremen Parteien und ebenso außer sich über die Nüchternheit der Gemäßigten, welche dieselbe Einsicht, die er als Kritiker gefunden, mitten im Sturm der geschichtlichen Bewegung anticipirt haben. So streitet bei ihm fortwährend der philosophisch gebildete Denker mit dem forcirten Satiriker, und dieser Streit führt zu einer belletristischen Darstellung, die sich in novellistischen Erfindungen, in pikanten Gegensätzen, in der Combination von Bildern aus heterogenen Gebieten, zuweilen geradezu in studentischen Schnurren bewegt, die durch gute Einfälle, z. B. Publicum für Volk, Honoratioren für Gemäßigte u. s. w. amüsirt, durch die große komische Kraft, mit welcher die Zerfahrenheit, Gedankenlosigkeit und Furcht vor dem Bestimmten, welche die Masse nicht nur im Jahre 1848, sondern immer charakterisirt, wo sie handelnd auftreten will, interessirt und spannt; die es aber nicht bloß mit der Aufgabe, Schuld und Recht gegen einander abzuwägen, zu unterscheiden, was den Verhältnissen und was den Menschen zuzuschreiben ist, leicht nimmt, sondern auch das erste Erforderniß aller Geschichtschreibung übersieht, daß man klar und deutlich erzählen soll. Wer die Geschichte jener Zeit nicht aus eigener Anschauung kennt, wird aus dieser Darstellung nicht errathen, um was es sich eigentlich handelt. Wie der Historiker nichts ist ohne das Interesse an den Personen und Thatsachen, so ist der Kritiker nichts ohne eine lebendige Vorstellung von dem, was sein soll, von dem, was unter diesen Umständen sein soll. Ohne ein lebendiges Interesse an der Entwicklung ist man nicht einmal im Stande, eine richtige Auswahl unter den Thatsachen und den bezeichnenden Charakterzügen zu treffen; man ist von jedem augenblicklichen Einsaß abhängig. — Bauer hatte nachgewiesen, daß die Bewegung in Deutschland scheitern mußte, weil sie principlos war, daß sie principlos war, weil das deutsche Leben vollständig erschöpft und in Stagnation versunken sei; daß die absolute Herrschaft der Abstractionen, der Ideale, der Phrasen das Volk

unfähig mache, sich selber zu bestimmen. In der Schrift: *Rußland und das Germanenthum* (1853), der eine Reihe Broschüren ähnlichen Inhalts folgte, hat er nun entdeckt, daß Deutschland nicht dazu bestimmt ist, fruchtlos in der Weltgeschichte unterzugehen: es habe den Beruf des Düngers. Der lebenskräftige russische Staat sei dazu berufen, der Träger der nächsten Culturentwicklung zu werden, und Deutschland mit seiner fischen, greisenhaften, aber immerhin sehr inhaltreichen Cultur solle die Ehre haben, in dieses Reich der Zukunft aufzugehen und durch seinen Verwesungsproceß die spröden Elemente desselben in Gährung zu bringen. Die Erfindung ist nicht neu: es giebt eine ganze Reihe slavischer Philosophen, welche die Zukunft der Menschheit an das Slaventhum knüpfen, aus keinem andern Grunde, als weil das Slaventhum bis jetzt noch keine Mission erfüllt habe; auch ein ultramontaner Prophet, Herr von Lassaulx in München, ist im Ganzen derselben Ansicht; und was die Beweise betrifft, so hat Bauer das Material aus einem nicht unbedeutenden Touristen, Herrn von Harthausen, entlehnt, der ihm in seiner Verlegenheit, was er aus Deutschland machen sollte, als etwas Positives sehr gelegen kam. Das Wunderlichste ist, daß ihn diese Aussicht in die Zukunft mit einem gewissen Behagen erfüllt, daß der Stolz über den neuen Triumph seines Verstandes über sein Gefühl ihn die unangenehmen Nebenumstände übersehen läßt, mit denen wir oder unsere Kinder diese glorreiche Stelle in der Weltgeschichte würden bezahlen müssen. Es liegt in diesem Stoicismus eine Depravation des Gefühls, über die wir erschrecken würden, wenn das Ganze nicht einen so unaussprechlich komischen Eindruck machte. — Für den Augenblick hat die Geschichte gezeigt, daß es mit Rußland noch keine Noth hat, und daß diese stumpfe, unproductive Nation, in der eine bereits tausendjährige Geschichte nicht den geringsten Fortschritt hervorgerufen hat, noch nicht das Fatum Europas ist. \*)

Nach der Niederwerfung der Revolution hat die souveraine Kritik nach allen Seiten hin eine große Ausdehnung gewonnen. Bei der politischen Windstille, die es auch dem leidenschaftlichsten Politiker unmöglich macht, an die unmittelbare Ausführung seiner Idee zu denken, ist es natürlich, daß Propheten aufstehen, die sich mit der Zukunft beschäftigen, und die um so kühner und zuversichtlicher in ihren Zumuthungen an die Wirklichkeit sind, je weiter sie die Zeit hinauschieben, in welcher dieselben ins Leben treten sollen. Da in der letzten Zeit fast alle Entwürfe der

---

\*) Ein anderer souveräner Kritiker, Gustav Diezel, der an Selbstgefühl Hr. Bauer noch weit überragt, ist auf dem Umwege der Republik glücklich bei Oestreich und dem Katholicismus angelangt.

schon bestehenden politischen Parteien gescheitert sind, so ist es ebenso natürlich, daß diese Propheten mit unverhohlener Geringschätzung auf die „verbrauchten“ Staatsmänner herabblicken. Indem sie ihr eigenes System mit den letzten Entwürfen dieser besiegten Parteien zusammenstellen, gelangen sie leicht zu der Ueberzeugung, daß ihre Ideen, die von diesen bestimmten Fehlern frei sind, nicht bloß das allgemeine Heil der Menschheit zur nothwendigen Folge haben müßten, sondern daß sie auch etwas Neues, noch nie Dagewesenes enthalten. Bei der praktischen Richtung, die überhaupt die Zeit genommen hat, wenden diese Politiker der Zukunft in der Regel ihre Aufmerksamkeit auf das Praktische und tadeln an den „verbrauchten“ Politikern vorzugsweise, daß sie unpraktisch gewesen seien, daß statt der Wirklichkeit ihnen ein einseitiges Ideal vorgeschwebt habe. Aber in der Regel begegnet es diesen Praktikern, daß sie zwar eine einzelne Seite des wirklichen Lebens, die von ihren Vorgängern vernachlässigt ist, richtig herausfinden, daß sie aber dann mit eigensinniger Befangenheit an dieser einen Seite der Wirklichkeit festhalten, wie die Idealisten an ihrer Idee, und daß sie die andern Seiten des Lebens übersehen. In der Praxis gleicht sich die Einseitigkeit aus, denn jede wirkliche Thätigkeit stößt nach allen Seiten hin auf Hindernisse, die sich ihr unmittelbar fühlbar machen, und über die sie sich also nicht täuschen kann; bei dem Entwurf eines Systems dagegen kann man ohne Mühe von allen Schwierigkeiten abstrahiren, und daher sind gerade diejenigen Theoretiker am wenigsten von der Unausführbarkeit ihres Systems zu überzeugen, die ihre Theorie auf einen angeblich praktischen Gedanken gegründet haben. In der allgemeinen Verfassung fühlt sich jeder Einzelne nur zu geneigt, nach dem ersten besten Mittel zu greifen, das ihm ein unternehmender Charlatan darreicht, wenn es nur etwas Neues ist; und das hat wenigstens die üble Folge, daß die alten Principien und Traditionen sich verrücken, und daß wieder eine Desorganisation eintritt, die uns bei jedem neuen Ereigniß ebenso rathlos läßt, wie im Jahr 1848. Die Meisten dieser Schule hatten sich mit den Freihändlern associirt und suchten die Freiheit des Menschen in dem Aufhören aller allgemein verbindlichen Bande, namentlich in dem Aufhören des Staats und des Rechts. Das scheint nun ein recht tüchtiger und ein recht extremer Standpunkt zu sein; er ist aber so lange eine leere Negation, als man sich nicht ein genaues Bild von der neuen Ordnung der Dinge, die sich von unten auf entwickeln soll, gemacht und zu gleicher Zeit den Weg, der dahin führen soll, angegeben hat. Bis jetzt sind die Associationen, auf welche die absoluten Freihändler alle menschliche Thätigkeit reduciren wollen, nur dadurch möglich geworden, daß sie auf dem allgemeinen Fundament des Rechtsstaats basirten, daß der Contrahent gegen einen willkürlichen Rechtsbruch der Andern durch die Garantie, welche der

Staat seinem Vertrag gab, geschützt wurde. Wie ohne diese Garantie irgend ein Vertrag oder irgend ein Credit zu Stande kommen soll, das zu beantworten hat die Schule noch nicht der Mühe werth gefunden. Dagegen giebt sie eine Masse liebenswürdiger Kategorien an die Hand, die man mit den alten Bruno-Bauer'schen verbinden und zur Heiterkeit und Erbauung der Gläubigen verwerthen kann. So operirt Walter Rogge in den „Parlamentarischen Größen“ namentlich mit den Kategorien „Staatsmann“ und „Rechtsnarr“, die etwas Aehnliches ausdrücken sollen, als bei Bauer „Lichtfreund“ und „Bürger“. Jede seiner Personen repräsentirt ihm ein Moment seiner selbstgebildeten Stufenleiter vom unpolitischen Spießbürger; er beschränkt sich darauf, die einzelne Eigenschaft, die er bei seinem Gegenstand zuweilen ganz glücklich herausfindet, nach allen Seiten hin auszudeuten. Dabei versteht er wirklich zu sehen, sogar recht scharf zu sehen, und die Fülle seiner Anschauung drängt sich oft genug über seine nihilistischen Dogmen hinaus. Aber der Witz eines guten Einfalls geht ihm über die Wahrheit, und das Pikante einer Combination über Sinn und Zusammenhang. — Nur einmal schien es, als ob der kritische Gährungsproceß der Schule sich zu einer bestimmten politischen Partei ablagern wollte: das war in der kurzen Blüthezeit der Abendpost. Diese Zeitung wandte ihre souveraine Kritik ebenso gegen die scheinbar Verbündeten, die Demokraten und Socialisten, als gegen ihre officiellen Gegner. Gegen die Demokratie: denn sie fand in der Herrschaft der Majorität über die Minorität eine ebenso große Tyrannei, als in der Herrschaft des absoluten Königs über seine Unterthanen; gegen den Socialismus: denn sie fand in einem Collectivbegriff, wie er in dem Worte Staat liegt, die wenigste Fähigkeit, auf eine zweckmäßige Weise das Interesse der Einzelnen wahrzunehmen. Die Demokratie wie der Socialismus wollen Alles für das Volk gethan haben, aber Alles durch den Staat; die Partei der unbeschränkten Freiheit dagegen findet, daß gerade der Staat, er möge monarchisch oder demokratisch sein, durch seine beständige Einmischung Alles verdirbt, und daß man für das Wohl der Menschen am besten sorgt, wenn man ihm eine Function nach der andern entzieht und ihn auf diese Weise endlich aufhebt. In diesem Sinn ist die Genesis des Sages: Anarchie ist die beste Regierungsform, zu verstehen. — Das Princip krankt an einer Reihe falscher Voraussetzungen, die eigentlich so evident sind, daß nur die Träumerei deutscher Speculation von ihnen befangen werden kann. Die eine ist, daß eine Gesellschaft sich selbst bilden könne, ohne sittliche Voraussetzung, ohne Tradition, ohne Autorität. Diese sittlichen Voraussetzungen folgen sogar dem Ansiedler in die Urwälder Amerikas, ja sie sind es, die ihn aus Europa getrieben haben, und die jenseit des Meeres sein Thun und Treiben bestimmen. Nicht

die Fluthen des Oceans spülen die historische Tradition vom Menschen ab.

Wenn es auch nur wenigen Auserwählten gegeben ist, die Theorie des Nihilismus zu einem System auszuarbeiten, so entspricht doch die Gefinnung, die ihr zu Grunde liegt, einer herrschenden Neigung der Zeit. Wir haben 1848 so große Worte gemacht, und waren so fest davon überzeugt, daß diese Worte vollkommen hinreichten, die Welt aus ihren Fugen zu reißen, daß der allen Erwartungen widersprechende Erfolg eine allgemeine Abspannung hervorgerufen hat. Es werden zwar von Zeit zu Zeit sehr weise und wohlervogene Gründe hervorgesucht, warum es zweckmäßig sei, die Politik bei Seite liegen zu lassen und der Reaction durch eine entschlossene Unthätigkeit zu imponiren, aber der Hauptgrund liegt doch darin, daß die Politik Langeweile macht. Die einzige Form, in der man sie noch erträgt, ist der Humor. Neununddreißig Millionen Deutsche warten sehnsüchtig jeden Sonnabend auf den Kladderadatsch. Dieser Humor hat seine Berechtigung, wenn man nur nicht in die sonderbare Einbildung verfiele, damit einer socialen Pflicht genügt zu haben. Man opfert die Stunde, in der man sich über die verzerrten Gestalten der irdischen Politik amüßet, auf dem Altar des Vaterlandes, und nachdem man so seinem Patriotismus Genüge geleistet und alle Tyrannen siegreich überwunden hat, geht man seinem Vergnügen nach, d. h. man begiebt sich in die Bureaux des Ministeriums, wo man mit stiller Verachtung die Verordnungen der nämlichen „Tyrannen“ ausführt, die man kurz vorher vernichtet hat. — Vorläufig schwärmt man zwar noch immer von einem ungeheuren Ereigniß, von einer Revolution, welche eine neue bessere Welt schaffen soll, und vor deren Eintritt es gleichgültig ist, ob man die Scheineristenzen der Wirklichkeit seiner Aufmerksamkeit würdigt oder nicht, oder wenn man weniger sanguinisch ist, hüllt man sich in das Gewand des Schmerzes und zerrauft sich in den Ruhestunden das Haar über den Untergang aller Tugend und Gerechtigkeit, Aber das ist doch nur äußerlich; in der That ist man ziemlich zufrieden, durch politische Sorgen in seinen Geschäften nicht gestört zu werden. Denn die Abneigung gegen die Ideen Staat, Vaterland u. s. w., die bei den Philosophen der uneingeschränkten Vernunft einen ziemlich komischen Eindruck macht, hat im praktischen Leben eine sehr ernsthafte Grundlage. Man findet, daß die Geschäfte besser gehen, wenn sich das Volk um politische Dinge nicht kümmert, und daß man um das Vaterland nicht zu sorgen habe, wenn man sich anderwärts ein bequemes Dasein bereiten könne. Vergleichen ist im Einzelnen zwar zu allen Zeiten vorgekommen, aber nicht in diesem Umfang. Die ungeheure Ausdehnung des Verkehrs, die Herstellung eines grenzenlosen Credit systems, welches die großen Capitalisten zum Mittelpunkt

aller politischen Bewegung macht, endlich der Glaube an ein Eldorado in den Urmäulern Amerikas, haben die Liebe zum Vaterlande mehr und mehr untergraben; man bemüht sich, einen Stützpunkt darin zu finden, daß man kein Vaterland hat. Wie die Freihändler das individuelle Leben der einzelnen Staaten als unberechtigt darstellen, nähert sich von dem entgegengesetzten Standpunkt schleichend die alleinigmachende Kirche, um die Welt zu überführen, daß alles Leben dieser Welt nur ein Scheinbares sei, daß man nur im Kloster das Heil der Seele finden dürfe. Die Einen möchten die Welt in Werkhäuser und Maschinen verwandeln, die Andern einen großen Thron darüber bauen, von welchem Lust und Licht ausgehlöhen wären. Der Materialismus isolirt die Menschen und streut sie wie zusammenhangslose Atome in den unendlichen Raum der Zeit; erst das Gefühl des Vaterlandes macht die Geschichte zu einer Continuität. Wo in der Geschichte etwas Großes geschehen ist, haben die Völker nicht bloß um ihrer augenblicklichen Interessen willen gekämpft, sondern für ihre Kinder und Kindeskinder, denen sie eine freie Stätte als Erbschaft hinterlassen wollten. Dieser Glaube an die Fortdauer des Geschlechts hat kräftiger gewirkt, als der Glaube an die individuelle Fortdauer; nur aus ihm ist jene Eitlichkeit hervorgegangen, die an den alten Traditionen nicht bloß aus kleinlichen Zweckmäßigkeitsrücksichten, sondern aus lebendiger Pietät festhält. Die höchsten Zwecke der Kultur und die edelsten Kräfte des Geistes können nur gefördert werden, wo der Blick ins Große reicht, der starke Arm aus dem Vollen arbeiten kann. Für uns in Deutschland ist eine Rettung von der Schmach des kläglichen, verächtlichen Spießbürgerthums nur durch eine starke, eiserne staatliche Concentration möglich, und wenn sie zunächst durch den Weg des unbeschränkten Despotismus führen sollte.

Wenn gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im Liberalismus die Idee des Freihandels vorherrschte, so entsprang das nicht bloß aus einer ökonomischen Theorie, sondern es hing mit den allgemein verbreiteten Ansichten über das Wesen des Staats zusammen. Man hatte den Begriff des Staats mit dem absoluten Königthum identificirt, und da man von diesem fast nur Bedrückungen und Hemmungen erfuhr, selbst wenn es in der wohlwollendsten Absicht zu Werke ging, so waren alle Anstrengungen des Liberalismus darauf gerichtet, diesem verhassten Staat ein Amt nach dem andern zu entziehen. Es lag dies zum Theil schon in dem Wesen der protestantischen und neukatholischen Bildung, die beide, so sehr sie einander bekämpften, darin einig waren, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt sei; daß man das weltliche Wesen höchstens dulden könne. Aus dieser Geringschätzung gegen den Staat, welche sich ihrer Quelle nicht mehr bewußt war, ist der Grundsatz zu erklären: die höchste

Aufgabe des Staats ist: sich selber überflüssig zu machen, ein Grundsatz, dem man nicht bloß in den gewöhnlichen Oppositionsschriftstellern, sondern auch bei den tiefsten Denkern begegnete. Wenn im 19. Jahrhundert sich allmählig eine entgegengesetzte Auffassung des Staatslebens geltend gemacht hat, so war der Grund vorzüglich in zwei Umständen zu suchen. Einmal erweckte das Schreckenssystem des Napoleonischen Militairstaats die Nationen aus ihrem Schlummer; sie kamen zum Bewußtsein ihrer individuellen Selbstständigkeit, und waren im Gegensatz gegen ihre frühere Lethargie geneigt, den Gedanken dieser Individualität auf die Spitze zu treiben, sich nicht bloß mit einem eigenen Staatswesen und einer eigenen Sprache zu begnügen, sondern in Beziehung auf die Kirche, auf die Literatur, auf Handel und Industrie spröde von allen übrigen Nationen zu sondern. Es ist ein Nachklang dieses einseitigen Nationalgefühls, welcher sich in unsern Tagen in dem von Friedrich List namentlich in Süddeutschland angeregten Schutzzollsystem einen Ausdruck verschafft hat. Ein anderer Umstand war die tiefere Auffassung vom Staat, welche aus den Veränderungen in den Staatsformen selbst hervorging. Wenn man früher Verfassungen, Parlamente, Unabhängigkeit der Gemeinden, Geschworne u. dgl. verlangt hatte, so betrachtete man das eigentlich Alles nur als Schutzwehren gegen die Uebergriife des Staats; erst allmählig kam man dahinter, daß diese Einrichtungen auch zum Staat gehören, daß man den Staat überhaupt als Inbegriff des öffentlichen Lebens aufzufassen habe. Diese Ansicht gipfelte in der Hegel'schen Philosophie, die darin den entschiedensten Gegensatz zu der Kantischen bildet. Wenn man sich daran gewöhnt hatte, in dem so erweiterten Staatswesen die Vertretung sämtlicher Interessen zu suchen, so lag es nahe, von ihm auch die Abhülfe aller Uebelstände zu verlangen, die auf der menschlichen Gesellschaft lasteten, und auf die man bei der großen Ausbreitung des Fabrikwesens aufmerksamer als früher war. Wenn das freihändlerische System in Bezug auf seinen Inhalt mit der materialistischen Philosophie des 18. Jahrhunderts zusammenhing, so machte sich in diesem Interesse für die nothleidenden Classen das neuerwachte Christenthum geltend, welches in jedem lebenden Wesen den speciellen Gegenstand der göttlichen Vorsehung anerkennt, und den Vertretern des göttlichen Wesens auf Erden die Fürsorge für alle Einzelnen zur Pflicht macht. Während aber in den frühern gutmüthig philanthropischen Träumereien das Ideal ein weiser Monarch war, der gleich dem Kalifen von Bagdad verkleidet durch seine Provinzen reiste, den reichen Tyrannen bestrafte und den unglücklichen Tugendhaften beschützte, so war es jetzt, wo man die Dinge concreter und materialistischer auffaßte, eine mechanische Einrichtung des Staats, die aller Noth und allem Elend der menschlichen Gesellschaft abhelfen sollte.



Je allgemeiner und unklarer die Anforderungen waren, deren Befriedigung man dem Staat zumuthete, desto schwärmerischer traten sie auf, und die ersten Erscheinungen des Socialismus hatten ganz das Ansehen einer neuen mythisch-religiösen Bewegung, gegen die man mit Gründen der Vernunft ebenso wenig ausrichten würde, als gegen den Fanatismus überhaupt. Bis jetzt ist es aber nur in Frankreich so weit gekommen, daß der Socialismus in der That über eine streitbare Macht verfügt, die in den Junitagen 1848 zu einem blutigen Straßenkampf führte, während in England die Massenbewegung im Sinne des Freihandels vor sich ging.

Die philosophisch-historischen Versuche, die wir bisher charakterisirt hatten, gingen vorwiegend darauf aus, den Weltlauf zu kritisiren, ihn zu rechtfertigen, oder ihm mit bestimmten Anforderungen entgegenzutreten. Die andere Seite der Philosophie, die eine innere Befriedigung des Herzens anstrebt, durfte darüber auch nicht vernachlässigt werden. Wenn das griechische Heidenthum und der Islam erhalten mußte, im Gegensatz zu den bisherigen christlichen Voraussetzungen die Grundlage zu neuen philosophischen Systemen herzugeben, so griff man noch weiter und fand endlich die Räthsel des Lebens im indischen Buddhismus gelöst. Im Durchschnitt geht alle Philosophie darauf aus, das Wirkliche oder das Ideal zu rechtfertigen. Wir haben gezeigt, wie der einseitig realistische Trieb endlich zu einem ausgesprochenen Pessimismus führte, und aus dieser Stimmung erklärte sich, daß man einem fast ganz verschollenen Philosophen des Restaurationszeitalters nicht bloß seine Aufmerksamkeit zuwandte, sondern in ihm die höchsten Probleme des Denkens gelöst fand. Von der Philosophie kann man sagen, wie von der Gesinnung der Menschen, daß man sie an ihren Früchten erkennt; und so wird es hier genügen, auf das Ziel des Weges hinzudeuten, dem man nicht entgeht, wenn man sich der Führung dieses seltsamen Denkers überläßt. Es ist Arthur Schopenhauer, der Sohn der bekannten Dichterin (geb. 1788). Seine erste Schrift: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ erschien 1813; sein Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ (1819). Zuletzt: *Parerga et paralipomena* (1851). Verstimmt über die Nichtachtung von Seiten der geschulten Philosophie erklärte er die neuern Philosophen seit Kant für ausge machte Charlatane, Lügner und Betrüger, die, um sich eine gesicherte amtliche Stellung zu verschaffen, sich dazu verstehen, das Widersinnigste zu lehren und zu schreiben. — Nach seiner Philosophie ist der Wille das schöpferische Princip aller Erscheinungen, das aber mit einem Widerspruch behaftet ist, weil er mit seiner Befriedigung zugleich aufhört.

Die Schwere hört nicht auf, nach einem ausdehnungslosen Mittelpunkt zu streben, dessen Erreichung ihrer und der Materie Vernichtung wäre. Ein nie befriedigtes Streben ist das Dasein der Pflanze; aber was sie erreicht, ist, daß im Samenkorn, welches sie zur Reife brachte, das zwecklose Treiben noch einmal beginnen kann. Zugleich streiten sich die Naturkräfte gierig um den Besitz der Materie . . . Jeder einzelne Willensact hat einen Zweck; das gesammte Wollen, welches die Welt ist, hat keinen . . . Wenn wir diesen ungeheuern Aufwand von Kräften in der Natur, dieses zwecklose Geborenwerden, dieses endlose Arbeiten, dieses sinnlose Sträuben gegen den Tod betrachten, drängt sich uns die Einsicht auf, daß das Leben ein Geschäft ist, dessen Ertrag bei weitem nicht die Kosten deckt . . . Es liegt dieser Widerspruch im Wesen des grundlosen Willens selbst, der seiner Natur nach nie ans Ende kommen kann. Weil er das Wesen der Welt ist, ist das Menschenleben nichts als Leiden, denn aller Wunsch ist Schmerz, weil Mangel die Grundbedingung des Wollens ist. Nach dem Genuß oder der Befriedigung sind wir so weit, als wir vorher waren, wir sind von einem Wunsch, d. h. von einem Leid befreit. Somit ist das Begehren und Leiden das eigentliche Positive; wir fühlen den Schmerz, aber nicht die Schmerzlosigkeit; der Gesundheit, Jugend und Freiheit werden wir erst inne, wenn wir oder Andere sie verloren haben, vorher waren sie nichts. Folgt es aber aus dem Wesen des Willens, daß das Leben Leiden ist, und zwar ein um so größeres, je größer die Erkenntniß und mit ihr das Bedürfnis ist, so ist jedes vermeintliche Ziel des Willens nur ein Wahn. Denn mit dem Ziele, das wir erreicht zu haben wähnen, hörte ja der Wille und mit dem Willen das Leben auf . . . Es giebt nur einen angeborenen Irrthum, und es ist der, daß wir da sind, um glücklich zu sein . . . Wenn man, soweit es annäherungsweise möglich ist, die Summe von Noth, Schmerz, Leiden und Uebeln jeder Art sich vorstellt, welche die Sonne in ihrem Laufe bescheint, so wird man einräumen, daß es viel besser wäre, wenn sie auf der Erde so wenig, wie auf dem Monde, hätte das Phänomen des Lebens hervorrufen können, sondern, wie auf diesem, so auch auf jener die Oberfläche sich noch im krySTALLINISCHEN Zustande befände. Man kann auch unser Leben auffassen als eine unnützer Weise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts. Jedenfalls wird selbst der, dem es darin erträglich ergangen, je länger er lebt, desto deutlicher inne, daß es im Ganzen a disappointment, nay, a cheat ist, oder, deutsch zu reden, den Charakter einer großen Mystification, nicht zu sagen einer Prellerei, trägt\*) . . . Die Welt ist nur ein Spiegel des Willens, und

\*) Daß diese Stoßseuffer in der allgemeinen Stimmung nicht ganz ohne Wiederhall sind, zeigt eine Stelle aus Rosenkranz' Tagebuch (1845): „Die zerschmetterndste Vorstellung, die ich kaum auszudenken wage und kaum auszudrücken vermag, ist die, daß überhaupt etwas ist. Es gähnt mich aus diesem Gedanken der absolute, der gestaltenleere Abgrund der Welt an. Es wißpert mir zu, wie der Verrath des Gottes. Es ergreift mich ein Bangen, wie in meiner Kindheit, wenn ich die Offenbarung Johannis las und Himmel und Erde darin zusammenbrachen. Da um mich herum dehnt sich die Welt in aller Breite,

alle Endlichkeit, alle Leiden, alle Qualen, welche sie enthält, gehören zum Ausdruck dessen, was er will, sind so, weil er so will. Mit dem strengsten Recht trägt sonach jedes Wesen das Dasein überhaupt; sodann das Dasein seiner Art und seiner eigenthümlichen Individualität, ganz wie sie ist und unter Umgebungen, wie sie sind, in einer Welt so wie sie ist, vom Zufall und vom Irrthum beherrscht, zeitlich, vergänglich, stets leidend: und in Allem, was ihm widerfährt, geschieht ihm immer Recht. . . . So lange unser Wille derselbe ist, kann unsere Welt keine andere sein. Zwar wünschen alle erlöst zu werden aus dem Zustande des Leidens und des Todes: sie müssen, wie man sagt, zur ewigen Seligkeit gelangen, ins Himmelreich kommen; aber nur nicht auf eigenen Füßen, sondern hineingetragen möchten sie werden durch den Lauf der Natur. Wie mißlich es jedoch ist, als ein Theil der Natur zu existiren, erfährt Jeder an seinem eigenen Leben und Sterben. Nur die totale Verneinung des Willens zum Leben, in dessen Bejahung die Natur die Quelle ihres Daseins hat, kann zur wirklichen Erlösung der Welt führen. . . . Was die Geschichte erzählt, ist nur der lange, schwere und verworrene Traum der Menschheit. —

Wenn sich bei der deutschen Dichtung herausstellt, daß die alte schöpferische Kraft nicht mehr in der gleichen Stärke vorhanden ist, so empfinden wir diese Abschwächung in der Philosophie in noch höherem Grade. Beide Erscheinungen haben denselben Grund. Das Lebensprincip jener Zeit war das Streben, die Persönlichkeit nach allen Seiten hin gleichmäßig auszubilden, um ihr dadurch eine harmonische Abrundung zu geben und sie zu einem umfassenden Lebensgenuß des Universums zu befähigen. Die augenblickliche Erfüllung dieses Strebens giebt die Kunst, unter den Wissenschaften aber am meisten diejenige, die das Studium des Details verschmäh't und sich nur bemüht, das Kernvergeflecht der Ideen bloßzulegen, um ein Totalbild der Natur und des Geistes in großen und kühnen Zügen und Perspektiven möglich zu machen. Das Centrum der deutschen Speculation war, eine harmonische Weltanschauung zu gewinnen, als Spiegelbild einer harmonisch vollendeten Persönlichkeit. Den Begriff des Dilettantismus hat Goethe mit vollkommener Schärfe auseinander-gesetzt, er hat die Vorzüge und Nachtheile dieses universellen Bildungs-triebs entwickelt, und wenn er, der noch innerhalb des Gedankenkreises seiner Zeit stand, die Anwendung dieses Begriffs auf die Philosophie unterließ, so können wir ihn mit leichter Mühe ergänzen. Die deutsche Bildung

mit allem Trop sinnlicher Virtualität und scheint meiner Vorstellung zu spotten. Sie zwingt mich in ihre Kreise, zwingt mich, ihren Ordnungen zu gehorchen, lacht meines Gedankens ihres Nichts als eines Hirngespinnstes. Und doch ist dieser Gedanke, dieser widersinnig scheinende Gedanke, was nun sein würde, wenn diese Welt nicht wäre, ein Riese, der mit dem ganzen empirischen Dasein spielt.“ — Man denke ferner an Werder's. Logik.

hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts etwas Jugendliches, und für uns, die wir bereits in eine andere Sphäre übergetreten sind, liegt darin ein außerordentlicher Reiz, und wir blicken mit einem geheimen Reiz auf jenes überquellende Gefühl, auf jenen träumerischen Glauben, der uns selbst versagt ist. Die Jugend, welche das Leben als Totalität empfinden will, blüht nur einmal, und wir müssen uns darauf resigniren, daß unser Lebensprincip nicht mehr der harmonische Genuß, sondern die hingebende Arbeit ist. Wir brauchen uns dieser Vollendung nicht zu schämen, denn der rastlos schaffende Mann ist in seiner Art eine ebenso vollkommene Erscheinung, als der sehnuchtsvolle Jüngling, der die ganze Welt umfaßt, weil er noch keine Grenzen sieht; er wird nur dann unschön, wenn er sich vergebens abmüht, die Welt mit den Augen des Jünglings anzuschauen. Die Arbeit verlangt Concentration aller Kräfte auf einen bestimmten Punkt und folglich Sonderung des Wissens und der Fertigkeit. Jenes dilettantische Bestreben, das gesammte Wissen zu umfassen, welches am Ende des vorigen Jahrhunderts den Denker über die Bildung seiner Zeit erhob, würde ihn heute unter dieselbe herabdrücken. — Der lebhafteste Freund der Philosophie wird nicht leugnen, daß die Versuche derselben im Laufe des verfloßenen halben Jahrhunderts ihr Ziel nicht erreicht haben. Sie haben nach allen Seiten hin anregend und befruchtend gewirkt, aber sie haben das positive Wissen nicht vermehrt. Wir stehen noch heute auf dem Standpunkte Kant's; wir müssen noch heute fragen: wie weit ist das menschliche Erkenntnißvermögen berechtigt, seine eigenen Gesetze als die Gesetze des Seins festzustellen, und jede Philosophie, die diese Frage umgeht, wird ins Blaue hinausstreben. Dazu kommt, daß wir gegenwärtig einen unendlich reicheren Schatz von positivem Wissen, den uns die exacten Wissenschaften zuführen, zu verarbeiten und in das Reich der Ideen zu erheben haben; Kenntnisse, die kein Philosoph umgehen darf, wenn er sich nicht die bedenklichsten Blößen geben will. Es giebt keine Wissenschaft, die nicht im Lauf des letzten Menschenalters unerhörte Fortschritte gemacht hätte, und es gelingt nicht, von den Früchten derselben zu naschen, dasjenige auszuwählen, was in den subjectiven Gedankenkreis paßt, und das Andere zu ignoriren. Wenn Schelling den Fachmännern Anstoß gab, so schadete das damals wenig, weil nicht die Fachmänner die Höhe der Bildung repräsentirten, sondern die Dilettanten. Wer heute eine Naturphilosophie schreiben will, hat zu seinem Publicum und zu seinen Richtern nicht die Goethe und Schiller, die Schlegel und Tieck, sondern die Naturforscher von Profession, und wenn er diese gewinnen und überzeugen will, muß er die exacte Wissenschaft selbst in ihrer Breite und Tiefe durchforscht haben. In diesem Falle wird es aber sehr zweifelhaft sein, ob er gerade die Form der Naturphilosophie wählt. Humboldt's Kosmos nebst den

erläuternden Werken, die sich daran knüpfen, Burmeister's Geschichte der Erde und ähnliche Werke leisten im Grunde dasselbe, was die Naturphilosophie anstrebt; sie geben ein Gesamtbild des Naturlebens, aber sie geben es in der Form der Anschauung, nicht in der Form des Begriffs; und mit solchen Bildern kann keine Speculation wetteifern.

Die Naturwissenschaft hat im Laufe eines Menschenalters einen Aufschwung gewonnen, der Alles, was die frühern Jahrtausende geleistet, hinter sich zurückläßt. Sie hat Recht, stolz zu sein; aber dieser Stolz tritt zuweilen in der Form eines verwegenen Uebermuths auf. Geistvolle Männer, wie Vogt und Moleschott, stellen das Leben in einer Färbung dar, die hart an Cynismus grenzt und die frühern Systeme von Hüllbach und Helvetius weit hinter sich läßt; und auch die andern Physiologen, die weniger in die Parteilämpfe der Zeit verwickelt sind, finden ein unschönes Behagen darin, den Menschen einen wandelnden Ofen, eine sich selbst heizende Locomotive, das Herz ein Pumpwerk zu nennen u. s. w. Man begreift die Reaction gegen die alte Naturphilosophie: den Abscheu gegen hochklingende Worte, die nur das Nichtwissen verdeckten, z. B. Lebenskraft, Dynamik, Polarität u. s. w. Die neuen Naturforscher schritten auf dem einzig richtigen Wege fort und entdeckten durch scharfsinnige Combination mühsamer und sorgfältiger Beobachtungen ungeahnte Naturgeheimnisse; sie lösten jene Abstractionen in physikalische und chemische Geseze auf, und im Rausch dieser Entdeckungen entstand ein fieberhaftes Treiben, eine Virtuosität der Zersehung, die zuletzt wieder auf ein Spiel des Wiges herauskam. Die Materialisten gehen von dem Grundsatz aus, daß eine Kraft nicht für sich denkbar ist, sondern nur als Eigenschaft von Dingen. Den Inbegriff dieser Dinge nennen sie Materie, und dieser Materie sammt den ihr inne wohnenden Kräften legen sie ausschließlich das Prädicat des Seins, des Werdens u. s. w. bei; Prädicate, die man früher nur in dem individuellen Leben suchte. Es ist nicht zu verkennen, daß sich hier Abstraction an Abstraction reiht. So lange der Einfluß der Theologie auf die Naturwissenschaft fortbauerte, glaubte man eigentlich nur an die Existenz des Geistigen. Die Materie behandelte man als etwas Gleichgültiges, Werthloses und Nichtiges. Das Leben war ein Reich des Wunders; die Stoffe nur ein Spielraum, in welchem sich zufällig nur der Geist bethätigte, da er ebenso gut auch einen andern hätte wählen können. Diese Wundertheorie würde freilich jede Naturwissenschaft unnöthig machen, aber die Materialisten vergessen, daß ihr eigenes Grundprincip, die Materie, etwas ebenso Abstractes und Bedeutungsloses ist, als die entgegengesetzte Abstraction der Kraft oder des Lebens. — Wir verkennen gewiß nicht die Bedeutung der großen Entdeckungen in der Physiologie, wenn wir behaupten, daß sie auf die Grundfragen aller Speculationen keinen Einfluß haben.

Daß der Verstand sich im Menschen erst allmählig ausbildet, und daß er aufhört, wenn man Jemand das Gehirn einschlägt, wußte man lange vor Moleschott, und dies Wissen reicht aus, um die nothwendige Beziehung des Geistes oder des Denkens zum Körper, die Abhängigkeit von der Sinnenwelt darzuthun. Wenn die Theologie gegen diese Weltanschauung streitet, der philosophische Idealismus hat die Lehre von der Immanenz des Geistes in der Natur stets behauptet; er ist von der Ewigkeit und Unabänderlichkeit der Naturgesetze ebenso durchdrungen wie die Materialisten, und weiß, daß in der Welt keine außerweltlichen Wesen hausen. Ueber den eigentlichen Proceß des Denkens hat die Naturwissenschaft noch gar nichts gefunden, und wenn sie es unternimmt, auf eigene Hand zu speculiren, so wird sie wohl das Studium der Kritik der reinen Vernunft nicht umgehen können. Bis jetzt hat sie aber die logischen Kategorien Endlichkeit und Unendlichkeit, Identität und Gegensatz u. s. w. mit der Naivetät eines Kindes verwerthet, das von den Grenzen des Denkens noch keinen Begriff hat. Sie kennt ausschließlich die Schlußform der Induction, und auch diese gilt ihr nur, sofern sie mit ihren gewöhnlichen Einfällen übereinstimmt. — Wenn man der Naturwissenschaft den Vorwurf macht, sie untergrabe die sittlichen Kräfte, sie mache den Menschen nicht bloß in seinem Glauben, sondern auch in seinen Ideen irre, so darf sie sich durch diesen Vorwurf in ihrem Fortschritt nicht aufhalten lassen, denn für sie ist die Erkenntniß ein kategorischer Imperativ; sie hat keine Wahl, sie muß erkennen, und wenn die gesammte sittliche Welt darüber zu Grunde ginge. Aber der Vorwurf gilt auch nicht der Wissenschaft als solcher, sondern ihrer cynischen Anwendung auf das Gebiet der Speculation. Der Cyniker analysirt vermöge des sogenannten gesunden Menschenverstands die concreten Erscheinungen des Lebens, und glaubt, wenn er überall die nämlichen Grundstoffe findet, jeden Unterschied in der Dignität derselben aufgehoben zu haben. Bei der beständigen Beschäftigung mit der todten Materie liegt die Gefahr dieses Cynismus sehr nahe. Der junge Arzt ist leicht versucht, um den ersten Ekel in der Anatomie zu überwinden, das Widerliche mit einer gewissen Renommisterei aufzusuchen und sich darin zu vertiefen. Aber erst in neuerer Zeit hat man sich gemüßigt gefühlt, diesen Cynismus offen zur Schau zu tragen. Weil sie sich nur mit der Materie beschäftigen, wird ihnen die Materie die Hauptsache, oder vielmehr das Einzige, was existirt. Wenn die Spiritualisten von der Unendlichkeit des Geistes und der Endlichkeit der Materie sprachen, so heben dagegen die Materialisten die Ewigkeit der Materie und die Endlichkeit des Geistes hervor, und ziehen daraus den Schluß: die Materie ist die Hauptsache und der Geist die Nebensache; der letztere ist Schein, die erstere Wirklichkeit. Aber wenn auch ein Balken, der vom Dach fällt, im Stande ist, den größten Denker

zu erschlagen, so ist damit seine Ueberlegenheit noch durchaus nicht erwiesen. Auf die abstracte Dauer kommt es nicht an. Ein Moment des Geistes ist mehr werth, als Millionen Jahre materieller Existenz. Mit großem Triumph wird immer die alte Geschichte vorgetragen, daß Salande den ganzen Raum durchforscht und Gott nicht gefunden habe. Aber wer hieß ihn auch Gott im Raume suchen? Er hätte noch vieles Andere im Raume vergebens gesucht, das ohne Zweifel wirklich ist, viel wirklicher, als der Raum, von dem die Materialisten die sonderbare Vorstellung haben, er sei wirklich. Salande stand mit jener Behauptung auf dem Standpunkt des Schulknaben, der die Existenz Gottes im Keller leugnete, weil Kartoffeln darin lägen. Büchner, einer der rührigsten unter den Materialisten, erklärt: „Das Wesen des Materialismus besteht in der Leugnung des Uebernatürlichen im Gebiet menschlicher Erkenntniß und menschlichen Denkens.“ Mit andern Worten: in der Leugnung der moralischen und ästhetischen Ideen, in der Leugnung des Schönen und Erhabenen. Wenn so Mancher vor den letzten Consequenzen zurückschaudert, so erzählt Büchner ganz offen, daß der Unterschied zwischen der Thier- und Menschenseele nur ein quantitativer sei, und daß der Begriff des Guten, da es keine absolute Werthbestimmung desselben gebe, auf Illusionen beruhe. Aus der Selbstliebe kann man Vieles herleiten, aber nicht die opferfreudige Idee des Guten, die allerdings den Menschen vom Thier unterscheidet, denn nur der Mensch besitzt ein Selbstbewußtsein (d. h. er kann sich gleichzeitig als Subject und Object betrachten) und das Bewußtsein eines Ganzen, zu dem er gehört. Dem Thier fehlt dieses Bewußtsein, und das muß man doch wohl einen qualitativen Unterschied nennen. — Der Geist steht nicht außerhalb der Natur, aber er steht höher als die materielle Natur. Das ist der Standpunkt, von welchem aus der Idealismus den Materialismus bekämpft. — Es ist ein unsterbliches Verdienst vom alten Kant, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß der Glaube sich nicht auf die Natur beziehen darf, sondern nur auf die Idee. Zu verlangen, daß man die Geschichte von Josua und der Sonne glaube, ist eine Thorheit, denn unsere Sinne und was damit zusammenhängt sind nicht dem Gewissen unterworfen. Die sittlichen Ideen dagegen sind nur in der Form des Glaubens wirksam, und wenn es die höchste Aufgabe der Speculation bleibt, die Beziehung derselben zur Erkenntniß aufzudecken, so darf doch der Glaube nicht von dem subjectiven Belieben einer unreifen Bildung abhängig gemacht werden. Es ist im Interesse der Wahrheit und Freiheit, daß dem jetzt einbrechenden Materialismus, welcher mit der Leugnung des Ueberfinnlichen in der Erscheinungswelt auch die Leugnung der überfinnlichen Ideen verbindet, ein ernsthafter Widerstand geleistet werde, da die Naturwissenschaft mit dem Glauben, d. h. mit dem Glauben an sittliche Ideen, gar nichts zu thun

hat, ihn weder bekräftigen noch widerlegen kann. Die Naturwissenschaft hat vollkommen Recht, materialistisch zu sein, da sie es lediglich mit der Materie zu thun hat; sie hat aber Unrecht, die Kategorien des niedern Lebens, innerhalb dessen sie sich bewegt, auf die Sphäre des höher entwickelten Lebens anzuwenden. In jeder concretern Lebensentwicklung tritt ein neues Moment ein, welches der niedern Stufe verschlossen bleibt. Die Kategorien der reinen Mathematik reichen für die Mechanik nicht aus, die Kategorien der Chemie nicht für die Physik, und ebensowenig die Kategorien der Physiologie für die Psychologie. Die bloße Analyse wird dem Leben nicht gerecht. Wenn man meint, den Geist durch Zurückführung auf seine materielle Grundlage aufzuheben, so ist das derselbe Irrthum, als wenn man in der Aesthetik die Idee des Erhabenen auslöschen wollte, weil der materielle Gegenstand dieses Gefühls sich in Kies, Erde und Schmutz zerlegen läßt, also in Momente, die an sich betrachtet nichts weniger als erhaben sind.

Wenn sich die Naturwissenschaft dieser Grenze stets bewußt bleibt, wenn sie sich stets daran erinnert, daß auf die Welt der Ideen ihre Methode keine Anwendung findet, so wird sie auf die religiöse Bildung einen zwar nur mittelbaren, aber desto segensreichern Einfluß ausüben, indem sie auf dem Gebiet des Wissens das Princip der Transcendenz widerlegt. Der Supernaturalismus ist der einzige principielle Feind der Wissenschaft, der Kunst, des Staats und der Gesellschaft: der Wissenschaft, denn er leugnet die Geltung der Naturgesetze und die Autonomie der Vernunft; der Kunst, denn er unterwühlt die beiden Cassine derselben, sinnliche Klarheit und geistige Freiheit; des Staats, denn er macht ihn einem außerhalb liegenden Zweck unterthan; der Gesellschaft, denn er lockert die Bande der Nation und lehrt eine den wirklichen Ideen entgegengesetzte Sittlichkeit. Die Wissenschaft hat verhältnismäßig am wenigsten zu fürchten. Seit der Zeit, wo Galilei die Bewegung der Erde abschwören mußte, weil es frech und unehrerbietig war, mehr von der Astronomie verstehen zu wollen, als der Richter Josua; hat sich Vieles geändert. Die Banastreifen der Kirche zünden nicht mehr, und das gesamte Naturgebiet ist so klar und durchsichtig geworden, daß keine Mystik es mehr verwirren wird. Jene Ueberzeugung, auf der nicht nur die Physik, sondern alle Wissenschaft beruht, daß  $2 \times 2 = 4$  ist und nicht unter Umständen nach höhern Rathschlüssen zum Frommen dieses oder jenes Heiligen auch einmal  $= 5$  sein kann, ist so sehr Gemeingut der gebildeten Welt geworden, daß kein Prophet sie mehr erschüttern wird. — Viel bedenklicher sieht es in der sittlichen Welt aus. Die Romantik, die zuerst in die heitere Welt der Kunst die gespenstigen Nebelbilder einer trüben Phantasie eingeführt hat, und nun auch den Staat und die Gesellschaft in ihr Spinnweb zu verstricken sucht,



ist nichts Anderes, als der verfeinerte Ausdruck jenes Supranaturalismus, der die Welt in zwei Naturen trennt, von denen die eine die andere nicht versteht, die nur durch äußern Zauber mit einander in Berührung stehen. Gegen diesen Aberglauben an ein Doppelleben im Kosmos, an eine übernatürliche Welt des Geistes, die zu einem Reich der Schatten, und an eine seelenlose Natur, die zu einem Chaos aus Schmutz und Stein herabsinkt, ist die beste Waffe eine wahre, aus dem Herzen strömende Poesie. Wenn die Kritik vorläufig ihre Stelle vertreten muß, so ist das nicht ihre Schuld. — Es ist schlimm, daß im gegenwärtigen Augenblick der Idealismus der Philosophie und der Dichtung erlahmt ist, und daß das religiöse Leben sich mehr und mehr in ein Gebiet flüchtet, welches nicht über der Natur, sondern außer der Natur steht. Der systematisch durchgeführte Supranaturalismus geht mit dem systematischen Materialismus Hand in Hand, oder wie man sich sonst ausdrückte, der Aberglaube mit dem Unglauben. Die schädlichste Verirrung ist diejenige Philosophie, die im Grunde vom Materialismus ausgeht, d. h. die Realität an die Begriffe der Zeit und des Raumes knüpft, aber die compacte Materie, welche sich den Sinnen kund giebt, durch eine ätherische Materie ersetzt, zu deren Wahrnehmung ein sechster Sinn, das sogenannte Hellsehen, gehört. Es giebt keine sogenannte Thatsache, der Geisterseherei, des Somnambulismus und der Hexenkünste, die durch diese Art des philosophischen Dilettantismus nicht gerechtfertigt würde. Der unbefangene Materialismus hat einen ungleich größern Werth, als dieser spiritualisirte, denn seine Sünde liegt doch lediglich darin, daß er seine Kategorien auf Dinge anwendet, für die sie nicht passen, während er innerhalb seines eigenen Gebiets die vollkommene unbedingte Berechtigung in Anspruch nehmen darf. Diese Aetherphilosophie dagegen schwebt im Aether, einem Material, von dem wir nichts wissen, dessen Gesetz wir also auch nicht controliren können, und ist, um nur einige Bestimmtheit hineinzubringen, genöthigt, sich zur Apologie jedes Aberglaubens und jeder Phantastik herzugeben. Der Idealismus, den wir vertreten, sucht nicht den Raum, die Zeit und die Materie zu spiritualisiren, sondern er geht von dem Glauben aus, daß „im Raum das Erhabne nicht wohnt.“ —

## Fünftes Kapitel.

## Geschichte und Politik.

In der Culturentwicklung der Völker giebt es Perioden, gegen die man gewöhnlich ungerecht ist, weil man nicht daran denkt, daß die schöpferische Volkskraft sich von Zeit zu Zeit ein neues Gebiet suchen muß, um nicht in einseitiger Ausbildung zu erkranken. Wer zu Anfang dieses Jahrhunderts die Blüthe des deutschen Culturlebens darstellen wollte, mußte sich an die Dichter, Philosophen und Philologen halten. Das Leben der deutschen Literatur wurzelte damals im griechischen Alterthum. Aus ihm nahm man die Muster für die Darstellung, in seiner Weise bemühte man sich zu denken und zu empfinden, ja auch der positive Inhalt des Glaubens, der Idealismus des Herzens und Verstandes erinnerte mehr an die Heliengötter, als an die eigene christlich-germanische Vergangenheit. Der Idealismus war die Signatur der Zeit in allen Zweigen des Schaffens und des Empfindens. Man achtete die Wirklichkeit gering und setzte auf die Zukunft nur insofern Hoffnungen, als sie aus dem höhern Bewußtsein der freien Bildung hervorgehen sollte. Allmählig trat in allen Gebieten der Literatur eine innere Reaction ein. Die Dichtkunst, zuerst durch die romantische Schule angeregt, hörte auf, sich an dem griechischen Ideal zu befriedigen, sie durchsuchte alle Zeiten und Völker, um in der Allseitigkeit des Idealismus dem Bilde des reinen Menschen immer näher zu kommen; bis sie endlich für das Gewirr der verschiedenen einander widersprechenden Ideale kein anderes Correctiv fand, als die Wirklichkeit, und so auf einem weiten Umwege zum Realismus, zum deutschen Leben zurückkehrte. Die Philosophie wurde ihrer subjectiven Ideale müde und kam endlich in derjenigen Schule, die am tiefsten vom griechischen Geist durchdrungen war, zu dem überraschenden Resultat, das Wirkliche sei das Vernünftige, womit sie zugleich, ohne es selbst klar einzusehen, die Führerschaft abgab und sie den historischen Wissenschaften übertrug. Die Philologie wurde durch immer tiefere Forschung genöthigt, sich die historische Methode anzueignen, und die Durchforschung des alten Rechts- und Staatslebens drängte die Beschäftigung mit den Künstlern, Dichtern und Philosophen in den Hintergrund. — Nun haben wir uns daran gewöhnt, das Zeitalter Schiller's und Goethe's, Fichte's und Schelling's als die goldene Zeit zu betrachten, und was damals in der Dichtung und Philosophie geleistet wurde, als die Norm anzusehen, an welcher der Werth der neuen Schöpfungen zu

messen sei. In der Entwicklung der Dichtkunst und Philosophie sehen wir eine stetige Abnahme der Naturkraft, eine immer weiter um sich greifende Verwilderung des Stils, eine immer trübere Sährung in den Principien. Heine ist der letzte aus der alten Dichterschule, Feuerbach der letzte aus der alten Philosophenschule, und wie bedeutend die Begabung dieser Männer ist, es macht doch einen unheimlichen Eindruck, wenn wir den wilden, dämonischen Zerstörungstrieb, der sich in ihnen ausspricht, mit jener griechischen, sonnenhellen Heiterkeit vergleichen, die uns in den classischen Schöpfungen von Weimar und Jena noch immer erfrischt. Noch tiefer ist der Verfall in der spätern Zeit. Talente sind genug vorhanden, es zeigt sich auch hin und wieder ein guter Wille und eine richtige Einsicht, aber das Gefühl der innern zwingenden Nothwendigkeit wird durch eine neue Schöpfung nur selten in uns erregt, und die schöne Literatur im Ganzen betrachtet steht nicht über, sondern unter der allgemeinen Bildung. Ganz anders wird der Eindruck, wenn wir aus dem Kreise der Dichtkunst heraustreten. Wenn wir die Bewegung des deutschen Geistes nicht völlig mißverstehen, so eröffnet sich eine neue Periode der Literatur, wo die Wissenschaft, die lange im Verborgenen ihre Triebkraft gesammelt, entwickelt und gekräftigt hat, ihre Schale sprengt und in voller, reiner und schöner Gestalt ebenbürtig in den Kreis der Nation eindringt. Es ist ihr die Zunge gelöst worden, sie hat die Kraft, zu sagen, was sie weiß; und wenn man von einem der berühmtesten Gelehrten der vorigen Periode erzählte, er wisse in vierundzwanzig Sprachen auf eine correcte Weise zu schweigen, so können seine Jünger und Schüler dreist auf den Markt treten, denn ihre Berechtigung ist feuriger, hinreißender, ja verständlicher, als das ermüdend geistreiche Geschwätz der Dilettanten, die bisher das große Wort führten. Es ist charakteristisch für das deutsche Volk, daß seine großen Bewegungen sich immer von innen heraus entwickeln, daß es einzelne von einer Idee inspirirte Geister sind, die ihm die Bahn anweisen und das Ziel prophetisch verkünden. So war es in der Reformation, so war es in unserer classischen Literatur. In beiden Fällen grub sich der Strom der öffentlichen Meinung ein künstliches Bett, der dem Naturlauf seiner Entwicklung, wie wir ihn bei allen übrigen Völkern verfolgen, widersprach. Zum ersten Mal sehen wir in diesem Augenblick den Genius mit dem Gemeingefühl Hand in Hand gehen, und es scheint nicht zu kühn, auf diese Einheit der Theorie und der Praxis die Hoffnung einer großen Zukunft zu bauen. Das deutsche Volk ist schwächern selbst in seinem sittlichen Bewußtsein. Eine überlegene Kraft imponirt ihm, auch wo es ihr mißtrauen muß, und so ist der gesunde Fortschritt nur dann denkbar, wenn der Tieffinn und der gesunde Menschenverstand in den gleichen Resultaten sich begegnen. Unter allen Zweigen der prosaischen Literatur

hat die Geschichtschreibung den unmittelbarsten Einfluß auf die Bildung des Volks; mehr als die Philosophie. Denn diese wendet sich, schon weil sie eine größere Sammlung verlangt, zunächst nur an einen auserwählten Kreis, und die Masse empfängt ihre Einwirkungen erst aus zweiter Hand, wobei es immer zweifelhaft bleibt, ob diese Einwirkungen dem ursprünglichen Geist der Philosophie entsprechen. Die „reinen“ Gedanken, mit denen sich die Philosophie beschäftigt, erhalten ihre wahre Bedeutung erst durch die Anwendung auf das concrete Leben, und da würde der tiefste Denker zuweilen über den verborgenen Inhalt seiner eigenen Gedanken erschauern. Der Geschichtschreiber dagegen, wenn er das Talent besitzt, gut zu erzählen, wenn er durch kräftiges Anpochen an das Thor der Phantasie die Seele zur Aufmerksamkeit zwingt, schmeichelt seine Gedanken unmittelbar und augenblicklich ein; und da er sich stets mit dem Leben beschäftigt, so kann man über den Sinn derselben keinen Zweifel hegen. Die Geschichtschreibung entspricht stets einer allgemeinen Regung des Gewissens, sie giebt einer bereits vorhandenen Gefühls- und Verstandesrichtung den bestimmten Ausdruck, und damit den Muth, sich als etwas Berechtigtes zu begreifen. — Es fehlte bis dahin unserer Geschichtschreibung, wie überhaupt allen Zweigen der Literatur, an einem bestimmten Stil. Zur Zeit Goethe's und Schiller's überwog auch hier das classische Vorbild. Man bemühte sich zu schreiben, wie Tacitus oder Livius, oder was man sonst für einen Liebling hatte, und die Gelehrten wetteiferten darin mit den Ungerlehrten, Johannes von Müller mit Schiller und Woltmann. Wenn man aber von dieser Form absteht, so war der Kern der deutschen Geschichtschreibung überwiegend protestantisch, aufgeklärt, preussisch, bürgerlich, liberal. Luther, der alte Fritz und vor Allen Voltaire waren Voraussetzungen, die nicht umgangen werden durften, auch wo man sie bekämpfte. Die pragmatische Methode, der es lediglich auf eine pädagogische Einwirkung auf die Gegenwart ankam, und die auch in der Vorzeit ausschließlich nach den Voraussetzungen des eigenen Zeitalters suchte, schwächte alle Gegensätze der Zeiten und Völker ab. Kotzebü war der populärste, freilich auch der flachste Ausdruck dieser Bildung und Methode. Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts wurde nun durch eine Reihe mitwirkender Umstände der Geschichtschreibung eine veränderte Richtung gegeben. Der historische Roman gewöhnte das Volk daran, auch in der Geschichte nach colorirten Darstellungen, nach Portraits, Costüm, Localschilderungen und andern novellistischen Zuthaten zu suchen. Die romantische Schule gab Anleitung, geistreich zu sein, das heißt, ungewöhnliche, frappirende, paradoxe Gesichtspunkte aufzusuchen. Hr. Schlegel's Vorlesungen über die neuere Geschichte machten Epoche. Es waren darin alle bisherigen Ansichten und Urtheile auf den Kopf gestellt; man mußte sich darin finden,

zu verehren, was man früher verabscheute, zu verwerfen, was man früher als das allein Richtige angesehen. Je weniger in diesem Buch bewiesen wurde, desto populärer war es, denn die Stichwörter waren sehr handgreiflich. Man konnte auf die bequemste Weise von der Welt geistreich werden. Es schien so unaussprechlich gebildet und tief, im Katholicismus, den selbst seine Anhänger bisher nur schüchtern vertheidigt, einen erhabenen Inhalt zu finden. Wie rasch eine neue Idee sich der öffentlichen Meinung einschmeichelt, wird man erkennen, wenn man in Becker's Weltgeschichte das Capitel über Gregor VII. aufschlägt. Das Buch, ursprünglich (1801 bis 1805) für Kinder bestimmt, wie die gleichzeitigen Erzählungen aus der alten Welt, ist so harmlos als möglich und macht nicht die geringsten Ansprüche auf Geist, Tiefinn und Romantik. Und doch ist in noch nicht zwanzig Jahren die öffentliche Meinung so weit vorgeschritten, daß man aus dem Gründer der römischen Hierarchie einen Heiligen machen darf. — Die Philosophen aus der Hegel'schen Schule sind zwar den Romantikern und Legitimisten im Princip wie im Resultat entgegengesetzt, aber gleich diesen sind sie den Details abgeneigt und gegen die Thatfachen gleichgültig, und es kommt ihnen nur darauf an, die historischen Ideen in großen und glänzenden Perspectiven zu entfalten. Auch für sie ist die Literatur, und namentlich die Poesie die höchste Blüthe der Cultur, und erst allmählig gelang es ihnen, ihre Bildung zu vertiefen und das Leben als eine Totalität zu begreifen. Im Gegensatz dazu wendet die historische Schule ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf die sittlichen Zustände und bemüht sich, objectiv interesselos bis zur Selbstverleugnung zu sein. Es war eine große Erscheinung, deren Früchte wir erst allmählig pflücken. Mit Wolf und seinen Schülern begann die Reihe jener herrlichen Männer, die ein schönes und großes Leben einem mühsamen und anscheinend wenig belohnenden Studium hingaben, um ein riesenhaftes Gebäude aufzuführen, das nicht den Namen seiner einzelnen Urheber, sondern den der Nation an der Stirn tragen sollte. Die Namen sind wohl bekannt; aber was sie geschaffen haben, geht nicht unmittelbar, sondern nur durch die Vermittelung vielfach verzweigter, unscheinbarer Canäle in das Leben der Nation über. Sie sind die Väter unserer Bildung, die Gegenstände unserer Verehrung, aber sie zu lieben vermag nur der näher stehende Schüler, nur der Eingeweihte, denn die Nation hat für sie kein Verstandniß und kann es nicht haben. Wie es bei einer vorwiegend kritischen Richtung begreiflich ist, kam es diesen Männern zunächst darauf an, dunkle Thatfachen aufzuklären; sie waren mehr oder minder der Gegenwart abgewendet, und ihr Interesse heftete sich vorzugsweise an die Träume der Vorzeit. Die Forschung trennte sich bei ihnen ganz von der Darstellung. Für die erstere haben sie die Methode auf ewige Zeiten festgestellt. Die Abstractionen der gewöhnlichen Cultur-

geschichte und Politik von dem Fortschritt in gerader Linie, dem Gesellschaftsvertrag u. s. w. sind durch sie auf immer zerstört, wenn sich auch in ihre Idee des organischen Naturwuchses und der Rechtscontinuität noch viele nur halb ausgemalte Anschauungen einmischten. Der Haß gegen Revolutionen, d. h. gegen Sprünge in der Geschichte, gegen Unterbrechungen des organischen Zusammenhangs war zwar ein wesentliches Moment dieser Kritik, die Hauptsache aber war die Schärfung des Blicks für das Wirkliche und Lebendige, das sich nicht in Abstractionen auflösen ließ, für das stille werdende Leben der Geschichte, von der man früher nur die hervorspringenden Resultate zusammengefaßt. — Die wahre Bedeutung erhielt die historische Schule erst, als sie ihre Studien, in der griechischen Sage und dem römischen Recht geübt, auf das Vaterland anwendete, denn die productive Kraft der Geschichtschreibung zeigt sich im höhern Sinn nur da, wo sie aus dem Vollen arbeiten kann. Zunächst galt es, die Grundsteine zu legen. Der Freiherr von Stein entwickelte dieselbe Energie, durch welche er Fürsten und Völker mit sich fortriß, die Feinde aus dem Vaterland zu vertreiben, bei einem wissenschaftlichen Unternehmen, welches ohne allseitige aufopfernde Thätigkeit nicht durchgeführt werden konnte: die Ausgabe der *Monumenta Germaniae*. Bei allen Entwürfen im größern Stil verlangt der Deutsche einen Führer, dessen Persönlichkeit ihm imponirt; hat er ihn aber gefunden, so giebt er mit einem entsagenden Fleiß, in dem ihm keine andere Nation gleichkommt, seine Seele an das gute Werk. Der deutsche Gelehrtenstand, über welchen von Seiten der Junker und der Radicalen so gern gespottet wird, hat auch bei diesem Unternehmen seine volle Kraft und die volle Pietät seines Gemüths betheiligt. Die Mitarbeiter waren zum Theil Schriftsteller ersten Ranges, und wenn man erwägt, wie wenig äußere Anerkennung bei der Natur des Ganzen dem Einzelnen für seinen hingebenden Fleiß zu Theil werden konnte, so wird man wohl Achtung vor einem Stand gewinnen, der im strengsten Sinn des Worts die Person der Sache aufopfert. Durch diese Ausgabe ist zweierlei erreicht worden: einmal haben wir nun ein Material für unsere Geschichte zusammen, wie es in dieser Vollständigkeit kein anderes Volk kennt, und unsere Geschichte steht auf festen Füßen. Nicht minder bedeutend ist die subjective Wirkung. Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß zu dieser Arbeit eine große Anzahl jüngerer Schriftsteller verwendet wurde. Diese haben dabei eine strenge Schule durchgemacht; die Methode einer gewissenhaften Kritik ist ihnen gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, und welche Arbeit sie ferner unternehmen mögen, sie haben gelernt, Schritt für Schritt weiter zu gehen und einem bestimmten Ziele nachzustreben. Die beiden Eigenschaften, die zum wissenschaftlichen Fortschritt nothwendig sind, Schule und Selbstthätigkeit, sind durch dieses

Werk in einem ganz ungewöhnlichen Maß gefördert worden. Mehrere aus diesem Kreis haben sich bereits als ausgezeichnete Geschichtsschreiber bewährt. Von einem, der für seine Zukunft die schönsten Hoffnungen erweckte, Otto Abel, müssen wir den frühzeitigen Tod beklagen. — Die Schriftsteller des Mittelalters sind nicht wie die des classischen Alterthums für jede Bildungsstufe genießbar; sie drücken das gebrochene Bewußtsein ihrer Zeit aus, welche mit Anstrengung versuchen mußte, die verschiedenen, zum Theil sich widersprechenden geistigen Momente wohl oder übel in Einklang zu bringen. Spuren von diesem innern Widerspruch, von diesem peinlichen Kampf finden sich in den besten Schriftstellern des Mittelalters. Zudem hatten sie für ihre Anschauungen und Beobachtungen einen andern Maßstab, als wir. Wenn Livius nicht verfehlt, alljährlich die Wunderzeichen und ähnliche Curiositäten aufzuzeichnen, die er in seinen Quellen vorfand, so geht er doch vom Bewußtsein eines geordneten und gedeihlichen Staatslebens aus und hat für Heldenthaten, für Charaktergröße, für das Spiel des Schicksals denselben Maßstab, den wir haben. Sein Verstand hat dieselbe Richtung wie der unsrige, er urtheilt und empfindet wie wir. Und das gilt mehr oder minder von jedem Schriftsteller des Alterthums, so daß diese in ihrer Gesamtheit noch immer mit Recht unserer Erziehung zu Grunde gelegt werden. Ganz anders bei den Geistlichen, welche sich im Mittelalter mit der Geschichtschreibung beschäftigten. Sie urtheilten und empfanden nicht blos anders als wir, man kann ohne Uebertreibung sagen, sie hatten auch ein anderes Auge. Von einem geordneten Staatsleben hatten sie keinen Begriff. Das Gefühl für das Große, das sonst dem Menschen angeboren ist, war ihnen durch ihre theologische Beschäftigung verkümmert worden, und selbst wo sie gewissermaßen wider ihren Willen richtig empfanden, reflectirten sie sich in einen entgegengesetzten Standpunkt hinein, weil ein einseitiges Princip der Inhalt und die Aufgabe ihres Lebens war. Bestialisches Wildheit hart neben einer strengen spiritualistischen Moral, das war die Signatur jenes Zeitalters, welches man im Verhältnis zum Alterthum und zur neuern Zeit trotz aller Vorliebe sophistischer Romantiker mit Recht als barbarisch bezeichnet. Erst nachdem die Quellen dem Volk bekannt wurden, merkte es die Kluft, die uns von jener Periode trennt, und die von den frühern Geschichtschreibern rationalistisch abgeschwächt war. — Nachdem durch die Herausgabe der Monumenta Germaniae der Grund zu einer systematischen Forschung in der deutschen Geschichte gelegt war, konnte man an die Darstellung denken. Bei dem gewissermaßen corporativen Charakter des ganzen Unternehmens lag der Gedanke nahe, die Association auch hier fortzusetzen und Schritt für Schritt weiter zu gehen. Zunächst kam es darauf an, in chronikartiger Form das kritisch gesichtete und geordnete Material in größtmöglicher Vollständigkeit

zusammenzustellen. Dies war die Aufgabe, welche sich Ranke mit seinen Schülern bei Herausgabe der Annalen des deutschen Reichs unter den sächsischen Kaisern stellte. Auf die künstlerische Form wurde kein Gewicht gelegt, man betrachtete das Ganze als eine Vorarbeit für den künftigen Geschichtschreiber. Einer der tüchtigsten unter den Mitarbeitern dieses Werks, Wilhelm Giesebrecht, hat es unternommen, das ganze ungeheure Material der Kaisergeschichte in künstlerischer Form zu verarbeiten, und der erste Band 1855 ist vielversprechend. Von den einzelnen Perioden sind die meisten bereits monographisch behandelt. Eine ehrenvolle Erwähnung verdient zunächst die Geschichte der Kreuzzüge von Friedrich Willen (geb. 1777, seit 1805 Professor in Heidelberg, 1817 in Berlin, gest. 1840); ferner die Geschichte der fränkischen Kaiser 1827—1828 von Stenzel (geb. 1792, seit 1820 bis zu seinem Tode 1854 Professor in Breslau), und der Römerzug Heinrich's VII. (1830) von Barthold (geb. 1799, Schüler Willen's, seit 1831 Professor in Greifswald). — Viel bedeutender sind die Arbeiten auf dem Gebiet der Provinzialgeschichte. Fast jede Provinz unsers Vaterlandes ist nach allen Seiten auf eine Weise durchforscht, daß wir uns wie in der Gegenwart zu Hause finden können, z. B. die Provinz Preußen von Bogt, Schwaben von Stälin, Sachsen von Böttiger, Braunschweig-Lüneburg von Havemann, Schleswig-Holstein von Waß, Ostfriesland von Kopp, Pommern und Rügen von Barthold, Schlesien von Stenzel (leider ist das Werk nicht vollendet). Von den einzelnen Staaten ist vorzugsweise Preußen mit Vorliebe und Verständnis behandelt, und das Werk von Stenzel (seit 1830) hat nicht bloß die Kenntnisse, sondern auch das Vaterlandsgefühl gefördert. Leider hat er den Plan vorher nicht genau überlegt, und das Werk, welches zuerst mit dem Anschein einer populären, skizzirten Geschichte aufrat, nahm zuletzt einen fast monographischen Charakter an. Dennoch macht das Ganze einen wohlthuenenden Eindruck, denn die Freimüthigkeit des Urtheils wird durch die enthusiastische Vorliebe für den Staat der Hohenzollern keineswegs verwischt; und was die letztere betrifft, so fühlt man heraus, daß sie nicht, wie bei vielen seiner Gesinnungsgenossen, aus der Reflexion des Verstandes hervorgeht, sondern aus der Wärme eines ganz mit seinem Vaterlande verwachsenen Gemüths. — Und hier ist der Punkt, wo wir auf den innigen Zusammenhang zwischen der Geschichtschreibung und dem Leben der Nation hindeuten haben. Alle großen Geschichtschreiber der übrigen Völker waren Patrioten, erfüllt von den Empfindungen, Interessen, Ideen und Vorurtheilen ihres Volks, die Träger seines Stolzes und seiner Größe. In Deutschland wurde der Patriotismus erst durch die Freiheitskriege geweckt, denn es ist nicht Jedem gegeben, sich in Klopstock'scher Manier ein Phantasiegemälde des Vaterlandes auszumalen, und der an localen Eigen-



thümlichkeiten sich aufbauende Patriotismus. eines Justus Möser kann nur dann von Werth sein, wenn ihm ein allgemeineres Gefühl zu Hülfe kommt. Die Freiheitskriege gaben dem deutschen Selbstgefühl den substantiellen Inhalt; die historische Schule vertiefte ihn durch systematische Erforschung der sittlichen Zustände. In der dumpfen Schwüle der Restaurationszeit konnte sich aber die Geschichtschreibung als freie Kunst nicht entwickeln. Die Darstellung wurde durch dasselbe gehemmt, was unserer politischen Thätigkeit so häufig in den Weg tritt, durch die Neigung zur Erwägung der fernliegenden Gesichtspunkte und durch das Mißtrauen gegen die eigenen Ueberzeugungen, die im Anschluß an die frühere ästhetische Bildung den Geschichtschreiber nicht selten verleiteten, der artistischen Abrundung den sittlichen Inhalt zu opfern und die historischen Gegenstände, die doch nur durch ihren geistigen Kern Interesse erwecken, mit antheilloser Objectivität wie Erscheinungen der Natur zu behandeln. Durch die Julirevolution wurde nicht bloß der Trieb nach politischer Thätigkeit im Allgemeinen erweckt, sondern auch eine bestimmte Parteibildung hervorgerufen. Die Geschichtschreiber entwickelten nun eine Wärme, die nicht selten in blinde Leidenschaft überging, die aber nothwendig war, um sich mit voller Seele in die historischen Gegensätze zu vertiefen, um auch in dem fernliegenden die Beziehungen zur Gegenwart herauszufühlen, die den britischen Geschichtschreibern in der Continuität ihrer Rechtsentwicklung nie verloren gegangen waren. Die widerwärtigen Erscheinungen von 1848 haben der Herrschaft der Phrase ein Ende gemacht und an den Ueberzeugungen eine bittere, aber heilsame Kritik ausgeübt. Indem der Einzelne lernen mußte, auf eigenen Füßen zu stehen, fand er auch jene Elasticität des Charakters, sich in Zuständen, die ihm früher unverständlich waren, zurecht zu finden. Es wurde schlecht gewirkt in jener Zeit, aber man lernte doch begreifen, daß die Arbeit die Hauptsache des Lebens ist, und man lernte in Folge dessen die Arbeit verstehen und würdigen. Der Kern aller Kunst ist, das Individuelle zu charakterisiren. Man hatte sich aber in der Periode des Wilhelm Meister vom Charakter ein falsches Bild gemacht, weil man ihn nicht in der That, sondern im Sein, in den stillen Bewegungen des Innern aufsuchte. Die Geschichte jener trüben Zeit lehrte uns, daß echtes Leben nach außen geht, und so gewann denn auch die Geschichtschreibung den Muth, Helden darzustellen. In späterer Zeit werden diese Versuche auch der Kunst zu gute kommen, die folgende Skizze wird aber zeigen, daß wir bereits in unserer gegenwärtigen Literatur Bilder besitzen, die den höchsten Leistungen der Kunst an die Seite zu stellen sind.

Leopold Ranke, geb. 1795 in Thüringen, wurde 1825 als Professor nach Berlin berufen, wo er seitdem durch methodische Erziehung der

Studirenden und durch geistvolle und anregende Vorträge den segensreichsten Einfluß ausgeübt hat. Wir kennen wenig Schriftsteller, die ein so unbefangenes Wohlgefallen an der gegenständlichen Welt mit so viel Freiheit und Sicherheit der Zeichnung verbinden. Diese Virtuosität ist freilich nicht ohne Bedenken. In der Freude an den Gegenständen geht er ganz in sie auf und verliert jenes feste Urtheil, welches wir von dem echten Historiker, der uns nicht bloß unterhalten, sondern erheben und bilden soll, verlangen müssen. In der Bildung ist Ranke den meisten Politikern von Fach überlegen; er ist überall zu Hause, auch auf dem Gebiet der Literatur und Kunst, in den Irrwegen der religiösen Entwicklung und der Philosophie. Er hat für Persönlichkeiten einen schnellen Blick, wie er sonst in der Regel nur geistreichen Frauen eigen ist. Aber wir vermissen den männlichen Ernst, der sich weder durch ästhetisches Wohlgefallen, noch durch persönliche Theilnahme abhalten läßt, in den Punkten, auf die es ankommt, unerbittlich zu sein. In der Kritik der Thatfachen kennt er keine Rücksicht; in seinem sittlichen Urtheil dagegen bemüht er sich mit einer gewissen Aengstlichkeit, den Gegenständen keine Persönlichkeit entgegenzusetzen. In der Einleitung zu seinem Werke über die Päpste wundert er sich, daß man ihm die römischen Archive nicht geöffnet, da doch ein Protestant, der von der Macht der Kirche weder im Guten, noch im Schlimmen berührt werde, am geeignetsten sei, diese ihm vollkommen fremde Gewalt objectiv darzustellen. Ein Jahr nach Vollendung der „Päpste“ (1838) zeigte sich in den Kölner Wirren, daß die Kirche noch immer eine sehr stark ins Leben eingreifende Macht sei, gegen die der Protestant jede andere mögliche Gesinnung haben durfte, als parteiloses Wohlwollen. Ranke steht darin auf gleichem Boden mit den preussischen Diplomaten seiner Zeit, die sich in die „objective“ Anschauung verlieren, weil sie zu wenig politischen Hinterhalt haben, um selbständig schaffen zu können. Der thätige Diplomat studirt die Personen und Verhältnisse, soweit er sie kennen muß, um sie seinen Interessen dienstbar zu machen; der müßige Diplomat studirt sie aus Freude an den Stoffen, und es begegnet ihm dann, daß er die Dinge zuweilen um so schiefere auffaßt, je geistvoller er ist. Ranke hat ein feines Verständniß für das Schöne und Bedeutende, aber diese Empfänglichkeit hat etwas Dilettantisches; er kennt weder Jorn noch Haß, und er muß sich auch zur Begeisterung und zum Glauben erst künstlich steigern. Das sittliche Gefühl, die historische Macht, die große Thaten hervorruft, ist ihm nur Gegenstand, es ist nicht in ihm selbst. Wie der Diplomat steht er außerhalb der Begebenheiten, seine Theilnahme ist ihm keine Herzenssache. Diese Art der Theilnahme bedingt auch seine Beobachtung: sie geht aufs Einzelne, und wenn wir uns so ausdrücken dürfen, aufs Aeußerliche. Ein fein gebildeter

Mann wird sich nicht auf rohe Aeußerlichkeiten beschränken, er wird einen besondern Reiz in der Durchforschung der innern Motive finden, er wird mit unparteiischem Wohlwollen jede Bewegung verfolgen, in der etwas Geistiges durchscheint; aber dieses Wohlwollen ist nicht die lebendige, be-seelende Theilnahme, nicht der unmittelbare Enthusiasmus, der allein wahrhaft geniales Thun, allein wahrhaft geniales Begreifen möglich macht. Wenn man aber fragt, wie der Geschichtschreiber, der sich mit längst vergangenen Thatfachen beschäftigt, von dieser unmittelbaren Theilnahme durchdrungen sein soll, da er doch jedenfalls außerhalb der Interessen steht, die jene Zeit bewegen, so ist die einfache Antwort: es giebt für die höhere Auffassung der Geschichte keine Vergangenheit; und daß geistvolle und gebildete Geschichtschreiber diese Wahrheit verkannt haben, zeigt die Verwahrlosung unserer Politik. Wenn ein Ranke sich zum Mitarbeiter der Kreuzzeitung hergeben kann, so steht es schlimm mit der Gewalt unserer öffentlichen Meinung. — Das Verhältniß Ranke's zur historischen Schule liegt mehr in der Form, als im Inhalt. Ranke ist eine durchaus moderne Natur; die vorhistorische, mythische Zeit hat ihn nie gesehelt. Aber die Geschichte der neuern Zeit fordert eine ebenso große Strenge gegen die Meinungen und Vorstellungen, mit denen eine ebenso anmuthige als ungründliche Tradition den historischen Stoff umhüllt hat. Diese strenge Kritik zeichnet schon sein erstes Werk, *Geschichte der romanisch-germanischen Völker* (1825) aus. In der Abneigung gegen allen rednerischen Schmuck vermeidet er, von der eigenen Stimmung, den eigenen Ansichten etwas hinzuzuthun; aber gerade diese ängstliche Selbstverleugnung bringt eine, wenn auch negative, doch überall merklche Reflexion auf sich selbst hervor, und die Redeweise hat etwas Gezwungenes und Unbehagliches. Desto glänzender ist seine Kritik der Geschichtschreiber des Renaissancezeitalters. Diese bisher unbefangenen als Quellen aufgefaßten Schriftsteller, die rüstig am Werk der literarischen Wiedergeburt mitgearbeitet haben, faßten die Kunst der Geschichtschreibung im Sinn der Alten auf. Das unmittelbare Interesse, zum Theil selbst der Stil, war für sie maßgebend. Wahrheit und Dichtung spielten in einander; was sie nicht wußten, ergänzten sie aus der Phantasie, um keine Lücke zu lassen, und auch was sie wußten, mußte sich, wenn es nicht passen wollte, den oratorischen Wendungen fügen. Es ist eine wahre Freude, zu verfolgen, mit welcher Ueberlegenheit Ranke diese Vermischung der Kunst und Wissenschaft analysirt: seine Kritik des Guicciardini erinnert in Form und Methode an die Kritik des Livius bei Niebuhr. Eine Geschichte nach der andern wird aus dem Gebiet des Thatsächlichen herausgedrängt, und ehe wir es uns versehen, ist uns der Boden unter den Füßen entzogen; aber ebenso emsig ist Ranke bemüht, vergessene Quellen und Urkunden aufzu-

ftebern, aus denen die Wahrheit desto charakteristischer hervorspringt. Sehr interessant ist die kurze Charakteristik Machiavelli's, der in Deutschland fast ebenso viel Commentatoren gefunden hat, als Hamlet oder Faust. Die meisten gehen darauf aus, ihn zum Träger einer bestimmten Idee zu machen, während Ranke ihn individuell zu erklären sucht. Er betrachtet das bewegte, wechselnde Leben des Staatsmannes und Schriftstellers, folgt ihm in seine Wünsche, Hoffnungen und Sorgen, wie sie durch die augenblicklichen Zeitumstände auf ihn eindringen, und so findet sich, daß Alles, wenn auch nicht ideal, doch natürlich bei ihm zugegangen ist. Das berühmte Buch „Ueber den Fürsten“ erscheint nicht als das letzte Resultat eines politisch-philosophischen Studiums, sondern als der bittere Ausbruch eines in seinen besten Ansprüchen und Erwartungen getäuschten Herzens, eines rastlosen unbefriedigten Ehrgeizes, der im Unmuth endlich jede Rücksicht von sich wirft. — Ranke's Hauptwerk: Die Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert (der erste Band 1827), ist vornehmlich auf die venetianischen Gesandtschaftsberichte basirt, die in ununterbrochener Continuität fortgehen, und die dem Geschichtsschreiber nicht bloß ein reiches und sicheres Material, sondern jene lebendige Färbung gaben, die man sonst nur aus unmittelbarer Anschauung gewinnt. Ein Meisterstück ist z. B. die Darstellung des türkischen Reichs. Aus dem Wust unverarbeiteten Materials, mit welchem uns die übrigen Darsteller türkischer Geschichten überschütteten, tritt wie durch eine zauberische Beleuchtung plötzlich ein klarer, in sich verständlicher, abgeschlossener Bau hervor, dessen Verhältnisse wir genau ermessen, dessen Größe wir mit Staunen begreifen, und dessen nothwendigen Untergang wir mit einem gewissen Interesse vorausempfinden. Wir sehen es mit eigenen Augen, wie die Balken aus den Fugen gehen. Es ist keine eigentliche Geschichte, es sind Kreuz- und Querzüge eines gebildeten, geistvollen, gelehrten Wanderers, der durch seinen hohen Stand überall Zutritt findet und der alle Personen, mit denen er in Berührung kommt, durch seine Bildung überflieht. Ranke opfert dem Bemühen, nichts zu sagen, was nach seinem (Niebuhr entlehnten) Lieblingsausdruck „Jedermann weiß“, häufig die wünschenswerthe Vollständigkeit, und nicht bloß in seine Composition, sondern selbst in seinen Stil kommt dadurch zuweilen etwas vornehm Fragmentarisches. Es ist kein zusammenhängendes Ganze, aber doch ein abgerundetes Bild, in welchem jede Figur lebendig und mit Anstand hervortritt, jede Gruppe sich schicklich und geschmackvoll vertheilt. Wie plastisch ausgeführt und doch wie ängstlich begründet im Einzelnen weiß er Philipp II. und seinen Hof darzustellen: in sich abgeschlossen und undurchdringlich, hart und lieblos, fanatisch und doch kalt berechnend, kleinlich in seinen geheimsten Motiven und doch nicht ganz ohne Würde, nicht

geistvoll, aber arbeitsam, ausdauernd, die wirkliche Seele seines Reichs. Wir blicken in die geheimsten Räder dieses halb phantastischen, halb schrecklichen Triebwerks, und obwohl wir die Ohnmacht und die Abscheulichkeit dieses Systems begreifen, so gewinnen wir doch ein menschliches Interesse für Philipp, ja zum Theil für seine Helfershelfer. Das ist eine Kunst der Charakterisirung, von der unsere Dichter viel hätten lernen können. — Die Krone des Werks ist die Geschichte des Papstthums. Es war vielleicht ein geheimer Reiz für Ranke, daß die Wiedergeburt der Kirche nicht, wie ihr erster Kampf um Anerkennung, durch große Persönlichkeiten getragen wurde, sondern aus einer allgemeinen Richtung hervorging, die willenlos Verständige und Unverständige mit sich fortriß. Zur Zeichnung eines Gregor VII., Innocenz III., Alexander III. gehört ein breiter Pinsel, sie wollen aus dem Vollen gemalt sein; seine, geistreiche, pikante Züge sind wenig bei ihnen anzutreffen. Aber den Uebergang von einem Leo X. zu einem Pius V., einem Sixtus V. zu malen, die leisen Schattirungen zu verfolgen, in denen der unmerklich, aber unaufhaltsam um sich greifende kirchliche Sinn sich auf diesen nicht bedeutenden, aber feinen Physognomien ausdrückt, das ist die rechte Freude des Diplomaten, der hinter höflicher Anerkennung eine gelinde Ironie versteckt, wenn er dahinter kommt, wie die Einfältigen das Rüstzeug des Geistes werden. — Welch unendlich reicher Rahmen und doch ein wie kunstvolles Maß! Die Päpste treten in einer dreifachen Beziehung auf: als Gebieter einer furchtbaren Macht, die ihr Netz über die ganze Welt ausbreitet; als Landesfürsten, in die kleinen Sorgen der Dekonomie, in die locale Politik verwickelt; endlich als Angehörige der gebildeten Nation, im Verhältniß zu Wissenschaft und Kunst, als Schutzherrn der herrlichen Stadt, die noch nicht vergessen hat, daß sie einst Mittelpunkt der Bildung war. Wir werden heimisch in den engen Gemächern des Conclave, wir werden jeder einzelnen Person vorgestellt, die irgend ein interessantes Gesicht hat; wir orientiren uns in der Stadt, wir sehen das neue Rom entstehen, seine Paläste, seine Straßen, seine Bewohner; wir wissen von jeder Familie, von jeder Menschenclasse, was sie hergeführt; unter unsern Augen werden die Gemälde, die Statuen ausgeführt, wird der Obelisk aufgerichtet, die Peterskirche gebaut. Dann begleiten wir die Repoten in ihre gouvernementale Wirksamkeit, auf ihre Güter; dort werden wir mit ihren Nachbarn, mit dem Landvolk bekannt, die politischen Verwickelungen bekommen für uns ein persönliches Interesse. Unmerklich dehnt sich der Schauplatz weiter aus. Wir reisen in Gesellschaft des uns wohlbekannten Legaten an die verschiedenen Höfe. Die religiösen und politischen Verhältnisse der Staaten treten eins nach dem andern ans Licht, wir kümmern uns um die gebildeten und gelehrten Männer in der Nähe, sehen uns die Kunstwerke und Alterthümer an,

nehmen, wie es Weltmännern ziemt, selbst von den philosophischen Bestrebungen Notiz, ohne uns zu sehr auf das Einzelne einzulassen, und dabei erhalten wir von allen Seiten durch jene Propaganda, die alle Welttheile umspannt, die ausführlichsten Berichte aus allen Gegenden. So persönlich und durch individuelle Mittheilungen mit dem großen Umkreis der päpstlichen Wirksamkeit vertraut gemacht, können wir, des Herumstreifens müde, ruhig auf das Capitol zurückkehren; wir verlieren keine von den Seiten des großen Gemäldes aus dem Auge. — Es liegt in der Tendenz einer völlig verweltlichten Kirche, die in ihrer heidnischen Bildung den Aberglauben des Volks kaum noch begreift, und sich doch gezwungen sieht, den erwachten Gefühlen der Masse gegenüber den finstern Geist der christlichen Abstractionen aus den Gräbern der Vorzeit heraufzubeschwören, eine so eigenthümliche Romantik, und in der Rückwirkung dieses Geistes auf die Weisen, die ihn aus äußerlichen Gründen gerufen, in dem Sieg der dunkeln Inspiration über die Berechnung wieder etwas so wunderbar Ironisches, daß wir die innere Freude des geistesverwandten Künstlers wohl mitfühlen. Ranke's Kunst besteht darin, die Ideen in den einzelnen Individualitäten zu verkörpern. Die einzelnen Portraits sind so glänzend gezeichnet, daß man mitunter glauben sollte, sie thäten der Gesamtwirkung Eintrag, wie wenn man z. B. eine Wand, statt mit Fresken, mit Oelgemälden ausfüllen wollte. Aber das ist nicht der Fall. Gerade das Sprunghafte in der Erzählung Ranke's giebt ihm Gelegenheit, die Grundfarbe festzuhalten, was bei einer Darstellung in der gewöhnlichen Form nicht möglich wäre. Am glänzendsten ist die Entwicklung des Jesuitenordens. Wir erblicken die Idee des Ordens zuerst in der schwärmerischen Reflexion einzelner Männer, die mehr von einem unbestimmten Thatendrang, als von einer festgegründeten Ueberzeugung geleitet werden; aber dieser Drang nimmt die Farbe der Zeit an. Visionen, Bühnungen, Mirakel machen den Anfang, dann führt ein energischer Instinct sie sogleich zur Befriedigung der praktischen Bedürfnisse. Der Zweck ist ein überirdischer, heiliger, aber die Mittel werden mit klugem, irdischem Verstand gewählt. Der Orden ist ausschließlich Thätigkeit für die gute Sache; mit dem Denken, mit dem Detail des Glaubens, mit dem müßigen kleinen Dienst macht er sich nichts zu schaffen. Was er für die Kirche im Großen und Ganzen thut, überhebt ihn der einzelnen „guten Werke“. Es ist nicht ein einzelner übermenschlicher Verstand, nicht ein mächtiger Entschluß, der den Plan dieses wunderbaren Baues ersinnt; der Orden wird durch den Geist der Kirche, durch die Macht der Umstände gebildet und modificirt, wie er selbst bildend auf sie einwirkt. Im Anfang muß er sich den Boden durch Unterwühlen des Bestehenden gewinnen, daher seine Lehren vom Recht des Königsmordes, von der Volkssouverainetät; sobald er aber festen Fuß

gefaßt und die Mächtigen der Erde für sich gewonnen hat, muß er darauf denken, diese Macht zu erhalten. Anfangs bringt ihm seine Strenge jenes Ansehen, woraus seine Herrschaft an den Höfen und in den Schulen sich herschreibt. Aber die Personen wechseln, und um den Einfluß einer bestehenden Gesellschaft, abgesehen von ihrem heiligen Zweck, dauernd zu befestigen, muß sie sich in die bestimmten Interessen vertiefen, muß sich accommodiren. Die Mittel weiß man genau, man wird in jedem Augenblick daran erinnert, denn man ist unausgesetzt thätig. Der Zweck ist in guten Händen; man begnügt sich damit, ihn zu haben, weiter kümmert man sich nicht darum. Diese Praxis muß bei der großen Einheit und Consequenz des Ordens sich zur Theorie gestalten. In der reinen Freude über diese Theorie beben sie vor keiner Consequenz zurück, sie bilden das wunderbare System der Casuistik aus, das den Spiritualismus des Christenthums vollständig aufhebt, und geben sich zu Anwälten des weltlichen Wesens gegen die Anforderungen der Kirche her. Das Institut, welches die Vergeistigung der ganzen Welt zu seinem Zweck gesetzt, verweltlicht in sich selbst, wie die Kirche, der es dient: es ist der Ausdruck der absoluten Geistlosigkeit, die nur durch Masse und durch Disciplin wirkt. — Das Alles hat Ranke nicht in trockenen Reflexionen, sondern in lebendiger individueller Anschauung, mit seiner, geschmackvoller Ironie dargestellt, und obgleich er niemals leidenschaftlich wird, so würde doch für jeden Gebildeten seine Darstellung die Verurtheilung des ganzen Instituts entschieden begründen, als irgend eine der bekannten Streitschriften. Denn wenn man sonst die Jesuiten als ein Werk des Teufels darstellte, so übt auf romantische Gemüther der Teufel einen gewissen Reiz aus, und wenn man ihn erst mit Schrecken bewundert, so kann wohl auch einmal der Augenblick kommen, wo man sich versucht fühlt, ihn anzubeten. Für die wahre Bildung dagegen, die ihn übersieht und völlig durchschaut, verliert der Teufel seinen Schrecken wie seinen Reiz. — Das nachfolgende größere Werk, die Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (1839), hat viele glänzende Einzelheiten. Die psychologische Entwicklung Luther's z. B. ist bewundernswürdig. Aber wir können es doch den Päpsten nicht gleichstellen. Der historische ruhige Fluß der Erzählung ist nicht Ranke's eigentliches Feld; sein Geist, sein Witz, seine Empfindung sprudelt zu lebhaft. Außerdem fühlt er sich verpflichtet, eine doppelte Pietät zu beobachten, gegen seine Kirche und gegen sein Vaterland. Es ist das an sich ein schöner Zug, aber er verräth die dunkle Ahnung von der ungenügenden Sicherheit des eigenen Gefühls. Ein deutscher Protestant, der seinen Glauben warm im Herzen trägt, wird sich seine Motive nicht so ausklügeln wie Ranke, bei dem der Witz, d. h. ein paradoxer Gesichtspunkt, sehr häufig über das ruhige, allseitige historische Urtheil

heraustritt. — Noch schlimmer hat seine Pietät ihm bei der Preussischen Geschichte (1847) mitgespielt, die er wohl mehr aus Pflicht, als aus Neigung übernahm. Wir vermissen das, was Ranke sonst auszeichnet, lebhafte Farbe und scharfe Zeichnung. Wir bekommen nicht die entfernteste Ahnung von dem Ton und von der Sitte der Zeit, die er darstellen will. Einerseits verleitet ihn zu dieser verwaschenen Zeichnung seine alte Methode, die Geschichte nur aus Urkunden herzustellen und die Tradition zu verschmähen, was für seine Zeit sehr übel angebracht ist, wo die Tradition noch wirkliches Leben hat, andererseits seine Pietät gegen die Hohenzollern, die er gern so heilig als möglich darstellen möchte. Das preussische Volk, wie es sich vorzugsweise im Heer entwickelt hat, ist wirklich ein sehr tüchtiges, und giebt für epische Darstellungen den schönsten Stoff; aber um es zu beschreiben, muß man keine Glacehandschuhe anziehen. Die einzelnen Anekdoten, die uns aus den Tagen des alten Fritz und aus den Freiheitskriegen überliefert werden, die wir in den neuerdings herausgegebenen Memoiren mit so großer Befriedigung wieder lesen, sind nicht nur viel erhebender für jedes natürlich empfindende Herz, sondern auch viel historischer, als alle diese geistreichen Reflexionen über die welthistorische Bedeutung des Staats. Um preussische Helden zu empfinden, muß man Humor haben, man darf sich vor dem Verben, selbst Cynischen nicht scheuen. Die feine, vornehme, ästhetische Sinnigkeit, die Ranke auszeichnet, ist wesentlich unpreussisch. Stenzel's ehrliche einfache Darstellung steht unendlich höher, als dieses geistreich gezielte Hin- und Herreden. — Man kann aus Ranke's Ansichten mit gleichem Recht nach der einen wie nach der andern Seite hin Folgerungen ziehen: ein Zeichen, daß er mit seinen Gedanken nicht fertig geworden ist. Vornehmend ist nur Eines der Haß gegen die Formel, ein Haß, der aus Wahrheitsliebe entspringt und der voreiligen bequemen Phrase gegenüber gewiß im Recht ist. Aber jede Untersuchung, so tief sie sich auf das Einzelne einläßt, und so ängstlich sie sich vor dem voreiligen Abschluß scheut, um ja nicht eine wesentliche Seite auszulassen und dadurch unwahr zu werden, muß doch zuletzt zu einem Abschluß, zu einer Formel, zu einer positiv ausgedrückten und daher in der Form eines Glaubenssatzes auftretenden allgemeinen Wahrheit führen, sonst ist sie zwecklos und verläuft sich in ein unfruchtbares Hin- und Herreden. Dasselbe gilt von der Geschichtschreibung. Außer der plastischen Gestaltungskraft fordern wir von ihr ein starkes, unerschrockenes sittliches Gefühl. Es kann sich zuweilen zur Leidenschaft steigern, und wenn man nur die eine Seite des Gegenstandes ins Auge faßt, sogar zur Ungerechtigkeit verleiten; aber dieses Rechtsgefühl ist noch in seiner Uebertreibung bei keinem edler, als jene glatte, geschmeidige Objectivität, jene Weisheit stets lächelnder Diplomaten, die sich mit Umselzungen in Alles



fügen. — In seinem neuesten Werk, der französischen Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert, finden wir Ranke wieder auf bekanntem Boden. Es enthält glänzende Bilder und seine Reflexionen; aber mitunter überkommt uns doch ein ganz unheimliches Gefühl, wenn Ranke z. B. bei den Greueln der Bluthochzeit kaltblütig das Für und Wider erörtert, wenn es so aussteht, als sei er selbst einer jener italienischen Diplomaten aus der Schule *Machiavelli's*, zwar wohlgefinnt und dem Verbrechen abgeneigt, aber doch auch bei den schändlichsten Unternehmungen dem überwältigenden Eindruck einer feinen Berechnung nicht unzugänglich. — Ranke sollte auch von seinen politischen Gegnern ernsthafter studirt werden, als bisher geschehen ist. In seine Fehler wird man nicht leicht verfallen, und seine Vorzüge sind so außerordentlich, daß sie auch dem nüchternsten Pragmatiker eine Idee der künstlerischen Form geben müssen. Dieses Formgefühl müssen wir uns gewissermaßen erst künstlich aneignen. Wo anders, als in Deutschland, wäre es möglich gewesen, aus dem nationalsten Stoff, den wir haben, dem Leben des Freiherrn von Stein, ein Buch zu machen, das in den Bibliotheken der Gelehrten verkümmert; wo anders wäre man auf die Idee gerathen, eine römische Geschichte in Genealogien zu schreiben? Wir leben zu viel am Schreibpult, es fehlt uns jene Gestaltungskraft, die nur die Anschauung des wirklichen Lebens giebt. Wir sind schnell fertig mit der Beurtheilung der Manier, in der die Franzosen Geschichte schreiben, und ihr Leichtfinn und ihre Romanhaftigkeit möge uns auch immer fern bleiben; aber sie haben sich doch ein klares Bild ihrer Aufgabe gemacht und wissen für das Publicum, das sie im Auge haben, so zu schreiben, wie es ihrem Zweck entspricht. Die Aufgabe des Historikers ist zunächst, die Kenntnisse und den Ideentreis des Volks zu bereichern. Um das zu können, muß er allerdings vorher mehr wissen, als das Volk, aber dann muß er sich auch die künstlerische Fähigkeit aneignen, das zu sagen, was er weiß.

Was unsern Schriftstellern an künstlerischem Gefühl fehlt, haben unsere Staatsmänner im Uebermaß. Männer wie *Radowiz*, *Ufedom*, *Bunsen* u. s. w. würden sich prächtig in dem bunten Ranke'schen Bildersaal ausnehmen, namentlich der Erste mit der hohen Stirn, dem dunkeln Auge, dem finstern Blick, der doch anzuziehen verstand, und der undurchdringlichen Rede. Die preussischen Diplomaten treiben zum Theil ihr Amt als Dilettanten; als Bevollmächtigte einer europäischen Großmacht, die doch keine ist, haben sie die Aufgabe, in jede Frage mit einzureden, kluge und bedeutende Worte, die doch so wenig als möglich sagen. Sie sind daher überall klüger und tiefer, als alle Andern. Sie stehen über den Parteien, d. h. sie haben keinen Einfluß auf sie; sie treiben ein Nebengeschäft, z. B. den Generalbaß, mit Leidenschaft und studiren im Salon die Physiognomie

der wirklichen Staatsmänner. Im Gespräch, wenn zwei Gegner mit heftigem Grimm auf einander losgehen, bringt die lächelnde Versicherung eines Dritten, daß man ja eigentlich einig sei, zur Verzweiflung, denn in der Hitze des Streits verliert man die Freiheit, dem Unbetheiligten die sehr triviale Wahrheit einzuschärfen, daß es allerdings Punkte giebt, in denen die Gegensätze sich vermitteln, ohne daß sie darum aufhören, Gegensätze zu sein. — In seinen „Gesprächen aus der Gegenwart“ spielt Radowiz diese Rolle des Alles besser wissenden, Alles ausgleichenden Unbetheiligten. Er schildert seine Gesellschaft aus der Wilhelmstraße: einen pietistischen General, einen Bureaukraten, einen liberalen Bourgeois, einen jungen Socialisten. Er läßt sie alle zum Worte kommen und widerlegt sie dann alle von seinem höhern Standpunkt aus, der abgesehen von der ultramontanen Schattirung, die in der Sache selbst nichts entscheidet, ziemlich farblos ist. Aber man kann sagen, daß in jedem Augenblick der Pietist, der Bureaukrat, der Liberale und der junge Revolutionär ihm gegenüber Recht haben, obgleich er sich selber elegantere Worte in den Mund legt, denn sie bringen ihm einen bestimmten Inhalt entgegen, dessen Einseitigkeit dadurch keineswegs aufgehoben wird, daß man die scharfen Ecken diplomatisch abglättet. Freilich hört der Contrast der Farben auf in der süßen Dämmerungsstunde. Ohne Leidenschaft, ohne den Bohn einer intensiven Ueberzeugung ist kein fester Wille möglich, aber auch keine sichere Erkenntniß. Um zu unterscheiden, zu begreifen, muß man seiner selbst sicher sein, muß für bestimmte Fälle hart, unbeugsam, einseitig sein können, wie die Leute sich ausdrücken. Wer klüger sein will, als Alle, wird von Allen ausgebeutet; wer jedem Conflict ausweicht, wird von Allen überholt. Dabei ist mit jener Kälte des Herzens eine gewisse Schwärmerei nicht nur verträglich, sie hängt damit zusammen. Jene Kälte ist das Zeichen, daß man unbestimmt empfindet, und dieser Dilettantismus des Gefühls ist mit der Empfänglichkeit für unklare Vorstellungen eng verbunden, wenn man auch das Einzelne noch so mathematisch genau zu ordnen versteht. Man hielt in der Paulskirche Radowiz für einen sehr gefährlichen Politiker, hinter dessen undurchdringlicher Maske sich die schwärzesten Pläne versteckten. Die Maske versteckte aber nur die innere Unsicherheit. Schon vor der Revolution war Radowiz überall zu spät gekommen; er hatte auch im Grund überall falsch gesehen. Statt einen bestimmten Plan zu verfolgen, ließ er sich von den Ereignissen leiten. Es schwebte ihm immer nur etwas vor, und seine ganze Thätigkeit bestand darin, diesem Etwas geistreiche und pikante Gesichtspunkte abzugewinnen. Ein gebildeter Staatsmann, der sich selber ein klares Bild von dem Wege gemacht hatte, auf welchem Deutschland zu regeneriren sei, mußte als seine Aufgabe erkennen, der Versammlung, welcher es nicht

an gutem Willen, wohl aber an klarer Erkenntniß fehlte, das Bild Tag für Tag vorzuhalten und sie zunächst daran zu gewöhnen. Radowicz hat das nicht gethan; er ließ sich durch den Gang der Versammlung bestimmen, auch wo er sich ablehnend verhielt; er ging auf ihre Fiktionen ein; er bildete seine Partei nicht nach einem organischen Gedanken, sondern nach unfruchtbaren historischen Reminiscenzen. In seinen Reden, so geschickt sie darauf berechnet waren, den guten Redner zu zeigen, geht er nie auf das Wesentliche der Sache ein; sie imponiren, aber sie belehren nicht; sie verlegen nie, aber aus demselben Grund erwärmen sie auch nicht, denn was den Haß mit Aengstlichkeit vermeidet, wird auch keine Liebe erregen. Der dunkle Hintergrund der altkatholischen Kirche ist nur ein Relief für seine Bildung. Es ist die Ländelei eines feingebildeten Dilettanten, den es freut, daß er Sinn hat für Dinge, die Caviar sind fürs Volk; eine ästhetische Spielerei, wie seine Ikonographie der Heiligen. — Auf Radowicz kann man ein Wort Rabel's anwenden: sie sei niemals poetisch productiv gewesen, weil sie niemals trivial sein könne; er ist zu „geistreich“, um in der praktischen Politik etwas zu leisten. Sein Horizont dehnt sich zu weit aus und seine Gesichtspunkte sind zu vielseitig, als daß er ruhig und entschlossen dem einmal gesetzten Ziele nachgehen könnte. Wer in der praktischen Politik etwas leisten will, muß einseitig sein können, sonst wird er über dem Hin- und Hersehen nach allen Seiten sich beständig im Kreise drehen und niemals von der Stelle kommen. In einem kritischen Moment ist eine solche Gemüthsstimmung zugleich die gefährlichste, denn wer sich hier nicht im Augenblick entschließt, wird von den unaufhaltsam fortrollenden Rädern zermalmt. Radowicz' politische Ueberzeugung, für deren Ehrlichkeit und Festigkeit jede Seite seiner Bücher Zeugniß ablegt, hat sich nie zur Leidenschaft gesteigert; und das muß sie, wenn ein gewaltiges Hinderniß hinweggeräumt werden soll. Die Rechtfertigung seines Verhaltens dreht sich beständig im vitiösen Cirkel: wenn seine fingirten Gegner ihm erklären, daß, wer den Zweck wolle, auch die Mittel wollen müsse, und daß er daher entweder die Mittel nicht erkannt, oder den Zweck nicht ernstlich gewollt habe, so erwidert er regelmäßig; ich habe die Mittel allerdings erkannt, ich habe erkannt, daß sie die einzigen waren, die zum Zweck führten, und daß sie zum Zweck führen mußten, aber ich habe sie nicht anwenden wollen und daher nicht anwenden können, weil sie gegen mein Gewissen waren. Gegen eine solche Erklärung läßt sich nichts weiter einwenden, als daß er in diesem Fall auch den Zweck hätte aufgeben und sich von dem Schauplatz der That fern halten müssen. — Indessen dürfen wir nicht aus den Augen lassen, daß für einen Mann, der mitten in der Action steht, ein solcher Entschluß schwer fällt. Er hofft jeden Augenblick auf das Eintreten eines unerwarteten Ereignisses, welches

sein Gewissen mit seiner vernünftigen Ueberzeugung ausöhnen werde; er sieht, daß seinem Zurücktreten nothwendig eine Verschlimmerung der Lage folgen müsse, und so bleibt er und läßt sich eine Concession nach der andern abdrängen, bis die Ereignisse ihn überwältigen. Das ist nicht weise gehandelt, aber es ist menschlich.

Wer nach großen politischen Umwälzungen auf seine eigene Stellung zu den vormaligenden Fragen zurückblickt, der wird finden, daß, wenn er im ernstern, parteifreien Streben nach der Wahrheit verblieben ist, seine Erkenntniß zwei Stadien durchlaufen hat. Zuerst erlangt er die Einsicht, daß die Erscheinungen, die er, als von seiner politischen Lehre abweichend, getadelt und bekämpft hat, nicht bloß das Ergebniß vereinzelter Irrlehrer und selbstsüchtiger Parteiführer sind, sondern wirklich aus einer allgemeinen Umwandlung in den Gefühlen und Meinungen des lebenden Geschlechtes hervorgehen. Hieran knüpft sich die zweite Erfahrung. Er forscht nach, ob jene herrschenden Zeitanfsichten, jene öffentliche Meinung nur Trug und Täuschung, gewissermaßen eine Geistesverwirrung in der Mehrzahl der Menschheit sei, oder ob dahinter nicht auch tiefere und berechtigte Ursachen stehen. Hieraus geht dann für ihn, den unbefangenen, aufrichtig Suchenden, die Ueberzeugung hervor, daß dabei ein historischer Entwicklungsproceß thätig ist, der hier, wo es sich nicht um absolute, sondern nur um relative Wahrheiten handelt, seinen eigenen Gesetzen folgend, unabwendlich zu gewissen Resultaten hinleitet. Daraus erwächst für Jeden, der es wahrhaft wohl mit seinem Lande meint, der nicht sich und die Befriedigung eigener Gelüste sucht, die entschiedene Verpflichtung, zu einem Abschlusse mit diesen historischen Nothwendigkeiten zu gelangen. Seine individuellen Sympathien und Antipathien mag er dabei bewahren; sie entspringen aus Quellen, die nur mit dem Leben versiegen. Aber er wird sie zu unterordnen wissen der höhern Pflicht, und nach dieser handeln, wo er dazu berufen ist. —

Je bitterer das Gefühl sein muß, mit dem er seine frühern Ueberzeugungen zurücknimmt, desto bedeutender sind diese Geständnisse für die Charakteristik der Zeit. Man höre, wie er sich über den Zerfall der Mittelparteien ausspricht.

Ist dies eine Erscheinung, welche Dauer verspricht? Wird wirklich dasjenige, was der constitutionellen Meinung abfällt, der absolutistischen zuwachen? — Die Zahl der wirklichen Convertiten ist gering. Eine weit größere der frühern Constitutionellen ist allerdings in stumpe Gleichgültigkeit verfallen, oder vielmehr in fatalistische Hingebung. Aber das ist keine gesunde, keine haltbare Stimmung; es ist ein Betäubungsschummer, aus welchem das Erwachen nicht ausbleibt. Wenn nun ein Moment des Wechsels herankommt, sei es woher es wolle, wie dann? Wo ist die große, durch Zahl und bürgerlichen Einfluß mächtige Partei, die sich vom April 1848 an zwischen die Throne und deren republikanische Bestürmer stellte? Was man auch urtheilen möge von dem Werth oder Unwerth jener altliberalen Partei, die es eben

hierdurch möglich machte, daß die monarchische Ordnung durch stärkere Hände wieder ausgerichtet werden konnte, wie viel Dank oder Undank ihr dafür gebühren möge, daß sie in kommenden Zeiten nicht wieder aufzufinden sein wird, bleibt eine ernsthafte Betrachtung. . . . „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten“, hieß der Spruch. Das tief Schmerzlische ist, daß manche Mittelparteien, ja daß ein großer Theil der constitutionellen Presse, welcher deutlich gezeigt worden, welche Dohnmacht allen Rechts- und Vertragsverhältnissen innewohnt, bald genug versucht sein kann, zu sagen: Gegen Soldaten helfen nur Demokraten!

Wenn wir in diesen Regionen einen Zersetzungsproceß der Ueberzeugung verfolgen, so werden wir bei genauerer Aufmerksamkeit auch auf der sogenannten äußersten Rechten, die der gesammten Bildung den Krieg erklärt, eine Unsicherheit wahrnehmen, die uns nur so lange täuscht, als sie sich kritisch verhält. Was den wirklichen Inhalt betrifft, so ist die Reaction seit Schlegel und Haller keinen Schritt weiter gekommen, aber die Anwendung auf das concrete Leben erfolgte erst in den dreißiger Jahren, als die Einflüsse der Julirevolution zu einem geschlossenen Widerstand aufforderten. Das erste Organ der neuen Schule, das politische Wochenblatt, wurde 1832 in Berlin gegründet, der Metropole der Intelligenz. Die Politiker der Wilhelmstraße, Radowitz an der Spitze, betheiligten sich daran, aber die eigentlichen Doctrinäre der Schule, die Jarcke, Phillips u. s. w., fühlten, daß das Legitimitätsprincip über den preussischen Staat und über den Protestantismus hinausgehen müsse, sie gingen theils nach Oesterreich, um in der Weise Schlegel's dem Staat, den sie als den reinsten Ausdruck des conservativen Princip's begrüßten, zu dienen, oder nach München, wo unter Görres' Leitung seit 1839 der Ultramontanismus die demagogische Fahne aufpflanzte, wenigstens in Beziehung auf den protestantischen Staat. Zuweilen haben in späterer Zeit die preussischen Tories versucht, nach Art ihrer englischen Parteigenossen einen recht extremen Protestantismus zur Schau zu tragen, aber sie geriethen dadurch stets mit ihrem leitenden Princip in Widerspruch, und die in sich selbst fest geschlossene katholische Kirche konnte ihrer lustigen Ansprüche spotten. Im Dienst des Ultramontanismus haben die Ritter der Reaction ihre ersten Sporen verdient.

Friedrich Hurter, geb. 1786 in Schaffhausen, hatte seit 1804 in Göttingen Theologie studirt, und war 1825 Antistes und Dekan in seiner Vaterstadt geworden. Es war also in einer amtlich protestantischen Stellung, als er die Geschichte Papst Innocenz' III. und seiner Zeitgenossen (4 Bde. 1834—1842) herausgab: ein Werk, in welchem das reichhaltige Material offenbar dazu verwendet ist, den Katholicismus zu verherrlichen. Daher das große Aufsehn; freilich thaten auch die Zeit-

schriften der Reaction und des Romanismus das Ihrige. Zwar ist es nicht eine Parteischrift im gemeinern Sinn des Worts; Hurter ist fest davon überzeugt, sich nur durch den Eindruck der Thatfachen bestimmen zu lassen; er erzählt Alles, was er in seinen Quellen findet, mag es in sein System passen oder nicht. Sein Material ist umfassend, zwanzig Jahre hatte er sich mit dem Gegenstand beschäftigt, ehe er an die Ausarbeitung ging, und die Collectaneen, die er fast in überreichem Maße mittheilt, geben ein so anschauliches Bild von der Redeweise, also auch von dem Denken und Empfinden der Zeit, daß man ohne sein Zuthun eine lebendige Vorstellung gewinnt. Zudem lag in der Geschichte jenes Papstes Vieles, was den aufgeklärtesten Kopf von der Welt anziehen konnte, wenn er Sinn für historische Größe hatte. Es ist ein Weltreich in viel höhern Sinn, als das römische Imperatorenthum, denn es ist durch geistige Motive vermittelt, nicht durch materielle Uebermacht. Es ist ein Riegel, zu sehen, wie sich die Gewaltigen der Erde vor einem überlegenen Geist und vor der Macht der öffentlichen Meinung beugen müssen, wenn auch der Inhalt dieser Meinung nicht mehr der unsrige ist. Allein daß diese Objectivität nicht unbefangen ist, verräth sich schon in den beständigen Beziehungen zur Gegenwart, die der Geschichtschreiber haßt, und aus der er sich in das dunkle Asyl des Mittelalters flüchtet.

Nur über dieser Geschichtschreibung konnt' er der Betrübniß vergessen, welche bei dem losgebrochenen Toben entfesselter Leidenschaften, bei dem wilden, wüsten Rasen blinden Gelüsts, bei dem Zertreten alles Rechts, und bei der in erschütternder Ausdehnung sich offenbarenden Entfittlichung (in welchem allem die Bewohner seines Vaterlandes den übrigen Völkern den Vorrang abzulaufen sich bestreben) sein Gemüth darniederbrückte; nur über ihr der steigenden Vangigkeit sich erwehren, mit welcher er seit den wiederausgebrochenen Revolutionsstürmen in die Zukunft blickt. Wie mußte nicht er, wie muß nicht Jeder, welchem wohlbegründetes Recht, feste Ordnung und sittliche Würde die Pfeiler sind, auf denen der Werth und die Wohlfahrt des Menschengeschlechts sich erheben, gern in solche Zeiten sich hinüberflüchten, welche gegen alle Störungen von jenen ein kräftiges Gegengewicht anerkannten; in welchen die Gesellschaft durch alle Abstufungen und durch alle Verhältnisse zu einem harmonisch ausgebildeten, darum auch festgegliederten Ganzen sich gestaltete, und in denen ein aus dynamischen Kräften ausgehendes Gravitationsgesetz Allen die Wandelbahn bestimmte, auf dessen Statt je länger desto mehr eine trostlose Atomistik zu treten droht?

Es ist also der Durst nach einem recht gewaltigen Quell der Autorität, was Hurter in das Mittelalter zurückführt. Denn die Thatfachen an sich können es nicht sein. Er mag die Zermürbungen der dreißiger Jahre noch so lebhaft empfinden, er wird nicht wagen, sie mit den Greueln der Albigenserkriege in Parallele zu stellen. Denn in diesen ist nicht die

Masse des sündlich vergossenen Bluts das Abscheulichste, sondern die Ver-  
 ruchtheit, mit der die „Streiter Gottes“ in der Ausrottung der Pro-  
 vençalen ihren gemeinen egoistischen Zwecken nachgingen, eine Verruchtheit,  
 die der Papst nach Hurter's eigenem Zugeständniß wenigstens zum Theil  
 kannte und begünstigte. Daß ein guter Zweck (als solchen faßt Hurter  
 die Unterdrückung der Ketzerei) sich bei seiner endlichen Durchführung in  
 nichtswürdige Mittel vertieft, sollte einen sittlich wohlgeschaffenen Geist  
 entsetzen, und daß Hurter keine Spur davon verräth, beweist eine tiefe  
 Corruption in dem Gemüth dieses neumodischen Katholiken. — Hurter  
 sucht im Gefühl des Widerspruchs zwischen seinem protestantischen Amt  
 und der Verherrlichung des Katholicismus fortwährend in Erinnerung zu  
 bringen, daß er nur darzustellen, nicht zu richten habe. „Ob jene Er-  
 kenntniß (des Papstes) eine richtige, oder eine irrige, ob sie dem wohl-  
 verstandenen Christenthum gemäß oder zuwider, ob sie aus der Lehre  
 seines Stifters zu begründen sei, danach hat der Geschichtschreiber nicht  
 zu fragen; diese Erörterung fällt dem Dogmatiker oder dem Polemiker  
 anheim; jener hält sich bloß daran, daß sie zu irgend einer Zeit vor-  
 gewaltet habe u. s. w.“ Das ist sophistisch, denn das Urtheil giebt der  
 Geschichtschreibung erst die Substanz, ohne Urtheil kann man gar nicht  
 darstellen; es ist aber auch unwahr, denn in der Färbung spricht sich  
 das Urtheil sehr deutlich aus, und diese ist in Hurter's Buch so subjectiv  
 als möglich. Er wähnt im Geist der geschilderten Zeit zu schreiben, und  
 es ist nur sein eigener Geist, der sich in der Zeit spiegelt. Bei Innocenz  
 war das Princip unmittelbares Gefühl, Leidenschaft, es füllte die Totalität  
 seiner Seele; Hurter macht es sich durch Reflexion zurecht, durch eine  
 ziemlich oberflächliche Reflexion, denn das bloße Autoritätsprincip ohne  
 sittlichen Inhalt ist doch nur ein Ausweg sehr schwacher, haltloser und  
 verkümmelter Seelen. — Man brauchte nicht Katholik zu sein, um im  
 mittelalterlichen Papstthum eine große, vielleicht auch eine gute Erscheinung  
 zu fassen, denn es ist ein Unterschied zwischen dem Katholicismus vor und  
 nach der Reformation. Kurze Zeit vorher hatte J. Voigt eine ähnliche  
 Apologie Gregor's VII. geschrieben, und die Kirche kam eifertig, den  
 reuigen Keger in ihrem Schooß zu empfangen; aber Voigt wandte sich  
 ab, denn er wußte, daß ein Princip für das elfte Jahrhundert angemessen  
 und doch für die Gegenwart unbrauchbar sein könne. — Auch bei Hurter  
 sind die ersten Motive zu seiner Sympathie weltlicher Natur; ihm impo-  
 nirt die handgreifliche Manifestation der Idee in der erscheinenden Kirche  
 (I. S. 78), ihre Stabilität, ihr Nutzen für den allgemeinen Frieden  
 (II. S. 710 bis 711), ihr von dem Wechsel unabhängiger Spiritualismus  
 (I. S. 99), ihre kosmopolitische Kulturstellung (III. S. 2), ihre Con-  
 sequenz in der Abstraction (III. S. 16), ihre Popularität und ihr Einfluß

auf Gemüth und Phantasie (III. S. 65). Das sind Dinge, die man als guter Protestant zugeben kann; höchst unprotestantisch aber ist der pfäffische, zelotisch ungebildete Ton der Apologie und Polemik. Die geistige Auffassung — und das müssen wir den meisten Beurtheilern Hurter's entgegenhalten — ist nichts weniger als reich und bedeutend; sie ist vielmehr zum Erschrecken dürftig, arm und kleinlich. Bei Schlegel, Leo und andern Geschichtschreibern der romantischen Schule wird man durch kühne Perspektiven überrascht; man fühlt sich auf einen höhern Standpunkt erhoben, auch wenn die Bewegung etwas Phaetonisch ist. Bei Hurter dagegen hat man stets die Empfindung eines kleinen, gedrückten Geistes, nie eine höhere Idee, nie ein tieferes Verständniß, nie ein kräftiges, ergreifendes Wort; dagegen oft eine Bornirtheit des Urtheils, die anwidert. Hurter ist ganz abhängig von seinen Quellen, nachdem er sich einmal ihnen hingegeben hat; die eigenen Gedanken sind ihm ausgegangen. — Der Subjectivität des Urtheils entspricht die Subjectivität der Methode. Hurter hat die *Epistolae Innocentii* seiner Darstellung zu Grunde gelegt, mit Recht, denn um einen Helben objectiv aufzufassen, ist ein unmittelbarer Ausdruck seines Wesens das günstigste Hülfsmittel. Aber der Gebrauch, den er davon macht, ist sonderbar: er stellt mit der größten Naivetät Collectaneen aus diesen Briefen zusammen, und begnügt sich, die directe Rede in die indirecte zu verwandeln. Wir haben ja noch heut zu Tage hinlänglich Gelegenheit, Hirtenbriefe von Erzbischöfen und andern Prälaten zu lesen, aber wem in aller Welt fällt es ein, sie aufs Wort zu nehmen! Die geistlichen Herren haben sich einen officiellen Stil der Salbung angeeignet, in dem sie ziemlich mechanisch fortreden können; wer wollte aus diesem geistlichen Geschäftsstil psychologische Resultate herleiten! Man findet freilich in den Briefen eines Innocenz III. einen viel kräftigern Naturlaut, aber die Art ist doch die nämliche; wer sich als Heiligen weiß und unausgesetzt beobachtet, ist am wenigsten fähig, in jener Weise seiner Natur Recht widerfahren zu lassen, wie es bei einer Quelle psychologischer Beobachtungen nothwendig ist. In diesem Papst ist ein großer Sinn, ein stolzes, gewaltiges, nicht unedles Herz; aber dies muß man aus der dreifachen theologischen Umhüllung erst lösen. Hurter verhält sich ganz kritisch, ganz unbewehrt, und darum ist das Bild, das er giebt, verwaschen und unbestimmt, die eigentliche Größe jenes gewaltigen Menschen geht uns nicht auf. Auch die Auswahl ist mangelhaft: oft werden wir von ganz Unwesentlichem erdrückt, durch gedankenlose Wiederholungen ermüdet. Es ist keine Spur von plastischem Sinn, von philosophischer Ueberlegung, von dem Befragen der Gegenseite, der ersten Pflicht des Historikers. In der Schilderung des Papstes herrscht ein ganz komischer Idealismus; die unbestimmtesten *epitheta ornantia*: edel, mild, sanft, gerecht, ruhig, fein, gemäßigt



— in jedem Steigerungsgrade, aber alle gleich farblos, gleich wenig charakteristisch. Lesen wir etwas Anderes aus dem Material heraus, das er uns giebt, so ist das unser Verdienst, nicht das seinige. Alles ist grau in Grau gemalt, kein lebendiger Zug, keine energische Bewegung tritt deutlich hervor. Mit seinen trivialen Lobsprüchen und seinen zweifelhaften Beschönigungen war er nicht der rechte Homer dieses Achilles. Seine Charakteristik ist Mosaikarbeit; er führt für jedes einzelne Moment Quellen an, aber diese Citate zu einem Ganzen zu verarbeiten, ist er nicht im Stande. Er untersucht nicht einmal, wie sich die Quellen zu ihrem Gegenstand verhalten, wie weit sie glaubwürdig sind — es ist ihm Alles einerlei. — Zuweilen macht diese künstliche Unbefangenheit einen unheimlichen Eindruck. Wenn er die Orcuel gegen die Albigenser erzählt, so erwartet man doch, irgend einmal werde sich das natürliche Gefühl Luft machen, die Menschheit in seiner Brust werde sich gegen die Thatfachen empören. Aber das geschieht nie, er läßt die absurdesten Consequenzen gelten, oder entledigt sich seiner Pflicht mit ein paar kühlen Bemerkungen. Das ist zuweilen komisch, aber es hat auch seine sehr ernste Seite, denn es verräth jene Unsicherheit der sittlichen Gesinnung, die wir in unserer neuen Literatur nur zu häufig antreffen. Das viele Reflectiren hat die Fähigkeit des heiligen Zorns in uns erstickt, es ist, als ob wir Fischblut im Herzen hätten. — Die Kunstform ist schwach, Oekonomie und Architectonik fehlt ganz. Er ordnet sein Material wie eine Chronik, von Jahr zu Jahr, er ist abhängig von den Daten, und denkt nicht daran, die verknüpfenden Fäden deutlich hervortreten zu lassen, eine Auswahl in den Thatfachen zu treffen und das Zusammengehörige in der Form eines Bildes zu gruppiren. So hätte sich z. B. die Geschichte der Ingeberg, die einen großen Theil des Werks ausfüllt, fast novellistisch abrunden lassen, aber wir empfangen nur das ungegliederte Material, verworren, breit, physiognomielos und daher langweilig; wir kommen nicht vorwärts. Wenn man bloß nach den Daten geht, schreibt man keine Geschichte; der historische Künstler muß ebenso über die gemeine Zeitmessung hinaus sein, wie der Poet, namentlich bei einem Stoff, der seiner Natur nach eine sehr energische Architectonik nothwendig macht. In den beiden letzten Bänden, welche die kirchlichen Zustände im Allgemeinen behandeln, ist zwar ein reiches Material, aber es ist geistlos dargestellt, nach äußerlichen Motiven geordnet, und man wird nicht durch kritische Strenge entschädigt. Es hätte Hurter nicht geschadet, wenn er sich mehr um die deutsche Philosophie bekümmert und von ihr einige höhere Gesichtspunkte entlehnt hätte. Wenn die höhere Weiße der Kunst fehlt, so merkt man dagegen überall, namentlich in den Schilderungen, den Einfluß des historischen Romans. Manches, z. B. die Schilderung der Peterskirche, die Ausmalung eines

Interdicts u. s. w., könnte sehr gut sein, denn Farbe und Material ist im Uebermaß vorhanden, aber man hat zu wenig den Eindruck der Bildung, die auch in solchen Schilderungen uns das Gefühl der Freiheit geben muß, jener gelinden, nicht romantischen Ironie, mit der sich z. B. W. Scott von seinem Gegenstand unterscheidet. „Erröthend gab die schöne Braut die Zusage u. s. w.“, wenn von einer Convenienzheirath die Rede ist, dergleichen verstimmt: dabei ist die Sprache roh und ungebildet, oft breit und schwülstig, der Satzbau ungeschickt, die Effecte ins Grobe gearbeitet, das begleitende Raisonnement matt und trivial, ganz abgesehen von dem pietistischen, nicht sehr ästhetischen Augenverdrehen, das auch nicht fehlt. Man empfindet eine Natur heraus, die hitzig, aber ohne große Leidenschaft ist, die also auch nicht den Maßstab wirklicher Größe hat. So ein Geist wird leicht durch Widerspruch erbittert, durch falsche Consequenzmacherei verblendet. Wir glauben nicht, daß schon im Beginn seines Werks der Entschluß des Uebertritts bei ihm feststand; aber nun warfen sich die Ultramontanen, die Görres, Jarcke, Haller u. s. w. in seine Arme, priesen ihn als tiefen Denker und schmeichelten seiner Eitelkeit; auf der andern Seite wurden die Anklagen des Kryptokatholicismus gegen ihn laut, seine Amtsbrüder forderten ihn zu einer unumwundenen Erklärung auf: er antwortete mit einem ausdrücklichen Bekenntniß des Protestantismus, wenn auch in einem gereizten und unschicklichen Ton, nahm sich aber gleichzeitig der Schweizer Ultramontanen an. Erst 1844 erfolgte sein Uebertritt in Rom, bald darauf seine Anstellung als t. t. Historiograph in Wien. \*) — Wie aufmerksam der Ultramontanismus auf alle Personen war, die sich irgend für seine Zwecke eigneten, zeigt das Beispiel eines zweiten Geschichtschreibers, der auf entgegengesetztem Wege bei demselben Ziel ankam.

Auch August Gfrörer (geb. 1803 im Schwarzwald) ging vom Studium der Theologie aus, aber seine Universitätszeit in Tübingen hatte ihm den praktischen Kirchendienst verleidet. Er bildete sich erst als Gesellschafter Bonstettens in Genf, dann in Rom (1827) weiter fort und erhielt endlich (1830) eine Anstellung als Bibliothekar in Stuttgart. In seinen kirchengeschichtlichen Schriften \*\*) wechseln die Standpunkte ziemlich rasch und stark; er reflectirte sich zuletzt in einen idealisirten Catholicismus

\*) Vgl.: Auszug nach Wien und Presburg, 1840. — Geburt und Wiedergeburt; Erinnerungen aus meinem Leben, 1845. — Geschichte Ferdinand's II. und seiner Eltern bis zu dessen Krönung in Frankfurt, 4 Bde. 1850—1851.

\*\*) Philo und die jüdisch-alexandrinische Theosophie, 2 Bde. 1831. — Geschichte des Christenthums. 3 Bde 1838. — Allgemeine Kirchengeschichte. 4 Bde. 1841—1846.

hinein, wurde Professor an der katholischen Universität Freiburg, und trat zuletzt, vergessen und geringgeschätzt, förmlich über. Das einzige Werk, welches der allgemeinen Literatur angehört, die Geschichte Gustav Adolph's, Königs von Schweden und seiner Zeit (1837), geht aber von einem entschieden unkirchlichen Standpunkt aus. — Er nennt sich selber, indem er einen historischen Parteinamen auf die gegenwärtigen Verhältnisse anwendet, einen Ghibellinen. Wenn Stichwörter überhaupt einen zweifelhaften Werth haben, weil sie immer mehr oder weniger sagen, als man beabsichtigt, so gilt das doppelt von einem Stichwort, in dem sich zwei entgegengesetzte Richtungen vermischen. Die Ghibellinen waren, namentlich in Italien, Vertreter der weltlichen Macht gegen das Papstthum, zugleich aber Vertreter der kaiserlichen Macht gegen die norddeutschen Landesfürsten. Seit der Reformation war die kaiserliche Macht im Bund mit dem Papstthum, die „Welfen“ dagegen Feinde der Kirche. Ultramontan und großdeutsch sind heute verwandte Begriffe, der Sinn der Worte hat sich umgekehrt. Will man den alten Begriff in der alten Bedeutung beibehalten und dennoch auf etwas Modernes ausgehen, so kann das nur durch eine sehr künstliche Reflexion vermittelt werden. Der reflectirte Standpunkt zeigt sich schon in der eventuellen Parteinahme für entgegengesetzte Extreme. Gfrörer ist theils für Ferdinand II., theils für Gustav Adolph, je nachdem er seine abstracte Idee bei ihnen vertreten findet. Parteien werden aber nicht durch eine abstracte Idee, sondern durch die Totalität der Sitten, Ueberzeugungen u. s. w. gebildet. Gfrörer hat nur eine politische Idee, die ihn leitet: die Einheit Deutschlands in der kaiserlichen Form; das Uebrige ist ihm gleichgültig. Aber es liegt in der sittlichen und materiellen Grundlage der kaiserlichen Würde ein gewaltiger Unterschied, und es kann für Deutschland nicht gleichgültig sein, ob es die katholisch-österreichische, durch die Fortdauer der italienischen Beziehungen an das Mittelalter geknüpft, oder die protestantisch-norddeutsche Einheit gewinnt. — Verleugnung der Unmittelbarkeit und Vorherrschen einer einfachen politischen Abstraction als bestimmendes Motiv ist der Grundcharakter Gfrörer's. Daher seine rein politische Rechtfertigung der Jesuiten, in deren Wahlpruch; der Zweck heiligt die Mittel, jene reflectirte Politik gipfelt. Es ist nicht Sympathie mit dem Inhalt, sondern lediglich die Freude an der Ueberlegenheit eines concentrirten Verstandes, eines unerschütterlich festgehaltenen, im Wesentlichen einfachen und abstracten Plans. Daher seine Apologie Machiavelli's, in der er übrigens mit der allgemeinen Richtung der Zeit Hand in Hand ging. Man verehrte jetzt vor Allem jene Politiker, die einem allgemeinen Princip zu Liebe alle Gesetze der Sittlichkeit und alle Gefühle des Herzens bei Seite setzten, man verehrte Richelieu, Ludwig XI, als Träger eines politischen Ideals, das doch

erst die moderne Geschichtsschreibung erfunden hatte; zuletzt verehrte man Nobespierre. Eine fixe Idee wurde ein Grund zur Canonisation. — „Die Fürsten“, sagt Gfrörer S. 374, „sind darum so hoch gestellt und vom äußern Zwange befreit, damit sie nichts als den wahren Vortheil des Staats vor Augen haben. Es giebt keine höhere Rücksicht für sie, nicht Kirche oder Religion, nicht die Menschheit. Nur wenn alle Fürsten diese Regel befolgen; und wenn jeder, der davon abweicht, sogleich, sei es durch die Umstände, sei es durch den Ehrgeiz der Andern, dafür bestraft wird — über kurz oder lang geschieht dies ohnedem immer — wird das wahre Interesse der Menschheit gefördert.“ — In dieser Idee der Selbstgerechtigkeit oder des subjectiven Idealismus scheut Gfrörer keine Consequenzen. Er vertheidigt z. B. die schändlichen Hinrichtungen nach Unterdrückung des böhmischen Aufstandes aus rein weltlichen Gesichtspunkten. Er hat überall Pläne der Arrondirungspolitik im Sinn, auch für die übrigen Völker. Er ist der Anwalt der historischen Mächte gegen die abstracte Legalität, gegen das historische Recht. — Die Färbung erhält diese Abstraction durch die leidenschaftliche Abneigung gegen alles Spiritualistische, durch den ausschließlich weltlichen Sinn des Geschichtsschreibers, der vielleicht eine Reaction gegen seine eigenen theologischen Studien war. Mit dem bittersten Spott verfolgt er die Einmischung der Pfaffen in die weltlichen Angelegenheiten, die in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges so allgemein war, einerlei ob es bei Katholiken oder Protestanten vorkommt.

Aus des Kaisers Palast vertrieben, mußte die Reformation Schutz suchen bei der Aristokratie des Reichs, dadurch büßte sie ihren hohen politischen Charakter ein. Die tühne Sibyllin, welche seit ihrer Geburtsstunde dazu bestimmt schien, alle, nicht nur die kirchlichen Mißbräuche abzuschaffen und den alten Glanz germanischer Nation wieder herzustellen, wurde zur Schützlingin der Fürsten; bald zur Pfahl- und Speißbürgerin des Reichs. . . . Seit sie ein landesherrliches Institut geworden war, verschwanden aus ihr aller höhere politische Schwung, alle größern Ansichten. Dadurch ist es gekommen, daß die lutherische Kirche . . . jenen Kleinlichen, knauserigen, niedrig demüthigen Charakter angenommen hat. Sie wurde die unterthänigste Dienerin der gnädigsten Herrschaft. Bald behielten die Fürsten sich selbst allein die Milch, oder die finanziellen Folgen der Kirchenverbesserung vor, den Theologen blieben als Abfall vom Tische die bloßen Fragen der Schule und das Gezänk, auf welchem Gebiete sie zum Schreden des gesunden Menschenverstandes so mager gearbeitet haben. . . . Gewiß giebt es nichts Schöneres in der Welt, als demüthige Betgeffenheit seiner selbst, für höhere Zwecke. Aber es war nicht Demuth, was jene Menschen zu einer solchen Handlungsweise trieb, sondern ein wahrer Sclavenneifer und politischer Unverstand. Hat man einem Haufen unpraktischer, die Welt und das Leben nicht kennender Schriftgelehrten . . . einmal von oben herab eine bestimmte Richtung gegeben, so rennen sie blindlings darauf fort, so lange man es allergnädigst will u. s. w. —

In dieser Abneigung gegen die päpstliche Einmischung in weltliche Angelegenheiten ist Gfrörer consequent; er lobt Wallenstein wegen seiner Toleranz und tadelt Ferdinand II. wegen seiner Bigotterie. Ueberall entwickelt er eine entschiedene Vorliebe für praktische Geschäftsmänner im Gegensatz gegen die in ihre Gedanken verlorenen Gelehrten. Karl V. werden ernste Vorwürfe gemacht, daß er nicht die Fahne des Ghibellinismus ergriff, die ihm diesmal, angeregt durch die Reformation, das deutsche Volk darbot, während es in der Hohenstaufenzeit überwiegend welfisch gewesen war. So weit wäre Alles in Ordnung, aber Gfrörer begeht den Fehler, sein eigenes Urtheil in die Zeit zurückzuverlegen, die er schildert. Er glaubt nicht an den Ernst und die Leidenschaft der religiösen Gesinnung. Einer bedeutenden Erscheinung gegenüber hat er stets die Ueberzeugung, es könne von Religiosität nicht die Rede gewesen sein, man habe sich derselben nur zur Handhabe politischer Absichten bedient. So kann er z. B. bei Gustav Adolph nicht begreifen, daß er sehr energisch fromm und doch zugleich politisch verschlagen; daß er leutselig und doch absolutistisch gesinnt gewesen sei. Er ist überzeugt, Gustav habe seine Leutseligkeit und Frömmigkeit nur als Maske gebraucht, um das Volk für seine politischen Absichten zu gewinnen, und er spricht diese Ueberzeugung als ein Lob aus. Dadurch wird nicht nur den Thatfachen Gewalt angethan, sondern es wird auch das schöne Charakterbild des Schwedenkönigs verzerrt. Bei Gfrörer tritt die Reflexion viel zu sehr über Naturell, Imagination und Gefühl heraus, mit diesem abstracten Maß mißt man aber keinen großen Menschen. \*) — Gfrörer ist von seinen Reflexionen so befangen, daß er die heiligsten Augenblicke ironisch erzählt, als freue er sich, den Schelm hinter der Maske ganz wohl herauszuertennen (z. B. S. 937—938). — Dieselbe falsche Verallgemeinerung und Idealisierung findet auch bei Wallenstein statt. Auch dieser hat nach Gfrörer gleich von seinem ersten Auftreten an einen großen politischen Plan verfolgt: er wollte ein mächtiges Kaiserreich aufrichten, gestützt auf eine Reihe militärischer Lehne, ungefähr wie

\*) Man verwechselt das Ende der Fabeln mit dem Ausgangspunkt und dem Verfolg ihrer Laufbahn. Der gemeine Geschichtsschreiber eines Cromwell geht mit dem Gedanken zu Werk, als habe dieser den Voratz gehegt, Vertreter von England zu werden, da er nach die Marschlande von Cambridgeshire pflügte. Seine ganze Laufbahn habe ihm im Entwurf vorgeschwebt, ein Programm des gesammten Drama, das er hernach, als er dazu kam, mittelst allerlei Piffen und Ränken, und mit täuschender Schauspielkunst, Schritt für Schritt dramatisch entwickelte... Man bedenke nur, wie entgegengesetzt die Wirklichkeit ist. Wie viel von seinem eigenen Leben sieht einer von uns voraus? Eine kurze Strecke vor uns ist Alles dunkel; ein unaufgewickelter Strang von Möglichkeiten, Besorgnissen, Anschlägen, ungewiß schwebenden Hoffnungen u. s. w. (Carlyle.)

in der Zeit des lateinischen Kreuzzugs oder unter Napoleon. Von diesem Gesichtspunkt aus erklärt er alle Einzelheiten in dem Verfahren seines Felden, die doch häufig aus bestimmten Gemüthsaffectionen, selbst aus abergläubischen Vorstellungen zu erklären waren. Das Dämonische in seiner Natur hat er nicht herausgesucht, er setzt ihn zu einem Systematischer herab. Noch mehr, er findet das nämliche System in den meisten der bedeutendern Generale, namentlich in Pappenheim wieder. Dagegen ist die Lösung des Verhältnisses zwischen Wallenstein und dem Kaiser mit großem Verstand auseinandergelegt, wie es denn überhaupt an Scharfsinn in diesem Buch nicht fehlt. In einem Punkt bleibt er consequent, in seiner Abneigung gegen die „Welsen“, welche die deutsche Einheit unmöglich machen, gegen die souverainen Kleinstaaten; in Frankfurt 1848 scheint das großdeutsche Princip auch in dieser Beziehung seine Ansicht modificirt zu haben. —

Ungleich bedeutender an Talent, als diese beiden Capuziner, ist ein Geschichtschreiber, der mit dem größten Eigensinn alle Formen des Liberalismus bekämpfte, es aber in der Consequenz doch nicht so weit brachte, mit dem Protestantismus und dem Preußenthum offen zu brechen. Heinrich Leo, 1799 zu Rudolstadt geboren, gerieth als Student 1817 in die Hände der damals herrschenden Deutschthümeler. Namentlich Jahn, der Turnvater, wirkte sehr lebhaft auf ihn ein. Mit Wolfgang Menzel, Karl Follenius und andern Burschenschaftlern stand er in nahem Verkehr. Jena, wo er studirte, gehörte damals zu den Hauptsitzen dieser Richtung. Allein von den demagogischen Tendenzen derselben machte er sich bald los, schon als er sich nach Göttingen übersiedelte, wo er sich hauptsächlich mit dem quellenmäßigen Studium des Mittelalters beschäftigte. Es macht ihm Ehre, daß er nicht blos den burlesken Stil, sondern auch den positiven Gehalt dieser burschenschaftlichen Periode treu bewahrt hat; der Abschnitt seiner allgemeinen Geschichte, der von der Erhebung des deutschen Volks gegen Napoleon handelt, gehört zu den würdigsten Darstellungen dieser großen Zeit. Eine andere Richtung wurde seiner Bildung gegeben, als er 1821 nach Berlin ging und sich den Schülern Hegel's anschloß. Man darf den Einfluß dieser Schule auf seine Denkungsart und seine Gesinnung nicht gering anschlagen. Zwar hat er sich die scholastischen Formen derselben nicht angeeignet, er hat ihren tiefsten Kern nicht erfaßt, aber er ist durch sie zu Reflexionen über die Geschichte und zu einer Methode der Composition angeleitet worden, die ihn in die Reihe der Geschichtsphilosophen stellt. In vielen Punkten ist der Hegel'sche Einfluß auf ihn größer gewesen, als der Einfluß der historischen Schule. Noch später, als er bereits in einen erbitterten Federkrieg gegen die jüngern Anhänger Hegel's verwickelt war, würdigte er in dem Meister die strenge und conservative

sittliche Gesinnung. Aber er spricht diese Anerkennung in einer Form aus, die etwas Belsidigendes hat und die zugleich ein unvollkommenes Verständniß verräth. Er trennt die persönliche Gesinnung des Philosophen vollständig von dem Inhalt seines wissenschaftlichen Systems, und beschuldigt das letztere, ein leeres Fachwerk zu sein, in welches man jede beliebige Gesinnung und Ueberzeugung einschachteln könne. — Nachdem er 1823 mit Unterstützung der verwittweten Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt eine Reise nach Italien gemacht, erhielt er die Professur in Halle, wo er durch die Forschungen in der altdeutschen Sprache und im altdeutschen Recht, namentlich durch seine Bearbeitung der Malbergischen Glosse (1842), zeigte, daß er auch in diesen Kreisen der strengern Forschung vollständig zur Zunft gehörte. — Es war die Heeren-Altert'sche Sammlung, die ihm zu seinen beiden größern Werken: Geschichte der italienischen Staaten, 5 Bde. 1829 — 1830, und Zwölf Bücher niederländischer Geschichten, 2 Bde. 1832 — 1835, Gelegenheit gab. Das letztere Werk ist am freiesten von seinen eigenthümlichen Einfällen und fast in allen Theilen mit gleichmäßiger Sorgfalt behandelt; ein Verdienst, das man bei Leo selten findet. Denn sein Geist ist viel zu unruhig, um ein ausgebehtes Material vollständig zu bezwingen; für die Erzählung hat er kein Talent, weil er zu wenig Ruhe und Andacht für die Thatfachen mitbringt. Schon die italienische Geschichte ist sehr ungleichmäßig ausgearbeitet. Die Auseinandersetzung der sittlichen und rechtlichen Verhältnisse des alten Italiens seit der Herrschaft der Longobarden ist vortrefflich, ebenso, was über die allmähliche Entwicklung der Municipalverfassung und der Dynastenherrschaft unter den deutschen Kaisern gesagt ist. Ueber diesen Gegenstand hatte Leo eigene Studien gemacht, und wie Alles, was man mit Vorliebe treibt, hat sich auch diese Geschichte ihm zu einem klaren Bilde vergegenwärtigt. Ein günstiger Umstand ist noch, daß hier die verschiedenen Sympathien des Geschichtschreibers, Kaiserthum, Kirche, organisches Städtewesen, mit einander in Conflict gerathen und eben darum eine objective Darstellung möglich machen, weil ein Enthusiasmus den andern einschränkt. Allein schon in dieser Periode zeigt sich, daß er geistreichen Einfällen keinen Widerstand zu leisten weiß: er ist seiner eigenen Phantastie gegenüber stets kritiklos. So kommt er bei der Geschichte Venedigs auf den artigen Einfall, diesen seltsamen Staat mit einem Schiffe zu vergleichen; die Localität paßt vortrefflich und auch in den Rechtsinstitutionen lassen sich, wenn man es nicht zu genau nimmt, überraschende Vergleichungspunkte auffinden. Aber nun wird dieser Einfall zu Tode gekehrt und die ganze Geschichte Venedigs darauf bezogen. Für ein wissenschaftliches Werk ist es eine sonderbare Wendung, auf ein bloßes Bild, das, so glänzend es sein mag, doch immer nur halbe Wahrheit enthält, eine

historische Auseinandersetzung zu begründen. — Ein anderes Bild ist charakteristisch für sein ganzes System. Wenn die verschiedenen Sympathien sich einander die Waage halten, so ist doch der Grundzug des Gemäldes antighibellinisch. Als Princip des Ghibellinenthums stellt Leo die Selbstgerechtigkeit dar und analysirt sie bei einem der Führer der Ghibellinen, bei Eggelin von Romano. Dieser war von Natur ein tüchtiger und wohlgefinnter Mann, von starkem Rechtsgefühl, der aber, weil er den Inhalt seines Rechtsgefühls gewaltsam durchführen wollte, ohne sich an die ihm widerstrebenden sittlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen seiner Zeit zu lehren, sich zu den willkürlichsten Grausamkeiten verführen ließ. Er wird als warnendes Beispiel aufgestellt, wohin der Hochmuth der Selbstgerechtigkeit, jener Gerechtigkeit, die sich nicht demüthig vor einer höhern Autorität beugt, sondern sich vermißt, die Quelle des Rechts in sich selber zu finden, endlich führen müsse. Die Tugend als subjectiver Entschluß des Herzens soll ein Frevel gegen die göttliche Gerechtigkeit sein. Ein Anderer würde in jenem Beispiel etwas ganz Anderes gefunden haben, nämlich die gar nicht so ungewöhnliche Beobachtung, daß bei einer gewalthätigen Natur auch die edelsten Motive zu rücksichtsloser Gewalththat führen, wobei man dann noch hinzusetzen würde, daß ein Moment von jener Natur sich bei jedem großen Menschen vorfinden muß, der Schöpfer einer neuen Zeit werden soll. Denn jeder Entschluß beruht auf einer gewissen Rücksichtslosigkeit gegen Seiten, die auch ihre Berechtigung haben. Eggelin ging unter, weil seine Macht nicht im richtigen Verhältniß zu seinem Willen stand; unter andern Umständen wäre er vielleicht ein großer Regent geworden. Ueber die Einseitigkeit dieses Beispiels wird man noch mehr durch das Gegenbild aufgeklärt, den heiligen Franciscus, das Ideal der wahrhaft christlichen Tugend; der Selbstverleugnung. Als dieser wunderliche Heilige beim Papst um die Bestätigung seines Ordens einkam, antwortete ihm dieser der Sage nach, um das cynische Aeußere des frommen Mannes zu tadeln: er solle einen Orden unter den Schweinen stiften. Solche Selbstverleugnung fand ihren Lohn: die katholische Christenheit betet noch heututage zu ihm um Vermittelung bei Gott. Aus diesem Beispiel hätte Leo das Entgegengesetzte herleiten sollen; denn die nämliche Selbstverleugnung, womit der heilige Franciscus mit Aufgedung aller Vernunft und alles natürlichen Gefühls den unvernünftigen Willen der Autorität vollstreckte, gab den jesuitischen Fanatikern des 16. Jahrhunderts jene Dolche in die Hand, die wahrlich auch nichts Sittliches waren. Wenn der despotische Hochmuth, der von einer Idee durchdrungen ist, schon Uebelthaten genug herbeiführt, so ist das in weit höhern Grade der Fall bei jener fatalistischen Selbstverleugnung, welche den Menschen zu einem blind-



den Werkzeug einer höhern, vielleicht bösen Macht herabsetzt. — Leo hat auf dieses Beispiel viel Werth gelegt und ist später häufig darauf zurückgekommen; er hat die verhängnißvolle Idee der Selbstgerechtigkeit bis in die Romanfiguren verfolgt. Zur Zeit der „Myserien“ und des „Ewigen Juden“ gab er in der evangelischen Kirchenzeitung eine übrigens recht interessante Kritik der vornehmsten Charaktere. Er wies nach, daß in Rudolf, dem Großherzog von Gerolstein, dieselbe Anmaßung des subjectiven Rechtsgefühls, derselbe Hochmuth der von Gott verlassenen Vernunft, derselbe Fanatismus der heidnischen Tugend auftrat, und wie Adrienne von Cardoville wegen ihrer Idee, nach eigener Vernunft die sittlichen Verhältnisse regeln zu wollen, mit Recht ins Irrenhaus eingesperrt sei. Denselben Wahnsinn stellt er als das charakteristische Kennzeichen der französischen Revolution dar: er beschuldigt sie, ein in der Weltgeschichte ganz unerhörter Frevel zu sein, weil sie nicht von individuellen Interessen, sondern von einer allgemeinen Idee des Rechts ausging. Dieses Motiv ist nicht von Leo erfunden, es wird — fast von allen Feinden der Revolution vorgebracht. Eigentlich hätte man doch einen Fortschritt der allgemein-menschlichen Bildung und Sitte in diesem Ueberwiegen der ideellen Interessen über die materiellen finden sollen. Wenn die Abneigung gegen den Idealismus eine aufrichtige war, so hätte sie nicht bloß gegen die Revolution, sondern gegen jede religiöse Bewegung gerichtet sein sollen, die stets von einem idealistischen Motiv getragen wird. Allein der eigentliche Grund war nicht Abneigung gegen den Idealismus überhaupt, sondern nur Abneigung gegen das Bestreben, die Idealität innerhalb des weltlichen Wesens finden und herstellen zu wollen, weil das Ideal ein jenseitiges sein soll. Und diese Färbung, deren sich unter den Gegnern der Revolution nur wenige vollständig bewußt werden, giebt ihrem Kampfe etwas Romantisches, Sentimentales und Hoffnungsloses; denn wir mögen durch unsere neuern Forschungen über die unhistorischen Motive der revolutionären Bestrebungen noch so weit hinaus sein, wir mögen die oberflächlichen Abstractionen derselben durch die Vertiefung unserer sittlichen Bildung noch so entschieden überwunden haben: nicht bloß der wesentliche Gehalt der damals nach einer Gestaltung ringenden Gedanken, sondern auch die idealistische Form derselben bleibt dennoch die unsrige, und auch die Vertreter der Reaction können sich, wenn sie überhaupt wirken wollen, dem Einfluß dieses auf das weltliche Wesen übertragenen Idealismus nicht entziehen. Vielleicht ist es das unbehagliche Gefühl, das feindliche Princip in der eigenen Seele zu tragen, was die Angriffe der reactionären Schriftsteller gegen den Liberalismus so sehr ins Kleinliche zieht. Leo hat alle seine Kampfgenossen in dieser Beziehung übertroffen. Seine polemischen Schriften, die an den Stil des Abraham a Santa

Stara erinnern, gehen alle darauf aus, die Revolution und ihre Vertreter so kleinlich als möglich darzustellen. Es taucht wohl hin und wieder in ihm die Vorstellung auf, daß eine allgemeine Verbreitung der revolutionären Gesinnung ein Symptom von einer schweren Krankheit des Staats sein müsse, allein nur vorübergehend hängt er diesem Gedanken nach; bald sieht es wieder so aus, als ob die Revolution ein äußerlicher Feind des Lebens sei, der Gott weiß von welchem Planeten sich auf die Erde niederlasse, um das blühende Leben der Wirklichkeit zu vernichten. Er predigt Haß und Verachtung gegen die Revolution, aber für den kranken Staat weiß er keine andere Heilung zu finden, als Rückkehr zum Christenthum; oder mit andern Worten, die Applikation an ein Wunder. Sein Gemüth ist inhaltvoll genug, bei der einen oder andern revolutionären Erscheinung die Empfindung von etwas Großem und Reinem zu hegen, allein eine solche Empfindung verwischt er gewaltsam wie ein Brandmal des bösen Feindes. Bei einer so reizbaren Natur wird man nicht fehlgreifen, wenn man zum Theil persönliche Reibungen als die entscheidenden Motive ansieht. In Halle waren die kirchlichen und politischen Gegensätze härter und schroffer aneinandergedrängt, als in irgend einer deutschen Universität, und sie gingen bald in Persönlichkeiten über. Leo wußte die Studenten nicht nur durch den Witz und die Schlagfertigkeit seines Geistes, sondern auch durch eine gewisse muthige Rücksichtslosigkeit zu gewinnen, die für die Jugend immer etwas Verführerisches hat. — Was sich in seinen polemischen Schriften an Ideen zerstreut vorfindet, hat er in dem „Lehrbuch der Universalgeschichte“ (6 Bde. 1835—1844) zusammengedrängt. Man muß es als sein Hauptwerk, als die Philosophie der Geschichte betrachten, zu der seine frühern Werke nur Vorstudien waren. Es zerfällt der Form nach in zwei sehr von einander verschiedene Abtheilungen. Die Geschichte des Alterthums, des Mittelalters und zum Theil auch noch die Reformationszeit ist compendiarisch behandelt, nicht in einer ausgeführten Darstellung, sondern nur mit besonderer Hervorhebung der leitenden Gesichtspunkte, die durch die Thatfachen exemplificirt werden. Für diese Art der Behandlung hat Leo ein ungewöhnliches Talent; seine Gruppierung der Thatfachen nach ideellen Gesichtspunkten hat häufig etwas Ueberraschendes und Bezauberndes. In der Geschichte des Alterthums tritt am deutlichsten der Gegensatz zwischen der angeblichen Vorliebe für die naturwüchsige Entwicklung und dem Supranaturalismus des Princips heraus. Durch die Sprache, so wie die überall durchscheinende Bildung unterscheidet sich zwar Leo von den altchristlichen Chronisten, welche das ganze Alterthum bis auf Christus als ein Reich des Bösen aus der Geschichte streichen, aber im Princip ist er mit ihnen einverstanden. Er hat seine Freude nicht nur an dem Untergang jener dunklen Kulturformen im Anfang der

Geschichte, sondern auch über den Untergang der griechischen und römischen Bildung, weil sie einer falschen Religiosität verfallen waren. Er stellt z. B. die Zeit des Perikles als den Leichenzug alt-athenischer Sitte dar. „Der Leichenzug selbst“, fährt er S. 262 fort, „kann uns nur freuen, denn in rascherer Entwicklung übt während desselben die welthistorische Dialektik auch an dem falschen Suchen nach Gott, was in der griechischen Sittlichkeit lag, ihr Recht und ihre Macht, und führt uns entschiedener dem Ziele entgegen, bei dem alle diese Dissonanzen der ältern Geschichte der Menschheit ihre Lösung finden.“ Ferner S. 380: „So war das Suchen des griechischen Geistes nach Gott in Wahrheit ein vergebliches; ein solches, welches zwar vieles Herrliche, welches in einzelnen Momenten schöne, erfreuende, sittliche Gestalten und eine Fülle von Gedanken hervortrieb, aber jene nur in natürlicher Kraft, diese zu eigenem Verderben, während sich die christliche Welt, Wissenschaft und Kunst daran nachher gebildet, und was sie ihrer Natur nach davon sich aneignen konnte, sich zu eigener Verherrlichung angeeignet, aber auch nie ungekraft die Grenzen überschritten hat, welche bei dieser Aneignung stattfinden müssen, wenn man nicht die höhere Herrlichkeit christlichen Wesens dahingeben will.“ — Es versteht sich von selbst, daß die römische Geschichte einen ähnlichen Ausgang nimmt, um so mehr, da Leo sich weit mehr der Ansicht Hegel's von der mechanischen Entstehung dieses Staats anschließt, als der Auffassung Niebuhr's, welcher auch diesem Staatswesen eine sittlich-vollkühnliche Basis giebt. Bei dem fortwährenden Gedanken an eine Vorsehung, die Alles zum Besten lehrt, muß man sich fragen, warum es Gott eigentlich zugelassen habe, daß eine so umfangreiche Culturbewegung in falsche Bahnen einlenkte und für den heiligen Zweck der Geschichte nutzlos vorüberging, da er doch ebenso gut mit seiner Offenbarung schon früher hätte eingreifen können. Ein naiv-christlicher Chronist würde solche Seitengedanken nicht aufkommen lassen, aber der reflectirte, auf die moderne Philosophie bezogene Standpunkt Leo's giebt beständigen Zweifeln und Erörterungen Raum. Man merkt es ihm an, daß ihm das supranaturalistische Motiv nicht natürlich und nicht geläufig ist; daß er jedesmal einen Anlauf nehmen muß, um sich dazu zu erheben. Am meisten merkt man das bei dem Schlusse der Darstellung vom Volke Gottes heraus; schon durch die blumenreiche, gezierte Diction erweist sich dieses ganze Capitel als gemacht. Er redet sich selbst in eine gebildete Nüchternheit hinein und wird erbaulich, bis er endlich mit einer thränenvollen Predigt schließt. In diesem Zustande der Erbaulichkeit hört alle Kritik auf; er verschließt gewaltsam die Augen, und seine kritische Auffassung der Genesis sieht fast so aus, als hätte sie ein Schultnabe gemacht. — Daß er im Gegensatz gegen die bis dahin geläufige Eintheilung der Cultur-

perioden nach materiellen Gesichtspunkten das religiöse Motiv hervorgehoben hat, ist ein bereits durch Hegel angebahnter Fortschritt; aber bei seinem reflectirten Supranaturalismus wird man nie darüber klar, wie viel von der Religion das Werk des menschlichen Gemüths und der Natur der Dinge sei, und wie viel der Offenbarung angehöre. Zuweilen sehen die Erklärungen über das Wesen der Religion fast so aus wie schlechte Wortspiele. Im Einverständniß mit den Naturphilosophen, mit denen er durch das Medium der Romantik in Verbindung stand, nimmt er eine allmähliche Verschlechterung und Verwilderung der Religionen an, und es scheint, als ob alle individuellen Religionsformen einen göttlichen Ursprung haben, aber er bleibt keineswegs darin consequent, und wir sind nicht selten genöthigt, Beelzebub zu Hülfe zu rufen, um so manche Religion zu erklären. Dies ist nun wieder die Rehrseite seines Supranaturalismus, der Einfluß der historischen Schule. Feste, gegliederte, individuell bestimmte Ordnungen des Staats sind ihm wichtiger, als ein geschichtlich reichbewegtes Leben, und so kommt er in der griechischen Geschichte und auch sonst noch öfter auf die Idee, das, was man als die Glanzpunkte der alten Geschichte rechnet, sei eigentlich nur eine greuliche Verirrung. „Als des Kleisthenes fluchbeladene Hand“, sagt er S. 361, „den Rahmen ganz auseinanderzuschlug, wurden die Individuen losgerissen von den sittlichen Verbänden, die ihnen sonst Haltung gewährt hatten.“ Nun hatte des Kleisthenes fluchbeladene Hand bereits zwei Menschenalter vor dem Perikles die alten Zustände Athens zerrissen; es wird also die Blüthezeit Athens in eine Periode verlegt, von der wir eigentlich nicht die geringste Kenntniß haben, und alles geschichtliche Leben ist bloßer Verfall. Außerdem verfällt Leo in einen Fehler, den man am wenigsten bei ihm erwarten sollte; er hat eine unbezwingliche Neigung zum Generalisiren. So dehnt er z. B. das Grundprincip des griechischen Lebens, den Individualismus, viel zu weit aus und wendet es auf Dinge an, bei denen es keinen Sinn hat. — Nachdem er nun das Christenthum wie durch ein Wunder hat vom Himmel kommen und die zwecklose Welt des Alterthums vertilgen lassen (die ganze Kaisergeschichte wird auf ein paar Seiten abgefertigt), kommt er auf die Zeit seiner eigentlichen Liebe, das Mittelalter. Hier trifft es sich glücklich, daß die beiden entgegengesetzten Principien, der Supranaturalismus und der historische Naturwuchs, eine gewisse Versöhnung finden, weil das Christenthum sich, wenn auch künstlich eingeführt, doch bald organisch in die deutsche Volksstte eingelebt hat. Wenn sich gegen die Form Manches einwenden läßt, wenn das vollständige Aufgeben der Erzählung zu Gunsten begrifflicher Uebersichten mit dem Wesen der Geschichtsschreibung nicht stimmen will, wenn ferner der zelotische Haß gegen alle Regier, gegen die Fürsten, welche den Päpsten widerstrebt haben, und

namentlich gegen die Muhamedaner; deren ganze Weltanschauung als ein Reich des Teufels erscheint und deren Verfall ganz wie der des antiken Heidenthums mit einem gewissen Cynismus des Zorns gefeiert wird (j. B. Bd. 2, S. 135, 147, 208), mehr dem Theologen, als dem Geschichtsschreiber ansteht, und wenn überall, wo von der Kirche die Rede ist, der kritische Anstand aufhört (j. B. S. 476—477), so macht doch das ganze Buch einen wohlthuenden Eindruck; denn bei den Hauptsachen des mittelalterlichen Lebens finden wir wirkliche Liebe und Achtung und auch wirkliches Verständnis. Die politische Staatsgeschichte, die sonst gewöhnlich in den Vordergrund tritt, wird ganz nebenbei behandelt, dagegen die großen Phasen der Culturentwicklung in dem Städte- und Ritterwesen, in den Eidgenossenschaften u. s. w. in zweckmäßigen und geistvollen Uebersichten zu einer lebendigen Anschauung gebracht. — Mit der Reformation hört diese Einheit im Gemüth und im Gedanken des Schriftstellers auf. Wenn Leo sein Princip consequent verfolgen wollte, so mußte er wie sein Vorbild, Friedrich Schlegel, Katholik werden. Denn wer die Continuität der göttlichen Offenbarung und das unerschütterliche Princip der Autorität gewahrt wissen will, muß sich der erscheinenden Kirche fügen. Allein Leo ist Protestant, und sein Glaube ist nicht ganz ohne Wurzeln in seinem Gemüth. So streitet bei ihm beständig die Reflexion mit der Empfindung, und er nimmt zu sonderbaren Wendungen seine Zuflucht, um das Eine vor dem Andern zu rechtfertigen. Er hebt die Machiavellistische Gesinnung der Zeit Leo's X. hervor, gegen welche die Reformation wie eine Wiedergeburt des Christenthums erscheint; er betont die dogmatischen Gegensätze, die Lehre von der Seligkeit durch den Glauben im Gegensatz gegen die Werke. Gegen die andere Seite der Reformation, nämlich gegen die Aufnahme der weltlichen, bürgerlichen Interessen und der Natur in den Kreis der Idealwelt, so wie gegen das freie Moment verhält er sich sehr zweifelhaft. Er kann sich nicht entschließen, offen dagegen aufzutreten, er läßt seine Mißbilligung nur durchblicken. Zuletzt findet er einen ganz eigenthümlichen Ausweg. Es kommt ihm nämlich auf das Festhalten strenger Normen an, welche nicht dem subjectiven Bedürfniß des Glaubens, sondern der allgemeinen Erziehung der Massen dienen. Er hält jede absichtliche Neutralisation der Gegensätze für eine Sünde gegen den menschlichen Geist. So verlangt er für jede Kirche ein individuell geschlossenes Leben und gesteht der katholischen Kirche eine gewisse Suprematie über die andern zu, weil sie das Princip der Autorität energischer zu vertreten im Stande ist. Der wahre Protestant soll aus eigenem Interesse für das Gedeihen der katholischen Kirche besorgt sein und gegen alle Ketzereien innerhalb derselben sich ebenso entschieden erheben, wie der rechtgläubigste Papist. Das geht so weit, daß sogar Pascal getadelt wird, weil er die

Verwerflichkeit der Jesuiten enthüllte und dadurch den Feinden der Kirche neue Waffen in die Hände gab. Das ist ein reflectirter, eigentlich irreligiöser Standpunkt. Die wahre Religiosität ist ausschließend; der echte Protestant kann die Existenz eines unfehlbaren Papstes, die Abhängigkeit der sittlichen Bestimmungen von der Willkür einer angeblich inspirirten Person, die Rechtfertigung der Sünde durch gute Werke und die Heiligung der dem Müßiggang und der Unfruchtbarkeit geweihten Classen ebenso wenig gelten lassen, als der Katholik die rechtliche Existenz einer kezerischen Kirche. Wenn der nie auszugleichende Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus jetzt nicht mehr in den gehässigen Formen auftreten darf, wie in den Zeiten der Reformation, so rührt das nicht von einer Erweiterung des christlichen Sinnes her, sondern von einer Abschwächung desselben durch das Princip der Humanität: Toleranz gegen Andersgläubige aus Rechtsgefühl und aus Menschenliebe ist eine Errungenschaft unserer Zeit, aber rechtliche Anerkennung aller sich ausschließenden Gegensätze zu Gunsten eines doctrinären Schema's, welches auch in der Religion scharfgeschlossene Gestaltungen verlangt, ist ein müßiger Traum der Romantik. — Mit dem Zeitalter der Reformation hört das lebendige Interesse Leo's an der Geschichte auf: die Grundlagen des nachfolgenden Zeitalters, sowohl „das System des Mercantilsystems“ als „das System der mechanischen Tendenzen in der Politik“ erscheinen ihm absolut verwerflich. Dennoch beginnt erst mit diesem Zeitraum die Ausführlichkeit seiner Darstellung, und der Haß giebt seiner Feder zuweilen eine Kraft und Elasticität, die aus der Liebe nie hervorgegangen wäre. Das Buch erregt eine merkwürdige Spannung. Die unerhörte Subjectivität der Auffassung, die Stimmung, die im schnellsten Wechsel von einem Extrem zum andern springt und die freilich zum Theil durch den Einfluß der verschiedenen Quellen bedingt wird, die Ungenirtheit in den Einfällen, das alles sind, wenn man das Werk als ein wissenschaftliches betrachtet, große Fehler, aber sie machen es dem Leser leicht und bequem, sich ein bestimmtes Verhältniß zur Darstellung zu bilden, ungefähr wie bei einem historischen Roman. — In all diesen Ausführungen tritt als leitendes Princip der Haß gegen den Idealismus des weltlichen Wesens hervor. Leo ist entrüstet, daß man aus der Politik eine Art Religion, d. h. eine zur Gluth gesteigerte Ueberzeugung gemacht habe. Er findet in der Lehre Machiavelli's, in dem Mercantilsystem der absoluten Fürsten, in der philosophischen Aufklärung, für die er den Spitznamen „Ausklärer“ erfunden hat, und in den mechanischen Tendenzen der Revolution den systematischen Fortschritt einer und derselben Idee: nämlich der Hervorhebung des *Bien public* und des momentan Zweckmäßigen über die hergebrachten sittlichen Formen und Ueberlieferungen. Er klagt den Handel, die bürgerliche Be-

triebsamkeit und den Frieden an, den Aberglauben des Menschen an irdisches Glück hervorgerufen zu haben; er nennt den Satz, daß der Staat zum Wohl des Volkes da sei, eine Dummheit (IV, S. 167); er findet es höchst verwerflich, daß die moderne Staatstheorie die Fürsten zwingen wolle, ihre persönlichen Empfindungen allgemeinen Rücksichten unterzuordnen; er sieht in dem Repräsentativsystem die Atomisirung des Staats und die Herrschaft der ungegliederten Masse. „Wer da will,“ sagt er V, S. 233, „daß das momentan Zweckmäßige herrsche, der will, daß die Gewalt herrsche, d. h. er will im Wesen die Revolution.“ Aber er bleibt darin keineswegs consequent, weil er nur im Verneinen stark ist. Sobald ein Fürst es mit der Revolution zu thun hat, rath er ihm unbedingt das momentan Zweckmäßige an, d. h. die rechtlose Gewaltthat. Er hat keine unbefangene Ehrfurcht vor dem Recht, wie das bei einem Supranaturalisten auch nicht wohl möglich ist. Das Recht erscheint ihm als absolut, wenn es dem verhaßten *Bien public* widerspricht, aber ohnmächtig, wenn es die modernen Ideen schirmt. Es zeigt sich auch in diesen Auseinandersetzungen die der „historischen Schule“ anklebende Romantik: sie hat Recht darin, daß die Staaten nicht in berechneter Absichtlichkeit für das allgemeine Wohl ihrer Bürger eingerichtet sind; sobald aber der Staat durch die wachsende Bildung und die Verwickelung der Umstände in die Lage kommt, mit Bewußtsein an seinem innern Fortschritt zu arbeiten, so wird er doch wohl keinen andern Maßstab finden können, als das so sehr geschmälte öffentliche Wohl. Charakteristisch ist für Leo der Widerwille gegen die Humanität, weil er diese als eine Errungenschaft der Aufklärung betrachtet. Es ist das nicht blos Theorie, sondern zum Theil auch angeborener brutaler Instinct. So findet er z. B. die Revolution, welche Gustav III. in Schweden unternahm, in ihrem Inhalt gerechtfertigt: er verwirft sie aber dennoch, theils weil Gustav als Encyclopädist immer Unrecht haben muß, theils weil er sie in humanen, unblutigen Formen ausführte. — Mit der Kritik der Quellen nimmt er es nicht genau, die einseitigsten Zeugen sind ihm die liebsten. Für die Revolutionszeit ist ihm die Hauptquelle die Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritt und Wirkung der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande (6 Bde., 1827—1833), ein mühsames und auf genauem Quellenstudium beruhendes Werk von Schüz und Ompteda, das aber eine fanatische Parteiliebe trägt; dann Carlyle und Thiers, aus denen er die colorirten Schilderungen mit großem Geschick entlehnt. Die Vorliebe für Mirabeau und Danton verdankt er diesem Letztern. An Leidenschaft gegen die Revolution, gegen die Franzosen im Allgemeinen, gegen Bombal, Struensee u. s. w. überbietet er all seine Vor-

gänger. Seine Erfindsamkeit im Fluchen ist bewundernswerth; so V, S. 35:

Aber der Gott, der an Ludwig XVI. heimgesucht hat die Sünde seiner Väter, er ist kein Gott der Lüge und hat an ihm auch heimgesucht die Sünde seiner Mörder. Er hat sie zerschlagen, in wildem Grimm hat sie der dämonische Geist, der sie zu Strafwerkzeugen in der Hand des Höchsten machte, auch gegen einander getrieben, daß sie sich zerfleischt und zum Tode verfolgt, daß sie alle sittlichen Geister des alten Frankreich mit Füßen getreten und eine Brut hinterlassen haben, die, wie sie auch mit der Schminke äußeren Reichtums und äußerer Civilisation prunkt, in sich untergehen, die sittlich verrotten und verfaulen wird, noch ehe die vierte Generation nach der Mördergeneration abgestorben ist. Denn von einer umwendenden Gesinnung und sittlichen Zusammenraffung hat sich bei den Entsprossenen dieses Volks noch nichts bilden lassen, sondern nur Hochmuth auf ihre Sünde, die sie nun täglich plagt in dem Gespenst jener hohlen Freiheit u. s. w. —

Leo ist seinen pathetischen und scurrilen Einfällen gegenüber wehrlos, selbst wenn sie seinem Zweck widersprechen. Diese Unruhe erstreckt sich auch auf die Erzählung, in der das Wesentliche niemals streng vom Unwesentlichen unterschieden wird; er ist entweder Novellist, Demagog oder Prediger. Zum Schluß spricht er die Ueberzeugung aus, daß wir einem neuen, bessern Zeitalter entgegengehen: er hofft auf die Wiederherstellung einer allgemeinen Kirche, obgleich er die vorläufigen Versuche dazu, z. B. die preussische Union, mißbilligt. Preußen ist überhaupt der Punkt, wo er sterblich ist: die Schilderung Friedrich's II. (Friedrich der Große wird er nie genannt) ist ein equilibristisches Kunststück, sich zu drehen und zu wenden, ohne die Sache zu berühren. Wenn er consequent in seinem Denken wäre, so würde die Existenz Preußens in sein System ebenso wenig passen, als die Reformation. Aber wo der Geist nicht ausreicht, versetzt er sich in eine erbauliche Stimmung: und so endet denn auch seine Universalgeschichte mit einem brünstigen Gebet, d. h. mit einem Act des Glaubens, der alle Widersprüche aufhebt. — Leo hat sich nun seit dem Anfang der dreißiger Jahre unausgesetzt an dem Kampf gegen die Revolution und den Liberalismus bethelligt, er ist durch Gegenangriffe bitter gereizt worden und hat sich bei der Leidenschaftlichkeit seiner Natur, die in keinem ästhetischen oder sittlichen Maß einen Halt findet, in den häßlichsten Schmutz persönlichster Zänkereien herabziehen lassen. Man kann ihn das enfant terrible der Reaction nennen, denn keiner unter den Wortführern dieser Partei bietet den Gegnern so viel Blößen, keiner ist in seinen Angriffen so unbesonnen und so herausfordernd. Und doch liegt in der Regel seinen Ausfällen ein richtiges Motiv zu Grunde, das nur schief gelenkt und durch den Cynismus der Form ungenießbar gemacht



wird. So entstand 1853 eine allgemeine Aufregung, als Leo seinen Verdruss darüber aussprach, daß es nicht zum Kriege käme, weil er gehofft, daß durch einen Krieg „das scrophulöse Gesindel, welches einem ehrlichen Menschen die Lebensluft einengt“ und „die Canaille des materiellen Interesses“ von der Erde werde vertilgt werden. Dieser Eynismus fand seine allein passende Kritik im Kladderadatsch; und doch lag eine wahre Idee zu Grunde, die nicht einmal paradox, ja kaum originell zu nennen ist. Alle Welt weiß, daß ein langdauernder Friede den Muth und die Aufopferungsfähigkeit erschlaft, die Menschen in den Aberglauben des materiellen Besitzes einwiegt und sie entwöhnt, sich einer Idee hinzugeben. So wie den Einzelnen ein großes Unglück, wenn im Uebrigen seine Natur nur gesund ist, stählt und adelt, so ist es auch mit den Völkern. Nur ist es eine Vermessenheit, deshalb das Unglück herbeizuwünschen. Allein diese Einseitigkeit ist charakteristisch für Leo. Sein Gemüth wird immer nur nach einer Seite hin bewegt, von einer Idee, einer Stimmung, oder auch geradezu von einer phantastischen Abstraction, und wenn auch diese eine gewisse Wahrheit einschließt, so fehlt ihr doch jene höhere Wahrheit, die nur aus einer ruhigen Ueberlegung und aus festen sittlichen Maximen hervorgeht.

Wenn dieser geistvolle Schriftsteller durch die künstlichsten Gesichtspunkte sich ein System zurecht zu machen sucht, das allen Voraussetzungen seiner wirklichen Bildung und seines natürlichen Gefühls widerstrebt, so geht die eigentliche Partei der Reaction handgreiflicher zu Werke. Man darf nicht etwa in den sophistischen Rechtfertigungen der Doctrinäre den Inhalt ihrer politischen Ueberzeugung suchen; es handelt sich ganz einfach um eine Frage des Besitzes. Durch die Stein-Hardenberg'schen Reformen ist der preußische Adel, wenn nicht in seinem wirklichen Eigenthum, doch wenigstens in seinen vermeintlichen Eigenthumsansprüchen, so wie in seinen politischen Vorrechten beeinträchtigt. 1848 wurde er noch mehr bedroht. Die Nationalversammlung wollte den Adel ganz und gar abschaffen; das Ministerium Hansemann drohte der Reaction ins Fleisch zu schneiden. Nachdem die erste Gefahr beseitigt war, ging das Streben des Adels folgerichtig dahin, den Stand der Ritterschaft wieder abzuschließen, ihm seine alten Privilegien der Bureaucratie wie der Gemeinde gegenüber wieder zu gewinnen, ihn in seiner alten militärischen Stellung zu befestigen und wo möglich die gesammte Staatsverwaltung in seine Hände zu bringen. Alle andern Lehrsätze der Partei sind aus diesem Grundstreben herzuleiten: die Begünstigung der russischen Allianz, um einen Schutz gegen die Revolution zu haben; die Begünstigung der Kirche, um das Volk an Gehorsam zu gewöhnen u. s. w. Den klarsten und bündigsten Ausdruck hat die Partei in den parlamentarischen Reden des Herrn von Bismark-

Schönhäusen gefunden, der mit Hülfe des wahren preussischen Volks, das heißt des Adels und seiner Bauern, die auffässigen großen Städte vom Erdboden zu vertilgen drohte. Dieser Naturalismus wird bei Herrn von Gerlach nur wenig durch die doctrinäre Färbung überdeckt, denn trotz aller juristischen Spitzfindigkeiten und aller theologischen Salbung ist auch bei ihm der leitende Gesichtspunkt ein sehr einfacher; er theilt die gesammte Menschheit in Weiße und Rothe ein, das heißt in solche, die dem preussischen Adelsprivilegium nützlich oder schädlich sind, und die Sympathie für die Einen und der Haß gegen die Andern bestimmt seinen Entschluß bei jeder legislativen Frage. In diesem Grundsatz ist er so fest, daß er ihn auf das unbefangenste ausspricht und wiederholt: es ist der Grundsatz des gallischen Siegers. — Feiner und mit einer viel gebildeteren Dialektik versteht der zweite von den Führern der Reaction seine Gesinnungen geltend zu machen. — Julius Stahl, 1802 zu München von jüdischen Eltern geboren, trat mit seinen ältern Geschwistern 1819 zur evangelischen Kirche über, studirte zu Würzburg, Heidelberg und Erlangen die Rechte und habilitirte sich 1827 als Privatdocent in München. Durch Schelling's Einfluß wurde er zum Studium der Rechtsphilosophie geführt, der er durch seine „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht“, 2 Bände 1830 — 1837, eine neue Wendung gab. Nachdem er mehrere Jahre als Docent in Erlangen und Würzburg gewirkt, wurde er 1840 nach Berlin berufen, wo man es damals unternahm, den Liberalismus nicht mehr durch einfache Polizeimaßregeln, sondern durch überlegene politische Bildung zu bekämpfen. In demselben Jahre erschien seine „Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten“, in welchem Werke er das Episkopalssystem als allein historisch berechtigt darzustellen suchte. In seiner akademischen Stellung wurde sein glänzender Vortrag wenig gewürdigt, weil der Inhalt seiner Lehren zu sehr den Strömungen der Zeit widerstrebte, und seine Theilnahme an den reactionären Blättern war auch nicht geeignet, ihn zu empfehlen, bis endlich die Revolution ihn zur parlamentarischen Thätigkeit berief. In dieser hatte er volle Gelegenheit, seine Gaben zu entwickeln: der erste Redner im preussischen Parlament, wurde er aus dem Vorkämpfer der kleinen, aber entschlossenen Partei sehr bald der Führer der Rechten, und die stolzen preussischen Junker beugten sich vor dem Talent eines Mannes, in dem sie den Erben eines verachteten Stammes sehen mußten. — Zwar sind die Theorien, die Stahl in seinen parlamentarischen Reden wie in seinen größern Werken entwickelt, nicht maßgebend für die Entschlüsse der Partei, sie müssen sich vielmehr den Interessen derselben anbequemen, doch liegt in seiner Doctrin, insofern er sie zur Polemik gegen den Liberalismus, oder, wie er es nennt, gegen die Revolution anwendet, ein wichtiger Gegensatz gegen die sittlichen Grund-

sätze, deren Vertretung unsere höchste Aufgabe ist. — Der Liberalismus erkennt in dem Staat eine Anstalt zur Erreichung irdischer, nicht überirdischer Zwecke, und er läßt in demselben keinen einzigen Punkt gelten, welcher sich durch seinen überirdischen Ursprung der Kritik der menschlichen Vernunft entziehen dürfte; er bekämpft den politischen Supranaturalismus wie den theologischen. Aber der Liberalismus hat bereits eine Geschichte von mehreren Jahrhunderten, und im Lauf derselben haben sich seine Ansichten aufgeklärt, bereichert und erweitert. Es ist eine verwerfliche Sophistik, Alles, was ein liberaler Schriftsteller des 17., 18. oder 19. Jahrhunderts ausgesprochen hat, der Partei aufzubürden. Aber Stahl wendet in seiner Polemik noch schlimmere Täuschungen an. Unter Revolution versteht der Sprachgebrauch einen Act oder eine Reihe von Acten. Indem Stahl dieses Wort als den Ausdruck einer Gesinnung gebraucht, schiebt er dem Publicum, für das er schreibt, die Vorstellung unter, die er doch selber nicht theilt, daß der Act der Revolution mit der Gesinnung des Liberalismus unzertrennlich verbunden sei. Sodann schiebt er dem Liberalismus noch immer die Theorie der Volkssouverainetät unter, von der sich dieser doch seit 1848 losgesagt hat. Jener Begriff ist in seiner Art ebenso supranaturalistisch, wie die Herleitung der Staatsgewalt aus einem überirdischen Ursprung. Die Individualisirung eines Collectivbegriffs und die Verherrlichung desselben durch Attribute, die nur einer wirklichen Individualität zukommen, führt in der Theorie, weil sie kein reales Verhältniß ausdrückt, zu schwärmerischer Unklarheit, in der Praxis zu schädlichen Versuchen, z. B. Fragen, die über das Verhältniß der Mehrzahl hinausgehen, durch eine Zählung der verschiedenen im Staat vorhandenen Individuen entscheiden zu lassen. Die Idee der Volkssouverainetät ist falsch, weil sie einer fingirten Einheit Willen, Verstand und Macht beilegt und zur Herstellung dieser Einheit die charakteristischen Volkskräfte in der Masse erdrückt. — Allein das Princip der Autorität, welches Stahl dem Princip der Majorität entgegensetzt, ist nicht weniger illusorisch. Gewiß ist eine Autorität, über die man nicht reflectirt, ein nützliches Mittel für das Gedeihen des Staats. Das Volk fügt sich lieber einer Autorität, die ihm äußerlich gegeben ist, als einer, die es sich selbst gesetzt. Aber es ist ein eitles Unternehmen, diese Autorität dadurch zu kräftigen, daß man ihren Ursprung in ein mythisches Dunkel hüllt. Will man mit dem Königthum von Gottes Gnaden einen andern Sinn verbinden, als den allgemeinen der göttlichen Weltregierung, die sich auf das Kleinste erstreckt, wie auf das Größte, so wird es schwer sein, für diese Idee irgendwo Glauben zu finden. Wir kennen die Entstehung unserer Staaten historisch ganz genau; wir wissen, wie sie durch Kaufverträge, durch Heirath, durch Austausch, durch Eroberung entstanden sind, und es ist eine Verhöhnung des Gött-

lichen, jedem dieser Ereignisse das Prädicat des specifisch göttlichen Ursprungs beizulegen. Es giebt gegenwärtig nur eine Macht, die sich in der Tradition bis zu der unmittelbaren Erscheinung Gottes fortführt, und diese kann der Protestant nicht gelten lassen. — Die Majestät des Königthums beruht auf dem Geist der Ordnung, Consistenz und Sittlichkeit, der in dem Staatsganzen waltet und als dessen Träger und Symbol man das Königthum verehrt; sie beruht ferner auf der sehr realen Gewalt, die man in seinen Händen weiß und deren Widerschein man nicht erst von einem überirdischen Lichte herleiten darf; sie beruht endlich in dem stolzen Gefühl jedes Einzelnen, einem ruhmreichen Staat anzugehören, dessen Geschichte an die Geschichte des Königthums geknüpft ist. Wo diese Attribute des Königthums nicht vorhanden sind, da wird keine Declamation über das göttliche Recht desselben das Fundament seines Bestehens auch nur um ein Atom verstärken. — Freiheit ist nicht identisch mit Willkür. Das Königthum ist nur dann frei und souverän, wenn es seinen Inhalt aus dem ihm von der Geschichte überlieferten Material schöpft. Darum ist das constitutionelle Königthum ein Fortschritt in der staatlichen Entwicklung, weil in dieser Form annäherungsweise der historische Thatbestand festgestellt und der Form des königlichen Willens ein Inhalt gegeben wird. Es ist sittlicher, als das römische Kaiserreich, wo zügellose Prätorianer und feile Eunuchen die Stelle der Parlamente vertraten; sittlicher, als der Absolutismus Ludwig's XIV., wo der hochmüthige Adel Frankreichs einer feilen Dirne das Kleid lassen mußte, um den Willen seines Monarchen zu bestimmen; sittlicher, als die ständische Monarchie, weil diese den Krieg der verschiedenen Interessen ohne Austrag läßt. — Sophistisch ist ferner der Vorwurf Stahl's, der Liberalismus wolle die Gleichheit aller Menschen, die Aufhebung aller gegebenen Obrigkeiten und Ordnungen. Der Liberalismus verlangt nur für Jeden die Gleichheit des Rechts und die Gleichheit der Ehre; er will, daß der ärmste Tagelöhner dasselbe Gefühl der Menschenwürde in sich tragen soll, wie der stolze Pair des Reichs, und er will, daß die Institutionen und Gesetze des Staats ihm dieses Gefühl nicht unmöglich machen. Jene goldene Zeit, wo der Edelmann ungestraft das bürgerliche Mädchen entehren und ihren Bruder, der Rechenschaft von ihm forderte, fuchteln lassen konnte, jene goldene Zeit hat der Liberalismus allerdings abgeschafft, und er hat selbst das von Gott gegebene *droit de seigneurage* nicht geachtet. Wahrlich der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht! — Ein Mißbrauch dieses Namens ist es auch, die Majorate, den Zunftzwang, die ständischen Unterschiede u. s. w. aus dem Christenthum herzuleiten. Stahl beschuldigt den Liberalismus, die Trennung von Staat und Kirche herbeigeführt zu haben. Diese Trennung hat er aber bereits vorgefunden. Der preussische Staat

z. B. ist in der Lage, es mit zwei gleichberechtigten Kirchen zu thun zu haben, von denen das Princip der einen die andere ausschließt. Er mag wollen oder nicht, er muß sich in seiner Stellung zu diesen Kirchen durch Motive bestimmen lassen, die nicht den kirchlichen Begriffen, sondern seinem eigenen Lebensprincip entnommen sind, gleichviel, ob die Kirche schon vor ihm vorhanden war, oder nicht. — Stahl findet in dem Christenthum die einzige Kraft, welche die Revolution zu bändigen im Stande sei; die Geschichte giebt uns ein anderes Bild. Das Christenthum hat überall, wo es in seiner Kraft und Herrlichkeit austrat, nicht ein staatenbildendes, nicht ein conservatives, sondern ein revolutionäres Princip entwickelt. Es hat dies im alten Rom, im Papstthum, in der Reformation, im Jesuitismus gezeigt. Wie heilbringend diese revolutionäre Einwirkung für das Gedeihen der Menschheit war, darauf kommt es hier nicht an, jedenfalls war sie revolutionärer Natur. Auch der Liberalismus ist an sich kein staatenbildendes Princip und behauptet auch nicht, es zu sein; seine Wirksamkeit ist eine vorzugsweise kritische. Aber Kritik ist ebenso wenig ein negativer Begriff, wie Revolution. Die Kritik des Liberalismus wirkt zerkörend gegen den Aberglauben, aber nicht zerkörend gegen den Staat, der ihr vielmehr als die höchste Aeußerung und Entfaltung der menschlichen Kraft für diese irdischen Verhältnisse das Höchste ist. — Am dreisteften ist von dem Führer einer Partei, welche die rettenden Thaten zu ihrem Princip macht, der Vorwurf gegen den Liberalismus, er fordere die Aufhebung aller erworbenen Rechte für das Volkswohl. — So lange die Welt steht, hat überall der Grundsatz gegolten, daß ein nicht aufgehobenes Gesetz Gesetz bleibt; freilich ebenso der Grundsatz, daß man Gesetze aufheben könne, und daß im Lauf der historischen Entwicklung neue Rechtsobjecte, neue Rechtsobjecte eintreten können. Wenn in früherer Zeit diese Gesetzveränderung einseitig von den Obrigkeiten oder von den Gerichten oder von den ständischen Parlamenten ausging, so liegt in dem Umstand, daß jetzt die Vertreter des Volks dazu ihre Einwilligung geben müssen, jedenfalls kein Moment der Ungefehrlichkeit. Es hat zu allen Zeiten Perioden gegeben, in denen der Proceß der Rechtsschöpfung schleuniger vor sich ging, als zu andern Perioden. Was die Alten über Lyturg, über Solon, über die zwölf Tafeln u. s. w. berichten, zeigt, daß ihnen die Codification bekannt war. Hat ja doch das praktische Volk der Engländer schon im 13. Jahrhundert sich seine Rechte in einem beschriebenen Papier feststellen lassen und diesem 1689 ein zweites beschriebenes Papier hinzugefügt. — Im Wesen des Liberalismus liegt es keineswegs, seinen Ideen mit Gewalt Bahn zu brechen; er bemüht sich wie das Christenthum, alle Welt so damit zu durchdringen, daß sie ohne Kampf Wirklichkeit werden. Daß in diesem Fall unter Beobachtung der gesetzlichen Form das sogenannte Pri-

Privateigenthum kein absoluter Begriff sein kann, ist ein Grundsatz, den nicht erst der Liberalismus erfunden hat, und den am allerwenigsten ein Christ mit seiner Ueberzeugung von der Hinfälligkeit aller irdischen Dinge hervorheben sollte. Gewiß ist die conservative Gesinnung, die jede Neuerung mit Mißtrauen ansieht, und die den vorwärts strebenden Leidenschaften die Fähigkeit des Beharrens entgegensetzt, ein nothwendiges Moment im Staatsleben; aber durch nichts wird diese conservative Gesinnung so gefährdet, als durch das starrköpfige Festhalten an jenem frevelhaften Grundsatz: *Fiat justitia et pereat mundus*. Wenn sich die göttliche Vorsehung in den Gesetzen der Menschen offenbart, so wird das am meisten bei denjenigen Gesetzen der Fall sein, an denen die menschliche Vernunft und die Liebe zu allen Menschen sich in höchster Begeisterung theiligt haben. — Als den schlimmsten Vorwurf gegen den Liberalismus hebt Stahl hervor, daß er eine neue Vertheilung der Staaten nach den Nationalitäten wider das Völkerrecht fordere. „Wir lassen“, spricht der Stahl'sche Liberale, „die Vertheilung der Staaten nicht gelten, die Gott gefügt; wir wollen nicht zugeben, daß er die Völker verbinde und zertheile und ein Volk dem andern unterthan mache nach seinem Rathschluß und seinen Strafgerichten.“ — Also ein Rathschluß Gottes war es, als auf dem Wiener Congreß dem einen Souverain so viel tausend Seelen genommen und ihm dafür so viel tausend andere Seelen zur Entschädigung gegeben wurden, oder nach dem zweckmäßigen Ausdruck von Thadden-Triglass, so und so viel Pfund Menschenfleisch und Menschenknochen! — So lange die Welt steht, hat man nirgend den Bahn gehegt, die Grenzen der Staaten müßten ewig so bleiben, wie sie in dem gegenwärtigen Augenblicke waren. Die Grenzen sind erweitert worden, wie es kam, durch Eroberung oder durch Verträge; in vielen Fällen hat der bloße Zufall und die ganz gemeine Leidenschaft dabei gewaltet, ebenso häufig aber auch ein bewußter Plan. Man nannte das im vorigen Jahrhundert: sich arrondiren. Damals warben die Fürsten ihre Soldaten durch Gewalt und List in aller Herren Ländern, und es kam ihnen nur darauf an, daß ihre Staaten bequem zusammen lagen, um sie leicht vertheidigen und leicht den Nachbar überfallen zu können; auf die Bewohner dieser Domänen kam es ihnen wenig an. Uns kommt es vor allen Dingen darauf an, daß der Staat auf der Basis einer sittlichen Gemeinschaft beruhe, daß jeder Bürger desselben das Gefühl habe, zu einem großen Ganzen zu gehören, nicht bloß der willenlose Knecht einer fremden Macht zu sein. Für diese sittliche Gemeinschaft giebt die gleiche Nationalität, die nicht bloß in der Gleichheit der Sprache, sondern vorzugeweise in der Gleichheit der wesentlichen Interessen liegt, zwar nicht die ausschließliche, aber die solideste Basis. Am wenigsten Schonung dieser auf die Länge unbezwinglichen

Idee gegenüber verdienen solche Staaten, die ihrer ganzen Lage und Beschaffenheit nach jedes edle und höhere Gefühl in der elendesten, kleinlichsten Philisterhaftigkeit erstickern müssen. Wenn die Lage eines solchen Staaten-complexes von der Art ist, daß ein energischer und klar sehender absoluter Fürst aus der alten Schule darin einen Antrieb sehen würde, seine Macht zu entwickeln, so ist der Umstand, daß jetzt der klar herausgebildete Instinct seines Volks ihn von selber dazu auffordert, nicht übertrieben revolutionärer Natur, und die Rücksicht, die ein kluger Fürst darauf nimmt, bequeme Grenzfestungen, havenreiche Küsten und sichere Gebirgsgrenzen zu haben, in keiner Weise sittlicher, als der Veruf, über eine mächtige und stolze Nation zu gebieten, die ihn als ihren Ersten, als den Träger ihres Ruhms verehrt. — Das Ideal des Feudalstaats ist ein legitimer König mit dem starken Schwert in der Hand, ein Reichsrath von Prinzen, Fürsten, Grafen und Herren, welche die Regierung an jeder unbequemen Neuerung hindern können, und eine Kammer aus Handwerkern und Bauern zusammengesetzt, der eine hohe Regierung jeden Augenblick auf Grund ihres Unverständes Schweigen gebieten kann. Sämmtliche Untertanen werden in Zünfte gepfercht, die überall die Insignien ihres Handwerks an sich zu tragen verpflichtet sind. Es darf keine Bürger geben, sondern nur Grafen, Edelkute, Soldaten, Schuster, Bediente, Bauern u. s. w. und sämmtliche Schneider des heiligen christlich-germanischen Staats werden in Pflicht genommen, nur standesmäßige Kleider anzufertigen. Der Feudalstaat will die Menschen trennen, um sie zu beherrschen, und setzt sie damit zum Pöbel herab, der in massenhafter Leidenschaftlichkeit dem Priester oder dem Jacobiner nachläuft; der Bürger bricht die künstlichen Unterschiede, um die natürlichen Unterschiede und damit die durch Ordnung befestigte Freiheit herzustellen.

Unter den edlen Männern, die mit Muth und Einsicht unserer Zeit den Spiegel dessen, was sie war, und dessen, was sie werden soll, vorzuhalten wagten, verdient Schlosser die erste Erwähnung. — Friedrich Schlosser, geb. 1776 in Jever, studirte 1793 in Göttingen Theologie, Geschichte, schöne Literatur, Physik und Mathematik. Auch der Philosophie blieb er nicht fern und wurde namentlich durch Kant angeregt. Nach verschiedenen Wechsln in seiner Stellung wurde er 1817 bei der Universität Heidelberg angestellt. Seine frühesten Werke waren: Abälard und Dulam 1807, das Leben Beza's 1809, und die Geschichte der bilderstürmenden Kaiser 1812. Die beiden Hauptwerke seines Lebens aber sind: Die Geschichte des 18. Jahrhunderts, die seit 1823 in zahlreichen Umarbeitungen erschien, und die Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur, 9 Bde. 1826 — 1834. — Was uns in

Schlosser's Schriften zunächst wohlthätig berührt, ist die völlige Rücksichtslosigkeit, mit der er die Wahrheit, und zwar die ganze, volle Wahrheit nach allen Seiten hin ausspricht<sup>\*)</sup>. Weder die Scheu vor einem Verstoß gegen irgend eine äußerliche Autorität, noch der Eindruck der allgemeinen Stimmung hat je auf ihn eingewirkt. In dem stolzen Gefühl seines Werths und der Unsträflichkeit seines Gewissens stand er allein. Er verweist keine Thatfache, er mildert keine Schwäche. Von früh auf war sein Charakter zu einer gewissen Skepsis und Ironie geneigt, die er erst im reifern Alter, als ihm die guten Seiten der menschlichen Natur aufgingen, durch einen starken Glauben ergänzte. Es ist unrecht, wenn man ihm Schwarzsichtigkeit vorwirft; aber das ist richtig, daß ihm zunächst die Schattenseiten der Figuren und Ereignisse aufgehen, und daß es ihm ein gewisses Behagen macht, Illusionen aufzulösen. Er macht selber bei einer Vertheidigung gegen den Angriff eines englischen Blattes auf die Art und Weise seiner Beobachtung aufmerksam.

Die Bewunderer Englands haben nicht nöthig, wie der Verfasser dieser Geschichte, Excerpte über Polizei, Kohlengruben, über Vagabundenwesen, über Armenpflege in den einzelnen Districten, über Gefängnisse, über Inspectoren und Vorsteher derselben, über Noth im Lande, über den Ertrag der königlichen bischöflichen Collecte für allgemeine Noth mit dem Glanz der Reise nach Schottland, dem Ameublement und Bau der Schlösser, dem Rennen und Wetten, den Jagden und Jagdviers, den Parks und gothischen Constructionen, Fasanereien, Menagerien, Treibhäusern, Sammlung aller Wunder der Welt, dem Ball mit so viel Brillanten, daß die Zeitungen die ganze Welt herausforderten, Gleiches aufzubringen u. s. w., zu vergleichen. Der Einheimische hat gar kein Urtheil, die Gewohnheit stumpft ihn ab. Der Reisende urtheilt, je nachdem er in reiche oder arme Gegenden, in freundliche oder unfreundliche, in sittliche oder unsittliche Umgebungen geräth; nur Jahre, nur lange Prüfung der sämmtlichen Actenstücke geben ein sicheres Resultat. Wer vierzig Jahre lang täglich aus einem Kreuz- und Querexamen, von mehrern tausend Menschen in Gerichten und Parlamentsausschüssen den innern Zustand ganzer Familien, Kreise und Stände hat kennen lernen, den täuscht weder die strenge Sabbathfeier, noch die bis zur höchsten Lächerlichkeit getriebene Scheinheiligkeit der höhern Stände, noch wunderliche Rücksicht auf eine Art Decenz, die das Strumpfsticken verbietet und die Hosen nicht zu nennen erlaubt, man sucht ihn vergeblich irre zu leiten.

<sup>\*)</sup> Arndt erzählt aus seinem Leben einen charakteristischen Zug. Als der Freiherr von Stein 1813 in Frankfurt ankam, besuchte ihn S., damals Professor am Gymnasium. Stein fragte ihn nach seinen Reisen im Lande Jever und wie es ihm gehe, und S. antwortete: „Schlecht, Excellenz, grundschlecht, aber doch noch besser als an den meisten andern Orten, denn wir haben keine Edelleute im Lande.“ — So übertrieben das klingt, so mußte der Bürger empfinden, wenn er das bescheidene Maß des Selbstgefühls, das ihm zukam, erreichen wollte.



Freilich ist bei dieser mikroskopischen Beobachtung auch ein Rechnungsfehler häufig nicht zu vermeiden, und an diesen fehlt es nicht. — Ein wesentliches Verdienst war es, daß Schlosser zuerst versuchte, die Cultur-entwicklung, die man früher nur wie einen Karikantenkram zum Auspuß der politischen Geschichte verwendet hatte, in ihrem innern organischen Zusammenhang darzustellen. Die verschiedenen Gebiete der menschlichen Thätigkeit stellen sich als Ausflüsse eines und desselben Geistes dar. So betrachtet er auch die Literatur der Völker nicht vom künstlerischen Standpunkt, sondern insofern sie nothwendig in den Zusammenhang von Grund und Folge gehört; er beurtheilt sie nach dem Maßstab ihrer Wirkung. — Schlosser hält sein Urtheil niemals zurück, und er tritt mit seiner ganzen Persönlichkeit dafür ein. Seine Darstellung ist durchaus subjectiv. Er ist mit seinem Geist niemals bloß innerhalb des Gegenstandes, den er behandelt; seine außerordentliche Kenntniß in allen Zweigen der Geschichte giebt ihm stets die treffendsten Vergleichspunkte an die Hand. Das Behagen, das man an einem epischen Gedicht nehmen kann, erregt seine Geschichtschreibung niemals. Auch wenn er die Schwächlinge und Uebelthäter einer vergangenen Zeit geißelt, hat er dabei seine Zeitgenossen im Auge, und sein lebhaftes Gefühl durchbricht fortwährend rücksichtslos und gewalthätig die Schranken der Form. Die Form ist ein schlimmes Vorbild für die Geschichtschreiber, deren Geist nicht im großen Stil angelegt ist; aber sie wirkte sehr wohlthätig der Glaubenlosigkeit unserer Zeit gegenüber. Unsere öffentlichen Verhältnisse sind seit längerer Zeit so angethan, ebensowohl das natürliche Gefühl, als den gesunden Menschenverstand zu beleidigen. Es ist daher zu natürlich, daß diese Kräfte sich in ihrer Erbitterung einseitig gegen das Bestehende auflehnten. Was Börne im Kleinen instinctartig und ohne Bildung versucht, führt Schlosser im Großen mit gründlicher Kenntniß und mit reifem Verstande aus. Seine moralische Kritik, die ursprünglich gegen das deutsche Volk gerichtet war, wendete er dann gleichmäßig gegen alle Gebiete der Geschichte. Sein warmes Gemüth, seine sittliche Integrität, seine gesunde Ansicht, die ihn übrigens auch in den Napoleonischen Zeiten vor jeder Unklarheit des vaterländischen Gefühls bewahrt haben, findet sich überall verletzt; er poltert, man möge uns diesen Ausdruck nachsehen, in sämmtlichen Jahrtausenden mit seinen moralischen Axiomen herum. Für das Gegenständliche an sich hat er keinen Sinn, und wenn ihn eben das auch befähigt, vielen Lodungen zu widerstehen, denen Ranke unterliegt, so läßt es doch auch häufig jenes seine Verständniß vermissen, das uns bei diesem bezaubert. Aber bei alledem ist er, abgesehen von dem sehr großen wirklichen historischen Werth seiner Leistungen, auch ein schöner Ausdruck von der Ehrlichkeit und Biederkeit des deutschen Wesens. In Ranke und Schlosser sehen wir auf

diesem Gebiete unsere beiden Pole versinnlicht: unendliche Receptivität und eigensinnige Integrität. Wenn sich die Pole einmal in einer gemeinsamen Erscheinung finden werden, so werden wir einen großen Geschichtschreiber haben, und nebenbei auch wahrscheinlich eine große Zeit.

Wenn uns in Schlosser die Opposition des gesunden Menschenverstandes und des bürgerlichen Rechtsgefühls gegen die Vorurtheile einer irrig-leiteten Bildung mit aller Schroffheit und Härte eines starren, unbegleiteten Charakters entgegentritt, so versinnlicht uns Raumer den Liberalismus in seiner eigentlichen Wortbedeutung, das heißt die Abneigung eines gebildeten Mannes ohne festen Charakter vor bestimmt auftretenden Gegensätzen. — Friedrich von Raumer, geb. im Dessauischen 1781, trat 1801 in preussische Staatsdienste, gab aber dank die praktische Betheiligung auf und wurde 1811 Professor in Breslau, 1819 nach mehrjährigen Reisen durch Italien Professor in Berlin. Seine ersten Schriften wurden 1806 durch Johannes von Müller herausgegeben. Das Werk, dem er hauptsächlich seinen Ruf verdankt, die Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit (6 Bde., 1823—1825), fällt in eine Periode, wo durch die romantische Schule das Interesse am Mittelalter lebhaft geweckt war, und wo man der ersten ausführlichen Darstellung des deutschen Heldenzeitalters mit ungewöhnlicher Spannung entgegenseh. Raumer hat dieses Interesse sehr geschickt ausgenutzt, was man gegen die Unfertigkeit seiner historischen Forschungen und gegen die weiche Bestimmbarkeit seines Urtheils einwenden mag. Andere Perioden der deutschen Kaisergeschichte sind gründlicher und sorgfältiger bearbeitet, aber sie haben weniger Interesse erregt, theils weil sie später kamen, theils weil diesen Perioden der romantische Reiz fehlte, der sich an den tragischen Untergang der Hohenstaufen knüpft. — Seine Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts (8 Bde., 1832—1850) hat das Verdienst, daß sie gegen die romantische Reaction den liberalen Standpunkt vertritt. In den kleinern Werken politisch-historischen Inhalts, Reisebildern, theoretischen Abhandlungen u. s. w., bleiben wir selten ganz ohne Befriedigung. Es zeigt sich überall der politisch gebildete Mann, dabei aber doch meistens eine Vorsehnlichkeit des Urtheils, eine Ungründlichkeit des Studiums und ein Wankelmuth in den Eindrücken, der dem echten Historiker nicht ziemt. Seine Bildung ist vielseitig, aber nicht tief, sein Urtheil ehrlich, aber nicht streng und ernst, sein Liberalismus leicht angeregt und in solchen Momenten selbst einem kühnen Ausdruck nicht abgeneigt, dann aber, wenn ein ernsthafter Conflict eintritt, schüchtern und mißtrauisch gegen sich selbst. Seine Broschüre über die Theilung Polens (1831), seine Rede über die Alten-Prigsche Religionsität in der Akademie (1847) konnten bei einem preussischen Professor wohl Staunen erregen, aber seine Kühnheit entsprang mehr einem

leichtfertigen Einfall, als einer fest geschlossenen Ueberzeugung. Es ist schwer, einem Mann wie Raumer gegenüber nicht undankbar zu sein, denn eigentlich hat er durch sein freimüthiges Urtheil in einem Kreise immer wachsender Verfinsterung sich um das Vaterland verdient gemacht; aber fast ebenso hat er der Sache des Liberalismus geschadet, da man aus ihm und ähnlichen Männern sich ein Bild von der politischen Gesinnung der Partei im Allgemeinen machte.

Durchweg das Gegentheil sowohl im Charakter als im Talent finden wir bei dem eigentlichen Theoretiker unserer Partei, bei Friedrich Dahlmann. Wenn die Bezeichnung Doctrinärs auf die deutsche Partei im Allgemeinen, die man dadurch zu charakterisiren glaubt, in keiner Weise passen will, so läßt sie sich auf Dahlmann im Guten wie im Schlimmen mit Recht anwenden. Dahlmann hat die reichen Erfahrungen und das Nachdenken seines Lebens zu einem System verarbeitet, in dem er lebt und webt, das zuweilen den Thatfachen eine ungenaue Färbung giebt und das Leben und seine Entschlüsse in das graue Gewand der Abstraction kleidet, das ihm aber auch jenen festen, unerschütterlichen Glauben vermittelt, das ihn über alle Wechsel der Ereignisse erhebt und seinem Leben jenes Gepräge der Charakterfestigkeit aufdrückt, dem selbst die Gegner, wenn auch wider Willen, Huldigung zollen müssen. Seine politische Einsicht und die Zweckmäßigkeit seiner Mittel ist von verschiedenen Seiten angefochten worden; über die Ehrenfestigkeit seines Charakters aber ist nur eine Stimme, und diese prägt sich auch in seinen Schriften aus. Sie haben zuweilen etwas Steifes und Unbeholfenes, jugendlich aufsprudelnde Wärme findet sich selten, aber sie machen doch einen wohlthuenden Eindruck, denn wir fühlen, daß wir einen Mann vor uns haben. — Dahlmann ist 1785 in Wismar geboren, studirte in Kopenhagen und Kiel die Alterthumswissenschaften und wurde 1813 als Professor nach Kiel berufen, wo er durch die Betheiligung an den ständischen Angelegenheiten zu einem gründlichen Studium des Staatsrechts veranlaßt wurde. Wegen seiner deutschen Gesinnung zog er sich die Abneigung der Regierung zu und ließ sich in Folge dessen 1829 nach Göttingen versetzen. Hier wirkte er als Vertreter der Mittelpartei, die man gewöhnlich als jaghaftes Justemilieu geringschätzt, der er aber durch die Schroffheit seines Wesens die Achtung auch der Gegner gewann. Das Grundgesetz von 1833 war hauptsächlich sein Werk. Als dasselbe 1837 einseitig aufgehoben wurde, leitete er den berühmten Protest der sieben Professoren, wurde in Folge dessen abgesetzt und lebte als Privatmann in Jena, bis er 1842 nach Bonn versetzt wurde. — Seine historischen Studien, vorzugsweise über die deutsche Geschichte des Mittelalters, sind in den Forschungen auf dem Gebiet der deutschen Geschichte (1822 — 1823) niedergelegt. Das reifte seiner histo-

rischen Werke ist aber die Geschichte Dänemarks (1840—1843), voll lebendiger Färbung, nicht immer correct in der Form, aber kräftig und energisch in der Charakteristik, vornehm und gehaltvoll in den sittlichen Ideen. Weit wichtiger sind seine politischen Abhandlungen, namentlich die Politik auf den Grund und das Raß der gegebenen Zustände zurückgeführt (1835), noch heute das bedeutendste Handbuch des constitutionellen Systems. — Auf den ersten Anblick scheint zwischen Dahlmann und Schlosser eine große Verwandtschaft zu bestehen. Beide sind freimüthig bis zur Rücksichtslosigkeit, unerschütterlich in ihren Ueberzeugungen, den allgemeinen Stimmungen unzugänglich und trotz des schärfsten Blicks in die Verirrungen der Wirklichkeit lebensmuthig in die Zukunft blickend. Daß aber zwischen ihren Naturen auch ein Gegensatz obwaltet, zeigt schon der Stil. Schlosser ist bequem und naturalistisch, in der Wahl seiner Ausdrücke, wie in seinen Satzverbindungen ungenirt bis zur Ostentation. Dahlmann's Form dagegen hat etwas vornehm Ablehnendes; man sieht das Mitwirken der Kunst. Sehr ernst in der Hauptsache, liebt er es doch, von Zeit zu Zeit durch eine colorirte Färbung den Reiz seiner Darstellung zu erhöhen, nicht aus angeborener Reigung, sondern aus künstlerischer Rücksicht; und so ist es auch in den Urtheilen. Schlosser urtheilt stets unmittelbar, er greift in jedem einzelnen Fall mit seinem gesunden Menschenverstand durch; der Gedanke an eine Regel, nach der er sein Urtheil bildet, bleibt ihm fern. Dahlmann dagegen, so entschieden er bei seinen Resultaten stehen bleibt, erwägt vorher gewissenhaft, fast ängstlich alle Rücksichten. Nicht der einzelne Fall ist ihm die Hauptsache, sondern die Regel, die er durch denselben feststellen will. Schlosser kommt es auf Widersprüche nicht an; auf seine Begründungen legt er keinen großen Werth, in der Ueberzeugung, das Richtige unmittelbar zu treffen: er hat im Grunde gar kein System. Dahlmann dagegen ist ein strenger Systematiker, und seine Politik, die sich von dem Idealismus der frühern Zeit dadurch unterscheidet, nicht von einem einfachen Grundgedanken, sondern von der Fülle aller möglichen Erwägungen auszugehen, ist mit ihren zahlreichen Bedingungen, Beschränkungen und Rücksichten dennoch von einer so strengen Folgerichtigkeit, daß man nicht leicht einen einzelnen Punkt derselben wird in Frage stellen können, ohne zugleich das ganze System einer Kritik zu unterwerfen. Als gymnastische Vorübung der politischen Bildung ist sein System außerordentlich fruchtbar; freilich darf man von ihm nicht erwarten, was überhaupt kein System leistet, daß es die praktische Bildung ersehen soll. Wenn man die Politik idealistisch auffaßt, so verdient Dahlmann's gesamntes Wirken die höchste Bewunderung; denn er hat rücksichtslos und mit der reinsten Aufopferung in jedem gegebenen Fall nach seiner Ueberzeugung, nach seinem System gehandelt. Ganz konnte dies

freilich für alle Fälle nicht ausreichen, denn über den Regeln vergaß er zuweilen die individuellen Bedingungen. Als Lehrer unserer Partei nimmt er die erste Stelle ein; zum Führer, der sich im Augenblick und für den Augenblick entscheiden soll, war er nicht geeignet. Seine beiden kurzen Darstellungen der englischen und französischen Revolution haben mehr für die Verbreitung constitutioneller Grundsätze in den höhern Schichten gewirkt, als hundert politische Abhandlungen, wenn man auch aus ihnen die Ueberzeugung entnimmt, daß der Verfasser in jener stürmischen Zeit die Ereignisse nicht würde beherrscht haben. Aber in einer Beziehung muß er dem jüngern Geschlecht als ein leuchtendes Vorbild vorstehen, wegen des freudigen Glaubens, mit dem er trotz aller Enttäuschungen an seinen Ideen festgehalten hat.

Wenn Schloffer mit individueller Kritik den Thorheiten des Zeitalters gegenüberstand, Dahlmann dagegen die richtigen Ideen zu einer geschlossenen Partei zu krystallisiren strebte, so steht ein dritter Vorkämpfer unserer Sache zwischen Beiden in der Mitte. — Georg Gervinus, geb. 1805 zu Darmstadt, war ursprünglich zum Kaufmannsstand bestimmt und ging erst, nachdem er ausgelernt, aus innerm Drange zu den Studien über. Was ihm an gründlichen Schulkenntnissen abging, holte er mit großer Anstrengung fast allein durch Selbststudium rasch nach, so daß er hinlänglich vorbereitet 1826 die Universität Heidelberg beziehen konnte. Die Spuren dieser autodidaktischen Bildung haben sich nie ganz bei ihm verleugnet, so ernst und gründlich er in seiner Fortbildung war und ein so reiches Talent er mitbrachte. Auf der Universität war Schloffer's Einfluß maßgebend für ihn, und selten hat ein Schüler die Methode seines Lehrers so bis zum Verwechseln sich angeeignet. Auf Dahlmann's Empfehlung wurde er 1836 Professor in Göttingen. Er nahm an der Protestation seiner gelehrten Freunde Theil, wurde vertrieben und lebte seitdem ohne officiële Stellung. Damals erregte die Absetzung von Professoren aus politischen Motiven noch allgemeine Theilnahme; heute ist man gegen dergleichen abgestumpft. Unter allen seinen Freunden war Gervinus der Populärste. Er trat mit der größten Rücksichtslosigkeit und dem frischesten Muth dem Unrecht gegenüber, und er hatte eben durch seine Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen alle sittlichen Regungen des Volks in Bewegung gesetzt. Die drei ersten Bände erschienen 1835—1838, die beiden folgenden 1840—1842. Der Erfolg war so bedeutend, wie nie bei einem wissenschaftlichen Werk von ähnlichem Umfang, und er war in jeder Weise gerechtfertigt: das müssen wir am lebhaftesten anerkennen, die wir, durch sein Vorbild angeregt und getragen, in einzelnen Punkten ihn zu überholen streben. Die eigentlichen Gelehrten, welche durch lange Gewohnheit die Schwierigkeiten eines so

umfassenden Gemäldes deutlicher empfinden, die schärfer zu unterscheiden wissen, was über jeden einzelnen Punkt ausgemacht oder zweifelhaft ist, mußten über die Vermessenheit eines Unternehmens erstaunen, in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein Gebiet beherrschen zu wollen, an dessen Studium sie ein ganzes Leben gesetzt.\*) Das Volk urtheilte anders, und mit Recht. Es kam ihm zunächst darauf an, ein Gesamtgemälde von dem Gang der geistigen Entwicklung zu empfangen, um sich seines eigenen Wesens bewußt zu werden. In großen Zügen hatte Gervinus diese Geschichte gruppiert, und der sittliche Ernst, so wie das starke Gefühl für alles Große und Bleibende gaben dem Bild auch da, wo er nur Kritik auszuüben schien, eine wohlthuende Färbung. Auch ihm kam es, wie seinem Lehrer Schloffer, hauptsächlich auf eine Unterweisung der Gegenwart an. Der Zeitpunkt war richtig gewählt, mit dem Geist der alten Literatur zu brechen. Das jüngere Geschlecht war ernst genug geworden, um die verhängnißvollen Abwege der frühern zuchtlosen Genialität zu durchschauen, und es war charakteristisch, daß die historische Forschung gleichzeitig und mit demselben Eifer den Kampf gegen die Romantik unternahm, als die Jahrbücher auf dem Wege philosophischer Postulate. An ein vorwiegend kritisches Werk darf man nicht den Maßstab historischer Vollendung anlegen. Trotz aller Gelehrsamkeit fühlt man heraus, daß Gervinus den Stoff erst zu einer bestimmten Zeit, der Darstellung wegen, sich angeeignet hat; er besitzt nicht die vertraute Gewohnheit seines Gegenstandes, sich instinctartig überall zurecht zu finden. Es ist ferner ein gewaltsames Verfahren, gerade in Deutschland, die poetische Literatur von der prosaischen zu trennen. Dadurch verliert man nicht nur in den bedeutendsten Perioden allen Faden der Bewegung, es werden auch einzelne Erscheinungen in ein falsches Licht gestellt. So sieht es z. B. zu wunderlich aus, wenn Luther sich nur als Dichter von Kirchenliedern geltend macht. Vollends das neunzehnte Jahrhundert wird zu einem wüsten Irrgarten, wenn der Faden zu diesem Labyrinth, das Nervengeflecht der neuen Literatur, die philosophische Entwicklung von Kant, Fichte, Jacobi, Schelling, Schleiermacher, Hegel, Feuerbach kaum erwähnt wird. Endlich fehlt der künstlerischen Form diejenige Vollendung, die das Kennzeichen eines classischen Geschichtswerks ist. Wir sehen fortwährend die Werkstätte des Schriftstellers in seinem unruhigen Schaffen und Treiben, er nimmt jede einzelne Erscheinung vor, sucht den Zusammenhang mit einer andern, frühern oder spätern, stellt sie mit einer dritten, die aus einer ganz andern Periode

\*) Für das wissenschaftliche Studium der Literatur ist das Handbuch von Roberstein (zuerst 1827), von dem so eben die 4. Aufl. erscheint, noch immer nicht zu umgehen.

her auf seinem Secirtisch liegt, in Parallele, rechnet mit ihr, entschuldigt sie u. s. w. — Aber die „Literaturgeschichte“ ist mehr als ein Kunstwerk, sie ist eine That; ein nothwendiger und bedeutender Schritt zur Befreiung unsers Geistes. Die Hauptkrankheit des Zeitalters war die Unsicherheit im Urtheil. Diese Geschmacksverwirrung hing mit der Unklarheit in sittlichen Dingen zusammen. In eitler Selbstbeschaulichkeit wechselten wir mit einer souverainen Ironie gegen alles Große und Gute und einem bequemen Geltenlassen alles einmal Existirenden. Es war eine Art Aberglauben geworden, daß nur ein äußerliches großes Ereigniß uns aus dieser faulen Lethargie erwecken, uns elektrifiziren, und ein neues Leben einhauchen könne. Aber die Günst der Götter hilft der Trägheit nichts. Ein Volk, welches nicht in eigener, bewußter Thätigkeit seine Zwecke zu verfolgen im Stande ist, wird durch Revolutionen nicht gefördert. — Die „Literaturgeschichte“ war eine Empörung des gesunden Menschenverstandes gegen die Sprachverwirrung der modernen Scholastik. In früherer Zeit hätte ein ähnliches Unternehmen keinen Erfolg gehabt. Zu einem kritischen Werk dieser Art gehört das sichere Bewußtsein des Sieges, das Gefühl, daß der Stern des Gegners im Sinken ist. Die Nicolai waren in ihrer Opposition hämisch, gedrückt, ungerecht, weil der Stern der Romantik im Steigen war. Erst das Gefühl der Ueberlegenheit giebt die Fähigkeit und das Recht, liberal zu sein. Und liberal ist Gervinus, trotz seines sittlich ästhetischen Rigorismus, überall, wo er mit dem Gegner nicht in unmittelbare Berührung kommt. — In diesem Zusammenhang wird das Motto des vorletzten Theils, das aus Percy die Ironie gegen alles poetische Floskelwesen entlehnt, und die Schlußermahnung an die Deutschen, die Poesie eine Weile ruhen zu lassen, begreiflich. Ein seltsames Motto für die Geschichte der Poesie, als Kunstwerk betrachtet, aber gerechtfertigt als Resultat einer kritischen That, die eine überwundene Periode abschließen soll. Es wird uns dann auch verständlich, wie der Kritiker in der Ungeduld, diesem neuen Schaffen Raum zu geben, dem Volk gleichsam den Trost hinwirft, die classische Zeit seiner Literatur läge hinter ihm. Gervinus glaubte die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß unsere ganze Poesie so weit von Romantik inficirt sei, daß sie in eine neue Bahn zu leiten, eine größere Kraftanstrengung erfordere, als der kühne Griff nach einer ganz neuen Thätigkeit. Als solche schwebte ihm die Politik vor, freilich nicht in ganz festen Umrissen, denn der Aufruf zu einer Erhebung war ziemlich allgemein gehalten und ließ nur die Vorstellung eines Nationalkriegs durchschimmern. — Indem man nun nach allen Seiten hin ängstlich sich umsah, ob es nicht irgend etwas zu thun gebe, ereignete sich der Vorfall mit dem heiligen Ruch in Trier, Ronge's Brief in den „Vaterlandsblättern“, die Bildung der deutschkatholischen Gemeinden und gleich

darauf die lichtfreundlichen Proteste. Nur jene Ungeduld macht es erklärlich, daß Gervinus sich über eine so inhaltlose Bewegung täuschen ließ, daß er es für möglich hielt, eine kirchliche Reformation könne sich erneuen in einer Zeit, wo man der unbequemen Kirche nur den Widerwillen der weltlichen Gesinnung, nicht aber den Feuereifer des erfüllten Glaubens entgegensetzte. — Die Gründung der „Deutschen Zeitung“, 1847, war ein neues, sehr großes Verdienst. Sie war doctrinär, wie keine andere, denn was sie Historisches gab, galt nur als Bekräftigung des leitenden politischen Grundsatzes, der Einigung Deutschlands unter der Hegemonie des wiedergeborenen Preußen, und doch staatsmännisch, denn sie ging auf sämtliche Fragen, die bisher Privatgut der Bureaucratie gewesen waren, mit Gründlichkeit und Sachkenntniß ein. Von allen Seiten angefeindet, ging sie gleichmäßig und fest, ohne einen Augenblick zu schwanken, ihren ernsten, ruhigen Gang, die Fahne der Zukunft in den Händen. In der Revolution fiel die Leitung der Partei der „Deutschen Zeitung“ in die Hände; aber sie mußte sich, wie es im concreten Leben nicht wohl anders möglich ist, den Umständen fügen, und es war natürlich, daß Gervinus, der die logische Consequenz seiner Prämissen mit der ganzen Energie seines Charakters festhielt, allmählig im Kreise seiner Partei vereinsamte und sich endlich von der activen Theilnahme an der Tagespolitik zurückzog. Für den Augenblick trieb ihn seine Neigung in eine ideale Welt, die er sich und der schlechten Gegenwart als einen Spiegel vorhalten wollte, und dies Ideal fand er in Shakespeare. In der Analyse dieses Dichters wollte er dem verwirrten und entnervten Jahrhundert das Bild eines Mannes entgegensetzen, der immer wußte, was er wollte, und dessen Größe mit seiner Klarheit, mit der Festigkeit seiner Gesinnung Hand in Hand ging. Von der Wichtigkeit dieser sittlichen Gesinnung ist Gervinus so durchdrungen, daß er auf die künstlerische Seite des Gegenstandes fast gar keine Aufmerksamkeit wendet. Er belauscht den Dichter nicht in seinem bewußten Schaffen, sondern er nimmt seine Darstellungen wie Naturerzeugnisse hin. — Gervinus hat stets mit dem philosophischen Radicalismus in Feindschaft gelebt, und doch ist in der „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts“ (1853) sowohl die Methode als das Resultat diesem Radicalismus verwandt. Auch er hat eine Construction der Geschichte versucht, und zwar auf dem Wege der Induction und der Analogie. Hegel hatte sich mit weisem Instinct innerhalb der fertigen Geschichte bewegt; allein er hatte die Ereignisse, die man im gewöhnlichen Leben aus einem endlichen Causalnexus herzuleiten pflegt, aus ideellen Motiven entwickelt. Wenn man diese Methode zugab, so konnte man sich leicht versucht fühlen, auch die Zukunft in den Kreis der geschichtsphilosophischen Betrachtung zu ziehen, da die Voraussetzungen bekannt waren.



Durch Vergleichung der griechischen Geschichte mit der allgemeinen europäischen Entwicklung im Mittelalter und in der neuern Zeit hat Gerwinus ein Gesetz der Evolution hergeleitet, welches er sogar nach Perioden feststellt, und in welchem er als Trost für die Wirrnisse der Gegenwart die Ueberzeugung gewinnt, daß Deutschlands Zukunft der gemäßigten Demokratie gehöre. Gegen Methode und Resultat läßt sich Vieles einwenden, denn Analogien beweisen in der Geschichte um so weniger, je verschiedener die Gegenstände sind, auf die sie angewendet werden, und für die Möglichkeit einer Demokratisirung Deutschlands müßte man sich erst concretere Vorstellungen bilden, als man bis jetzt im Stande ist. Aber diese Mängel werden aufgewogen durch die Energie einer männlichen Gesinnung, die der politischen Erschlaffung des Zeitalters kräftig entgegentritt, und deren starker Nachhall im deutschen Volke uns gezeigt hat, daß wir doch nicht allen Muth verloren haben. — Möchte es ihm gelingen, bei seinem neuen Unternehmen, der Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen, zum zweiten Mal ein Nationalwerk zu schaffen. Der erste Band läßt Viel zu wünschen übrig, auch wenn man die Schwierigkeiten der Aufgabe in Anschlag bringt. Wir Deutschen stehen darin gegen die Engländer und Franzosen sehr ungünstig. Die Geschichte der letzten vierzig Jahre nimmt bei allen übrigen Völkern einen dramatischen Verlauf; sie sind stets in Bewegung, in Leidenschaft, in Action, in einer verhältnißmäßig folgerichtigen Entwicklung. Deutschland dagegen spielt eine ganz passive Rolle. Seine Geschichte wird außerhalb seiner Grenzen gemacht, und seine innere Entwicklung hat keinen Mittelpunkt. In der Gesetzgebung, der Verwaltung, im kirchlichen Leben, in der Literatur und Kunst ist vielerlei geschehen, die Industrie hat glänzende Fortschritte gemacht, aber alle diese Einzelheiten zu einem kunstgerechten Bilde zu verarbeiten, ist eine Aufgabe, die auch der größte Schriftsteller nur annäherungsweise lösen wird. — Auch diesmal hat Gerwinus einen vorwiegend kritischen Zweck. Die Geschichte selbst wird undeutlich erzählt, und auch das Urtheil leidet an dem Uebelstand, daß Gerwinus nie im Stande ist sich in die Seele, in das Lebensprincip der handelnden Person zu versetzen, daß er sie stets von seinem eigenen Standpunkt aus beurtheilt. Diese Subjectivität des Standpunkts, die sich aus der Schloffer'schen Schule herschreibt, verleitet zuweilen zu Ungerechtigkeiten, denn es ist unerlaubt, von einem großen Menschen, der mit einer neuen Idee in die Geschichte eingreift, zu verlangen, er solle durchweg so empfinden, wie die verständige Masse empfindet. Am auffallendsten ist das bei dem Freiherrn von Stein, dessen Bild durch kunstwidrige Hervorhebung zufälliger Seiten eine falsche Färbung erhält. Es ist nichts leichter, als aus dem Bild einer ursprünglichen Natur alle Größe wegzuwischen; man darf nur sein Leben

in die einzelnen Tage zerlegen und den verbindenden Faden fallen lassen. Der ächte Historiker soll nicht analysiren, wie der gemeine Mann; er soll durch seine Analyse das Nervengeflecht bloßlegen, während der gemeine Mann seine Pflicht gethan zu haben glaubt, wenn er die Oberfläche durch das Mikroskop besieht. Gervinus hätte mehr die innere Nothwendigkeit der Dinge, als die Schwächen und Irrthümer der Menschen ins Auge fassen sollen: da durch sein sanguinisches Wesen sein Princip häufig eine andere Färbung annimmt, wird man nicht einmal von der eisernen Festigkeit eines, wenn auch einseitigen Grundgedankens betroffen. Je größer das Ansehen ist, dessen sich Gervinus mit vollem Recht innerhalb der Fortschrittspartei erfreut, desto mehr müssen wir wünschen, auch in seiner historischen Darstellung jene Besonnenheit, jene Reife der Ueberlegung zu finden, die sich mit der Festigkeit des Willens paaren muß, wenn etwas Erfolgreiches daraus hervorgehen soll.

Die ungewöhnliche Ausdehnung, welche in diesem Augenblick das Gebiet der Literaturgeschichte gewinnt, erklärt sich aus dem dunkeln Gefühl, daß es mit der Blüthe dessen, was man früher ausschließlich Literatur zu nennen pflegte, vorüber ist. Auch im Lauf eines classischen Zeitalters finden sich wohl literarhistorische Versuche, aber diese gehen vorzugsweise darauf aus, für vorhandene Richtungen Gewährsmänner und Vorbilder aufzufuchen. Was z. B. in der Schlegel'schen Periode in der Literaturgeschichte geleistet wurde, ging mitten aus der Bewegung der Poesie heraus, die sich bemühte, für ihren Lebenstrieb neue Kräfte zu sammeln. — Seit Gervinus sieht sich der Geschichtschreiber die Literatur wie ein Object gegenüber; er betrachtet sie kritisch, als geistigen Ausdruck einer bestimmten Culturentwicklung, deren letztes Resultat er entweder mit Befriedigung oder mit Verdruß empfindet. Die Frage nach dem Werth eines Kunstwerks an und für sich läßt sich freilich nicht umgehen, daneben tritt aber die zweite hervor: was für einen Einfluß hat es auf unsere nationale Entwicklung gehabt, oder inwiefern ist es ein Zeugniß für ein bestimmtes Moment unserer nationalen Entwicklung? Wer würde z. B. sich noch dazu hergeben, den Werth Shakspeare's oder Calderon's lediglich nach formalen Principien der Aesthetik zu prüfen? Wer würde nicht die Nothwendigkeit fühlen, auf ihren sittlichen Inhalt einzugehen und die Wechselwirkung zu betrachten, die zwischen ihren sittlich-religiösen Voraussetzungen und ihren poetischen Idealen besteht? Ja, je entschiedener sich der Literaturhistoriker auf diesen Standpunkt versetzt, desto unbefangener kann er in seinem ästhetischen Urtheil zu Werke gehen; er kann dem spanischen Dichter eine vollständige poetische Ehrenerklärung geben, wenn er nur vorher voraussetzt, daß sein poetisches Ideal auf Kosten der höhern sittlichen Ideen sich entwickelte.

Am engsten an die Heidelberger Schule schließt sich Ludwig Häusser an, geboren 1818, der Schüler Schloffer's, der Freund und Parteigenosse von Gervinus. Bald nach dem Beginn seiner akademischen Laufbahn, welche durch die Geschichte der rheinischen Pfalz 1845 begründet wurde, riefen ihn die politischen Interessen von den strengwissenschaftlichen Studien ab. Er betheiligte sich seit 1847 an der Redaction der Deutschen Zeitung und verfocht in der badischen Kammer die constitutionelle und bundesstaatliche Ansicht, deren Organ jene Zeitung war. Es ist einer der tüchtigsten Repräsentanten für jene Seite der Partei, die man als die eigentlich Kleindeutsche bezeichnen darf, die zu der Einsicht, daß in Preußen der Kern des deutschen Wesens zu suchen sei, erst nach Ueberwindung starker Antipathien gelangte. Die Auffindung wichtiger Materialien für die Politik des vorigen Jahrhunderts veranlaßte ihn, seit 1852 die deutsche Geschichte vom Tode Friedrich des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes zu schreiben. Der Einfluß von Schloffer und Gervinus ist nicht zu verkennen, im Guten wie im Schlimmen. Sein Ausgangspunkt ist das sittlich-politische Bewußtsein der Gegenwart; nicht die Erforschung der Thatfachen, sondern die Feststellung des Urtheils ist ihm die Hauptsache, und er findet in der Geschichte vorzugsweise den pädagogischen Beruf, das Volk über seine Interessen aufzuklären und ihm Achtung vor jeder wahren Größe, Verachtung jeder Hohlheit und jedes Scheines einzufößen. Der pragmatische Standpunkt macht sich überall geltend, und selbst die Schnelligkeit, mit der er arbeitet, verräth das Vornehmen der politischen Leidenschaft über das wissenschaftliche Interesse; aber es ist eine edle Leidenschaft, ein männlich tüchtiges Urtheil und ein entschlossener gesunder Menschenverstand, was sich in dieser Geschichte ausspricht. Die Periode bis zum Frieden von Basel wird vorzugsweise durch den Reiz neuentdeckter Thatfachen getragen, die auf die politischen Wirren im Orient ein überraschendes Licht warfen. Einen erfreulichen Eindruck macht diese Geschichte nicht, denn die deutsche Politik jener verhängnißvollen Jahre enthält, um einmal den bestimmten Ausdruck zu gebrauchen, nichts als Infamie. Vielleicht wird ein späterer Geschichtschreiber die ganze Periode humoristisch auffassen und dies Gewirr von Hochmuth und Abgeschmacktheit zu einem komischen Bild verarbeiten; uns aber, den Erben der Ehre und der Schande unserer Väter, die wir in unserer heutigen Politik nur zu oft das Gegenbild jener Tage erblicken, uns vergeht die Heiterkeit. Den Mittelpunkt der Darstellung nimmt natürlich die preussische Politik ein. Wie jeder echt deutsche Patriot, fühlt Häusser bei der Schmach des Staats, auf dessen Schultern noch immer die deutsche Zukunft ruht, das Blut in seine Wangen steigen; aber so lebhaft dies Gefühl in ihm ist, seine auf ernstes Nachdenken begründete Ueberzeugung wird dadurch nicht alterirt,

und man kann nicht sagen, daß der Unwille den Vers macht. In der Schilderung der wehvollen Jahre, die darauf folgten, ist der ernste Charakter der Begebenheiten durch den Ton glücklich getroffen. Man sieht, wie Häuffer mit seiner tapfern Gesinnung in jenen schweren Kämpfen wie in der Gegenwart lebt, wie seine Einsicht durch einen unsträflichen Charakter getragen wird. Niemals verblendet ihn der Schein der Größe, den sittlichen Maßstab aus den Augen zu lassen; aber auch der gute Wille, wo er mit Schwäche verbunden ist, findet keine Nachsicht. Er läßt sein warmes Gefühl überall durchblicken, aber er vermeidet im Ganzen die bloß rhetorischen Wendungen. Wo es darauf ankommt, durch geistvolle Charakteristik der einzelnen Figuren dem Bekannten einen neuen Reiz zu geben und den Verzweigungen der Politik in allen Canälen des geistigen Lebens nachzuspüren, reicht sein Talent nicht vollständig aus. Seine Charakteristik ist richtig, aber sie hat nicht jenen Zauber der Genialität, den wir durch neue glänzende Leistungen in der Geschichtschreibung gewissermaßen zu beanspruchen vermöhen sind. Die Bedeutung des Buchs liegt nicht in der wissenschaftlichen Leistung. Das Volk soll sich daraus unterrichten, damit ihm seine Vorzeit zur Gegenwart werde, seine Schande sich lebendig in sein Herz eingrabe und sein wohlervorbener Ruhm ein freundiges Licht auch auf die Zukunft werfe. Denn in der That ist es Gegenwart, was wir hier zum zweiten Mal erleben. Ein großer Theil der Schäden, an denen damals Deutschland unterging, ist noch immer nicht geheilt, die Gefahren sind noch immer vorhanden, aber auch die Kraft ist nicht verloren, mit welcher damals das Volk sich Recht zu verschaffen wußte. Für den männlichen, unerschrockenen Freimuth, mit welchem der Verfasser die Sonde in Deutschlands Wunden legt, verdient er den Dank der Nation. — Eine würdige Ergänzung findet das Buch in der Geschichte der deutschen Freiheitskriege von Major Beizke. Das Buch kam sehr zur Zeit, da eine Gefahr, an die während des vierzigjährigen Friedens Niemand dachte, sich in den orientalischen Wirren vor Aller Augen enthüllte. Man war durch die lange Waffentuhe verweichlicht und schmeichelte sich wohl mit der Hoffnung, die ungeheure Entwicklung der Industrie und des Credit systems mache einen ernsthaften europäischen Krieg unmöglich. Wie schwankend der Grund war, auf den diese Erwartungen sich stützten, hat sich nun gezeigt. Wir sahen einen furchtbaren Krieg entbrennen, wir sahen von drei Nationen die riesenhaftesten Anstrengungen gemacht, um eines Gegenstandes willen, den man nicht einmal genau bezeichnen konnte. Es ist nicht bloß das gesteigerte Rationalgefühl, was wir aus einer Darstellung unserer Freiheitskriege zu schöpfen haben, nicht bloß das stolze Bewußtsein, wenigstens einmal in unserer Geschichte mit selbständiger Kraft Großes gewagt und gewollt zu

haben, sondern vor allen Dingen eine klare Einsicht in die Zustände, die unsere Schwäche und Hülflosigkeit bedingen, und in den einzigen Weg, der ihnen Abhülfe verheißt. Denn jene Zustände sind nicht von heute oder gestern. Dieselben Ursachen, welche es damals dem französischen Eroberer möglich machten, in dem Herzen Deutschlands festen Fuß zu fassen und sich mit dem russischen Kaiser gewissermaßen über die Theilung der Beute zu verständigen, sind noch heute vorhanden. Der Unterschied ist nur, daß wir heute wissen, woran es uns fehlt, und daß dieses Wissen allmählig im Begriff ist, sich in Gefühl und Instinct zu verwandeln. Der Instinct des Volks ist aber ein Factor der Geschichte, den keine diplomatische Schlaueit beseitigen wird. — Die ungewöhnliche Theilnahme, welche das Buch erregt hat, ist in hohem Grade gerechtfertigt. Der Verfasser ist nicht, was man gewöhnlich einen geistreichen Mann nennt; er überrascht nicht durch ungewöhnliche Gesichtspunkte, er ist ein schlichter Soldat, der sein Handwerk versteht und der Sprache soweit mächtig ist, um das, was er weiß, klar und durchsichtig darzustellen; der Mühe und Sorgfalt darauf verwandt hat, sich aus Erzählungen und Documenten in die Thatfachen, die er erzählen will, eine vollständige Einsicht zu verschaffen, der aber niemals mit einer unnützen militärischen Gelehrsamkeit prunzt, welche den Leser doch nur verwirrt, statt ihn aufzuklären. Vor Allem aber, er ist ein ehrliches, biederes Herz, von seinen Ueberzeugungen innig durchdrungen und gewappnet gegen alle Sophismen einer überweisen Staatsklugheit. Er sieht das Ziel der Geschichte klar vor sich und hat den Muth, es unumwunden auszusprechen.

Viel entschiedener als sonst übernimmt Norddeutschland die Führung der Literatur. Die neue Form des Schaffens verlangt zweierlei: eine gründliche, streng zusammenhängende Schule und eine ununterbrochene Beziehung auf das größere politische Leben. Um auf der Höhe der Zeit zu bleiben, muß der Einzelne Disciplin lernen; er muß das Gefühl in sich tragen, einem organischen Ganzen anzugehören, seine Gesinnung muß mit seinem Studium Hand in Hand gehen. Dieser Einheit treten in Süddeutschland in religiöser wie in politischer Beziehung unübersehbare Hindernisse in den Weg. Daß Schleswig-Holstein so viel tüchtige Arbeiter an der Entwicklung des deutschen Geistes gestellt hat, liegt nicht bloß in der gesunden Natur des Stammes, sondern darin, daß in dieser kleinen Landschaft die historischen Ideen, aus welchen die Bewegung des neuen deutschen Lebens hervorgeht, am tiefsten in den Neigungen und Wünschen des Volks Wurzel geschlagen haben. In Schleswig-Holstein wird sich entscheiden, ob für uns noch eine Erhebung zum nationalen und staatlichen Leben möglich ist, und das Gefühl dieser providentiellen Bestimmung lebt im gesammten Volk. Unter den Geschichtschreibern dieser

Provinz tritt Georg Walp hervor, 1813 in Hensburg geboren, studirte seit 1832—36 zu Kiel und Berlin Rechtswissenschaft und Geschichte. Es ist für einen Schriftsteller nicht hoch genug anzuschlagen, wenn seine Jugendbildung in eine Zeit fällt, die ihn der innern Kämpfe überhebt. In solchen innern Kämpfen und Schwankungen mag ein starker Charakter Gelegenheit finden, sich tiefer und vielseitiger zu entwickeln, die Spuren verwischen sich nicht ganz, und es bleibt im Geist ein nicht ganz zu überwindendes Moment, das der harmonischen Bildung widerstrebt. Walp trat in eine fettige, nach Grundsatz und Methode völlig geregelte Bildungsschule. Aus den Sympathien waren Principien geworden, und was Männer wie Savigny, Niebuhr, Grimm, Eichhorn im Einzelnen geschaffen, krystallisirte sich allmählig zu einem übereinstimmenden Ganzen. Seit 1825 leitete Ranke die historischen Studien in Berlin, damals noch in jugendlicher Kraft. Ranke gewöhnt seine Schüler daran, sich nur in seiner Gesellschaft zu bewegen, nur auf den Kenner Rücksicht zu nehmen. Eine gewisse diplomatische Zurückhaltung ist mit diesem Streben nothwendig verbunden; zwar besitzt und erweckt Ranke einen großen Sinn für das Originelle und Ungewöhnliche, aber eigentlich nur insofern es „Caviar ist fürs Volk“. Etwas von diesem vornehmen Wesen findet sich auch in den spätern Schriften von Walp. Jedenfalls hätte er sich unter Schlosser's Leitung mehr daran gewöhnt, aus sich herauszugehen, und auch in dem Ausdruck jene Lebhaftigkeit der Ueberzeugung wiederzugeben, die ihm wohl zu Gebote steht, wenn eine unmittelbare Erregung die diplomatische Zurückhaltung überwindet. Aber die ernste Gediegenheit des Stils, der Haß gegen die kleinen Künste der Rhetorik, die Gewissenhaftigkeit, mit der er bei jeder Thatsache den Grad der Gewissheit andeutet, die streng sachgemäße Darstellung würde er sich nicht in dem Grade angeeignet haben. Von seinem Lehrer unterscheidet er sich dadurch, daß er seine Person durchaus hinter die Sache zurücktreten läßt. — Gleich nach Ablauf seiner Universitätszeit wurde ihm Gelegenheit, durch unmittelbare productive Theilnahme an einem großen nationalen Unternehmen die Erweiterung seiner Kenntniß methodisch fortzusetzen. Wir meinen die *Monumenta Germaniae*, um deren willen er die Bibliotheken und Archive von Kopenhagen, Lyon, Montpellier, Paris (wo er eifrig Guizot studirte), der lothringischen Städte, von Luxemburg, Trier, Koblenz, Thüringen und Sachsen besuchte. Es ist ein Glück für den jungen Schriftsteller, wenn er genöthigt ist, seine Studien auf einen ersprißlichen Gegenstand zu richten, als bewußtes Glied eines Ganzen fortzuarbeiten. Denn gerade in dieser Entwicklungsperiode sind die Fehlgriiffe leicht, und wenn auch nicht entscheidend, doch vielfach störend, für den natürlichen Fortgang der Bildung. Die Vielseitigkeit der Bildung,

die Unbefangenheit des Blicks und die Sicherheit der Kritik, die wir in den spätern Arbeiten von Waig bewundern, verdankt er zum großen Theil dieser Entwicklungsperiode, die bis zum Jahr 1842 fortbauerte, wo er als Professor nach Kiel berufen wurde und dort im Geist und in der Methode seines Lehrers die segensreiche pädagogische Wirksamkeit begann, die er gegenwärtig mit gleichem Erfolg in Göttingen ausübt. — In Kiel erschien das erste selbständige Werk: Die deutsche Verfassungsgeschichte (1. Bd. 1844, 2. Bd. 1847). Daß seit Eichhorn's Leistung, deren Werth unvergessen bleiben wird, durch die Massenhaftigkeit der seitdem angestellten historischen Forschungen eine ganz neue Grundlage dieses Gebäudes nothwendig wurde, zeigt das gleichzeitige Auftreten jüngerer Rechtshistoriker (z. B. Dönniges, Sachße). Leider ist Waig nicht über die Urgeschichte hinausgekommen, sein Werk umfaßt nur die Geschichte der Merovinger bis zu der Zeit, wo die immer wachsende Macht der Hausmeier das Aufblühen eines neuen Königsgeschlechts herbeiführte. Hoffentlich wird er sein Unternehmen bald weiter führen, denn was dazu nothwendig ist, besitzt selten ein Geschichtschreiber in gleichem Grad: umfassende Gelehrsamkeit, strenge kritische Methode, Universalität der Bildung, eine politische Weisheit, die in der Erfahrung geschult ist, und eine ebenso vornehme als starke Gefinnung. Von Eichhorn unterscheidet er sich dadurch, daß er nicht für den Schüler schreibt, sondern für den Kenner. Er überläßt die Vorstudien dem eigenen Ermessen, sein Zweck ist die künstlerische Darstellung des concreten Staatslebens. Sein Stil ist interessant, wenn auch nicht immer durchsichtig, man sieht, daß sich eine Fülle von Gesichtspunkten und Anschauungen bei ihm sammelt, daß sich ihm eine Reihe weit umfassender Perspektiven eröffnen, für die er den angemessenen Ausdruck mit einiger Mühe suchen muß. Er sucht die Methode Eichhorn's und Grimm's, Regel und concrete Anschauung, zu verbinden; er ist weder Jurist noch Philolog (im weitern Sinne), er strebt über Beides hinaus zur Historie; er geht nicht von der Regel aus, aber er sucht sie, und er hat Respect vor dem Begriff der Zeit, obgleich er ein wahrhaft philosophischer Kopf ist, wie namentlich das 8. Kapitel zeigt. — Theilweise war die Jubelfeier des Vertrags von Verdun die Veranlassung zur Herausgabe dieses Werks gewesen. Der Gedanke, der sich darin ausspricht, daß zur Bildung eines individuellen organischen Lebens die Losreißung von widerstrebenden Elementen nothwendig sei, hätte sich erst in den spätern Zeiten auf eine fruchtbare Art nachweisen lassen. Es sollte indeß dem Verfasser vorbehalten bleiben, durch unmittelbare Erfahrung jene Idee lebendiger und klarer in sich auszubilden. Seine streng historischen Beschäftigungen wurden durch die Betheiligung an der Politik unterbrochen. Wer die Literatur über das Leben stellt, wird das beklagen. Uns erscheint

dagegen auch für die Bildung des Schriftstellers die positive Betheiligung an den Bestrebungen der Zeit als ein unbedingter Gewinn. — 1846 wurde Waiz zum Abgeordneten der Universität für die holsteinischen Provinzialstände gewählt, die bald darauf aufgelöst wurden. 1848 finden wir ihn als Bevollmächtigten der schleswig-holsteinischen Regierung in Berlin, wo er volle Gelegenheit hatte, in Bezug auf Preußen in seine Seele jenes gemischte Gefühl aufzunehmen, welches der Widerspruch einer kräftigen, gesunden, jugendlich aufstrebenden Nation, die von unsichern Händen geleitet wird, erregen muß. Dann betheiligte er sich an der Nationalversammlung, wo er sich dem Casino, später der Weidenbuschpartei anschloß. Hier verfolgten wir ihn, obgleich er niemals als Führer hervortrat, als den gediegensten Vertreter der nationalen Partei. Für diejenige Art politischer Logik, die durch einfache Beschlüsse die Geschichte Deutschlands zu bestimmen glaubt, giebt es Widersprüche ebensowenig als zwingende Thatfachen, und ein Gemüth, welchem sich das Bild der Thatfachen ernster einprägt und das bei der tragischen Collision derselben in quälende Zweifel verfällt, ist ihr unverständlich. Nach dem Waffenstillstand von Malmö verdamnte Waiz mit dem Ernst, der der Sache zukam, das Unrecht der preussischen Politik gegen sein Heimathland, schloß sich aber doch dem Antrag an, welcher den Widerstand gegen die Bestimmungen des Waffenstillstandes dem Volk von Schleswig-Holstein überließ und auf ein Einschreiten von Seiten der Nationalversammlung verzichtete. Der Moment mußte entscheiden, wer mächtiger war, das neue Reichsregiment oder die bestehenden Staaten. Wer ernsthaft den Dingen ins Auge sah, fand die Frage schon vor der Abstimmung entschieden, denn das Reichsregiment mit der Nationalversammlung vertrat nicht eine organisirte Macht, sondern nur eine Stimmung, die noch dazu in den Hauptsachen uneins war. So lange die einzelnen Staaten in dem Fieber des Schreckes keinen Willen hatten, konnte der Schein des Willens, der vom Parlament ausging, sie bestimmen; sobald sie sich aber zu einem wirklichen Willen zusammenrafften, hatten sie bereits gesiegt: eine Logik der Thatfachen, der sich keine Abstimmung entziehen konnte. — Am 20. October drückte Waiz zuerst und am bestimmtesten das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland aus. Er zeigte, daß man mit Beschlüssen diese Frage nicht entscheiden werde, daß es nur darauf ankäme, die Grundsätze zu normiren und Oesterreich klar zu machen, unter welchen Bedingungen es an dem neuen Reich theilnehmen könne. Entweder müsse sich Oesterreich ganz den neuen Gesetzen unterwerfen, oder aus Deutschland scheiden, weil sonst Deutschland nur ein willenloses Anhängsel der österreichischen Politik bliebe. Die Thatfachen riefen später das Gager'sche Programm hervor, dessen Ausführung sich gleichfalls als unmöglich erwies, weil es den Voraussetzungen wider-



sprach, unter denen die Nationalversammlung zusammengetreten war. Darin lag überhaupt das Tragische des ersten deutschen Parlaments. In der Erinnerung an die große französische Revolution, deren Gang dem Anschein nach ausschließlich durch die Reihe der auf einander folgenden gesetzgebenden Versammlungen bestimmt wurde, war man fest überzeugt, daß für Deutschland etwas Ähnliches möglich sei, und zweifelte nicht daran, daß durch den Verein der edelsten Männer Deutschlands, die sich selbst für souverän erklärten, sofort die ideale Verfassung Deutschlands verwirklicht werden müsse. Man vergaß, daß auch in Frankreich die entscheidenden Schritte außerhalb der Versammlung vorbereitet waren, und daß die französische Nationalversammlung eine fertige Staatsmaschine vorfand, der sie leicht die angemessene Richtung geben konnte, während die deutsche Nationalversammlung den Staat erst schaffen sollte. Eine gesetzgebende Versammlung, gleichviel ob sie sich für souverän erklärt oder nicht, wirkt nur so weit, als ihr eine Executive gegenübersteht, die sie beeinflussen kann. Diese fehlte der Paulskirche; denn die Gewalt des Reichsregiments reichte nicht weiter, als über das freilich ziemlich zahlreiche Redaktionspersonal des Reichsministeriums. In dem Unmuth über so viele getäuschte Hoffnungen hat man später die schwersten Anklagen gegen die Mitglieder der Nationalversammlung gehäuft. Man hat das Mißlingen ihrem bösen Willen zugeschrieben. Wer ruhig die Zusammensetzung und die Aufgabe der Nationalversammlung betrachtete, mußte sich von vorn herein sagen, daß ihre Aufgabe eine hoffnungslose war, denn zu welchem theoretischen Resultat sie kam, es konnte praktisch nur durch die Zerkümmern der kleinen Souveränitäten erreicht werden, und dazu besaß sie keinen Hebel. In anderer Beziehung aber hat sie ihre Aufgabe gelöst: sie hat eine öffentliche Meinung gebildet. Ihre Beschlüsse sind nicht bloß, wie man sich jetzt auszudrücken pflegt, ein schätzbares Material für eine zukünftige Constituante, sie hat nicht bloß ihre eigenen Mitglieder durch die strenge Schule der Erfahrung gebildet und gekräftigt, sie hat in dem gesamten Volk die Grundlage der Partei gelegt, auf welcher Deutschlands Zukunft beruht. Im Juli 1848 mußte das Publicum noch nicht, was es wollen sollte. Das ist jetzt anders geworden, und was auch noch durch augenblickliche Einflüsse für Schwankungen erfolgen mögen, das große Ziel ist uns unverrückbar festgestellt. Die öffentliche Meinung macht freilich nicht die Geschichte, dazu sind andere Kräfte nöthig, aber sie giebt ihr doch den Inhalt. — Der schwerste Verlust, den die deutsche Sache in jenen Jahren erlitt, war die Zerstörung des deutschen Lebens in Schleswig-Holstein. Die Auswanderung der besten Kräfte aus der Universität Kiel war das vorläufige Symptom. Ungefähr gleichzeitig nahm Droysen einen Ruf nach Jena, Walz nach Göttingen an. Dort finden wir ihn in ernster, scheinbar den Ta-

geinteressenten abgewendeter wissenschaftlicher Thätigkeit. Sie zeigt sich in zwei größeren Werken: Schleswig-Holsteins Geschichte, in drei Büchern (1. Band 1851; 2. Band 1852), und: Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europäische Politik (3. Bd. 1855). Die zahlreichen Studien, welche er aus politisch-juristischen Zwecken über die Geschichte seiner Heimath angestellt, legten ihm der wissenschaftlichen Welt gegenüber gewissermaßen die Verpflichtung auf, dieselben zum Abschluß zu bringen. Die Geschichte Schleswig-Holsteins ist das Muster einer klaren, auf allseitiger Kenntniß beruhenden und von der reifsten politischen Einsicht getragenen Darstellung. Sie ist nach der strengsten kritischen Methode geschrieben und bleibt keiner ernsten politischen Frage die Auskunft schuldig. Uns sind wenig Schriften bekannt, in denen so gefühlvoll alle Rhetorik vermieden wäre. Auch der Kunstgriff, durch den die meisten neuern Geschichtschreiber für einen ernsten Inhalt die Aufmerksamkeit flüchtiger Leser anzuregen wissen, die belebte Schilderung und glänzende Charakteristik von Personen und Zuständen fehlt hier fast gänzlich. Populär ist nicht, wie man gewöhnlich annimmt, dasjenige Werk, welches klar und einfach geschrieben ist, sondern dasjenige, welches die Phantasie des Lesers ergreift. Im letzten Fall nimmt man gern einige Unverständlichkeiten mit in den Kauf. Der leitende Gedanke des Werks, die Darstellung der im Kampf begriffenen und trotz aller Hemmungen siegreich vorschreitenden deutschen Cultur prägt sich bestimmt und fruchtbar aus. Hoffentlich wird der dritte Band, mit welchem die Geschichte geschlossen werden soll, dem Verfasser Gelegenheit geben, auch die Wärme der Gesinnung zu entwickeln, die in seiner Seele vorhanden ist, die er aber aus völlig gerechtfertigter kritischer Strenge auf das Bild der Vergangenheit nicht anwenden mochte. — Zum Wullenweber wurde er durch die Auffindung wichtiger Documente bei Gelegenheit der schleswig-holsteinischen Studien veranlaßt, die auf diesen merkwürdigen Mann ein ganz neues Licht warfen. Die Herausgabe derselben war der Hauptzweck des Buchs, die historische Darstellung sollte gewissermaßen nur die Einleitung sein; indeß dehnte sie sich bald über die ursprüngliche Absicht aus und ist nun wieder das Muster einer streng wissenschaftlichen Monographie, das Bild einer fruchtbaren Zeit, die man zwar nicht groß nennen kann, denn es fehlte der siegreiche schöpferische Wille, die aber überreich ist an mannigfaltigen Charakterbildern und die jeder Art geistiger Thätigkeit Raum gab; freilich einer Zeit, die zugleich das Gepräge einer gewissen Zersahrenheit an sich trägt. Für den Denker ist das Werk vom höchsten Interesse, aber populär ist es wieder nicht, und hier können wir den Verfasser nicht von aller Schuld freisprechen. Es war ein Uebelstand, daß er in seinem Helden keineswegs, wie die Mehrzahl der Berichterstatter, einen Helden und Märtyrer fand, sondern einen Abenteurer, zwar wohlmeinend und

talentvoll, aber doch übereilt und unstet in seinen Plänen und deren Ausführung, einem unmöglichen Ziel nachjagend und doch nicht von jener eisernen Entschlossenheit, für die es keine Unmöglichkeiten giebt. Wullenwever hatte das Streben, ein großer Mann zu sein, es war auch Vieles in ihm, was man als Eigenschaft eines großen Charakters zu betrachten gewohnt ist; aber es fehlte die Hauptsache, die schöpferische Kraft. Er suchte den gordischen Knoten des deutschen Städtewesens zu durchhauen, aber er hatte nicht das Schwert des Alexander. Sein Untergang war bedauerndwerth, aber nicht einmal tragisch, denn der Reihe von Zufällen, die sich in sein Leben verwebten, fehlte jenes Dämonische, das nur durch das Widerstreben einer einheitlichen Idee gebildet wird. — An der Richtigkeit dieser Auffassung kann man nach der gründlichen Darstellung nicht zweifeln, aber sie bietet kein sehr erfreuliches Bild, denn wie interessant es sein mag, das Gewirre der verschiedenen sich an einander drängenden Persönlichkeiten, die Konflikte der Rechtsverhältnisse und des Eigennuzes zu entwirren, wir finden nichts, wofür wir warm werden könnten. So weit liegt die Schuld am Stoff, aber wir meinen doch, daß derselbe noch auf eine andere Weise hätte behandelt werden können. Frischlin steht gewiß an Werth und an Bedeutung unendlich unter Wullenwever, und doch liest man das Buch von Strauß mit Theilnahme und Spannung. Es war ein Uebelstand, daß Waiz die eigentliche Darstellung von den Urkunden trennte und aus Gewissenhaftigkeit von dem Detail der letztern nur das Allernöthigste in die Darstellung einfließen ließ. Der Geschichte entgeht dadurch die belebende Localfarbe und jene Unmittelbarkeit der Erscheinung; durch welche auch das Unbedeutende Interesse gewinnt. Waiz erzählt die Geschichte Wullenwever's, wie eben ein verständiger, hochgebildeter, charakteristischer Beobachter solche Dinge auffaßt, aber er läßt sie uns nicht selbst erleben; er giebt uns die verständige Essenz der Begebenheiten, er führt uns aber nicht in den Taumel der Begebenheiten hinein, in dem uns erst wohl werden würde. Er ist mehr der Lehrer, der uns über den Zusammenhang der Dinge aufklärt und unsere ernste, strenge Aufmerksamkeit verlangt; als der behagliche Erzähler, der Freude an seinem Stoff hat und deshalb auch bei seinen Zuhörern Freude daran zu erwecken sucht. Nun ist es freilich schwer, die Scheidelinie zu ziehen, die man einhalten muß, um nicht aus dem Gebiet der Wissenschaft zu treten; aber die Geschichtsschreibung gehört doch auch ins Gebiet der Kunst, und sie versteht ihren Zweck, wenn sie bloß unsern Verstand und unser Gedächtniß, nicht auch unsere Phantasie oder unser Herz beschäftigt. Man verzeihe uns den Ausdruck: der echte Geschichtsschreiber muß auch Sinn für den Hanswurst haben, namentlich wenn man das 16. Jahrhundert schildern will, wo neben wirklicher Größe auch die ausgemachte Narrheit ihr Wesen trieb. Will

man so einem Zeitalter gegenüber stets seine Gravität aufrecht halten, so spielt man die Rolle eines ernsthaften Mannes auf einem Fasching, und aus der Gravität wird Verstimmung und Verdrüsslichkeit. — Die Ausführlichkeit, mit der dieses Werk behandelt ist, findet in der Sache ihre Berechtigung. Es giebt Knotenpunkte in der Geschichte, in denen sich alle Fäden des geistigen und materiellen Lebens auf eine so seltsame Art verzweigen, daß ein anschauliches Gemälde derselben in gewissem Sinn die Darstellung der gesammten Culturentwicklung vertritt. Ein solches ist um so wichtiger, da das Studium der Stadtgeschichten allein über die reale Entwicklung Deutschlands Aufschluß geben kann, während es doch unmöglich ist, diese Studien zu einem Gesamtgemälde zu vereinigen. Was Kaiser und Edelleute in Italien und Palästina gethan, das lernen wir schon in der Schule; aber von dem stillen, schöpferischen und folgerichtigen Wirken des Volks empfangen wir keine Ahnung. Das echte Volk in Deutschland ist der Bürgerstand, dessen Geschichte man sich nicht in so abgeblasenen Farben vorstellen muß, wie er in der Gegenwart erscheint, der vielmehr seine wilden, abenteuerlichen Züge, oder wenn man will, seine Romantik gehabt hat, wie der Adel. Die Entwicklungsgeschichte des Bürgerstandes, die in der Hansa gipfelt, ist leider abgeschnitten, und ihre Früchte sind durch die Schuld unserer Kaiser und Fürsten verloren gegangen; aber der Keim dieses echt deutschen Lebens ist noch vorhanden und wird sich trotz der veränderten Voraussetzungen auf eine ähnliche Weise wieder entwickeln müssen. Entfesselung des arbeitenden Bürgerthums von der amtlichen und diplomatischen Bevormundung, das ist einer der wichtigsten Schritte, die unserer Entwicklung bevorstehen. — Aber der geschichtlichen Behandlung dieses Stoffes stehen unendliche Schwierigkeiten im Wege. Im Großen und Ganzen betrachtet zeigt die Geschichte der Städte allerdings eine gegliederte Entwicklung, und dem philosophischen Geschichtschreiber, der nur die wesentlichen Punkte in scharfen Umrissen hervorhebt, wird es gelingen, dieselbe herzustellen. Sobald man sich aber ins Einzelne einläßt, verliert sich dieser Zusammenhang. Bald regt sich der Geist der neuen Zeit in der einen Stadt, bald in der andern: der Geschichtschreiber muß die Localität fortwährend wechseln, und doch ist er genöthigt, auch für jede einzelne Stadt die Continuität festzuhalten, weil man sonst Vieles nicht verstehen würde. Dabei machen die Reibungen der einzelnen Partien unter einander, so wichtig und inhaltschwer sie sind, wenn man sie in ihrer Beziehung auf das Allgemeine betrachtet, fast in jedem einzelnen Fall einen kläglichen und niederschlagenden Eindruck, und es wird dem Geschichtschreiber schwer, bei sich selbst und bei den Lesern das Gefühl der Verstimmung ganz zu vermeiden. Wie lebhaft wir den Verlust der großen Güter, welche uns die Entwicklung des Bürgerthums

im Mittelalter in Aussicht stellte, beklagen, wir können nicht umhin, das Zugeständniß zu machen, daß sich die Möglichkeit dieser Entwicklung beim Fortgang des allgemeinen politischen Lebens kaum denken läßt. So ruhmvoll sich die Hanse eine lange Zeit hindurch behauptete, so war ihre Existenz doch nur in den ganz irrationalen Zuständen des Mittelalters möglich und mußte aufhören, sobald die privatrechtliche Haltung der Politik überhaupt aufhörte. Im heiligen römischen Reich, das seit dem Fall der Hohenstaufen überhaupt aller wirklichen Einheit entbehrte, ließ sich ein Staat im Staate denken; mit der entwickelten Fürstenmacht war er unvereinbar, und selbst wenn wir uns vorstellen, die Geschichte Deutschlands hätten eine andere Wendung genommen, die Kaiser hätten sich zur Herstellung der Reicheinheit mit den Städten und dem kleinen Grundadel verbündet und mit ihrer Hilfe die Fürsten unterdrückt, so hätte auch in dieser Entwicklung die geschlossene Form der Hanse gebrochen werden müssen. Ebenso ist es mit der innern Städteverfassung. Sowohl das Regiment der Geschlechter, als das Regiment der Zünfte beruhte auf bürgerlichen Grundlagen, die seit der Einrichtung der stehenden Heere und des Beamtenthums allen neuen Formen des Lebens widersprachen. Zudem war die Municipalfreiheit in den meisten Fällen aus der kirchlichen Immunität hervorgegangen, die ihrerseits im Laufe der Zeit erliegen mußte. — Trotzdem ist die innere Macht des Bürgerthums seit jener Zeit keineswegs gesunken. Durch das ungeheure Wachsthum der Industrie, des Handels, so wie durch die Vermehrung der Verkehrsmittel ist jeder Stand gezwungen, in der Weise des Bürgerthums auf Erwerb zu denken, das heißt folgerichtig, mit ausdauerndem Verstand zu arbeiten. Die bürgerliche Arbeit ist die einzige Grundlage der modernen Gesellschaft, also auch des modernen Staats. Soll sie aber nicht in Materialismus ersticken, so muß sie sich historisch vertiefen. — Und dies ist die Bedeutung solcher Darstellungen, wie die Geschichte Büllowmeyer's. Sie ergänzt uns eine in künstlerischer Form unmögliche Gesamtgeschichte des deutschen Bürgerthums und umgiebt unsere modernen Bestrebungen gewissermaßen mit der Hölle der Legitimität.

Die nächste Verwandtschaft mit diesem Geschichtschreiber zeigt Heinrich v. Sybel, Professor in Marburg. Gleichfalls ein Schüler Ranke's, ist auch sein Hauptbestreben, die Thatfachen, soweit es geht, mit der Sicherheit einer exacten Wissenschaft festzustellen. Er hat von seinem Lehrer den großen Blick, weitumfassende Perspektiven und das sinnige Verständniß für die vielseitigsten Regungen des geistigen Lebens und der sittlichen Zustände, so daß ihm die Ereignisse in ihrer ganzen Fülle in sinnlicher Klarheit aufgehen. Mit Waig gemeinsam hat er den sittlichen Ernst und

die politische Gesinnung, die, ohne sich in Reflexionen zu vertiefen, in dem Faden der Ereignisse selbst den ideellen Kern durchblicken läßt. Er hat sich früher vorzugeweise durch monographische Studien bekannt gemacht; so durch die Geschichte des ersten Kreuzzugs 1841 und die Entstehung des deutschen Königthums 1844. Der Nation ist er aber erst durch sein neuestes Werk: Geschichte des Revolutionszeitalters von 1789—1795 werth geworden. Es war ein Unglück für Deutschland, daß für die Geschichte der Revolution, wenn man von den reactionären Geschichtschreibern absieht, fast ausschließlich die französische Auffassung maßgebend war. Man verfolgte in ihr fast nur eine Reihe dramatischer Tableaux, die freilich zum Theil mit Meisterhand gezeichnet waren, und suchte das Positive der Ereignisse lediglich in der Pariser Nationalversammlung und in den Feldzügen. Die gleichzeitige Entwicklung Deutschlands wurde als eine zwar unvermeidliche, aber unbequeme Zuthat betrachtet, über die man so schnell als möglich hinwegseilte. Sybel's Standpunkt ist zwar nicht lediglich der deutsche, aber der wissenschaftliche, was in diesem Fall zu demselben Resultat führt. Er verfolgt den Auflösungsproceß jener finstern Zeit in den drei großen Gruppen, in Frankreich, in Polen und in Deutschland, mit der gleichen Unparteilichkeit, und wehrt die sentimentalen Empfindungen ab, die man der Erkenntniß einer innern Nothwendigkeit vergebens entgegenzusetzen wird. Groß ist er vor Allem in der Analyse der sittlich-politischen Zustände, groß durch das feste staatsmännische Urtheil, so wie durch die detaillirte Kenntniß der innern Bewegung des Volkslebens. Mit schonungsloser Härte enthüllt er die Unwürdigkeit in den Einzelheiten jenes geschichtlichen Processes, die man bisher mit einem romantischen Firniß überkleidet hatte. Wir folgen ihm Schritt für Schritt mit fester Ueberszeugung, und weder der böse Wille noch die Schwäche ist im Stande, sich dem Gewebe seiner physiologischen Analyse zu entziehen. Vielleicht ist das auch der Grund, warum er die epische und dramatische Anschaulichkeit, welche die französischen Geschichtschreiber am meisten auszeichnet, durchweg vermeidet. Er nimmt lieber den Schein der Kälte auf sich, als daß er durch kleine Künste seinen Leser bestechen möchte. Er will nur auf den Verstand und den Charakter einwirken. Jenes Behagen hervorzurufen, welches einem geschichtlichen Werk zunächst Eingang verschafft, scheint ihm der Wissenschaft unwürdig. Es ist kein geringes Zeichen für den guten Willen unserer Zeit, sich echte politische Bildung auch auf Kosten der Empfindung zu erwerben, daß dieses schöne Werk so schnell durchgedrungen ist. Nicht bloß sind die Phantastereien der frühern Zeit, z. B. die Trauer über den Untergang Polens, durch dasselbe auf immer beseitigt, sondern es ist für die positive geschichtliche Auffassung jener feste Grund gelegt, an dem man nicht zum zweiten Mal zu arbeiten hat. Durch die edle vornehme

Form reicht sich das Werk auch in künstlerischer Beziehung den besten historischen Schriften an.

Von dem vaterländischen Leben muß alle echte Geschichtschreibung ausgehen, denn nur in ihm entwickelt sich jene Verbindung der Wärme mit dem Verstandniß, aus der die Kunst hervorgeht. Hat man sich aber im Vaterlande umgesehen, so gewinnt man auch für die Geschichte der übrigen Völker ein anderes Verstandniß, und man wird selber durch das blendende Licht überrascht, das in den scheinbar bekannten Gegenständen unerwartete Perspektiven eröffnet. — Am auffallendsten ist das bei der Geschichte des Alterthums. Sie war schon früher der Lieblingsgegenstand unserer Historiker, aber man behandelte sie vorzugsweise vom philologischen und ästhetischen Gesichtspunkt. Die Schule Niebuhr's blieb bei der Forschung stehen, und die Philosophie der Geschichte, die ihr mit großartigen Plänen entgegenkam, konnte den Ernst der Wissenschaft nicht befriedigen. Schloffer's Werk wird als das Zeugniß eines festen, gesunden Sinnes unvergänglich bleiben; aber die Bildung ist seitdem über den engen pragmatischen Standpunkt herausgetreten und das Wissen hat einen größern Umfang gewonnen. — Hier ist nun die Geschichte des Alterthums von Max Dunder (geb. zu Berlin 1812) ein wichtiger Fortschritt, als ein Resultat der modernen Bildung, die in allen Gebieten des Wissens, der Empfindung und der Thätigkeit Zusammenhang sieht. Man war schon längere Zeit dahinter gekommen, die Vernunft im Wirklichen zu suchen, ehe man sich dazu entschloß, den Gedanken in den Thatfachen zu finden. Dunder hat die philosophische Schule durchgemacht, die, um den Gedanken rein herauszuschälen, gegen die Thatfachen eine vornehme Gleichgültigkeit zur Schau trug. Er ist dann wegen ihres unhistorischen Wesens ihr erklärter Gegner geworden, aber nur um auf dem Gebiet des concreten Lebens dasselbe zu versuchen, was sie in den Luftgebilden der Abstraction unternahm. Seine Methode, die aus der Tradition im Verhältniß zu den einzelnen Momenten des wirklichen Wissens so wie zur universalhistorischen Analogie die Entwicklung der historischen Zustände analysirt, ist das Ergebnis unserer strengen kritischen Schule, sie hat sich zu einer lebendigen Darstellung veredelt, und das Ganze gewährt ein künstlerisch abgerundetes Bild. Dunder würde nicht im Stande sein, mit dieser Consequenz den leitenden Gedanken der Weltgeschichte zu verfolgen — den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit — wenn er ihn nicht in der eigenen Seele wiederfände. Er ist einer der tapfersten Mitarbeiter an dem Werk der Wiederaufrichtung Deutschlands, der jugendliches Feuer mit männlicher Besonnenheit in einer seltenen Weise vereinbart; und der Staat, an den sich Deutschlands Hoffnungen knüpfen, findet in ihm einen seiner entschlossen-

ken Vorkämpfer, wenn er in seinem gegenwärtigen Zustande auch ihn wie so manchen seiner treuesten Söhne verleugnet. — Noch deutlicher prägt sich die Verbindung der philosophischen, historischen und politischen Bildung bei einem andern Geschichtsschreiber aus, dessen sprühender, feurig bewegter Geist in einer frühern Bildungsperiode zu einer ganz andern Tendenz geführt haben würde. — Gustav Droysen, geboren 1808 in Pommern, habilitirte sich 1833 in Berlin, wo er bis 1840 blieb. Seine Studien waren der Geschichte und Literatur des Alterthums zugewandt; die Früchte derselben waren die Uebersetzung des Aeschylus (1832), des Aristophanes (1835), die Geschichte Alexander des Großen (1833) und die Geschichte des Hellenismus (1833—1843). In der ersten Uebersetzung ist die Treue nicht mit ängstlicher Sorgfalt bewahrt, dagegen hat Droysen eine anschauliche Farbe und einen poetischen Ton gefunden. Seltsam, aber höchst geistvoll ist die Bearbeitung des Aristophanes. Droysen hat die Schwierigkeiten, die an sich schon fast unübersteigbar sind, noch gehäuft, er hat antike und moderne Formen durcheinander gemischt. Die Satire auf die Gegenwart spielt seltsam in den Humor des griechischen Dichters hinein; und doch ist nichts darin, was den Geist des Alterthums beleidigte. Droysen hat das antike Wesen mit voller Klarheit empfunden und ihm auf seine Art nachgedichtet. Wenn wir die Wolf'sche Uebersetzung der Wolken ausnehmen, so ist das Droysen'sche Werk doch das einzige, in welchem der große Dichter einem unphilologischen Publicum genehbar gemacht wird. Sehr viel tragen die Anmerkungen dazu bei, die sich zuweilen in ihrer subjectiven Form bis zum Burschikosen steigern, aber eben deshalb die seltsam verwirrten Zustände des Aristophanischen Zeitalters uns in sinnliche Gegenwart übersetzen. Ein vollendetes Kunstwerk ist die Geschichte Alexander's. Durch alle Schriften Droysen's zieht sich ein Grundgedanke: das Recht ist nur in der historischen Entwicklung, es ist nur der Schatten eines wirklichen Lebens, der als Abstraction gedacht und gegen die Bewegung gewendet unmittelbar überwunden ist, sobald man ihn in seinem Wesen begreift; die Leidenschaft gewaltiger Geister, die von einer Idee erfüllt und fortgerissen sind, ist das wahre Recht der Geschichte. In keiner seiner Darstellungen verkörpert sich dieser Gedanke so lebensvoll, als in der Geschichte Alexander's. Zwar wird man zuweilen durch die Härte verletzt, mit welcher die Gefühlsausbrüche der griechischen Freiheitsenthusiasten, die von ihrem Standpunkt doch auch Recht hatten, abgefertigt werden, aber der große historische Blick, welcher in dem kühnen Unternehmen des Eroberers die innere Nothwendigkeit herauserkennet, versöhnt uns wieder. — Seit 1840 war Droysen Professor in Kiel, wo er den eifrigsten Antheil an den Bestrebungen der deutschen Partei nahm. 1842—1843 hielt er Vorlesungen, die er später



unter dem nicht ganz passenden Titel: Geschichte der Freiheitskriege, herausgab, die aber in der That eine Philosophie der neuern Geschichte enthalten. Droysen stützt sich auf Hegel, aber er geht durch Entschlossenheit des Princips und durch Schärfe der Beobachtung weit über ihn hinaus. Man gewinnt aus der Darstellung nicht gerade Klarheit und Beruhigung, aber die Wärme des Darstellers durchdringt unwillkürlich auch den Empfangenden. Bei der großen Fülle von Material, bei dem gesunden und für alles Concrete empfänglichen Auge ist sein Herz doch immer in dem Drange der Idee, die vorwärts treibt. Selbst in seiner Sprache ist dieser Drang ausgedrückt; derselbe Ungestüm, mit dem etwa Schiller ein Bild nach dem andern hascht, um für das Unendliche in seiner Seele einen doch immer unvollkommenen Ausdruck zu gewinnen; nicht ein beruhigtes Gemüth, sondern der Pulsschlag der edlen Leidenschaft lebt in der Anschauung. Die einzelnen Figuren sind nicht abgerundete Gemälde, die sprechend aus der Leinwand heraustreten, es ist immer das ideelle Motiv, dessen Licht ihnen eine, nur für diesen bestimmten Zug berechnete Bedeutung giebt. Es geht uns so, daß uns der bloß historische Stoff, so sparsam er gereicht wird, noch stört, denn er erscheint uns als die Erde, die an der Blüthe kleben bleibt. Und das ist der Mangel dieser Darstellung. Der Gedanke ist noch zu subjectiv; er hat sich nicht in das Factische versenkt. Die ideelle Bewegung des Geschehenden ist nicht in ihm selbst; man sieht, daß zuerst über das Geschehene reflectirt und dann an diese Reflexion die Erzählung angeknüpft ist; aber der Gedanke der Freiheit drängt sich mit einer fast poetischen Gewalt in dieser geistvollen Skizze vor die Seele. Droysen beginnt mit dem Versprechen, Gottes Hand in den dunkeln Irrgängen der Geschichte nachzuweisen. Der Schluß des Werks entspricht diesem Vorsatz keineswegs. Nach so viel Opfern, so viel Thaten des Genius dies neue, unsittliche Reich der alten bösen Mächte, die man überwunden zu haben glaubte, in noch viel unheimlicherer Gewalt, weil die Furcht sich in die Nacht eingeschlichen hat. Wäre die Geschichte der Freiheitskriege in diesem Zeitabschnitt wirklich vollendet, so wäre der Geist der Freiheit eine Lüge, der Glaube eine Illusion, die Geschichte selbst ein leeres Spiel, ein ironischer Kreislauf. Aber daß es mit jenem Waffenstillstand nicht ein Ende hat, dafür sollen uns eben jene Vorlesungen bürgen. Durch jene Heldenkämpfe hat der Geist der Freiheit sich ein Bürgerrecht in den Herzen der Menschen erworben; der Kampf ist nicht mehr ein bloß äußerlicher; wer jetzt sich noch verstockt gegen die Macht des Geistes, muß sich selbst betrügen, er ist kein voller Gegner mehr, er kämpft mit halbem Herzen. — Droysen hat diesen Gedanken der im concreten Staat sich entwickelnden Freiheit in seinen weitern Schriften wie in seinem Leben ernsthaft ver-

folgt. Seine Biographie York's zeigt außer der correcten Bearbeitung des Materials, wie lebhaft seinem Geist die Charaktere gegenwärtig sind, in denen das Wesen des preussischen Staats, des Trägers der nächsten deutschen Entwicklung, zur Erscheinung kommt. — Als der Abschluß seiner Vorstudien erscheint ein Unternehmen von fühnerer Richtung, die Geschichte der preussischen Politik (erster Band 1855). Es wird uns in derselben nicht, wie man nach dem Titel erwarten sollte, der bereits festbegründete Staat vorgeführt, Droysen steigt zu den ersten Anfängen hinab und giebt die viel lehrreichere Geschichte des Wachstums und Werdens. Freilich ist es weniger eine streng historische Darstellung, als eine Auseinandersetzung der großen Momente, welche die Entwicklung, das Wachsthum und die Schicksale des Staats begreiflich machen und durch die Ablösung der unwesentlichen Hüllen das eigentliche Lebensprincip desselben bloßlegen. Es ist äußerst schwierig, namentlich in der Zeit des absterbenden Mittelalters, die leitenden Fäden zu erkennen, wo die Rechnung auch des verständigsten Zeitgenossen durch die wachsende Verwirrung fortwährend gestört, wo auch der mächtigste Wille von den Verhältnissen hin und her geschoben wird. Aber mit einer bewundernswürdigen Sicherheit stellt Droysen schon in den Anfängen des preussischen Staats die eigentliche Bedeutung, die Aufgabe desselben, die ihn ins Leben riefen und wachsen ließen, actenmäßig ans Licht. Das Lebensprincip der Marken, hatte sich schon zur Zeit der Kreuzzüge entwickelt und es war lediglich die treue Pflege dieser Idee, durch die das Geschlecht der Hohenstollern groß geworden ist. Droysen hat das Verdienst, diese wichtige Thatsache urkundlich nachgewiesen und psychologisch begründet zu haben.

Von dem Studium der römischen Geschichte war unsere historische Bildung ausgegangen. Die neu erworbene politisch-philosophische Bildung mußte ihre alte Lieblingsstätte wieder auffuchen. — Die römische Geschichte von Theodor Mommsen (geb. 1817 in Schleswig) ist eine der erfreulichsten Erscheinungen in unserer neuern Literatur. — Ein hingebender Schüler der alten Gelehrtenschule, ausgerüstet mit dem ungeheuren Material und zugleich mit der strengen Methode, die wir der mühevollen Anstrengung eines halben Jahrhunderts verdanken, verbindet er mit diesem kritischen Ernst zugleich das Feuer der Jugend und jene lebendige Gestaltungskraft, die man sonst nur den Dichtern zuschrieb. Sein Verstand dringt mit eiserner Schärfe in das Gewirr der Thatsachen, kein Blendwerk täuscht ihn, keine altherwürdige Meinung verbirgt ihm die Thorheit und das Laster, um seine Lippen spielt zuweilen das bittere Zucken des Hohns, wenn er eine neue Schlechtigkeit entlarvt, aber sein Herz ist zugleich warm und rasch bewegt, und wo er eine wirkliche Größe entdeckt, da bricht er in einen freudigen Jubel aus, der um so hinreißender wirkt, weil er sich

in den feinsten Formen der Bildung ausspricht. Der Haß schärft seinen Sarkasmus, aber er verleitet ihn zuweilen zu Formen, die aus der Grenze der Schönheit heraustreten: bei der Bewunderung aber fühlt man, daß seine eigene Seele sich erweitert, und daß etwas von der Größe des Gegenstandes in seine eigene Darstellung übergeht. Um das Große zu sehen, muß man freilich in seinem eigenen Auge schon das Maß der Größe besitzen; und so tritt dem Leser des Buchs in der Freude über das Dargestellte zugleich die Persönlichkeit des Darstellers bedeutend und achtunggebietend entgegen. Von jener Objectivität, die man früher als Ideal der Geschichtschreibung aufstellte, daß nämlich die Ereignisse sich gewissermaßen selbst erzählen sollten, ist keine Rede; aber jenes Ideal beruht auch nur auf einer Verwechselung des Epos mit der Geschichte. Wir fühlen die starke Hand des Führers, der uns auf den steilen Pfad leitet, aber dieses Gefühl giebt uns zugleich Sicherheit, uns der überraschenden Aussicht hinzugeben. Das Schattenspiel des Dichters bedarf dieser fühlbaren Leitung nicht, der schöne Schein kommt uns entgegen, wir haben nicht nöthig, vom Platz zu weichen. — Gerade weil die Persönlichkeit so scharf und bedeutend hervortritt, mußte das Buch von den verschiedensten Seiten große Anfechtungen erleiden, denn höflich ist Mommsen nicht; wo er irgend ein Hinderniß entfernen muß, das sich der freien Aussicht in den Weg stellt, greift er mit rauher Hand zu, ja es begegnet ihm zuweilen, daß er mehr Kraft dabei verwendet, als nöthig wäre, daß er also unnütz verlegt. Die Pädagogen, die daran gewöhnt waren, Cicero als den Gipfel aller schriftstellerischen Größe zu betrachten, mußten außer Fassung gerathen, denn Drumann nannte ihn doch nur einen schlechten Politiker: Mommsen behauptet, daß er auch ein schlechter Autor ist. Die Verehrer des römischen Alterthums mußten zürnen, denn Niebuhr stellte es zwar auch als eine Fabel dar, aber er schrieb viele Bände darüber: Mommsen wirft es als etwas Gleichgültiges und Nichtsagendes über Bord. Es giebt fast keine Gattung der landüblichen Classicität, die nicht irgendwie verlegt wäre. Noch schlimmer geht es den Politikern. Die sogenannte conservative Gesinnung wird fortwährend mit Füßen getreten, und wenn auch nur von der römischen Geschichte geredet wird, so fühlt der aufmerksame Leser sehr bald heraus, daß die Principien des Urtheils zu fest stehen, zu leidenschaftlich empfunden sind, um nicht mit derselben Strenge gelegentlich an den neuern Erscheinungen der gleichen Art geltend gemacht zu werden. Auf der andern Seite erscheint gegen den Ton, in dem hier vom souveränen Pöbel geredet wird, die Sprache Coriolan's wie die eines schüchternen Mädchens, und wenn die mittlere Classe des Publicums sich einen Augenblick darüber freuen sollte, daß der Verfasser der Reaction und der Anarchie gleichmäßig entgegentritt, so wird sie im nächsten Augenblick in

der Person ihres Vertreters Cicero von zwei Seiten geächtigt. Leute, die jedes Mal, wo man im zweiten Satz nicht widerruft, was man im ersten gesagt, über verbitterten Pessimismus klagen, fanden dazu hier reichlich Gelegenheit. Aber Mommson hat das Recht, schonungslos zu verfahren, weil auch die grellste Farbe bei ihm die Festigkeit der Zeichnung nicht verwirrt, weil er mit zuverlässiger Künstlerhand darstellt, wie in einem großen Ganzen Sinn und Verstand walten kann, obgleich das meiste Einzelne flau- und geschmacklos aussieht. — Mommson kann darum gut erzählen, weil ihm das Material in seiner ganzen Fülle gegenwärtig ist. Wo er eine Farbe, einen Strich gebraucht, hat er ihn augenblicklich bei der Hand, er darf ihn nicht erst mühsam suchen. Diese durch ein eisernes Gedächtniß gestärkte Gelehrsamkeit macht ihm zugleich möglich, allen gelehrten Prunk zu vermeiden. Er wendet sich mit seiner Darstellung nicht an den Gelehrten, sondern an den gesunden Menschenverstand. Es kommt dazu die allgemeine Bildung, die ihm für jedes einzelne Factum die Analogie an die Hand giebt und seine begriffliche Auffassung erleichtert. Die einzelne Erscheinung imponirt ihm nicht, weil er das Gesetz derselben kennt. Er besitzt ferner jenen entschlossenen Verstand, der schnell das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet, der niemals vom Detail abhängig wird; er besitzt die divinatoire Kraft, aus der Kenntniß des Einzelnen das Bild eines concreten Ganzen zu entwerfen. Er hat in seiner eigenen Seele jene groß angelegte Leidenschaft, ohne die man niemals ein echter Geschichtsschreiber wird, denn mit dem Verstand allein wird man der Gegenstände nicht Herr. Die äußere Bewegung, die man darstellen will, muß im eigenen Innern lebhaft und stark nachzittern, sonst wird man sie nicht verstehen. Er hat einen hohen sittlichen Ernst, einen Haß gegen alles Gemeine und Niedrige, der ihm die richtigen Verhältnisse vermittelt. Die Lebendigkeit des Stils wird dadurch möglich, daß er niemals auf den Stil selbst achtet, sondern sich nur bemüht, scharf pointirt die Hauptsache zu sagen. Er verliert sich nicht, wie die Schule Schloffer's, in Analogien. Die Analogie ist ihm nur dazu da, um den Begriff und das Bild festzustellen, zuweilen in einer kurzen, witzigen, epigrammatischen Wendung; aber sein Blick ruht stets in den Gegenständen, er macht ihn nicht, er ruft ihn nur hervor. — Der Grundgedanke, von dem die ganze Geschichte ausgeht, ist dieser, daß Rom keineswegs als ein fremdes Element in Italien auftrat, es sich äußerlich unterwarf und ihm seinen Charakter aufprägte, sondern daß Rom der concentrirte Ausdruck des italischen Stammes ist, welcher durch seine Natur eine Verfassungs- und Machtentwicklung provocirte, wie sie in Rom, seiner bedeutendsten Stadt, ihm geleistet wurde. In diesem Princip ist Mommson viel consequenter, als Niebuhr selbst, in dessen Darstellung die Römer doch immer als eine Art Mischvolk erschei-

nen. Auf die Urgeschichte Italiens geht er nur mit wenig Worten ein; er begnügt sich, die Grenze unsers Wissens festzustellen und die Vermuthung unserer mythischen Philologen zurückzuweisen, daß die Etrusker einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung Roms gehabt, da sie doch in allen höhern geistigen Anlagen und Leistungen weit hinter den Italikern zurückstanden. Die Charakteristik der abergläubigen Etrusker ist mit vielem Humor angelegt. Die Italiker erscheinen als die nächsten Verwandten der Griechen. Mommsen sucht aus der Sprachvergleichung nachzuweisen, welche Bildungsstufe das Gesamtvolk erreicht haben mußte, als es sich trennte. Bei dem Uebergang auf die eigentliche Geschichte wird der Leser nicht wenig überrascht, daß von der bekannten Tradition gar nichts übrig geblieben ist. Mit einer Entschiedenheit, die etwas Bezauberndes hat, läßt Mommsen alle die liebenswürdigen Geschichten von Romulus, Servius Tullius u. s. w. fallen, weil in ihnen selbst die alten Sagen rhetorisch so entstellt sind, daß man die historischen Momente nicht mehr unterscheiden kann. Statt dessen zieht er die Natur der Sache zu Rath und kommt zu Schlußfolgerungen, die unsere gewöhnlichen Voraussetzungen völlig über den Haufen werfen. Rom ist von dem lateinischen Stamm angelegt, um ein Emporium für den Getreidehandel und ein Grenzcastell gegen die Etrusker zu bilden. Die Gründe, die er anführt, liegen theils in der Wahl des Ortes, theils in der alten Gesetzgebung, welche die persönliche Schuldhaft in einer Weise detaillirt hatte, wie sie nur in einem Handelsstaat vorkam, theils in der frühen Ausbildung des Münzwesens und in den Handelsverträgen mit dem Ausland. So neu und überraschend diese Auffassung ist, so überzeugend scheint sie uns begründet zu sein. — Weiter wird hervorgehoben, wie die Erweiterung des römischen Staats durch Aufnahme der Vollbürger anderer Städte und durch Ackerbaucolonisirung — beides den griechischen Symmachien vollständig entgegengesetzt — geeignet war, jene festgekittete von einem nationalen Inhalt getragene Eidgenossenschaft ins Leben zu rufen, an deren fester Haltung selbst die großen Entwürfe eines Pyrrhus und Hannibal scheitern mußten. — Das alte Geschlechterregiment der Vollbürger ist in kurzen scharfen Zügen, aus der Natur der sittlichen Grundlagen entwickelt, denen die Halbbürger, insofern sie von einzelnen Geschlechtern abhängig waren, als Klienten, insofern man sie als Masse auffaßte, als Plebs gegenüberstanden. Den Unterschied, den Niebuhr zwischen beiden zu finden glaubte, hat Mommsen mit Recht wieder bei Seite gelegt. Den Schluß dieser Entwicklung bildet die dem Servius Tullius zugeschriebene Verfassungsreform, deren ursprünglich rein militärische Bedeutung Mommsen scharfsinnig auseinanderlegt, und deren Zeitbestimmung er durch die Periode der Umwallungen der Stadt festzustellen sucht. — In der nächstfolgenden Periode bis zum Sturz

der Decembirn findet die Conjectur einen günstigen Spielraum, und Rommfen scheidet nicht genau genug zwischen dem Wissen und der Vermuthung. — Es wird hervorgehoben, wie durch die allmälige Erweiterung des Staats der Sinn der Verfassung ein ganz anderer wurde; wie in einer Zeit, wo theoretisch die Souveränität der Volksversammlungen auf die Spitze gestellt war, diese praktisch ganz ohne Bedeutung waren und im Wesentlichen die Rolle des englischen Souveräns spielten, während die wirkliche Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung ausschließlich in den Händen des Senats lag. Als natürliche Aufgabe Roms, des Vorrorts der Italiker, betrachtet Rommfen die Vereinigung zu einem Gesamtstaat, die Unterwerfung der Griechen in Unteritalien und der Gallier in Oberitalien mit eingerechnet. Zu dieser Aufgabe war die republikanische Verfassung Roms, seine Landwehr und seine Bürgerofficiere vollkommen ausreichend. Mit dem ersten punischen Kriege wurde diese Aufgabe eine andere. Die bisherige bewundernswürdige Consequenz in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gab momentan einer schwankenden Rathlosigkeit Raum, und es zeigte sich bald, daß die Nothwendigkeit der Verhältnisse den gesetzlichen Formen über den Kopf wuchs. Die im Auslande zu führenden Kriege, das Seewesen und die Verwaltung der Provinzen erforderten eine ganz andere Ausbildung der Finanz-, Kriegs- und Verwaltungswissenschaft, als es in den bisherigen beschränkten Verhältnissen möglich gewesen war. Die Ungleichheit in den Vermögensverhältnissen begründete auch eine Ungleichheit des Rechts, und die gleichzeitig eindringende griechische Bildung verwirrte vollends die angestammten sittlichen Begriffe. Daher lag in der gewaltigen Erweiterung des römischen Reichs zugleich der Keim des innern Verfalls; und das fühlte die altrömische Partei sehr wohl. Im Gegensatz gegen die bisherige Voraussetzung, daß Rom aus unersättlichem Ehrgeiz immer neue Kriege hervorgerufen, daß die Idee, die Welt zu unterwerfen, schon in den Anfängen seines Staatslebens begründet gewesen sei, stellt sich mit unabweislicher Evidenz heraus, daß die Römer die Eroberungen außerhalb Italiens so lange vermieden, als es irgend möglich war, und daß nur der Drang der Nothwendigkeit sie in immer neue Verwickelungen trieb, grade wie die Engländer in Ostindien. — Der erste Band schließt mit der vollständigen Erreichung des Ziels, auf welches die ursprüngliche Anlage des römischen Staats hingewiesen hatte. Ganz Italien war der römischen Herrschaft einverleibt und nicht blos durch äußere Unterwerfung, sondern auch durch patriotische Gesinnung mit der Hauptstadt verbunden. Die auswärtigen Feinde waren niedergeschlagen, Rom hatte keinen gefährlichen Gegner mehr zu fürchten; die innern Standesunterschiede hatten sich ausgeglichen, die Zügel der Regierung waren in den festen Händen des Senats, der durch seine patrio-

italische Haltung während der punischen Kriege sich populär gemacht; die demokratischen Formen, die daneben bestanden, waren praktisch unschädlich. Ein großes, heroisches Zeitalter hatte Rom mit dem Glauben an seine eigene Unbesiegbarkeit genährt und dieser Glaube war die sittliche Substanz des Staats. — Wie kam es nun, daß dieses glänzende Zeitalter ein so schnelles Ende nahm? — Zunächst waren alle Maximen der bisherigen Regierung darauf berechnet, daß der römische Staat sich nicht über Italien ausdehnen sollte. Der Aufgabe, die Provinzen mit dem Staatsorganismus zu verbinden, war die herrschende Aristokratie nicht gewachsen; sie gaben nur einflußreichen Familien Gelegenheit, sich durch Ausplünderung der Unterworfenen oder durch leichten Grenzkrieg schnell zu bereichern. Bald wurden dort stehende Heere erforderlich, die von dem Zusammenhang des römischen Lebens immer mehr getrennt, immer mehr an die Person des Feldherrn geknüpft wurden. Die Herrschaft Roms in jenen Gegenden war ein absolutes Unrecht, da sie nicht einmal im Stande war, ihre eigenen Angehörigen gegen Land- und Seeräuber zu schützen. — Auch die Umwandlung Italiens in einen römischen Staat hatte nicht völlig durchgeführt werden können. Das staatenbildende Princip des Alterthums litt an einem wesentlichen Mangel. Das Gemeinwesen war lediglich die Stadt; was außerhalb derselben lag, nahm an dem politischen Leben keinen Theil. Je mächtiger die herrschenden Familien in Rom wurden; je tiefer sanken die italischen Städte in die Reihe der Unterdrückten herab. Der Begriff des Repräsentativstaats, welcher allein im Stande ist, das politische Leben über ein größeres Reich zu verbreiten, war dem Alterthum fremd, und dieser Mangel hat schließlich den Untergang aller Republiken herbeigeführt. Die Zustände waren haltbar, so lange die Regierung unumschränkt in den Händen des Senats war; sobald aber der hauptstädtische Pöbel anfang, sich seiner Macht bewußt zu werden, und den rechtlichen demokratischen Formen eine praktische Anwendung gab, wurde diese ungegliederte Masse ein Spielball in der Hand dreier Demagogen. Noch ungesunder waren die bürgerlichen Einrichtungen. Der freie Banernstand war zum großen Theil verschwunden, der große Grundbesitz war überwiegend in den Händen einzelner Familien, die ihn als Plantagenbesitzer durch Sklaven anbauen ließen. Das Landproletariat war noch gefährlicher, als das hauptstädtische. Neben der herrschenden Aristokratie des Senats hatte sich ein zweiter Stand gebildet, die Capitalisten, die, aller patriotischen Gesinnung bar, die Staatsverfassung lediglich zu ihren Speculationen ausbeuteten. Sie gingen mit dem Senat Hand in Hand, so lange dieser ihren Zwecken diente, waren aber schnell bereit, sich der Opposition anzuschließen, sobald ihnen eine Förderung ihrer Interessen verheißen wurde. — Die bürgerlichen Zustände konnten nur gebessert werden

durch eine ins Große ausgeführte Colonisation, wodurch das Proletariat wieder in einen arbeitsamen Bauernstand verwandelt wurde, theils durch eine Ausdehnung des Bürgerrechts über Italien. Das Erste mußte an dem Widerstand jener großen Plantagenbesitzer scheitern, die den formalen Rechtsanspruch des Staats auf ihre durch langen Besißstand aus Domänen in Privateigenthum verwandelten Güter nicht zugeben konnten, das Zweite an dem Widerstand des hauptstädtischen Pöbels, der einer so ausgedehnten Concurrenz nicht günstig sein konnte, da man eben an eine Organisation des Bürgerrechts durch Vertretung nicht dachte. Jede Reform in diesem Sinn mußte zuletzt zu Gewaltmaßregeln führen, darum waren selbst wohlgefinnte Patrioten ihr abhold. Als aber in den Kriegen, die unmittelbar auf die punischen folgten, die Unfähigkeit und Selbstsucht der herrschenden Classe die bisherige Achtung untergraben hatte, mußte der Versuch dennoch gemacht werden. Er ging zunächst von einem conservativen Staatsmann, von Tiberius Gracchus aus. — Die Auftheilung der Domänen konnte durchgeführt werden ohne eine Aenderung der bestehenden Verfassung. Es war eine ernste Verwaltungsfrage, bei der, wie man auch entschied, schwere Uebelstände sich herausstellten. Zwar das Eigenthum ward nicht verletzt. Anerkanntermaßen war der Staat Eigenthümer des occupirten Landes, und gegen ihn lief nach römischem Landrecht die Verjährung nicht; aber der Jurist mochte sagen was er wollte, dem Geschäftsmann erschien die Maßregel als eine Expropriation der großen Grundbesitzer zum Beßen des Proletariats. Noch gefährlicher war der Weg, den Gracchus einschlug. Wer gegen den Senat eine Verwaltungsmaßregel durchsetzte, der machte Revolution. Es war Revolution gegen den Geist der Verfassung, als Gracchus die Domänenfrage vor das Volk brachte. Die souveräne Volksversammlung war eine Masse, in welcher unter dem Namen der Bürgerschaft ein paar hundert oder tausend von den Gassen der Hauptstadt zufällig aufgegriffene Individuen handelten und stimmten. Wenn man diesen Massen den Eingriff in die Verwaltung gestattete und dem Senat das Werkzeug zur Verhütung solchen Eingriffs (die tribunische Intercession) aus den Händen wand, wenn man gar diese Bürgerschaft aus dem gemeinen Sessel sich selbst Acker sammt Zubehör decretiren ließ, wenn man einem Jeden, dem die Verhältnisse und sein Einfluß beim Proletariat es möglich machten, die Gassen auf einige Stunden zu beherrschen, die Möglichkeit eröffnete, seinen Projecten den legalen Stempel des souveränen Volkswillens aufzudrücken, so war man nicht am Anfang, sondern am Ende der Volksfreiheit, nicht bei der Demokratie angelangt, sondern bei der Monarchie.“ — Entschlossener und bewußter auf dem Wege der Revolution schritt der jüngere Bruder fort. Er brachte außer dem hauptstädtischen Proletariat durch die neue Geschwornenordnung den



zweiten Stand, durch die Ausdehnung des Bürgerrechts die Bundesgenossen auf seine Seite, und hatte dadurch für eine Zeitlang die souveräne Gewalt in seiner Hand. Wenn er mit seinen Plänen endlich scheiterte, so lag das nur an der unvollständigen Organisation seiner Werkzeuge, die durch anderweitige Interessen und Leidenschaften leicht umgestimmt werden konnten. „Er war ein politischer Brandstifter; nicht blos die hundertjährige Revolution, die von ihm datirt, ist sein Werk, sondern vor Allem ist er der wahre Stifter jenes entsetzlichen Proletariats, das mit seiner Frage von Volkssouveränität ein halbes Jahrtausend hindurch wie ein Alp auf dem römischen Gemeinwesen lastete. Und doch dieser größte der politischen Verbrecher ist auch wieder der Regulator seines Landes. Es ist kaum ein constructiver Gedanke in der römischen Monarchie, der nicht zurückreichte bis auf Cajus Gracchus . . . . Es sind in diesem seltenen Mann Recht und Schuld, Glück und Unglück so in einander verschlungen, daß es sich hier wohl ziemt mag, was der Geschichte nur selten ziemt, mit dem Urtheil zu verstummen.“ — Die demokratische Bewegung wurde niedergeschlagen, die wiederhergestellte Aristokratie entwickelte alle die Unwürdigkeiten, die in der frühern einfachen Regierung nicht ans Tageslicht gekommen waren. Die Familienpolitik wurde das herrschende Motiv der Verwaltung, dem echten Aristokraten ward jeder Frevel verziehen, die Regierenden und die Regierten glichen nur darin nicht zwei kriegsführenden Parteien, daß in ihrem Krieg kein Völkerrecht galt. „Die Aristokratie saß auf dem erledigten Thron mit bösem Gewissen und getheilten Hoffnungen, den Institutionen des eigenen Staats grollend und doch unfähig, auch nur planmäßig sie anzugreifen, unsicher im Thun und im Lassen, außer wo der eigene materielle Vortheil sprach, ein Bild der Treulosigkeit gegen die eigene wie die entgegengesetzte Partei, des innern Widerspruchs, der klüglichen Ohnmacht, des gemeinsten Eigennutzes, ein unübertroffenes Ideal der Mißregierung.“ — Die Demokratie hatte ihre Führer und den Glauben an ihre Kraft verloren; aber die Unzufriedenheit war nicht nur geblieben, sie wuchs über der schlechten Verwaltung immer mehr, und es kam darauf an, ob sie unter den militärischen Capacitäten einen Führer zu gewinnen wußte; denn seitdem in den Gracchischen Unruhen die Gewalt entschieden hatte, mußte man einsehen, daß den Waffen die letzte Entscheidung über Rom zu stand. Sie fand ihren Mann in dem Sieger der Cimbern und Teutonen, dem gefeiertsten Helden des Vaterlandes, der sich eigentlich um die Parteilungen gar nicht kümmerte, den aber der Unverstand der Aristokratie an der empfindlichsten Stelle verlehrt hatte. „Er paßte nicht in den glänzenden Kreis. Seine Stimme blieb rau und laut, sein Blick wild, als sähe er noch Libyer oder Kimbrer vor sich und nicht wohlgezogene und parfümirte Collegen. Daß er abergläubisch war,

wie ein echter Lanzknecht, daß er zur Bewerbung um sein erstes Consulat sich nicht durch den Drang seiner Talente, sondern zunächst durch die Aussagen eines etruskischen Eingeweidebeschauers bestimmen ließ, und bei dem Feldzug gegen die Teutonen eine syrische Prophetin mit ihren Drakeln dem Kriegsrath aushalf, war nicht eigentlich unaristokratisch; in solchen Dingen begegneten sich damals wie zu allen Zeiten die höchsten und die niedrigsten Schichten der Gesellschaft. Allein unverzeihlich war der Mangel an politischer Bildung; es war zwar löblich, daß er die Barbaren zu schlagen verstand, aber was sollte man denken von einem Triumphator, der von der vorschriftsmäßigen Etiquette so wenig wußte, um im Triumphalcoßüm im Senat zu erscheinen! Auch sonst hing die Noture ihm an. Er war nicht bloß — nach aristokratischer Terminologie — ein armer Mann, sondern was schlimmer war, genügsam und ein abge- sagter Feind aller Befestigung und Durchstecherei. Er verstand keine Feste zu geben und hielt einen schlechten Koch; nach Soldatenart war er nicht wählerisch, aber beehrte gern, besonders in spätern Jahren. Ebenso übel war es, daß der Consular nur lateinisch verstand und die griechische Conversation sich verbitten mußte; es konnte Niemand etwas dagegen haben, daß er bei den griechischen Schauspielen sich langweilte — er war vermuthlich nicht der Einzige — aber daß er sich zu seiner Langweile bekam, war naiv. So blieb er Zeit seines Lebens ein unter die Aristokraten verschlagener Bauersmann und geplagt von den empfindlichen Stichelworten und dem empfindlichern Mitleiden seiner Kollegen, das wie diese selbst zu verachten er denn doch nicht über sich vermochte.“ — Und in die Hände dieses Mannes war eine furchtbare Macht gelegt. „Er hieß der Menge der dritte Romulus und der zweite Camillus; gleich den Göttern wurden ihm Transopfer gespendet. Es war kein Wunder, wenn dem Bauerssohn der Kopf mitunter schwindelte von all der Herrlichkeit, wenn er seinen Zug von Afrika und Keltenland den Siegesfahrten des Dionysos von Erdtheil zu Erdtheil verglich und einen Becher — keinen von den Kleinsten — nach dem Muster des Bacchischen für seinen Gebrauch sich fertigen ließ. Es war ebenso viel Hoffnung wie Dankbarkeit in dieser taumelnden Begeisterung des Volkes; die einen Mann von kälterem Blut und gereifterer politischer Erfahrung zu irren vermocht hätte.“ — Marius ließ sich verführen, eine Rolle zu spielen, der er nicht gewachsen war. Das Unternehmen machte einen schmähligen Panzerrott, aber es war von neuem Blut geflossen, es handelte sich jetzt nur noch darum, daß die einzig reale Gewalt, das Militär, in die Hände eines entschlossenen Charakters kam. In Gallia fand die Stadt ihren Herrn. Als er an der Spitze eines Heeres stand, fand in Rom noch einmal eine demokratische Ueberrumpelung statt, man entzog Sulla den ihm gesetzmäßig übertrage-

nen Oberbefehl im Mithridatischen Kriege und übergab ihn dem Marius. „Sulla war weder gutmüthig genug, um freiwillig einem solchen Befehl Folge zu leisten, noch abhängig genug, um es zu müssen. Sein Heer war theils durch die Folgen der von Marius herrührenden Umgestaltungen des Heerwesens, theils durch die von Sulla gehandhabte, sittlich lockere und militärisch strenge Disciplin, wenig mehr als eine ihrem Führer unbedingt ergebene und in politischen Dingen indifferente Langknechtsschaar. Sulla selbst war ein blasierter, kalter und klarer Kopf, dem die souveräne römische Bürgerschaft ein Böbelhaufen war, der Feld von Aquä Sextia ein bankrotter Schwindler, die formelle Legalität eine Phrase, Rom selbst eine Stadt ohne Besatzung und mit halbverfallenen Mauern, die viel leichter erobert werden konnte, als Nola. In diesem Sinne handelte er.“ — Rom sah ein siegreiches Heer in seiner Stadt, die demokratische Bewegung wurde niedergeschlagen, die Anführer gedächet, aber Sulla war zu oblegmatisch, um weiter auf die Sache einzugehen; er zog mit seiner Armee in den Krieg, und eine neue Revolution mit dem bekannten Marianischen Schreckensregiment war die Folge davon. „In Zeiten, wie diese sind, wird der Wahnsinn selbst eine Macht; man stürzt sich in den Abgrund, um vor dem Schwindel sich zu retten. . . . Dem Urheber dieses Terrorismus, dem alten Caius Marius hatte also das Verhängniß seine beiden höchsten Wünsche gewährt. Er hatte Rache genommen an all dieser vornehmen Reute, die ihm seine Siege vergällt, seine Niederlagen vergiftet hatte; er hätte jeden Radelstich mit einem Dolchstich vergelten können. Er trat ferner das neue Jahr noch einmal an als Consul; das Traumbild des siebenten Consulats, das der Orakelspruch ihm zugesichert, nach dem er seit dreizehn Jahren gegriffen hatte, war nun wirklich geworden. Was er wünschte, hatten die Götter ihm gewährt; aber auch jetzt noch wie in der alten Sagenzeit übten sie die verhängnißvolle Ironie, den Menschen durch die Erfüllung seiner Wünsche zu verderben. In seinen ersten Consulaten der Stolz, im sechsten das Gespött seiner Mitbürger, stand er jetzt im siebenten belastet mit dem Fluche aller Parteien, mit dem Haß der ganzen Nation; er, der von Haus aus rechtliche, tüchtige, kernbrave Mann, gebrandmarkt als das wahnwitzige Oberhaupt einer ruchlosen Räuberbande. Er selbst schien es zu fühlen. Wie im Taumel vergingen ihm die Tage, und des Nachts versagte ihm seine Lagerstatt die Ruhe, so daß er zum Becher griff, um nur sich zu betäuben. Ein hitziges Fieber ergriff ihn; nach siebentägigem Krankenlager, in dessen wilden Phantasien er auf den kleinasiatischen Gefilden die Schlachten schlug, deren Vorbeerb Sulla bestimmt war, am 13. Januar 688 war er eine Leiche.“ — Der Taumel dieses Revolutionsfiebers konnte nicht lange dauern — das natürliche Ende desselben war die Militärdictatur, auf welche die Entwick-

lung der Geschichte seit lange hindrängte. Sie trat unter entseßlichen Formen ein, denn der neue Dictator war der würdige Sohn einer verworfenen Zeit, kalt und herzlos und aller sittlichen Ueberzeugungen entkleidet. Aber sie führte noch nicht zur Monarchie, sondern zu einer scheinbaren Wiederherstellung der alten aristokratischen Verfassung, denn Sulla hatte keinen Ehrgeiz im größern Stil. — „Sulla ist eine von den wunderbarsten, man darf vielleicht sagen, eine einzige Erscheinung in der Geschichte. Physisch und psychisch ein Sanguiniker, blauäugig, blond, von auffallend weißer, aber bei jeder leidenschaftlichen Bewegung sich röthenden Gesichtsfarbe, übrigens ein schöner, feurig blickender Mann, begehrte er vom Leben nichts, als heitern Genuß. Aufgewachsen in dem Raffinement des gebildeten Luxus, wie er in jener Zeit auch in den minder reichen senatorischen Familien Roms einheimisch war, bemächtigte er rasch und behend sich der ganzen Fülle sinnlich-geistiger Genüsse, welche die Verbindung hellenischer Feinheit und römischen Reichthums zu gewähren vermochte. Im adligen Salon und unter dem Lagerzelt war er gleich willkommen als angenehmer Gesellschafter und guter Kamerad; vornehme und geringe Bekannte fanden in ihm den theilnehmenden Freund und den bereitwilligen Helfer in der Noth, der sein Geld weit lieber seinen bedrängten Genossen, als seinem reichen Gläubiger gönnte. Leidenschaftlich huldigte er dem Weiber, noch leidenschaftlicher den Frauen; selbst in seinen spätern Jahren war er nicht mehr Regent, wenn er nach vollbrachtem Tagesgeschäft sich zu Tafel setzte. Ein Zug der Ironie, man könnte vielleicht sagen, der Bouffonnerie, geht durch seine ganze Natur. Es ist bezeichnend, daß er seine Gefellen gern unter den Schauspielern sich auswählte und es liebte, nicht blos mit Roscius, dem römischen Talma, sondern auch mit viel geringeren Bühnenleuten beim Weine zu sitzen, wie er denn auch nicht schlecht sang und sogar zur Aufführung für seinen Zirkel selbst Poesien schrieb. Das specifische Römerthum stieß ihn eher ab. Von der plumpen Morgue, die die römischen Großen gegenüber den Griechen zu entwickeln liebten, und von der Feierlichkeit beschränkter großer Männer hatte Sulla nichts, vielmehr ließ er gern sich gehen und machte sich nichts daraus, zum Scandal mancher seiner Landsleute in griechischen Städten in griechischer Tracht zu erscheinen oder auch seine Freunde zu veranlassen, bei den Spielen selbst die Rennwagen zu lenken. Noch weniger war ihm von den halb patriotischen, halb egoistischen Hoffnungen geblieben, die in Ländern freier Verfassung jede jugendliche Capacität auf den politischen Tummelplatz locken; in einem Leben, wie das seine war, schwankend zwischen leidenschaftlichem Taumel und mehr als nüchternem Erwachen, verzetteln sich rasch die Illusionen. Wünschen und Streben mochte ihm eine Thorheit erscheinen in einer Welt, die doch unbedingt vom Zufall

regiert ward und wo, wenn überhaupt auf etwas, man ja doch auf nichts spannen konnte, als auf diesen Zufall. Dem allgemeinen Zuge der Zeit, zugleich dem Unglauben und dem Aberglauben sich zu ergeben, folgte auch er. Seine wunderliche Gläubigkeit ist nichts, als der gewöhnliche Glaube an das Absurde, der bei jedem von dem Vertrauen auf eine zusammenhängende Ordnung der Dinge durch und durch zurückgekommenen Menschen sich einstellt. Sein Glaube ist nicht der plebejische Köhlerglaube des Marius, der von dem Pfaffen für Geld sich wahrsagen und seine Handlungen durch ihn bestimmen läßt, noch weniger der finstere Verhängnißglaube des Fanatikers, sondern der Aberglaube des glücklichen Spielers, der sich vom Schicksal privilegiert erachtet, jedes Mal und überall die rechte Nummer zu werfen. In praktischen Fragen verstand Sulla sehr wohl, mit den Anforderungen der Religion ironisch sich abzufinden. Aber darum wiegte er nicht weniger gern sich in dem Gedanken, der auserwählte Liebling der Götter zu sein, vor allem jener, der er bis in seine späten Jahre vor allen den Preis gab, der Aphrodite. In seinen Unterhaltungen wie in seiner Selbstbiographie rühmte er sich vielfach des Verkehrs, den in Träumen und Anzeichen die Unsterblichen mit ihm gepflogen. Er pflegte wohl zu sagen, daß jedes improvisirte Beginnen ihm besser angeschlagen sei, als das planmäßig angelegte, und eine seiner wunderlichsten Marotten, die Zahl der in den Schlachten auf seiner Seite gefallenen Leute regelmäßig als Null anzugeben, ist doch auch nichts, als die Kinderei eines Glückskindes. Es war nur der Ausdruck der ihm natürlichen Stimmung, als er auf dem Gipfel seiner Laufbahn angelangt und all seine Zeitgenossen in schwindelnder Tiefe unter sich sehend, die Bezeichnung des Glücklichen, Sulla Felix, als förmlichen Beinamen annahm und auch seinen Kindern entsprechende Benennungen beilegte. . . . Eine halb ironische Leichtfertigkeit geht durch sein ganzes politisches Thun. Es ist immer, als sei dem Sieger, eben wie es ihm gefiel, sein Verdienst um den Sieg Glück zu schelten, auch der Sieg selbst nichts werth; als habe er eine halbe Empfindung von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des eigenen Werkes und behandle die Reorganisation des Staats nicht wie der Hausherr, der sein zerrüttetes Gewese und Gesinde in Ordnung bringt, sondern wie der zeitweilige Geschäftsführer, dem am Ende auch die leidliche Ueberwindung der Schäden genügt. Wenn Mangel an politischem Egoismus ein Lob ist, so verdient es Sulla, neben Washington genannt zu werden; aber es ist doch ein Unterschied, ob man aus Bürgersinn nicht herrschen mag oder aus Blasirtheit das Scepter wegwirft.“ — Die Sullanische Verfassung trug den Stempel ihres Ursprungs an sich. Unter dem Anschein der historisch-aristokratischen Formen war sie ein organisirtes Raub- und Plünderungssystem und verhielt sich zu der alten Verfassung

ungefähr wie der neue AugurenDienst zur alten Religion. Sie half keinem der organischen Schäden des Staats ab, sie gab nach außen keine Kraft. Das römische Publicum, der ewigen Unruhen müde, ließ sich auch die Proscription gefallen, um nur eine einigermaßen haltbare Autorität über sich zu empfinden. Diese Autorität ruhte aber lediglich in Sulla's Persönlichkeit; nach seinem Tod fiel Alles auseinander, die herrschende Classe war unfähiger als je, die alten Sullanischen Klopffechter trieben mit ihren Schaa ren offenen Unfug in der Hauptstadt, die Piraten verwüstheten ungestrast alle Küsten, die auswärtigen Feinde machten immer weitere Fortschritte. Es war eine demokratische Bewegung, die wiederum einen glücklichen General, Pompejus, gegen die Bestimmungen der Sullanischen Verfassung mit einer unerhörten Machtvollkommenheit bekleidete, und als er nach einer Reihe siegreicher Feldzüge zurückkehrte, trat er nicht, wie man vermuthete, als Führer der conservativen Partei auf, ebensowenig wagte er mit Hülfe der Armee die Alleinherrschaft an sich zu reißen; er verband sich vielmehr mit den Führern der Volkspartei, und so entsprang jenes erste Triumvirat, bei dem das Ende, die militärische Monarchie nicht mehr zweifelhaft sein konnte, sondern nur zweifelhaft, welchem von den Prä-tendenten sie zufallen werde. Unter diesen Umständen erlebte die alte verrottete Aristokratie einen schönen Nachsommer. Sie war jetzt die Opposition, die Vertreterin des alten Rechts, sie wurde populär; aber der Macht der Ereignisse konnte sie keinen dauernden Widerstand leisten, und es war ein Glück für Rom, daß der würdigste unter den Prä-tendenten auch der entschlossenste war, und daß mit dem Verlust der Freiheit die Herstellung des Staats erkauft wurde. — So zieht sich durch dieses schöne Werk, dessen einzelne Portraits und Schilderungen an künstlerischem Werth sich den besten Leistungen unserer Dichter an die Seite stellen können, zugleich der leitende Faden einer Idee, die aus der Vergangenheit Gegenwart macht. — Wenn indeffen in der Subjectivität der Darstellung zum Theil der Reiz des Buches liegt, so kann man nicht leugnen, daß sie zuweilen über die Grenze des Erlaubten hinausgeht. In den Thatsachen unterscheidet Mommßen nicht immer genau zwischen Evidenz und Wahrscheinlichkeit. Höchst geistvoll im Combiniren, entdeckt er rasch den Kern der Dinge, die Resultate seines Nachdenkens haben fast immer einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit; aber das berechtigt ihn nicht, seine Vermuthungen so hinzustellen, als ob die Acten geschlossen wären. So ist das Gewebe der Catilinarischen Verschwörung sehr interessant entwickelt, aber die Begründung ist nicht fest genug, um alles Einzelne außer Zweifel zu stellen. So ist die Färbung zu stark, wenn dem C. Gracchus ein bewußtes Streben nach der Tyrannei beigelegt wird. Der größte Denker, der entschlossenste Charakter ist nicht im Stande, sich die Folgen seiner That bis

in ihre letzten Verzweigungen auszumalen. Ein Schritt führt den andern herbei, und grade das nachtwandlerisch schaffende Genie wird zuweilen durch seine eigenen Konsequenzen am meisten überrascht. Das Streben nach dem Königthum war ein Capitalverbrechen. Wenn Gracchus die Macht wollte, so ist doch kein Grund, anzunehmen, daß er auch den Titel wollte, und der Geschichtschreiber muß darin dem Geschwornen gleichen; er darf nur die That an sich ins Auge fassen, nicht ihre Folgen, wie sie sich in seinem eigenen Geist abmalen. Wenn Gracchus jenes juristisch umschriebenen Verbrechens angeklagt wäre, so müßte Mommsen als Geschwornener ihn freisprechen; er darf auch als Historiker kein anderes Urtheil fällen. Diese Vermischung von Evidenz und Wahrscheinlichkeit wird um so gefährlicher, da Mommsen sich gern auf psychologische Entwicklungen einläßt. Mit unglaublicher Schnelligkeit erkennt er den Kern eines Charakters; aber dann begeht er den Fehler, aus diesem heraus alle einzelnen Handlungen herzuleiten. Der Historiker ist nicht berechtigt, gleich dem Romanschreiber auch das zu erzählen, was er nicht weiß. In der Geschichte des Cäsar und Pompejus hat Mommsen den inneren Kern beider Männer vollkommen richtig dargestellt; aber nun veräußert er niemals, bei jedem einzelnen Factum die Handlungsweise des Pompejus aus niedrigen und lächerlichen, die Handlungsweise des Cäsar aus weisen und hohen Motiven herzuleiten, auch wenn beide genau dasselbe thun. Er huldigt in einem seltenen Grade dem sogenannten Cultus des Genius. Gegen die Schwäche hat er keine Rücksicht; wo ihm aber eine starke und entschlossene Natur entgegentritt, steht er gern über Regel und Gesetz hinweg, und das fällt um so mehr auf, da er in jedem Augenblicke ganz ist, da sein Urtheil immer mit Entschiedenheit nach einer bestimmten Richtung hingehet. Von einem Conflict gleicher Berechtigungen im bestimmten Fall weiß er nichts. Außerdem ist seine künstlerische Anlage und Bildung, so glänzend sie sich im Einzelnen bewährt, in der Gruppierung des Ganzen nicht immer reif; er ist über seine Empfindung nicht so weit Herr, um Licht und Schatten gleichmäßig zu vertheilen. So ist seine Darstellung Sulla's richtig, wenn man nur auf den Inhalt eingeht, und doch ist die Färbung nicht genau. Wie man auch alles Einzelne motivirt, das Endresultat mußte doch sein: er ist ein Scheusal, das grauenvolle Bild einer völlig verwilderten und sittenlosen Zeit. Daß er dabei mehr Geist, Energie und gesunden Menschenverstand besaß, als seine Gegner, ändert in der Sache nichts. — Die subjective Färbung wird noch verstärkt durch die Neigung zu modernen Ausdrücken, die in den meisten Fällen freilich so fein gewählt sind, daß sie ein überraschend neues Licht auf die Sache werfen, in denen aber zuweilen noch etwas mehr liegt, als für den Vergleich paßt. Wenn z. B. Cicero ein Literat und Journalist im schlechtern Sinn genannt wird, so liegt doch

ein sehr wesentlicher Unterschied darin, daß er weder ein Journal schrieb, noch von seinen literarischen Arbeiten lebte, daß er vielmehr in den höchsten Reihen des Staatslebens stand. Sein journalistisches Talent war jedenfalls geringer, als das seines Geschichtschreibers, der in der Kunst, pitant zu sein, ein Meister ist. Es hat doch seine Bedenken, das allgemeine Urtheil völlig zu ignoriren. Durch die modernen Ausdrücke wird Mommßen verführt, das, was er an unserm Leben haßt, auch in den Schattenbildern der Vergangenheit zu verfolgen. Er haßt die schwankenden Charaktere in unserer Zeit, ohne zu erwägen, daß damals, wer nicht gerade selbst die Herrschaft an sich reißen wollte, unmöglich eine feste Haltung beobachten konnte, da die Parteien in stetem Kreislauf begriffen waren. Der Mann des abstracten Principis konnte freilich consequent bleiben, aber den Cato macht Mommßen ja selbst lächerlich. Er haßt ferner in der modernen Literatur das leichtsinnige Arbeiten; aber er vergißt, daß damals, wo die wissenschaftliche Arbeit eine Ausnahme war, der Dilettantismus eine ganz andere Berechtigung hatte, als jetzt. Gewiß sind Cicero's philosophische Arbeiten von einer erstaunlichen Nachlässigkeit; seine Reden sind von Sophismen und Phrasen überfüllt; aber er war doch mehr als ein bloßer Stilist, er war der gebildete Mann seiner Zeit, der Mann, der die Bildung seiner Zeit stirzte; und diese Bildung ist das Fundament unsers eigenen Wissens, Denkens und Empfindens. Trotz unserer großen christlich-germanischen Vergangenheit würden wir im gesunden Menschenverstand und in der Bildung noch sehr weit zurück sein, wenn wir nicht zuerst die römische Cultur und dann durch ihre Vermittelung die griechische entdeckt hätten. Der Journalist Cicero ist der Vermittler des sittlich intellectuellen Bewußtseins unserer Zeit, so wie der Journalist Voltaire der Erneuerer desselben ist. Eine liebenswürdige, Achtung gebietende Persönlichkeit war keiner von beiden, ein Genie im Grunde auch nicht, jedenfalls Cicero weniger, als Voltaire, und doch hat die Welt in ihrem Fortschritt diesen leichtsinnigen Literaten mehr zu verdanken, als einigen Hunderten der gelehrten Philologen. — Diese Beziehung auf die Gegenwart legt auch in die Schilderung Cäsar's etwas Bedenkliches. Die französische Republik war noch kein Jahr alt, als Schriftsteller auftraten, die in gutem Glauben der Welt verkündeten, die Zeit der Völkerfreiheit sei vorbei und die Zeit der Cäsaren sei wiedergekommen; die Menschen seien der Freiheit nicht mehr fähig, und nur der eiserne Wille eines entschlossenen Mannes könne den verrotteten Zuständen einen äußern Halt geben. Es war ein neues Stichwort, und Europa war der alten Stichwörter herzlich müde. Ein Rechtsboden hatte fortwährend den andern verdrängt, ein constitutionelles System war an Stelle des andern getreten, keines hatte den Zwang innerer Nothwendigkeit bewährt. Die Doctrinäre waren in Verachtung gerathen, man sehnte



sich nach realer Politik, d. h. nach Thatkraft und Entschlossenheit. So sorgfältig sich der Geschichtschreiber bemüht, nur den Geist der Zeit, mit der er sich beschäftigt, darzustellen, so wird doch jedes Bild der Vergangenheit zugleich ein Spiegel für die Gegenwart. Einer Zeit gegenüber, auf deren Oberfläche man nur kraftlose Zuckungen wahrnimmt, ist die Apotheose der Kraft, der Genialität, des entschlossenen Willens wohl gerechtfertigt; aber es wäre zweckmäßig, immer durchblicken zu lassen, daß auch die Kraft am edelsten dann erscheint, wenn sie mit dem Geseß Hand in Hand geht. Die Römer wurden durch ihr Schicksal zur Monarchie getrieben, weil die Ausdehnung ihrer Eroberungen die Geschlossenheit des nationalen Bewußtseins aufhob, sodann weil das Alterthum noch nicht die Erfindung des Repräsentativsystems gemacht hatte, des einzigen Weges in einem größern Staat, das Volk an der Regierung zu theilhaben, ohne in die Gefahr der Anarchie zu verfallen. In beiden Beziehungen stehen wir höher, als das römische Volk. Die neuere Zeit hat wirkliche Nationen hervorgebracht, die an ihrem Inhalt auch ihre Grenze finden, und sie hat die Form gefunden, die Masse durch Vertreter zu gliedern und sie dadurch in den Staatsorganismus aufzunehmen. Diese Formen wollen wir nicht gering anschlagen, weil sie in ihrer augenblicklichen Beschaffenheit keinen günstigen Eindruck hervorbringen, wir wollen sie vielmehr ohne Furcht, als doctrinär zu gelten, als das Palladium der nationalen Entwicklung betrachten und uns auch dann keinen Cäsar wünschen, wenn dieser wirklich im Stande sein sollte, uns über die unangenehmen Verwickelungen der gegenwärtigen Lage hinwegzuhelfen. Die natürliche Entwicklung führt langsamer zum Ziele, aber ihre Früchte sind dauerhafter.

Wenn dies glänzende Werk in künstlerischer wie in wissenschaftlicher Beziehung die verwandten Leistungen weit überragt, so fehlt es doch nicht an vortrefflichen Leistungen, die auf ein allgemeines Erwachen der nationalen Kraft in einem neuen Gebiet hindeuten. Dahin gehört das Leben Constantins von Jacob Burckhardt und die Hellenen im Strahlenlande von Carl Neumann. Am erfreulichsten wird aber der Eindruck, wenn wir die Kunstgeschichte ins Auge fassen. An der Spitze steht das große Werk von Schnaase; würdig reihen sich ihm die Schriften von Lübke, Rugler, Springer, Otte, Hotho, Guhl u. s. w. an. Es zeigt sich in ihnen eine Verbindung des speculativen Geistes und der empirischen Kenntniß, die uns von dem Entwicklungsgang der Bildung auf dem Gebiet des Schönen eine concrete Vorstellung giebt, und die auf die ausübende Kunst eine segensreiche Rückwirkung nicht verfehlen wird.

Der freiere Blick der Geschichtschreiber ist mit der lebensvollern Entwicklung der Geschichte eng verbunden. Daß unser geschichtliches Leben im Fortschritt begriffen ist, kann nur derjenige verkennen, der den Maßstab

unserer frühern Ansprüche aus den Augen verloren hat. Es ist wahr, daß viele einzelne Erscheinungen des politischen Lebens in diesem Augenblick schlimmer aussehen, als 1847. Eine einflußreiche Classe des Volks, die früher gegen das politische Leben gleichgültig war, steht jetzt zorn erfüllt den modernen Ideen gegenüber und ist geneigt, an den Gegnern, in denen sie nicht mehr die Mitbürger, sondern nur noch die Empörer sieht, das Recht des Siegers geltend zu machen. Die Staatsverwaltung, deren Mechanismus früher durch die Hitze der augenblicklichen politischen Leidenschaft nicht angefochten war, ist fast ganz dem Spiel der politischen Intrigue verfallen. Man besetzt die Stellen nicht mehr nach dem Maßstab der Kenntniß, Erfahrung und Tüchtigkeit, sondern nach dem Maßstab der Gesinnung. Haß gegen die Vorkämpfer des Bürgerthums gilt als ein Verdienst um den Staat. In die Gesetzgebung und Verfassung, die früher zwar sehr viel zu wünschen übrig ließ, aber im Ganzen doch einen bestimmten Halt gewährte, ist jetzt jenes Schwanken und jene Unsicherheit eingetreten, die allen Zuständen etwas Provisorisches giebt. Um die Masse, deren Bethätigung man nicht mehr ganz vermeiden kann, zu gewinnen, werden Mittel angewendet, die zuweilen die schönste Seite der deutschen Natur beeinträchtigen. Man ist argwöhnisch gegen alle Regungen des Geistes und mag ihnen keinen neutralen Boden mehr vergönnen. Allein diese widerlichen Erscheinungen sind mit einer Uebergangszeit unzertrennlich verbunden. Noch niemals hat ein Volk freiere Formen gewonnen, ohne eine Zeit fieberhafter Erregung durchzumachen. Selbst die anscheinende Theilnahmslosigkeit großer Volksschichten darf uns nicht beunruhigen. Mehr und mehr gewöhnen sich diejenigen Classen, die durch ihre äußere Stellung und durch ihre Bildung zur wirklichen Theilnahme am Staatsleben berufen sind, daran, ihr Recht auch als ihre Pflicht zu begreifen; mehr und mehr ziehen sich die nur scheinbar Berechtigten von dieser Theilnahme zurück. Daß die Theilnahme am Staat zunächst als Haß und Furcht auftritt, darf uns nicht befremden, denn es handelt sich um ernste Dinge. — Die neuen parlamentarischen Formen haben durch ihre reale Leistung den Hoffnungen des Volks nicht entsprochen. Die Reaction hat einen Fußbreit Landes nach dem andern gewonnen, und Vieles, was für alle Ewigkeit sichergestellt schien, ist uns wieder entrisen oder steht wenigstens in Frage. Aber das parlamentarische Leben hat uns über viele Illusionen aufgeklärt; es hat uns gewöhnt, die politischen Angelegenheiten nicht mehr durch Phrasen zu erledigen, sondern sie concret ins Auge zu fassen; es hat unsere Begriffe zugleich aufgeklärt und vertieft. Es war für unsere Entwicklung ein schlimmer Umstand, daß es plötzlich und unerwartet über uns hereinbrach. Die Beredsamkeit ging nicht, wie sie soll, aus dem realen Interesse hervor, sondern aus der Nachbildung des Fremden. Die Verfassungen der kleinen

sich nach realer Politik, d. h. nach Thatkraft und Entschlossenheit. So sorgfältig sich der Geschichtschreiber bemüht, nur den Geist der Zeit, mit der er sich beschäftigt, darzustellen, so wird doch jedes Bild der Vergangenheit zugleich ein Spiegel für die Gegenwart. Einer Zeit gegenüber, auf deren Oberfläche man nur kraftlose Zuckungen wahrnimmt, ist die Apotheose der Kraft, der Genialität, des entschlossenen Willens wohl gerechtfertigt; aber es wäre zweckmäßig, immer durchblicken zu lassen, daß auch die Kraft am edelsten dann erscheint, wenn sie mit dem Geseß Hand in Hand geht. Die Römer wurden durch ihr Schicksal zur Monarchie getrieben, weil die Ausdehnung ihrer Eroberungen die Geschlossenheit des nationalen Bewußtseins aufhob, sodann weil das Alterthum noch nicht die Erfindung des Repräsentativsystems gemacht hatte, des einzigen Weges in einem größern Staat, das Volk an der Regierung zu theiligen, ohne in die Gefahr der Anarchie zu verfallen. In beiden Beziehungen stehen wir höher, als das römische Volk. Die neuere Zeit hat wirkliche Nationen hervorgebracht, die an ihrem Inhalt auch ihre Grenze finden, und sie hat die Form gefunden, die Masse durch Vertreter zu gliedern und sie dadurch in den Staatsorganismus aufzunehmen. Diese Formen wollen wir nicht gering anschlagen, weil sie in ihrer augenblicklichen Beschaffenheit keinen günstigen Eindruck hervorbringen, wir wollen sie vielmehr ohne Furcht, als doctrinär zu gelten, als das Palladium der nationalen Entwicklung betrachten und uns auch dann keinen Cäsar wünschen, wenn dieser wirklich im Stande sein sollte, uns über die unangenehmen Verwickelungen der gegenwärtigen Lage hinwegzuhelfen. Die natürliche Entwicklung führt langsamer zum Ziele, aber ihre Früchte sind dauerhafter.

Wenn dies glänzende Werk in künstlerischer wie in wissenschaftlicher Beziehung die verwandten Leistungen weit überragt, so fehlt es doch nicht an vortrefflichen Leistungen, die auf ein allgemeines Erwachen der nationalen Kraft in einem neuen Gebiet hindeuten. Dahin gehört das Leben Constantins von Jacob Burckhardt und die Hellenen im Stalienlande von Carl Neumann. Am erfreulichsten wird aber der Eindruck, wenn wir die Kunstgeschichte ins Auge fassen. An der Spitze steht das große Werk von Schnaase; würdig reihen sich ihm die Schriften von Lübke, Rugler, Springer, Otte, Hotho, Guhl u. s. w. an. Es zeigt sich in ihnen eine Verbindung des speculativen Geistes und der empirischen Kenntniß, die uns von dem Entwicklungsgang der Bildung auf dem Gebiet des Schönen eine concrete Vorstellung giebt, und die auf die ausübende Kunst eine segensreiche Rückwirkung nicht verfehlen wird.

Der freiere Blick der Geschichtschreiber ist mit der lebensvollern Entwicklung der Geschichte eng verbunden. Daß unser geschichtliches Leben im Fortschritt begriffen ist, kann nur derjenige verkennen, der den Maßstab

unserer frühern Ansprüche aus den Augen verloren hat. Es ist wahr, daß viele einzelne Erscheinungen des politischen Lebens in diesem Augenblick schlimmer aussehen, als 1847. Eine einflußreiche Classe des Volks, die früher gegen das politische Leben gleichgültig war, steht jetzt zorn erfüllt den modernen Ideen gegenüber und ist geneigt, an den Gegnern, in denen sie nicht mehr die Mitbürger, sondern nur noch die Empörer sieht, das Recht des Siegers geltend zu machen. Die Staatsverwaltung, deren Mechanismus früher durch die Hitze der augenblicklichen politischen Leidenschaft nicht angefochten war, ist fast ganz dem Spiel der politischen Intrigue verfallen. Man besetzt die Stellen nicht mehr nach dem Maßstab der Kenntniß, Erfahrung und Tüchtigkeit, sondern nach dem Maßstab der Gesinnung. Haß gegen die Vorkämpfer des Bürgerthums gilt als ein Verdienst um den Staat. In die Gesetzgebung und Verfassung, die früher zwar sehr viel zu wünschen übrig ließ, aber im Ganzen doch einen bestimmten Halt gewährte, ist jetzt jenes Schwanken und jene Unsicherheit eingetreten, die allen Zuständen etwas Provisorisches giebt. Um die Masse, deren Bethätigung man nicht mehr ganz vermeiden kann, zu gewinnen, werden Mittel angewendet, die zuweilen die schönste Seite der deutschen Natur beeinträchtigen. Man ist argwöhnisch gegen alle Regungen des Geistes und mag ihnen keinen neutralen Boden mehr vergönnen. Allein diese widerlichen Erscheinungen sind mit einer Uebergangszeit unzertrennlich verbunden. Noch niemals hat ein Volk freiere Formen gewonnen, ohne eine Zeit heftiger Erregung durchzumachen. Selbst die anscheinende Theilnahmslosigkeit großer Volksschichten darf uns nicht beunruhigen. Mehr und mehr gewöhnen sich diejenigen Classen, die durch ihre äußere Stellung und durch ihre Bildung zur wirklichen Theilnahme am Staatsleben berufen sind, daran, ihr Recht auch als ihre Pflicht zu begreifen; mehr und mehr ziehen sich die nur scheinbar Berechtigten von dieser Theilnahme zurück. Daß die Theilnahme am Staat zunächst als Haß und Furcht auftritt, darf uns nicht befremden, denn es handelt sich um ernste Dinge. — Die neuen parlamentarischen Formen haben durch ihre reale Leistung den Hoffnungen des Volks nicht entsprochen. Die Reaction hat einen Fußbreit Landes nach dem andern gewonnen, und Vieles, was für alle Ewigkeit sichergestellt schien, ist uns wieder entrisen oder steht wenigstens in Frage. Aber das parlamentarische Leben hat uns über viele Illusionen aufgeklärt; es hat uns gewöhnt, die politischen Angelegenheiten nicht mehr durch Phrasen zu erledigen, sondern sie concret ins Auge zu fassen; es hat unsere Begriffe zugleich aufgeklärt und vertieft. Es war für unsere Entwicklung ein schlimmer Umstand, daß es plötzlich und unerwartet über uns hereinbrach. Die Beredsamkeit ging nicht, wie sie soll, aus dem realen Interesse hervor, sondern aus der Nachbildung des Fremden. Die Verfassungen der kleinen

Staaten hatten die Beredtsamkeit nicht entwickelt, denn gerade die befähigten Männer hatten für den kleinen Kreis, der ihnen angewiesen war, nur ein geringes Interesse und wandten sich lieber allgemein politischen Gegenständen zu, auf die sie keinen unmittelbaren Einfluß ausüben konnten, die sie daher dilettantisch behandelten. In der Paulskirche war es im Großen derselbe Fall. Die tüchtigsten Köpfe Deutschlands waren vereinigt, aber sie hatten eine unmögliche Aufgabe und keine Handhabe unmittelbarer Wirksamkeit. Sie machten für denjenigen, der unbefangenen den Ereignissen zusah, den Eindruck eines freilich glänzenden Redeübungsvereins. An ergreifenden Formen stehen die preussischen Kammern hinter ihren Vorbildern weit zurück; aber das Bewußtsein, daß Alles, was dort gesprochen wird, eine unmittelbare Folge hat, und daß nur derjenige zur Geltung kommt, der mit gründlicher Einsicht in den Gegenstand einen bestimmten Zweck verbindet, giebt jenen Reden einen männlichen Charakter und einen tiefen Gehalt. Die Literatur fühlt überall den Einfluß dieser Wendung. Es sind nicht mehr Lehrbücher der abstracten Politik, nach denen man greift, sondern ernste, tief durchdachte Werke, wie z. B. Roscher's Volkswirtschaft. Früher hielt man eine technische Vorbildung nur bei den Beamten für nöthig, jetzt hat auch die Opposition die Ueberzeugung gewonnen, daß Einsicht und Macht zusammenfällt. Sehr erfreulich ist es, daß in den Reihen der Demokratie, das heißt derjenigen Volksschicht, die eine organische Fortentwicklung des Staatslebens für unmöglich hielt, ein Schriftsteller nach dem andern auftritt, um die Thorheit nachzuweisen, die darin liegt, auf eine Revolution zu speculiren, den Gang der Ereignisse durch Wünsche zu fördern, das Bestehende durch Ideen umzuwerfen. — Das parlamentarische Leben hat uns über den Werth der einzelnen Charaktere aufgeklärt. Es wurde zu Anfang der Bewegung so viel von den edelsten Männern Deutschlands gesprochen, daß man es den Demokraten nicht verargen darf, wenn sie darüber spotteten: Es war das noch ein Rest der alten ästhetischen Schönseeligkeit, die sich ursprünglich aus dem Pietismus herschrieb. Es ist unrecht, die Wahrheit einer Idee an die Würde eines sterblichen Menschen zu knüpfen, denn in dem Eifer des Schaffens und Gestaltens kann auch der Beste die ästhetische Einheit seiner Erscheinung nicht so festhalten, daß sie jede Anfechtung ausschliesse. Man muß sich hüten, den Neid der Götter zu erregen, denn ein übermüthiges Hervorheben der Persönlichkeit wird von den Andern, und zwar mit vollem Recht, als Beleidigung empfunden. Der edelste, der begabteste Mann ist nicht im Stande, Wunder zu thun, d. h. widersprechende Anforderungen zu erfüllen; er muß einmal aufhören, dem idealen Bilde zu entsprechen, welches sich die Phantasie von ihm gemacht, und dann läßt man den Mann entgelten, was die Einbildungskraft verschuldet. — Das

hat Heinrich von Gagern bitter empfunden. Der Strom der öffentlichen Meinung ging zu Anfang 1848 so gewaltig, daß innerhalb der Kreise, die irgend einen Bezug zu Frankfurt hatten, an der Allmacht der Nationalversammlung Niemand zweifelte. Dieser Glaube an die Omnipotenz des Parlaments fand in Gagern seine Verkörperung. Eine schon äußerlich imponirende Erscheinung, ein Verein von Kraft und Liebenswürdigkeit, wie man ihn selten findet, und, was die Hauptsache war, ein durch die freieste Bildung geläuterter, begeisterter Glaube. Als Gagern den bekannten kühnen Griff that, als er zu Köln dem König von Preußen die Nothwendigkeit, den festen Willen des Volks zu erfüllen, entgegenhielt, da jubelte alle Welt, denn man fühlte, daß ein echter Glaube vorhanden war, und in diesem Glauben hielt man seine eigenen Hoffnungen und Wünsche für gerechtfertigt. Die Nationalversammlung war gemäßigt in dem Inhalt ihrer Forderungen, aber um so rücksichtsloser in der Form. Wer hätte bei so viel Selbstgefühl daran zweifeln sollen, daß auch das Unmögliche erreicht werden könnte! Zuerst kam nun die Einsicht, daß Gagern nicht in dem Sinn der Ausdruck der Nationalversammlung sei, wie man es sich ursprünglich gedacht. Man erschrak, man wurde bedenklich, in der Hitze des Streits wurde die frühere Rücksicht vergessen. — Sodann wurde das Ziel nicht erreicht. Wenn auch nur eine kleine Majorität der Nationalversammlung unter der leidenschaftlichen Opposition aller übrigen Mitglieder den letzten entscheidenden Beschluß faßte, es war doch die Nationalversammlung, deren Ehre an seine Durchführung gebunden war. Durch eigene Kraft konnte sie ihren Entschluß nicht durchführen, und die Macht, die sie anrief, verschmähte die Mitwirkung. Der Glaube an die Allmacht der Nationalversammlung hatte sich als illusorisch erwiesen; und da dieser Glaube an Gagern's Persönlichkeit gekettet war, so machte man ihn verantwortlich. Kein einziges Mitglied des Rumpfparlaments war noch in den alten Illusionen befangen, aber — man hatte sich an dramatische Action gewöhnt und verlangte von seinen Helden die Consequenz der Rolle. Gagern verschmähte es, ernsthafte Angelegenheiten nach dem Maßstab einer dramatischen Composition zu betrachten, und zerstörte damit den letzten Nimbus. Ueberglücklich, eine Persönlichkeit gefunden zu haben, der man eine Schuld, die nur die Umstände traf, aufbürden konnte, versicherte die Demokratie, es habe nur an Gagern gelegen, die Allmacht der Nationalversammlung zu bethätigen; er habe sie verrathen. — Wir haben an Heinrich von Gagern keinen Augenblick gezweifelt. Ueber die Zweckmäßigkeit einzelner seiner Schritte läßt sich streiten; wir sind aber noch heute bereit, jeden einzelnen dieser Schritte aus dem innern Kern seiner edlen Natur heraus zu erklären und zu rechtfertigen. In jedem Act seines Lebens finden wir die ganze groß angelegte und sittlich fromme Natur

und wir finden einen innern Zusammenhang, der nicht bloß subjectiv ist, sondern der im Wesentlichen mit der Natur und Nothwendigkeit der Zustände übereinkommt. Wenn er noch heute, trotz aller äußern Niederlagen, sein Princip im vollsten Umfange mit der ganzen Wärme eines jugendlichen Glaubens vertritt, so ist das nicht bloß die Folgerichtigkeit einer rechtschaffenen Seele, sondern es drückt auch die richtige Einsicht aus: Der Weg, den die deutsche Nation, durch die Gewalt der Umstände getrieben, im Jahr 1848 und 1849 einschlug, konnte nicht zum Ziele führen, weil in den Voraussetzungen und dem Resultat ein innerer Widerspruch lag; allein das Ziel ist das richtige, das einzige, welches Deutschland im Auge behalten muß, um in die Reihe der selbständigen Völker einzugehen. Im Bewußtsein dieses sichern Weges sollen wir uns gewöhnen, wo es sich um ernste Dinge handelt, die Person gering zu achten und ihre Würde nur in ihrer Thätigkeit zu suchen. Was die politische Entwicklung dadurch an dramatischen Effecten verliert, wird sie an innerer Wahrheit gewinnen. Es war die Eitelkeit des subjectiven Wollens, die jenen ungesunden Pessimismus hervorgerufen hat, an dem wir noch immer kranken.

Wir haben die großen Leistungen in der Poesie und Philosophie aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts in ihrem fortschreitenden Zerfällungsproceß verfolgt, bis von der alten schönen Physiognomie unserer Kunst die letzten Spuren verwischt wurden. Wir begegnen zwar von Zeit zu Zeit sehr ernst gemeinten, fast ängstlichen Anstrengungen, den Faden aus diesem Labyrinth wieder zu finden; allein es scheint die Kraft zu fehlen, ihn zu ergreifen. Es ist kein Wunder, wenn in der trüben Stimmung unserer Tage nicht die Schlechtesten in unserer ganzen Cultur einen Zerwühlungsproceß wahrzunehmen glauben. Wir theilen diese Ansicht nicht; wir sind der Ueberzeugung, daß unsere gegenwärtigen Zustände im Ganzen betrachtet höher stehen, als die von 1790, höher, als die von 1807. In Beziehung auf unser Wissen und auf unsere materiellen Leistungen wird wohl kein Zweifel obwalten; wir behaupten es aber auch für unsere sittliche und ästhetische Gesamtbildung: In jenen Zeiten war die Kunst für die Auserwählten berechnet, die Masse war nicht davon ergriffen; gegenwärtig begegnen wir zwar auf der Oberfläche des Lebens höchst unerfreulichen Erscheinungen, wenn wir aber den Durchschnitt unseres allgemeinen Lebens ziehen und die individuelle harmonische Ausbildung des Einzelnen, so wie das Gemeingefühl des Volks mit den Erinnerungen vergleichen, die wir aus jener classischen Periode überkommen haben, so werden wir wohl zu dem Resultat kommen, daß wir besser sind, als unsere Väter und Vorväter. Damals herrschte noch eine allgemeine Unfähigkeit, sich selber einen Weg zu suchen; das Leben war ganz in kleinliche Schranken eingengt, die bürgerliche Sitte bewegte sich in den enge-

Formen, die vornehme Welt äffte den Franzosen nach. Solcher Zeit waren Goethe und Schiller erlösende Götter. Wir sind ihnen jetzt im Durchschnitt näher gekommen, während unsere poetischen und philosophischen Führer in der Bildung zurückgegangen sind. Die Ideen, die damals ein Vorrecht Einzelner waren, sind jetzt Gemeingut der Nation. Noch wissen wir nicht recht, was wir damit machen sollen, wir haben uns bei allen Versuchen die klüglichen Blößen gegeben; aber selbst die Möglichkeit solcher Versuche ist ein Fortschritt. Die Nation hat sich in keinem günstigen Licht dargestellt, aber sie ist doch öffentlich aufgetreten, und es ist eine nicht mehr wegzuleugnende Thatsache, daß es ein deutsches Volk giebt. Bei Klopstock beschränkte es sich auf eine schwärmerische Vision, und Goethe glaubte gar nicht daran. Daß wir uns unsers Daseins bewußt geworden sind, das ist eine Errungenschaft der Freiheitskriege und der Bewegung von 1848, die wir durch eine schlechte Literatur und durch das wilde Treiben einer blinden Reaction kaum zu theuer erkaufte haben. Was die letztere betrifft, so kößt sie uns keinen Schrecken ein. Es ist nicht wahr, daß unsere politischen Zustände schlechter sind, als selbst die von 1847; wir empfinden es nur lebhafter, und diese Scham ist das beste Zeichen, daß ein Keim des Fortschrittes in uns liegt. Daß die Doctrinen der Reaction sich ein so bedeutendes Terrain erobert haben, ist kein schlechtes Zeichen. An sich sind sie seit Schlegel keinen Schritt vorwärts gekommen; die gewandten Sophisten, die für sie Propaganda machen, zehren noch von den alten Doctrinen, und für unsere Ritter war es ein Moment der Bildung, durch das sie in das allgemeine politische Leben eingeführt wurden. Der leidenschaftliche Zorn der Ritterschaft gegen die neuen Ideen ist für das Gedeihen des Staats nützlicher, als ihre alte Lethargie; denn seitdem sie an dem Kampf theilnimmt, ist sie der geistigen Rückwirkung desselben ausgesetzt. Bereits hat ein großer Theil ihrer ehemaligen Führer sich der neuen Richtung zugewendet, und von den Vorfechtern der blinden Reaction kann man dasselbe sagen, was ehemals Huber von den Radicalen: Die Todten reiten schnell. — Wird hier unsere Furcht geringer, so erhöht sich unser Muth, wenn wir das Leben des Volkes mit unbefangenen Augen verfolgen. Wenn das parlamentarische Leben uns über die Eitelkeit so mancher falschen Größen aufgeklärt hat, so gab es dafür manchem tüchtigen Charakter Gelegenheit, sich in seiner vollen Kraft zu entfalten. So lange wir einen Mann wie Vinde zu unsern Vorfechtern zählen, dürfen wir über die Charakterschwäche unserer Nation nicht besorgt sein; so lange in den innern Einrichtungen des preussischen Staats die alte Gesundheit unverkümmert bleibt, können wir trotz all der widerwärtigen Erscheinungen, die sich auf der Oberfläche regen, an die Zukunft unserer Idee glauben. Das Leben hebt



manche Illusionen auf, es zeigt uns aber die wirkliche Kraft im schönsten Licht. Wir haben in früherer Zeit unser Herz zu sehr an unbestimmte Ideale geknüpft, unsere Phantasie zu sehr an Bildern aus der Fremde geweidet; jetzt sind wir mitten in unser deutsches Leben versetzt, tief in Sorge, Noth und Leidenschaft getaucht, aber aus dem Boden, auf welchem wir stehen, erwächst uns auch immer neue Kraft, und in ernster, folgerichtiger Arbeit werden wir erkennen, daß das wahrhaft Ideale auch das Wirkliche ist.

Ende des dritten Bandes.

## Inhalt des dritten Bandes.

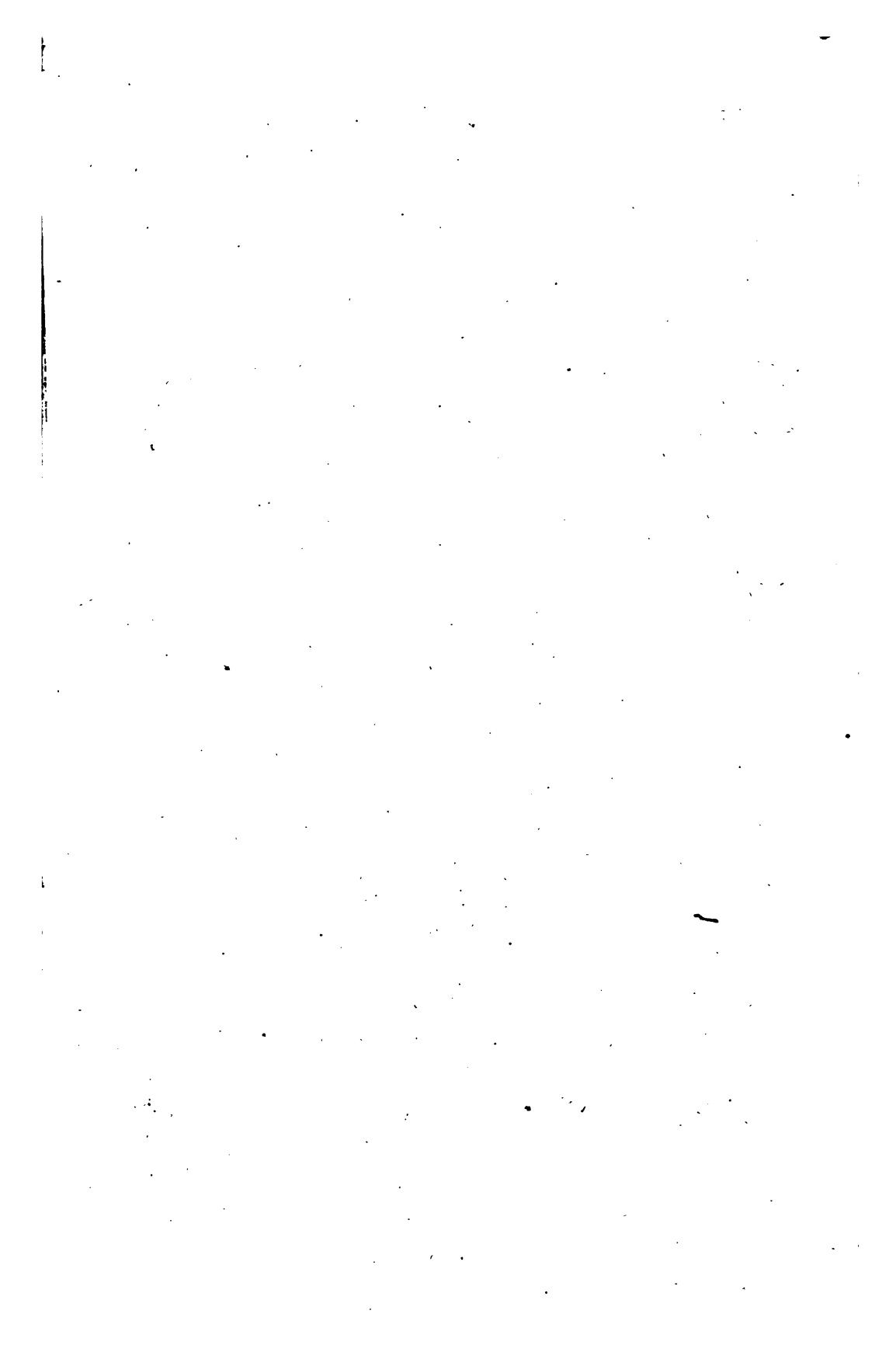
	Seite
Vorrede zur ersten, zweiten und dritten Auflage.	
<b>Erstes Kapitel. Das junge Deutschland</b> . . . . .	<b>— 1</b>
Uebergang vom Idealismus zum Realismus . . . . .	1
Heinrich Heine . . . . .	7
Ludwig Börne; die jüdischen Schriftsteller . . . . .	26
Einfluß der französischen Literatur; Fürst Büdler . . . . .	31
W. Menzel und das junge Deutschland . . . . .	34
Chr. Grabbe; die spätern Bearbeitungen des Don Juan-Fanst (Lenau); krankhafte Ansicht von der Poesie (Freiligrath) . . . . .	38
G. Büchner und die spätern Revolutionsstücke (Griepenkerl) . . . . .	49
H. Laube . . . . .	59
K. Gupkow, 1832—1839 . . . . .	61
Th. Mundt; Emancipation der Frauen (Charlotte Stieglitz, Gott- schall); Socialismus . . . . .	70
Die moderne Lyrik: Anast. Grün . . . . .	77
Nic. Lenau und seine Schule . . . . .	78
Freiligrath . . . . .	85
Politische Poesie: Herwegh . . . . .	88
Ältere Richtungen; Redwitz; Goethe über die lyrischen Dichter . . . . .	92
<b>Zweites Kapitel. Das Theater unter jungdeutschen Ein- flüssen</b> . . . . .	<b>— 98</b>
Realistischer Charakter der Bühne . . . . .	98
Das Lustspiel: Benedix, Bauernfeld, Ch. Birch-Pfeiffer . . . . .	104
K. Gupkow als Theaterdichter . . . . .	107
H. Laube . . . . .	129
F. Hebbel . . . . .	135

## Inhalt.

	Seite
D. Ludwig . . . . .	178
E. Rosenthal . . . . .	185
A. Meißner . . . . .	188
Elise Schmidt . . . . .	190
Die Volksdramen; Nothwendigkeit der tragischen-Versöhnung und des Ideals . . . . .	194
<b>Drittes Kapitel. Der Roman und die Gesellschaft . . . . .</b>	<b>198</b>
Der historische Roman: W. Hauff . . . . .	198
Wilibald Alexis . . . . .	201
Steffens; Rehfues; Spindler; Ischotte u. A. . . . .	208
Sealsfeld . . . . .	211
Gerstäcker; Hackländer; Holtei . . . . .	216
Der sociale Roman: Einfluß der Franzosen; die Frauen . . . . .	218
Gräfin Hahn-Hahn . . . . .	222
Therese; Ida v. Düringsfeld; Sternberg; H. König . . . . .	233
Fanny Lewald . . . . .	238
Guglow, die Ritter vom Geist . . . . .	241
Max Waldau . . . . .	257
Der Tannhäuser . . . . . Eritis sicut Deus . . . . .	295
Gottfried Keller; Hermann Grimm; Paul Heyse . . . . .	263
Das Studium der Natur und Wirklichkeit: Berthold Auerbach . . . . .	267
Jeremias Gotthelf . . . . .	277
Kompert, Schiff, Rant . . . . . Adelbert Stifter . . . . .	285
Naturgeschichte der Gesellschaft: Riehl . . . . .	289
Der Roman und die Arbeit: Gustav Freytag . . . . .	295
Einwirkung der Politik auf den Roman . . . . .	311
<b>Viertes Kapitel. Der philosophische Radicalismus . . . . .</b>	<b>313</b>
Die Hegelianer und die Revolution . . . . .	318
David Strauß, seine theologischen Gegner und Nachfolger . . . . .	316
Ludwig Feuerbach . . . . .	328
Friedrich Daumer . . . . .	336
Arnold Ruge . . . . .	341
Die souveräne Kritik: Bruno Bauer; Max Stirner . . . . .	351
Die Demokratie . . . . .	368
Auflösungsproceß der Philosophie: Schopenhauer . . . . .	374
Die Naturwissenschaft und der Materialismus . . . . .	378
<b>Fünftes Kapitel. Geschichte und Politik . . . . .</b>	<b>383</b>
Uebergang von der philosophisch-poetischen zur historisch-politi- schen Bildung . . . . .	383

## Inhalt.

	Seite
Die objective Schule: Leopold Ranke . . . . .	390
Die Diplomatie: Radowicz . . . . .	398
Die Reaction: Hurter . . . . .	402
Gfrörer . . . . .	407
Leo . . . . .	411
Stahl . . . . .	422
Der nationale Liberalismus: Schlosser . . . . .	428
Raumer; Dahlmann . . . . .	431
Gervinus; Häusser; Beigle . . . . .	434
Baiz und das Frankfurter Parlament; Sybel . . . . .	443
Drohsen; Dunder . . . . .	452
Mommsen . . . . .	455
Die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben im nationalen Sinn . . . . .	470



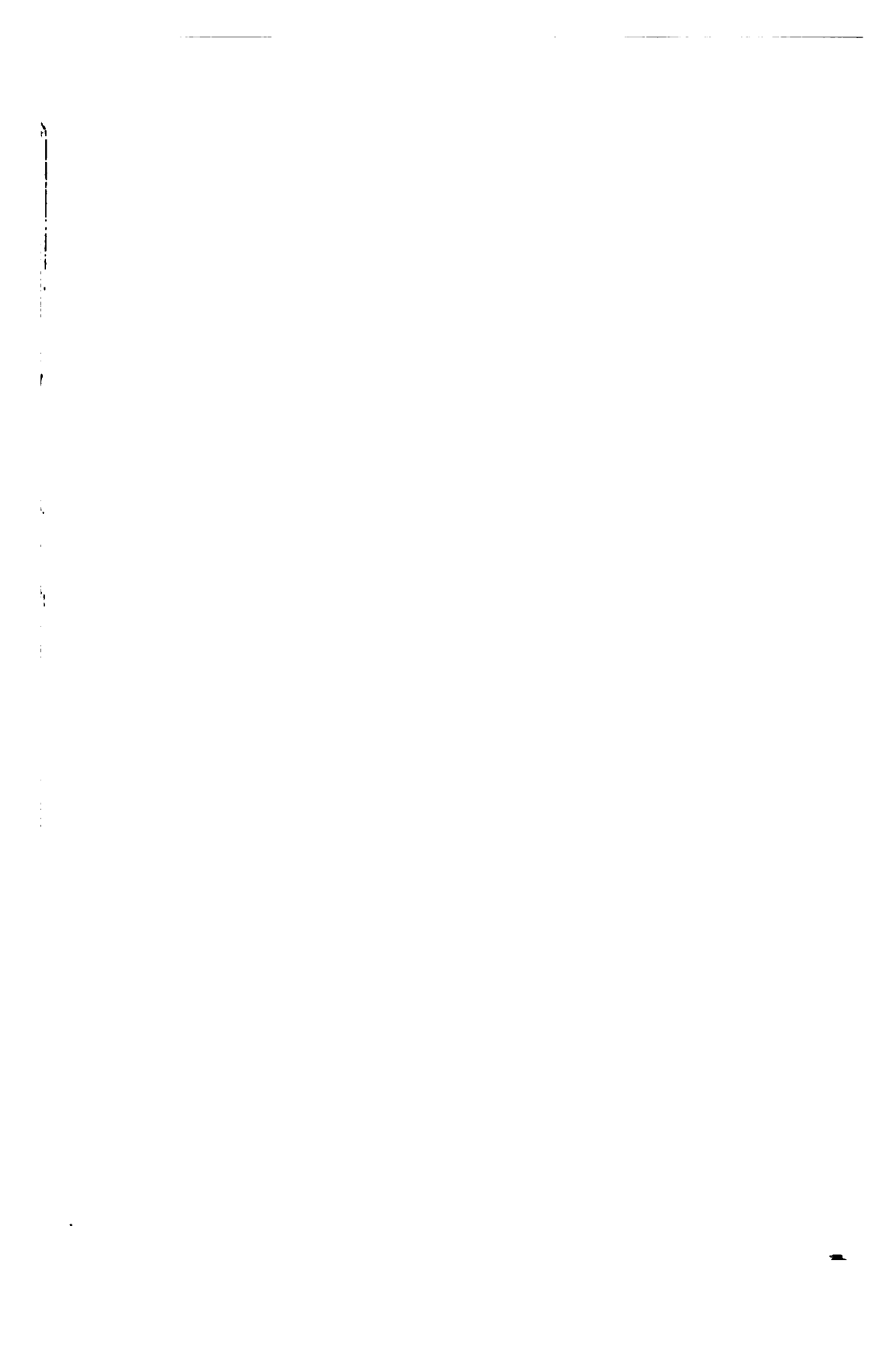












**TO** 

202 Main Library

**LOAN PERIOD 1**

2

3

4

**5**

6

309<sup>-11</sup> (50) 11/1/19

313-14

**Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date**

**Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date**

REC CIRC MAR 12 1985

REC CIRC MAR 12 1985

**JUL 11 2006**

FORM NO. DD6, 60m, 1/83

④

U.S. GOVERNMENT PRINTING OFFICE



C031195253

